

# Baltische Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

---

5A

122.

Einundfünfzigster Jahrgang.

LXVIII. Band.

N<sup>o</sup> 110766.



Riga.

Verlag von Jond & Poliewsky.

1909.

# Inhaltsverzeichnis.

Band LXVIII.

Seite

Das Ethos in der Musik. Von Direktor Mag. <b>A. Hollmann</b> . . . . .	1
Zur Geschichte der Schlacht auf der Spilwe. Historische Miscelle.	17
Leben und Wirken des russischen Finanzministers Grafen Rantrin. II. Teil. Von <b>M. S. Freiherrn v. Nolden</b> . . . . .	22
Aus einem livländischen Erinnerungsbuche . . . . .	84
Unsere Stellung zur projektierten Bildung neuer Pfarr- verbände. Von Pastor <b>S. Grüner, Sallgala</b> . . . . .	124
Baron Eduard v. Toll's Polarfahrt. Von <b>Fr. v. Kuepfer</b> . . . . .	148
Über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern. Von Prof. Dr. <b>Leopold v. Schroeder</b> . . . . .	153
Psychische Entropie. Von <b>S. v. Samson-Simmelsjerna</b> †. 175.	233
Die estnische Presse 1908/9. Von Pastor <b>G. Saller, St. Martens</b> . <sup>2</sup>	207
Kulturgeschichtliche Miscellen: Soldatenwerbung in Livland während des 30jährigen Krieges . . . . .	230
Aus den Jugendjahren von Karl Ernst von Baer. Briefe von R. E. v. Baer an Ed. Ahmuth. Von Prof. Dr. <b>H. Hausmann</b> . 251.	313
Goethe-Briefe in der Rigaer Stadtbibliothek. Von <b>G. v. S.</b>	371
Kulturgeschichtliche Miscellen: Ein Schreiben Otto v. Mengdens an den livländischen Generalgouverneur Grafen Magnus Gabriel De la Gardie vom J. 1652. . . . .	379
Literarische Rundschau: Kosanow, Jakob M. A. Lenz, der Dichter der Sturm- und Drang-Periode. Von <b>P. Fald</b> . . . . .	383
Aus dem Tagebuch einer Gouvernante (1840) . . . . .	385
Etwas über Lubahn und die Ewst . . . . .	415
Zu den letzten Feldzügen im 7-jährigen Kriege. Aus den Aufzeichnungen des Obersten v. Kennenkampff . . . . .	423
An die Leser der „B. M.“ . . . . .	445

# Das Ethos in der Musik.

Von

Direktor Mag. A. Söllmann\*.

Die Seele nährt sich von Kenntnissen — so läßt Plato den Sokrates sagen: eine scheinbar unbedenkliche Äußerung, der wir ohne weiteres zustimmen geneigt sein dürften. Wo dieser Satz aber hinzielt, wird uns klar, wenn wir erfahren, daß Aristoteles das sittliche Handeln und das künstlerische Schaffen für Arten des Denkens erklärt. Die alten Philosophen gingen eben von der Zweiteilung des Menschen in Seele und Leib aus, und es ist erklärlich, daß dann Erkenntnis und Bewußtsein nicht unterschieden wurden, so daß alles, was in der Seele vorgeht, für eine Art Erkenntnis gehalten werden konnte.

Auf den von den Alten gelegten Fundamenten haben nun alle Neueren gebaut, und wir werden uns daher nicht wundern, wenn z. B. Spinoza die Affekte nach ihrer geistigen Seite für verworrene Vorstellungen — konfuse Ideen — hält. Bekannt ist ja auch die einseitige Betonung der Verstandeskräfte (des „gesunden Menschenverstandes“) zur Zeit der Aufklärung. Der deutsche Idealismus des vorigen Jahrhunderts, wie er im Hegelschen System gipfelt, erklärt, die Konsequenzen aus einer Platonischen Anschauungsweise ziehend, die ganze Welt aus der Vernunft: das Wesen der Dinge ist ihm der Begriff.

Diesen philosophischen Meinungen, die durch die Jahrhunderte und Jahrtausende die maßgebenden Kreise der höher Gebildeten beherrscht haben, entspricht nun auch das populäre Bewußtsein. Auch heutzutage ist man noch geneigt, die Gefühle für dunkle und verworrene Vorstellungen zu halten und der Vernunft allerhand

\*) Vortrag, gehalten in der Aula des Landesgymnasiums zu Goldingen am 10. März 1909.

zuzuschreiben — z. B. die Erkenntnis und die Regelung unseres sittlichen Lebens oder eine gewisse Gotteserkenntnis —, was aus ihr, wenigstens aus ihr allein, durchaus nicht erklärt werden kann.

Freilich werden wir allmählich in diesen unseren Anschauungen unsicher. Die führenden Persönlichkeiten des höheren Geisteslebens haben die Unzulänglichkeit der idealistischen Weltanschauung erkannt und suchen nach neuen Auffassungsformen des geistigen Lebens, das ja doch viel reicher und vielseitiger ist, als der bloße Intellekt. Ich brauche, um das Gesagte zu veranschaulichen, wohl nur auf das viel gehörte moderne Schlagwort „Kunstszierung“ hinzuweisen. Wollen wir für die heutigen Kämpfe und Bestrebungen auf dem Gebiete der höheren Geisteskultur eine Formel aufstellen, so werden wir sagen können: Es geht zu unserer Zeit die Liquidation des Platonismus, der idealistischen Weltanschauung, vor sich.

Allerdings hat es, wenn wir die Geistesgeschichte der Menschheit überschauen, nie an entgegengesetzten Weltanschauungen gefehlt. Der atomistische Materialismus hat von jeher seine Anhänger gehabt, und wer wollte leugnen, daß die Wissenschaft ihm viel verdankt. Andererseits sehen wir im Epikuräismus und Stoizismus eine Umbiegung des philosophischen Interesses nach der praktischen Seite des Lebens hin. — Das Christentum hat nun ein neues Prinzip in die Welt gebracht, dem folgerichtig auch eine neue wissenschaftliche Weltanschauung entspreche. Doch ist diese Tatsache zu einem großen Teil durch den Umstand verdeckt geblieben, daß die alten Theologen, die ganz in den Formen hellenischer Denkweise lebten, es versucht haben, den neuen Wein in die alten Schläuche zu fassen.

So ist es gekommen, daß die neueren Idealisten, indem sie meinten, den philosophischen Gehalt des Christentums zu erfassen, uns weiter nichts als eine Kopie des Platonischen Idealismus lieferten: die Grundzüge des Hegelschen Systems finden sich schon alle in Platons Parmenides. Wenn nun heutzutage auch die aus der idealistischen Familie stammenden Philosophen und Gelehrten — von der materialistischen Partei wollen wir hier absehen — es versuchen, sich der engen Fesseln der Platonischen Weltanschauung zu entledigen, so dürfen wir darin ein Zeichen dafür erblicken, daß die im Christentum geoffenbarten Lebensmächte, die ja freilich zu allen Zeiten die Herzen vieler Menschen bewegt und ihre Handlungen bestimmt haben, nun auch die Köpfe anfangen zu erhellen und den idealistischen Gespenserspuk daraus zu vertreiben sich anschicken.

Es bahnt sich also eine moderne christliche Weltanschauung an — ich sage nicht, daß sie schon klar herausgearbeitet ist —, aber in ihren Grundzügen liegt sie uns gewiß bei Goethe vor, wenn auch in poetischer, bildlicher Fassung. Welcher Gegensatz: Plato und Goethe! Wollen wir den Unterschied alter und neuer Geisteskultur uns klar machen, so gibt es glaube ich kaum einen besseren Weg, als diese beiden Sonnen, um die sich die geistigen Weltssysteme ihrer Zeiten bewegen, mit einander zu vergleichen. — Vielleicht gibt es heutzutage auch schon die Grundlegung eines der Goetheschen Anschauung entsprechenden philosophischen Systems — doch ich will diese Frage hier nicht weiter verfolgen und lieber einstweilen meiner persönlichen Ansicht mißtrauen.

Die Goethesche Weltauffassung bereitet sich in Klopstock, Hamann und Herder vor; das sind seine geistigen Ahnen. Wenn wir weiter graben wollten, würden wir ja auch deren Stammbaum weiter hinauf verfolgen können, was an sich interessant genug ist, hier aber zu weit führen würde. In Herders Frühzeit vollzieht sich etwas, was wir im Gegensatz zu dem damals herrschenden Rationalismus die Entdeckung der Seele nennen könnten, indem er Empfindung und Gefühl, Phantasie und Leidenschaft mit starker Betonung den bloß erkennenden Kräften der Seele entgegensetzt und den Menschen als ein Ganzes auffaßt, in dem die Erkenntnis nicht einmal die Hauptrolle spielt. — In der Atmosphäre, die durch diese in der Geschichte des Geistes Epoche machenden Männer geschaffen worden, atmet auch Schleiermacher, und wenn er das Wesen der Religion im Gefühl sucht, so ist das ein großer Fortschritt über einen Standpunkt hinaus, der Glauben und Wissen für Geschwister hielt und die Religion für ein System geoffenbarter Vernunftwahrheiten ansah.

Wie es aber überall bei jeder organischen Entwicklung geht: das Alte wirkt noch fort, während das Neue schon sproßt oder gar blüht; so auch hier. Neue Ziele sind uns gesteckt, neue Wege gewiesen; aber die alte Organisation unseres geistigen Daseins lebt noch fort: noch ist uns die Erkenntnis das Wesentliche des Geistes, noch glauben wir unsere Jugend durch viel Wissen am besten zu bilden, noch beachten wir zu wenig die Geistesanlagen und Lebenskräfte, die außerhalb des Wissens ihren Schwerpunkt haben. Und wenn auch allenthalben über diesen Zustand Klage geführt wird, so dürfte es doch noch Generationen dauern, bis der Becher des Idealismus geleert sein wird und wir seine Gefe bis auf die Reige werden ausgetrunken haben. — Unter den modernen

Völkern sind es vor allem die Deutschen, die in ehrlicher, gewissenhafter Bedanterie die praktischen Konsequenzen aus den falschen Voraussetzungen des Platonischen Idealismus gezogen haben; die andern Nationen sind so von des Gedankens Blässe nicht angefränkelt worden.

Im griechischen Altertum natürlich konnte der Idealismus nicht so das ganze Leben beherrschen; dieses hatte vielmehr kräftige und breite natürliche Grundlagen, und auch Plato selbst ist viel größer und umfassender als sein philosophisches System; ja, viele seiner fruchtbarsten und wertvollsten Gedanken haben genau genommen in seinem eigenen System gar keinen Platz: ich erinnere nur an die Idee der erlösenden Liebe. So kann es denn nicht fehlen, daß wir für das neue Gebäude geistigen Lebens, das wir aufzurichten verpflichtet sind, bei den Griechen und namentlich auch bei Plato die wertvollsten Bausteine finden werden.

Man preist nicht mit Unrecht bei den Hellenen das Streben nach allseitiger harmonischer Ausbildung der ganzen Persönlichkeit, und man braucht etwa nur in Platons Staat zu blättern, um darüber zu staunen, wie reich und vielseitig sich das Leben der menschlichen Gesellschaft wie des Einzelnen vor uns entrollt. Plato verrät in seinen organisatorischen Entwürfen eine tiefe Einsicht in das menschliche Seelenleben und seine Bedürfnisse. Und wenn in der Theorie auch die Erkenntnis und der Begriff bevorzugt erscheint, so werden doch im Aufbau des Staatslebens alle dem Menschen innewohnenden Kräfte berücksichtigt. Dieses zeigt sich namentlich auch in der Erziehung und Bildung der Jugend, sowohl hinsichtlich ihrer Ziele als der Wege und Methoden. Die Idee des sittlich Guten ist hier die herrschende, wie ja überhaupt die Idee des Guten als eine Krönung der Platonischen Gedankenwelt erscheint. Die drei Mächte im Menschen: die Begierde, das Gemüt in Zorn und Liebe, die Vernunft, — sie müssen in das richtige Verhältnis zu einander gebracht werden, so daß die Vernunft regiert, Zorn und Liebe ihr aber zu Hilfe kommen, um über die Begierden zu herrschen. Dieser wohlgestimmte Dreiklang ist es nun, was das Wesen des sittlich Guten ausmacht. Und wenn überhaupt die Kunst in Platons Erziehungssystem als Nachahmung des sittlich Guten in Betracht kommt, so verstehen wir es, daß namentlich der Musik ein so hervorragender Platz in der Jugend-erziehung eingeräumt wird, was Plato durch den tiefsinnigen Satz begründet, daß das ganze Leben des Menschen schöner Harmonie und eines schönen Rhythmus bedürfe.

Die Musik ist eine Nachahmung — was schon Aristoteles erkannt hat — nicht etwa von Vogelstimmen und anderen Naturlauten, sondern sie ist eine Nachahmung des menschlichen Lebens, der Handlungen und des Charakters, d. h. überhaupt des ethischen Elements, was ja der eigentliche Mensch ist, seine Seele und seine Vernunft. — Ganz in Übereinstimmung mit Aristoteles sagt Goethe, die Dichtkunst sei doch wohl vorzüglich auf die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz des inneren Menschen angewiesen. — Dies gilt nun von aller Kunst: der eigentliche Gegenstand der Kunst ist der innere Mensch.

Interessant ist es — ich folge hier Reichmüller —, daß Aristoteles die Nachahmung durch die bildenden Künste deswegen geringer schätzt, weil sie nur durch die Formen Zeichen für die ethischen Vorgänge angeben können. Für eine unmittelbare Erfassung des Innerlichen reicht das Auge nicht hin, denn es kann in Formen und Gebärden nur Folgen erkennen aus dem innerlichen Leben der Affekte und des Charakters im Herzen und deshalb nur wie aus Zeichen darauf zurückschließen. Die eigentliche Nachahmung des Charakters (Ethos) und der Seele (Psyche) findet doch erst in der Musik statt. Die höhere Stufe der Musik hat durchweg ein genaues Verhältnis zu den Affekten und dem ethischen Leben und der praktischen Vernunft. Solche Musik ist daher im eigentlichen Sinne Nachahmung des Charakters. So Aristoteles. Und nun lasse ich wieder Goethe reden: „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt.“

Über Aristoteles' seltsame Erklärung der Tatsache, daß die Musik den inneren Menschen, sein Ethos, so unmittelbar zum Ausdruck zu bringen vermag, werden wir uns nur verwundern können; sie bringt uns heute keinen Schritt vorwärts. Wir wollen lieber einstweilen mit Goethe annehmen, die Musik stehe so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es gehe von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist sich Rechenschaft zu geben; und wir wollen mit Schumann die Musik eine Waise nennen, deren Vater und Mutter keiner nennen könnte, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, daß das „Geheimnis ihres Ursprungs“ noch einmal aufgedeckt werden könnte. —

Aber das ist ja nicht die Hauptsache: begriffen oder unbegriffen wirkt die Musik mit gleicher Macht und enthüllt uns das Leben der Seele. Meine Aufgabe kann es daher auch nicht sein,

zu den Quellen dieses geheimnisvollen Stromes vorzubringen — vielleicht ist es einer der Ströme, die von Eden ausgehen —, ich möchte Sie nur einladen und Ihnen dazu behülflich sein, sich an seinen Ufern wohnlich einzurichten, aus ihm zu schöpfen und an seinen belebenden und verjüngenden Wirkungen teilzunehmen.

Ich möchte Ihnen die Musik zunächst auf einem Gebiet aufweisen, wo man sie gewöhnlich nicht sucht, das aber ganz von ihr durchtränkt ist — wie ja auch die Ströme, die von Eden ausgingen, das Land bewässerten —: ich meine die Sprache. In unseren Grammatiken lesen wir noch vielfach, ganz in Übereinstimmung mit dem gesamten intellektualistischen Tenor unserer Bildung, unter Sprache verstehe man die Fähigkeit, seine Gedanken in Worten mitzuteilen! Seine Gedanken! Gibt es denn nichts anderes mitzuteilen als Gedanken? Sprechen wir nicht Wünsche und Hoffnungen, Fragen und Befehle aus, kommen nicht Stimmungen, Gefühle, Affekte in der Sprache zum Ausdruck, und sind das alles Gedanken? — Sie sehen, wie tief wir noch im Idealismus stecken, wenn wir das Wesen der Sprache so erklären.

Die moderne Sprachforschung hat nun aber zum Glück diese enge Auffassung vom Wesen der Sprache schon längst verlassen und ist nicht ohne Erfolg bemüht, ihrem gesamten reichen Leben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Während man früher dem philologischen Studium im Wesentlichen die geschriebene Sprache zugrunde legte und dieser dann mit Grammatik und Lexikon zu Leibe ging, beobachtet man jetzt die lebendige Rede und analysiert außer dem syntaktischen und etymologischen Bau nun ihre gesamte Schallmasse nach Klang, Tempo, Rhythmus, Melodie usw.

Ich erlaube mir, das Gesagte an einem Beispiel zu verdeutlichen, das ich der kürzlich erschienenen Deutschen Verslehre von Dr. Franz Saran entnehme. Es heißt dort in dem Abschnitt über die Sprecharten: Man spreche den Satz „Ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren“ 1. trocken als syntaktisches Beispiel. Dann 2. ablehnend, achselzuckend. Weiter: 3. ärgerlich, 4. mit starkem, aber unterdrücktem Ärger, 5. kummervoll, 6. tieftraurig, 7. spizig, 8. mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Stets ändert sich die ganze Sprachform, in manchen Fällen sehr bedeutend. Im Fall 2 verwende ich ein Melos, das in sehr kleinen Schritten durchweg absteigt; dazu hellere Klangfarbe der Laute. In 3 wird bei ähnlichem Tonfall die Klangfarbe im Sinne der Oboe verändert, der Stimmton neigt zum Anarren, die Intervalle werden größer. 4. Man spricht unter starkem Druck, mit straffer Muskulatur, die

stimmlosen Laute werden scharf und rauh (Aspiration), die Unterschiede der Silbenschwere werden besonders durch Beschwerung der leichteren Silben geringer, man artikuliert staccato; dadurch wird die Silbentrennung merklicher, die bei Nr. 1—3 nicht auffällt; die Gruppen der niederen Ordnungen treten hervor. 5. Mit schlaffer Muskulatur, mit schwachem Druck, die Intervalle werden klein, der Umfang der durchlaufenen Tonreihe gering (Eindruck der Monotonie), tiefere Tonlage, langsames Tempo, Klangfarbe der Stimmtöne im Sinne der tiefen Klarinette; die Gruppen der niederen Ordnungen treten hervor. 6. Dasselbe, nur alles gesteigert. 7. Zweimal steigend-fallendes Melos, sehr hohe Tonlage, staccato, Hervortreten der niederen Gruppen. 8. Großer Umfang des Melos. . . . Man sieht: Gliederung, Melos, Sprachklang, Tempo, alles kann „sich verschieben“. — Weiterhin unterscheidet dann Saran die Sprechart der sachlichen, nüchternen Rede, der Belehrung, des Überredens, der salbungsvollen Ermahnung, des Kommandos, der Ironie, des spigen Tones, der Freude, des Zorns, des Ärgers, des Stels, der Überraschung zc. Die Gemütsbewegungen können sich frei ergießen oder gehindert sein, sie können angetrieben oder unterdrückt erscheinen. Es gibt die Sprechart der verschiedenen Charaktere und Temperamente usw. Kurz, die Zahl der Nuancen ist ungeheuer groß.

Wir sehen an diesem Beispiel, daß das, was in der Sprache die Gefühle, Stimmungen, Affekte ausdrückt, die „Sprache des Gemüts“, im Musikalischen liegt: in Akzent und Rhythmus, in Melodie, Sprachklang und Tempo. Es besteht also eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen dem musikalischen Element der Sprache und den Gemütszuständen des Menschen, wie wir ja auch, ohne die einzelnen Worte zu verstehen, aus der Sprechart mit Sicherheit darauf schließen können, was in dem Redenden vorgeht, z. B. ob er traurig, ärgerlich, froh gestimmt ist, ob er bittet oder befiehlt, ob er zustimmt oder widerspricht.

Wer hat nicht auch schon einmal die Musik der gesprochenen — nicht der gesungenen — Sprache empfunden. Wir Balten freilich — die Vörländer stehen darin den Kurländern noch nach — haben verhältnismäßig weniger Musik in unserer Sprache, als die Reichsdeutschen, namentlich die Süddeutschen. Und erst der Italiener: bei diesem hält es oft sogar schwer die Grenze zwischen gesprochener und gesungener Rede zu ziehen. Wer Sinn für diese Musik der Sprache hat, wird sich wohl auch schon, wie es mir wiederholt begegnet ist, darauf ertappt haben, daß er in der

Unterhaltung, vom Zauber der Musik in der Rede hingerissen, den Sinn und die Bedeutung des Gesagten überhört hat und nun für unaufmerksam und unhöflich hat gelten müssen.

Ich sprach vorhin von einer natürlichen Verwandtschaft zwischen dem musikalischen Element der Sprache und den Gemütszuständen des Menschen. Ich muß das Gesagte hier gleich einschränken: in der musikalischen Symbolik der Sprache, in der Sprechweise liegt viel Konventionelles, viel historisch Gewordenes und Überliefertes, so daß wir nicht ohne weiteres imstande sind, diese Symbolik bei einem Angehörigen einer fremden Nation richtig zu deuten. Ich habe recht lange Zeit nötig gehabt, um mich an die musikalische Symbolik der arabischen Sprache zu gewöhnen; anfangs bin ich so manchen Mißverständnissen ausgesetzt gewesen. Aber selbst die Mundarten einer und derselben Sprache zeigen hier oft deutliche Unterschiede. So ist es eine bemerkenswerte Tatsache, daß es in Deutschland „zwei konträre Generalsysteme der Melodifizierung gibt, die landschaftlich geschieden sind“, oder anders ausgedrückt: „zwei landschaftlich getrennte Systeme der Empfindung für die melodische Wirkung der Rede, das Niederdeutsche und Hochdeutsche“ (Sievers). So lassen wir z. B. am Ende des Sazes vielfach die Stimme sinken, wo sie sich beim Süddeutschen hebt. — Aber doch überwiegt die natürliche Symbolik über die konventionelle und historisch gewordene so weit, daß wir in der Sprechweise den Stammescharakter — etwa des Preußen und des Schwaben oder Bayern — unmittelbar und anschaulich zu erfassen glauben. Man denke nur an eine Reise von Berlin nach München im D-Zuge, wenn in Hof, glaube ich, an Stelle des preußischen der bayrische Schaffner tritt. —

In der Sprache also empfinden und deuten wir die musikalische Symbolik unmittelbar, und es ist uns das etwas so Selbstverständliches, daß wir gewöhnlich nicht einmal darauf achten. — Anders in der eigentlichen Musik. Das gesungene Lied, wo der Text der Deutung zu Hilfe kommt, liegt dem Verständnis auch der sogen. Unmusikalischen noch näher. Aber der Instrumentalmusik stehen die meisten ratlos gegenüber, wenigstens sofern es sich um die höheren Formen der Musik handelt. Man ist daher auf den seltsamen Einfall geraten — und auch berühmte Musikschriststeller haben ihn vertreten —, die Musik drücke überhaupt keinen seelischen Gehalt aus, sie sei nur ein erfreuliches Spiel tönend bewegter Formen. Aber wer je tiefe Eindrücke von absoluter Musik empfangen hat, wird es nicht für der Mühe wert

halten, sich mit dieser Meinung auseinanderzusetzen. Wenn es auch nicht wahr zu sein braucht, daß ein Hörer sich das Spiel eines Künstlers so zu Herzen genommen habe, daß er aus dem Konzert hingegangen sei und sich an einem Laternenpfahl aufgekniüpft hätte, so habe ich doch beim Vortrag eines Beethovenschen Quartettsatzes eine Dame in heftiges Weinen ausbrechen sehen, und als wir vor einigen Jahren hier in Goldingen denselben Satz öffentlich spielten, habe ich von einem der Zuhörer Vorwürfe darüber zu hören bekommen, daß wir ein Stück ausgewählt hätten, das ihm sein Innerstes um und um gekehrt habe. — Ja, „die Musik ist eins der ersten Mittel, um auf den Menschen wunderbar zu wirken“ (Goethe). Aber ist diese Wirkung der Musik deutbar? Ist die Musik eine Sprache, die wir verstehen, oder wenn wir sie nicht verstehen, erlernen können?

Ich möchte nun zunächst von der Musik als Hilfskunst reden. Hier brauchen wir obige Frage garnicht erst aufzuwerfen. Wir wissen es ja alle, wie unsere großen Liedertomponisten den Gehalt an Empfindungen, Gefühlen, Seelenzuständen in Melodie und Begleitung zum Ausdruck gebracht haben, daß so manches Lied, das seine rein literarischen Qualitäten vor dem Vergessenwerden nicht geschützt hätten, in und mit der Musik weiterlebt. Wo das bloße Wort die Grenzen seiner Ausdrucksfähigkeit hat, da führt uns die Musik noch ein großes Stück weiter. Was der Text nur durch wesenfremde Zeichen anzudeuten vermag, das läßt uns die Musik in unmittelbarer Anschaulichkeit erleben. Schuberts Lieder sind ein Kompendium aller Gefühle und Gemütszustände, die oft mit unheimlicher Deutlichkeit und Schärfe dargestellt werden: denken Sie z. B. nur an den Doppelgänger.

Wie mit dem Liede, so verhält es sich auch mit dem Datorium und der Oper. Händel läßt uns in seinem Messias den seelischen Gehalt des Bibelwortes in ergreifendster Art mitempfinden und deutet uns dadurch die Schrift oft besser, als sämtliche Kommentare und Abhandlungen es vermögen. Denken Sie an die Arie: Tröstet Zion, wie da die Stimmung von Jes. 40 lebendig wird; oder an die Worte „er ward verachtet und von allen verschmähet, ein Mann der Schmerzen und umgeben mit Qual“, wo wir in den begleitenden Harmonien und Dissonanzen diese bitterste Qual mit zu erleiden wännen. — Wer nicht das Glück gehabt hat, die Bachsche Matthäus-Passion zu hören, der kann sich doch schon an der Hand des Klavierauszuges eine Ahnung davon verschaffen, welche Tiefe der Mit- und Nachempfindung, welche Schärfe und

unfehlbare Treffsicherheit der Charakteristik in diesem Wunderwerke steckt. Um nur ein Beispiel hervorzuheben: wie ist die Niedertracht und Gemeinheit der Feinde Christi anschaulich gemalt in dem Chor: Ja nicht auf das Fest, auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk.

Die Oratorien (wie auch die Opern) enthalten nun aber neben dem Gesang und seiner Begleitung auch Stücke reiner Instrumentalmusik, so namentlich Ouvertüren und Zwischensätze. An diesen können wir nun die Übereinstimmung der durch Worte gedeuteten und der einer solchen Deutung entbehrenden Musik studieren. Nehmen wir wieder den Händelschen Messias: die Ouvertüre nebst Fuge erwecken in uns nicht nur im allgemeinen den Eindruck von schwerem Ernst und ungeheurer Größe, sondern auch das Gefühl schmerzlich-dumpfer Ratlosigkeit. Es ist das der dunkle Hintergrund, von dem sich die trostvoll beseligende Stimme des Predigers in der Wüste abhebt: tröstet Zion. — Ich könnte an jeder Nummer des Oratoriums diese Übereinstimmung zwischen Text und nebenhergehender Instrumentalmusik aufweisen. So auch in der Matthäusepassion, so in Mozarts Requiem.

In diesen Fällen werden wir nun aber doch von dem ganzen bekannten Vorstellungskomplex geleitet: wir haben es hier gewissermaßen mit Programm-Musik zu tun, und es ist von hier nur ein kleiner Schritt zu der im eigentlichen Sinne sogenannten Programm-Musik. — Ich könnte hier auch an das Melodrama erinnern, das freilich in unserer Musik ein so kümmerliches Dasein fristet, daß man prinzipiell an der Möglichkeit einer solchen Gattung zweifeln könnte. Mir sind diese Zweifel vergangen, als ich in Kairo Gelegenheit hatte, arabische Märchenerzähler zu hören, die ihren Vortrag auf der Rababe, einem gambenähnlichen Streichinstrument begleiteten, so daß ich zu der Überzeugung kam: es gibt einen melodramatischen Stil.

Wie steht es nun aber mit solchen Musikstücken, die uns ohne irgend welche in Worte gefasste Hinweise für ihr Verständnis entgentreten, die nicht einmal eine Überschrift haben, wie etwa „Träumerei“ oder „Nocturno“? — Hier müssen wir freilich zugestehen, daß die Musik mehrdeutig ist, eine Algebra, wie Hauptmann geistreich sagt, eine Rechnung mit unbenannten Größen. Sie erregt eben nur Gefühle und kann uns keinerlei Vorstellungen vermitteln, mit denen die Gefühle sonst verknüpft zu sein pflegen und durch die wir sie auch sonst deuten. — Aber es sind doch auch hier der Willkür Grenzen gezogen, wie man ja auch in der Algebra die vieldeutigen Zeichen nicht beliebig verknüpfen und

deuten darf. Professor Dessoir sagt in einem Vortrag, den er auf dem dritten Kunsterziehungstag zu Hamburg gehalten hat, über diesen Punkt: „Sie hören irgend einen Sinfonie-Satz; der eine von Ihnen denkt, es ist ein Gewitter, der zweite erinnert sich zufällig an den Zornesausbruch eines Menschen, dem er beiwohnte, der dritte fühlt sich zurückversetzt in das Kriegsgetümmel eines Manövers, aber keiner von Ihnen denkt an einen fröhlichen Tanz von jungen Mädchen oder dergleichen. Eine gewisse Beschränkung ist da.“ Wir werden eben durch eine Art natürlicher Symbolik des musikalischen Ausdrucks geleitet, ähnlich wie wir das beim musikalischen Element der Sprache sehen.

Doch auch hier dürfen wir nicht übersehen, daß diese Symbolik keine rein natürliche ist; auch in der eigentlichen Musik spielt das Konventionelle, die ererbte Gewöhnung, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wenn man behauptet hat, daß die Musik eine unmittelbare Verständigung von Nation zu Nation gestatte, daß sie eine internationale Kunst, gleichsam eine Weltsprache sei, so ist dies doch nur in recht beschränktem Maße der Fall. Die europäische Musikgeschichte stellt zwar zum großen Teil eine internationale Entwicklung dar; aber doch mutet uns z. B. schon die französische Musik recht fremdartig an, und es ist für einen Deutschen nicht ganz leicht, sich in diese eigentümliche Tonwelt hineinzuhören und hineinzufühlen. Wie viel mehr trifft dies bei der Musik solcher Völker zu, die außerhalb unseres europäischen Kulturkreises stehen.

Wir haben hier in Godingen neulich das Glück gehabt, Volkslieder verschiedener exotischer Nationen vortragen zu hören: wie fremdartig klangen sie, und doch waren sie — ich kann das wenigstens für die arabischen Lieder aus eigener Erfahrung bezeugen — sehr stark unserem europäischen Musikempfinden angepaßt, sozusagen in die europäische Musiksprache übersetzt. Und wenn wir uns auch z. B. in die arabische Musik hineingelebt zu haben glauben und ein lebhaftes Wohlgefallen an ihr empfinden, wer sagt uns, ob wir die darin ausgesprochenen Gefühle wirklich richtig deuten, ob wir beim Hören dasselbe empfinden wie der Araber? Aber doch gewinnen wir von der Musik einer jeden Nation charakteristisch verschiedene Eindrücke und haben so vielleicht einen unmittelbareren Zugang zu der Volksseele, als etwa in der Poesie oder der bildenden Kunst.

So kann die Musik zum Hilfsmittel volkskundlicher Forschung werden. Ich darf mich hier vielleicht wieder auf persönliche Erlebnisse beziehen. Das Fremdartige in der spanischen Musik habe ich

im Orient zum Teil sofort als arabisch erkannt. In Capri hörte ich die Mädchen höchst eigentümliche Weisen singen, ganz anders, als man sie sonst in Italien zu hören gewohnt ist. Im Jahre darauf hörte ich gerade solche Musik in Palästina von der Landbevölkerung — ein Beweis für den auch sonst behaupteten Zusammenhang der Bevölkerung von Capri mit dem semitischen Orient. — So entstehen im Laufe der historischen Entwicklung national getrennte Tonsprachen, ebenso wie sich die Wortsprachen verschieden entwickelt haben.

Einen Beweis für das Konventionelle in der Deutung musikalischer Eindrücke können wir darin erblicken, daß viele unserer Choräle bekanntlich Melodien von weltlichen Volksliedern gewesen sind. Wenn wir sie jetzt hören, wird sofort unser religiöses Empfinden angeregt; die Gefühle, welche dieselben Melodien früher ausgelöst, mögen sehr weltlicher Natur gewesen sein. Und wenn wir französische und englische Protestanten beim Gottesdienst Melodien singen hören wie „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ oder gar „Nur immer langsam voran“, wobei einem der Text einfällt: „Der tolle Wolf in Polen fraß den Tischler samt dem Winkelmaß“ — so wird uns das kaum zur Andacht stimmen. — Solche konventionelle Deutung der Musik ist ein Ergebnis menschlichen Gemeinschaftslebens. Aber auch im Rahmen des Einzelnebens gibt es so manche Momente, die das Verständnis und die Deutung eines Musikstückes von außen her wesentlich beeinflussen und bestimmen können: wie viel kommt z. B. darauf an, in welcher Stimmung, unter welchen Umständen wir ein Stück zum ersten Mal gehört haben!

Aber ich glaube, ich habe schon zu stark diejenigen Momente hervorgehoben, die uns das Verständnis der Musik erschweren und verwirren können. Daher möchte ich ganz ausdrücklich feststellen, daß, wie ich meine, die natürlichen Grundlagen des Verständnisses, jene vorhin erwähnte ursprüngliche Verwandtschaft zwischen der Musik und unserem inneren Leben fest und sicher genug ist, um darauf die Deutung musikalischer Werke auf die Welt des Gemüts — das Ethos — zu gestatten. Ich werde natürlich keine ins einzelne gehende Analyse des musikalischen Ausdrucks vornehmen; eine solche gibt es zur Zeit auch noch garnicht, wenn auch schon beachtenswerte Ansätze in dieser Richtung vorhanden sind; ich werde mich auf wenige allgemeine Gesichtspunkte und einige Beispiele beschränken.

Schon Aristoteles scheidet bei der Musik eine allgemeinere

und niedrigere Sphäre ab, die mehr das physische Leben und die diesem zugehörige Lust angeht. Denn diese Lust an der Musik empfänden auch Kinder und Sklaven und der Pöbel und sogar einige Tiere. — Wer nun an dieser Sphäre der Musik teil hat, wird natürlich wie der Franzose Laprade leicht zu dem Schluß kommen, Musik sei eine tierische Kunst. Hierher können wir im allgemeinen die Marsch-, Tanz- und Militärmusik rechnen. Sie braucht nicht schlecht zu sein, weder technisch noch inhaltlich, aber sie ist eben wesentlich nur animalisch. So wird nicht nur der Soldat zum Kampf angefeuert, wenn er „der Kriegstrommete mutiges Getön“ vernimmt, sondern auch das Pferd, „wenn die Trommete fast klinget, spricht es: hui! und riecht den Streit von ferne“ (Hiob 39, 25). Hierher gehört auch die oft gehörte Frage: „Lieben Sie Musik?“ Es erinnert mich das immer an den Ausspruch: „Essen ist meine Lieblingsspeise.“

Lassen wir daher dieses untermenschliche Gebiet und begeben wir uns auf das spezifisch menschliche. Ich möchte nun jetzt den Begriff Ethos enger fassen und darunter das Sittliche verstehen. Es ergibt sich dann sofort eine Dreiteilung: das sittlich Gute, das sittlich Schlechte und das sittlich Indifferente oder Gleichgültige.

Die Musik kann nun auch das Unsittliche zum Ausdruck bringen: das Platte und Niedrige, das Gemeine und Niederträchtige, das Sinnlich-lüsterne, das Frivole. Es kann dies ja freilich in größerem Zusammenhang alles auch vorkommen wie die Schatten in einem Gemälde oder der Bösewicht im Drama; ich meine aber hier eine Darstellung, die mit der Lust und dem Behagen an diesen Zuständen und Stimmungen verknüpft ist. In solchen Gefinnungen muß man nun durch häufiges Anhören derartiger Musik notwendig bestärkt werden, auch wenn man sich nicht klar über den wirklichen Charakter der Musik ist, was namentlich da der Fall sein wird, wo die innere Schlechtigkeit durch geniale Technik, einschmeichelnden Klang, je nach Geschmack auch durch süßlich-sentimentale Zutaten verdeckt ist. Auch wer solcher Musik prinzipiell ablehnend gegenübersteht, wird sich, wo er zum Anhören gezwungen ist, auf die Dauer der von ihr ausgehenden Einflüsse nicht ganz erwehren können. Wenn Kant die Musik eines gewissen Mangels der Urbanität und der Aufdringlichkeit beschuldigt, so hat er im Hinblick auf diese schlimme Sorte von Musik jedenfalls recht. „Es ist hiermit, sagt er, fast so, wie mit der Ergözung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch bewandt. Der, welcher sein parfümiertes Schnupftuch aus der

Tasche zieht, traktiert alle um und neben sich wider ihren Willen und nötigt sie, wenn sie atmen wollen, zugleich zu genießen.“ — Ich muß leider einen großen Teil der Musik, die man oft bis an den Morgen in unserem Stadtgarten ertönen hört, auch hierher rechnen. Ich halte dies für eine ernste öffentliche Kalamität.

Ich komme zur ethisch indifferenten Musik. Hier wollen wir uns erinnern, daß die Musik ein Spiel ist, wie ja alle Künste, aber doch vielleicht mehr als die anderen. Die Phantasie, an keine faßbaren Vorstellungen gebunden, von keinen Bedingungen der Wirklichkeit abhängig, kann sich hier ins Schrankenlose ergehen. Viel leichter als in jeder anderen Kunst kann hier der Zusammenhang mit dem realen Leben verloren gehen. In diesem Gebiet der Musik kann nun zunächst die oben erwähnte Meinung, Musik sei nur ein erfreuliches Spiel tönend bewegter Formen, ihre Begründung suchen. Aber hier habe ich doch etwas wesentlich anderes im Auge. — Wir wollen dabei bleiben, daß die Musik Nachahmung des inneren Menschen ist. Aber die Elemente dieses inneren Lebens können in einer Weise mit einander verknüpft werden, daß jede Analogie der Erfahrung fehlt. Wer die *Cligjere* des Teufels oder ein ähnliches Erzeugnis der romantischen Literatur gelesen hat, wird wissen, was ich meine. Schrankenloses Walten der Phantasie, nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben kennzeichnet die Romantik: das Leben eine Dichtung, oder meinetwegen auch ein Maskenball — diese Stimmung tritt uns auch aus der romantischen Musik entgegen.

Daher hat die romantische Musik leicht etwas Traumhaftes und damit auch oft die eigentümlichen Schönheiten des Traumlebens mit der zugehörigen Lustempfindung. Ein Beispiel dafür ist mir unter vielen anderen das erste Streichquartett von Schubert in A-moll: voller Wohlklang in Harmonie, Melodik und Klangfarben, ohne scharfe Akzente, in einen zarten lyrischen Duft gehüllt, umfängt uns dieses Musikstück wie ein entzückender Traum, nur hier und da uns auf Augenblicke die Möglichkeit eines Erwachens empfinden lassend. — Solche Musik hat etwas Weltentrücktes, auch wohl etwas Naturhaftes, und kann Stimmungen auslösen, ähnlich wie sie das Werthersche Naturempfinden kennzeichnen. — Solche Musik läßt eine stille, verborgene, mit leiser Behmut gemischte Freude zurück, wie wenn man von einem Spaziergang in schöner, einsamer Natur nach Hause kommt, oder wie beim Erwachen aus einem wunderbaren Traum.

Es liegt darin doch trotz aller Lebensferne eine Steigerung

des Lebensgefühls. Aber die romantische Musik ist auch ganz anderer Wirkungen fähig: ich möchte sie dämonische nennen; sie ist dann den zwar verlockenden, dabei aber doch verderblichen Naturmächten verwandt, wie sie sich die dichtende Phantasie z. B. als Nixen und Elfen oder als Erfkönigs Töchter vorstellt. Derartige Musik kann uns bis hart an die Schwelle des Irrenhauses führen, oder wie ein Opiumrausch uns beim Erwachen apathisch, schlaff und energielos zurücklassen, so daß wir untauglich und ungeeignet sind, uns in einen Kampf mit dem Leben einzulassen. Auf mich wirkt vieles von Orieq und, soweit ich ihn kenne, auch manches von Wagner so. — Hier nähert sich das ethisch Indifferentente dem Unfittlichen, wie grobe Fahrlässigkeit ja auch im Rechtsleben bewußter und absichtlicher Schlechtigkeit gleichgesetzt wird.

Bevor ich zu der Musik übergehe, die das sittlich Gute zur Darstellung bringt, möchte ich mich gegen einen Einwand schützen und ein Mißverständnis beseitigen, dessen Opfer ich möglicherweise durch meine letzten Ausführungen schon geworden bin. Ich bin nämlich weit entfernt davon, die selbständige Würde der Kunst und die Autonomie der Ästhetik antasten zu wollen, indem ich sie zur dienenden Magd der Moral erniedrigte; aber doch steigt der Wert des Kunstwerkes mit dem Wert des dargestellten Gegenstandes — die Kunst ist eben mehr als Technik —, und wo gäbe es im Umkreise des Menschlichen einen erhabeneren und würdigeren Gegenstand als den Kampf und die Selbstbehauptung des sittlichen Willens gegenüber allen Naturmächten außer und in dem Menschen.

Für den, der Beethoven kennt, liegt in diesem Namen alles beschlossen, was etwa über diesen Gegenstand gesagt werden könnte. Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß nicht auch andere Komponisten uns in ähnliche Tiefen und auf ähnliche Höhen seelischen Erlebens führen können. Ich denke z. B. an Schuberts Quartett in D-moll („Der Tod und das Mädchen“), das ein erschütterndes Drama vor uns aufrollt mit jener Tragik, welche den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. Aber der eigentliche Heros ist doch Beethoven. Ein titanisches Ringen mit den Mächten des Schicksals, wilder Trotz und hoffnungsloses Verzagen, tiefster Seelenschmerz und ausgelassenster, Jubel, in ihrem oft jähen Wechsel bisweilen fast schrecklich; nie besiegt, immer triumphierend, wenn auch aus tausend Wunden blutend — so steht mir Beethoven in der mittleren Periode seines Schaffens vor Augen. Und dann: ein selig verklärter Geist, der ausgekämpft und überwunden hat, in dessen überirdischen Harmonien

irdisches Leid und irdische Kämpfe nur noch in leisen Erinnerungen anklingen.

Über diese Gipfel der Kunst hinaus, die durch die Wolken in den reinen Äther hinauf reichen, kann uns freilich noch die religiöse Kunst eines Händel, besonders aber die eines Johann Sebastian Bach führen; aber ganz vergeblich wäre es, diesen Abglanz himmlischer Herrlichkeit, der sich in ihren Werken offenbart, durch Worte auch nur andeuten zu wollen.

Unser großer Dichter sagt: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide. Das ist gewiß ein hohes Gut. Aber indem die Musik aus dem tiefsten Seelenschmerz uns eine Quelle seligsten Genießens macht, gibt sie uns mehr. Sie läßt uns ahnen, wozu das Leiden in der Welt ist. Sie vermag, wie Loge sagt, „das tiefe Glück auszudrücken, das in dem Bau der Welt liegt, und von welchem die Lust jedes einzelnen empirischen Gefühls nur ein besonderer Widerschein ist.“ Das ist weit mehr als Wissen und Erkennen, das ist eine bessere Nahrung der Seele als Kenntnisse. Wir wollen die Erkenntnis und die Wissenschaft nicht verachten, wir wollen der Philosophie ihr königliches Diadem nicht rauben. Aber wir wollen auch nicht übersehen, daß der wahrhaft wertvolle Inhalt des Lebens das Unerkennbare ist, wie ja auch Paulus bekennt, daß er im Besitz aller Erkenntnis ohne Liebe doch nichts wert wäre, und wie ja der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft.

Ich bin am Ende. — Lassen Sie mich mit einigen Worten Beethovens schließen, die uns Bettina Arnim in ihrem Briefwechsel mit Goethe überliefert hat. „Er selber sagte“, schreibt sie: „Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunknen macht; wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit aufs Trockne bringen. — Keinen Freund hab' ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist, wie den andern, in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein böses Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen.“

## Zur Geschichte der Schlacht auf der Spilve.

---

In der handschriftlichen Diepenbrockschen Chronik (Livländ. Ritterschafts-Bibliothek Msf. Nr. 439) finden sich nachstehende in mancher Hinsicht wertvolle und interessante Aufzeichnungen über die Schlacht auf der Spilve bei Riga, in der Kg. Karl XII. im Juli 1701 die Sachsen schlug. Die vielfach augenscheinlich unmittelbare Eindrücke und Nachrichten wiedergebende, bisher noch nicht veröffentlichte Schilderung lautet:

. . . d. 4. Juli unsere Armee bei Rodenpois angekommen und 3. tgl. Mt. um die Stadt und Citabelle geritten, aber nicht eingekommen, sondern nach Wegal und von dannen nach Neuermühlen gängen\*.

5. Juli. 3. tgl. Mt. in die Stadt aber nur incognito und nicht lange darinnen gewesen, sondern gleich wieder nach der Armee gängen.

6. Juli. Die Bürgerschaft Pferde zu Gestücken gegeben, die nach Jungfernhof geführt worden, auch ein jedes Haus ein gewisses in Proviant, so in Bier, Grüz, Erbsen, Fleisch zc. bestanden, vor die Armen geben müssen nach Belieben.

8. Juli um 11 Uhr Abends 3. tgl. Mt. die Infanterie nach der Düna bei der Vorburg heranrücken lassen, da sie in Böten gebracht worden, nachdem die Cavallerie um 2 Uhr Morgens darauf als d. 9. Juli auch dahin marschiret, so bis an halber 5 Uhr gewähret und in 14 Regimenten, jedes von 1500 M. stark bestanden, die ganze Vorburg bis ein gut Stück hinter Hermelingshof

---

\*) Daß der König selbst am 4. Juli ganz nahe bei Riga war, hat selbst der Generalgouverneur Graf Dahlberg nicht gewußt, sondern erst nachträglich erfahren, wie er in seinem Schreiben an den König vom 5. Juli berichtet. — Schwed. Gen.-Gouv.-Registratur von 1071, S. 587.

ist voll gewesen, bis an S. Georgen und die Sandmühle. Hierauf ist um 6 Uhr Morgens die Infanterie mit Bölen und die Trabanten in Lodbien wie auch noch andere Cavallerie hinüber gangen. Sie ist 8000 M. stark gewesen nebst des Königs Trabanten, die in 150 M. bestanden und alle auserlesene Leute und gewesene Officier sein, die theils Rittmeister, theils andere Dienste bekleidet haben. 3. kgl. Mt. sind selbst in hoher [Person] auf einem Boot mitgangen und in dem dritten Boot mit am Lande gewesen, auch selbst mit den ersten in Wasser gesprungen und an Land gegangen. Den linken Flügel hat Gen: Maj. Live geführt, den rechten 3. kgl. Mt. nebst Graf Steinbock. Im Überkommen haben die Feinde von 2en Batterien, darunter die eine bei Krämershof, die andere bei heil. Geisteshof gewesen, auf die unser von jeder Batterie mit 2 Gestüden 2mal geschossen. Die erste Kugel ist 3. kgl. Mt., wie sie im Boote gestanden und sich gebückt gehabt, übern Kopf vorbeigegangen und hat in einem andern Boote 4 Kerle getödtet und das Boot durchgeschlagen, so aber gleich wieder gestopfet worden, sonst es untergegangen wäre. Nach geschehenem Schuß haben 3. Mt. sich auf ihren bloßen Knien niedergelegt und gebetet und die ganze Zeit über so lange der Transport geschehen. Mit einem andern Schuß ist der Ob:lieut. von der kgl. Garde Palmquist nebst seinem Diener gleich auf der Stelle geblieben, so daß bei dem Transport, so ohngefähr eine halbe Stunde und was drüber gewähret, etwa 20 M. geblieben. Wie der Transport zwischen gedachten beeden Batterien hinüber gekommen, sind gleich 3000 M. zuerst an Land gangen und haben daselbst posto gefaßt, bis die kgl. Trabanten, so in einer Loddigen überkommen, welche mit einer Klappen gewesen, die niedergelassen und sie also an Land kommen, da haben 3. kgl. Mt. sich gleich zu Pferde gesetzt, die Trabanten angeführt und den rechten Flügel. Indessen sind die Sachjen, 16 Estandarten stark, jede Estandarte etwa 30 M., nebst ihrer Infanterie, so in allem mit Cavallerie und Infanterie auf 4000 M. ausgemacht haben, auf die Unfrigen losgegangen. Im Heranmarchiren haben wir von der Citabelle braf unter ihnen geseuret, daß der eine hier, der ander dort geflohen.

3. kgl. Mt. haben in hoher Person ihre Trabanten auf die Cavallerie angeführt, die der Feinde Salve ausgehalten und etliche Schüße nur gethan, gleich mit dem Degen in der Faust auf sie

wieder losgegangen, dadurch sie in Confusion gerathen und gleich gewichen sind. Indessen hat unsere Infanterie ihre Batterie schon eingehabt, auf welcher ein Capitain mit 40 M. gewesen, so sich gleich ergeben. Da sind die Feinde herumgangen und haben den wind, so ihnen stark entgegen gewesen, unsern Leuten benehmen wollen und sind also auf unseren rechten Flügel zugegangen. Da haben die unserigen Salve gegeben, so beinahe eine halbe Stunde continuirlich als eine Kettenalve in einem Feuer gegangen, und wie das ausgewesen, sind die unsrigen mit dem Degen in der Faust auf ihnen losgegangen. Darauf haben sie sich unter den Sandbergen gezogen und retiriret, die unsrigen haben sie aber immer weiter verfolgt. Da hat der Feind bei der Marienmühle sich wieder gesetzt gehabt; wie die unsrigen auch damahlen auf sie wieder losgegangen und einige Regimenter Cavallerie bei sich gehabt, so mit der Brücken, die über die Düna gezogen worden, hinüberkommen, sind sie völlig aufm Loff kommen, haben alle ihre Läger gehoben und sind mit der Guarnison aus Cobron theils den Mitauschen Weg, theils nach Dünamünde und theils nach Rotehusen gängen.

3. kgl. Mt. haben gleich eine kleine Detachement nach Cobron geschickt und selbiges auffordern lassen; wie sie aber den Trommel gerühret und niemand ihnen geantwortet, sind sie hineingegangen, haben aber niemand anders als den holländischen Ambassadeur v. Crauenburg darinnen gefunden, der nach Dünamünde gehen sollen und nun nach der Stadt gängen. Indessen haben sie alles im Stich gelassen gehabt, so daß der Tisch in Cobron gedecket gewesen und ein Kessel mit frischen Grapenbraten dabei gestanden, womit die unsrigen sich lustig gemacht. Sie haben auch alle ihre Zelten nebst 400 Ruftwagen, so 3. kgl. Mt. bekommen, im Stich gelassen, wie auch ihre Feldstücke und ander Artillerie, ja ihr Essen ist noch beim Feuer geblieben und alles was sie gehabt haben. Ihre Anführer sind der Hz. von Curland Ferdinandos und der Gen. Steinau gewesen. Sie haben bei dieser Action ihre beste und vornehmste Officier verlohren, nemlich 4 Obristen, darunter der Obriste Eppinger blessiret eingebracht worden, so wieder genesen, wie auch der Gen: Maj. Westromirski, so bishero Commandant in Cobron gewesen und sehr gelobet worden, daß er unsere Leute, die zu ihm gekommen, woll und löblich hantiret, und dann viele

andere Obristleutn., Majors, Capitainen 2c. und woll 5 à 600 M. Todte, so auf der Wahlstatt geblieben. Es ist die Spilwe von Menschen und Vieh ganz voll gewesen und alle die Örter, wo sie gegangen, mit Todten bedeckt gewesen. Wir haben auch bei 500 M. Gefangene gekriegt. Es sind unter ihren hohen Officiren so schöne Leute gewesen, daß man sich darüber auswundern müssen. Die erste Action hat kaum eine Stunde gewährt und ist es über Düna innerhalb 4 Stunden als von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr vom Feinde ganz rein geworden.

Von unserer Seiten sind von Officiren Ob: leut. Palmquist, Major Wulff geblieben und 2 Drabanten, von Gemeinen etwa 300 M. ohne Blessirte. In der Marienmühle haben sie einen großen Vorrath von Mehl gefunden und in einer Scheune bei 6 à 700 Fässer Mehl, in jedem Faß 5 Eof und darüber, wie auch 12 große Backöfen und einige noch voll mit Brot, so gebacken worden. Ihre Sicherheit hat ihnen am meisten geschadet, denn sie noch voll Schlaf gewesen und den vorigen Tag stark gesoffen gehabt, auch die unfrigen sehr gering gehalten. Bei den unfrigen ist hingegen so gute Ordre gewesen, daß kein einziger bei Lebensstrafe sich unterstehen dürfen zu plündern. 3. Egl. Mt. sind bei dieser Affaire so woll gemuthet gewesen, daß sie den vorigen Tag, wie von dem Winde diskuriret worden, daß er uns entgegen wäre, geantwortet, wann sie übergehen würden, würde Wind und Wetter mit ihnen sein, so auch geschehen, denn nicht allein aufm Wasser der Wind sich geändert, daß wir halbe hinüber kommen, sondern auch im Chargiren der Wind dem Feinde entgegen gewesen, daß ihnen aller Rauch in die Augen gegangen.

In der Nacht darauf als um 2 Uhr den 10. Juli ist der H. Obr. Helmersen mit einem Blockhause und etwa 400 M. nach Lugausholm gegangen und haben daselbst die Moscoviter, so sich woll vertrechementiret gehabt, attaquiret. Die unfrigen sind 2mal zurückgetrieben worden und ist es ein überhaupt scharf Gefecht gewesen, denn wir ihnen kein Quartier geben müssen, so sie 2mal begehret, aber nicht nachgegeben worden. Die unfrigen haben bei 60 M. verloren und ist von Officiren der Obr. Helmersen, Fähnrich Barclay, Fähnrich Gutheim geblieben, Major Lillienstern tödlich blessiret (d. 18. Juli darauf gestorben), so daß wir nach Proportion mehr dabei als bei der großen Action eingebüßet. Die Mosco-

miter sind aber darinnen alle massacrirt worden, viele haben sich im Wasser ertränkt, die übrigen darinnen sind mit Bissen erstochen, auch ausgezogen und so niedergemacht worden, ja einige die auf den Bäumen geklettert gewesen, herunter geschossen worden, so daß kein Erbarmen mit ihnen gewesen. Zuletzt sind nach der Aktion etliche 30 im Busch versteckt gefunden, die der König auf vieles Bitten pardonnirt hat.

In der Morgenstunde glocke 4 ist in Cobron eine Mine nach Thore hin gesprungen, so die Sachsen angeleget und eine Lunte dabei gesetzt gehabt, die etwa 20 Stunden brennen können. Eine Bastion ist davon gesprungen und etwa drei Menschen dabei zu schaden gekommen und viel Pferde von der Armee verlossen. Auch ist unser ganze Cavallerie heute über der neu gemachten und über der ganzen Düna geschlagenen Brücken übergangen und hat sich unter Cobron gelagert.

D. 11. Juli hat unser Rath der Armee zur Refrischung 15 Orhöfden Wein gesandt.

D. 12. Juli ist unsere ganze Armee in der Morgenstunde um 2 Uhr aufgebrochen und ein Theil nach Mitau, ein Theil nach Birsen, ein Theil nach Kokenhufen gangen, auch sind ein paar tausend Mann Dünamünde einzusperren gegangen. . . .



# Leben und Wirken des russischen Finanzministers Grafen Kantrin.\*

Von M. S. Freiherrn v. Rolden.

## II. Teil.

### Die Handelspolitik des russischen Finanzministers Grafen Georg Kantrin.

#### 1. Kapitel:

#### Die Politik im Handel über die europäische Grenze.

##### I. Der Zolltarif von 1822 und seine Revisionen.

Als Georg Kantrin im Jahre 1823 an die Spitze des russischen Finanzministeriums trat, fand er einen Zolltarif vor, der ihm sympathisch sein mußte, ja an dessen Ausarbeitung er selbst — damals noch als Mitglied des Reichsrates — beteiligt gewesen ist<sup>1</sup>. Immerhin enthielt dieser Tarif, der als eine schroffe Reaktion gegen den Zolltarif von 1822 anzusehen ist, — den liberalsten, den Rußland je gehabt hat — eine bedeutende Anzahl von Sperrzöllen<sup>2</sup>, deren Aufnahme Kantrin damals nicht hatte verhindern können. Umsomehr war es jetzt sein Bestreben, die Einfuhrverbote nach Möglichkeit aufzuheben und die allzu hohen Zölle zu ermäßigen, andere dagegen mit der Zeit zu erhöhen, je nach dem Stande des betreffenden Industriezweiges, besonders aber auch mit Rücksicht auf die Finanzen des Reiches, die er in einem gänzlich zerrütteten Zustande vorgefunden hatte, und deren Gesundung durch Kriege, Mißernten und andere ungünstige Momente stets wieder aufgehalten wurde. In diesem Punkt ist nun Kantrin

\*) Vgl. „Vall. Monatschr.“ Hft. 4 S. 241 Anm. \*

1) Sementkowsky S. 38.

2) Es gab bei der Einfuhr 301 und bei der Ausfuhr 22 verbotene Gegenstände; zollfreie Gegenstände bei der Einfuhr 136 und bei der Ausfuhr 839. (Matthäi, „Der auswärtige Handel Rußlands“, Petersburg 1874, S. 14.)

von seinen theoretischen Ansichten abgewichen, indem er sich genötigt sah, in der Handelspolitik das fiskalische Interesse in erster Linie zu berücksichtigen, soweit natürlich Handel und Industrie dadurch nicht geschädigt wurden: die Staatseinnahmen mußten eben erhöht werden, zu neuen Anleihen aber war der Finanzminister nicht zu bewegen und auch die Erhöhung der Abgaben verwarf er; so mußten denn die Zolleinnahmen erhalten, und aus diesem Anlaß gingen in der Hauptsache die Tarifrevisionen hervor, die er in den Jahren 1824, 1825, 1826, 1830, 1836, 1838 und 1841 vorgenommen hat. An dem System selbst aber wurde nicht gerüttelt, und die große Zahl der kleinen Änderungen, die auch in der Zwischenzeit gemacht wurden, beweist, mit welcher Vorsicht Kantrin vorgegangen ist, um vom Bewahrungssystem zum mäßigen Schutzollsystem überzugehen und gleichzeitig die Zolleinnahmen zu erhöhen.

Im Tarif von 1822 waren sämtliche Einfuhrartikel in vier Klassen eingeteilt worden: 1) Dinge der ersten Nothwendigkeit, wie Lebensmittel, Arzneien, Rohstoffe für die Industrie, die im Lande nicht produziert werden können, sollten frei eingeführt werden; 2) Dinge, die zwar notwendig, aber mit der Zeit auch im Inlande hervorzubringen sind, sollten mit einem mäßigen Zoll belegt werden; 3) Luxusgegenstände und Industrieprodukte, besonders wenn sie im Inlande leicht hergestellt werden könnten, sollten einem hohen Einfuhrzoll unterliegen; 4) Waren, deren Einfuhr die inländische Industrie lahm legen oder schädigen könnten, sollten verboten sein.

Schon im Jahre 1824 sah Kantrin sich veranlaßt, zum Schutz der russischen Baumwollspinnerei, die nur wenig ausgebildet war, den Zoll von 4 auf 5 und 6 Rubel pro Pud (1 Pud. = 16,38 Kgr.) der betreffenden Produkte zu erhöhen; gleichzeitig wurden aus rein fiskalischen Gründen die Einfuhrzölle auf geistige Getränke, Taback, Zucker, Gewürze und Edelmetallarbeiten erhöht. — Im folgenden Jahre wurden nur wenige Posten, z. B. Seidengewebe, etwas höher belegt, und erst im Jahre 1826 begann Kantrin mit der Ausführung seiner Absicht, die Einfuhrverbote allmählich ganz aufzuheben: so gestattete er die Einfuhr verschiedener Produkte der Lein-, Seiden- und Baumwollenindustrie, besonders der feineren Qualitäten, ferner die Einfuhr von Hüten, Stöcken, Silbersachen usw. Alle diese Dinge wurden nunmehr bloß mit einem hohen Zoll belegt, bis auf die Scheren, deren zollfreie Einfuhr gestattet

wurde<sup>1</sup>. Im Jahre 1830 nahm Kantrin eine neue Tarifrevision vor, deren Motive er in seinem Bericht an den Reichsrat folgendermaßen darlegt: „Der Gang unseres Handels und unserer Industrie, wie auch von gewisser Seite verlaubliche Klagen und Vorschläge beweisen einerseits, daß verschiedene ausländische Waren zum Schaden der russischen Fabriken einem zu geringen Einfuhrzoll unterworfen sind, andererseits aber, daß einige bisher ausgesperrte Industrieerzeugnisse zur Belebung von Handel und Industrie mit einem entsprechenden Zoll der Einfuhr zuzulassen seien<sup>2</sup>.“ Jetzt wurde die Einfuhr von leichten Baumwollgeweben höchster Qualität gestattet, ebenso von gefärbten Baumwollstoffen<sup>3</sup>. Da aber leider keine statistischen Daten darüber existieren, um welche Summe sich speziell durch diese Maßregel die Zolleinnahmen erhöht haben, und auch keine Berichte darüber vorhanden sind, ob die russische Baumwollenindustrie hierdurch einen Aufschwung genommen hat, bleibt es ungewiß, ob Kantrin seinen Zweck erreicht hat.

Obgleich die Zolleinnahmen von 1824—31 von 11,115,000 auf 18,180,000 Rubel, d. h. um mehr als 7 Mill. Rbl. gestiegen waren<sup>4</sup>, sann das Finanzministerium auf Mittel und Wege, dieselben noch erheblich zu vermehren: die Niederwerfung des polnischen Aufstandes hatte den Staat über 118 Millionen Rubel gekostet, eine Summe, die mehr als  $\frac{2}{3}$  des damaligen Budgets ausmachte<sup>5</sup>; es mußte Geld beschafft werden, und die Zolleinnahmen sollten mit mehreren Millionen dazu beitragen. Kantrin wählte einen höchst originellen Weg: zunächst erhöhte er die Einfuhrzölle auf seltene Hölzer zu Tischlereiarbeiten, auf Indigo und andere Farb-

<sup>1</sup>) Diese Maßregel geschah im Interesse der russischen Schafzucht, für die Kantrin sich überhaupt lebhaft interessierte. Schon im Jahre 1800 soll er ein „Projekt über Schafzucht“ ausgearbeitet haben (Keyserling a. a. D. S. 12), und während seiner ganzen Amtsperiode versäumte er keine Gelegenheit, um diesen für die Wollenindustrie so notwendigen Zweig der Landwirtschaft zu fördern: im Jahre 1826 berief er den sächsischen Schafzüchter Spef nach Rußland, gründete in demselben Jahre in Petersburg, Moskau und den Ostseeprovinzen Gesellschaften zur Förderung der Zucht feinwolliger Schafe, für die er staatliche Unterstützungen bewirkte, rief in den Süd- und Zentralgouvernements und in Moskau eine Reihe von Wollmessen ins Leben, schuf im J. 1829 in Moskau und anderen Städten Anstalten zur Sortierung der Wolle usw. („Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 151 und 347.)

<sup>2</sup>) Lodyshensky, „Geschichte des russischen Zolltarifs“ (Petersburg 1826, russisch), S. 210.

<sup>3</sup>) Die Einfuhrzölle blieben zunächst ziemlich unverändert.

<sup>4</sup>) Lodyshensky S. 312.

<sup>5</sup>) a. a. D. S. 211.

stoffe, auf Baumöl, Gewürze, Kolonialwaren, kurz auf Dinge, die eine etwas höhere Belastung noch am ehesten tragen konnten. Außerdem aber hieß es in dem betreffenden Ukas von 1831, daß nicht nur diese Positionen, sondern überhaupt sämtliche Einfuhrartikel ohne Ausnahme einem Zuschlagzoll von  $12\frac{1}{2}\%$  des bisherigen Satzes unterliegen sollten. Diese gewalttätige Maßnahme steht mit Kantrins theoretischen Anschauungen in argem Widerspruch; selbst bei dem Wunsche, die Zolleinnahmen um jeden Preis zu erhöhen, brauchte er schließlich nicht derart summarisch vorzugehen. Zwar sollte diese Maßregel nur eine provisorische sein, doch ergab sie in fiskalischem Sinne so glänzende Resultate, — im Jahre 1832 betrug die Zolleinnahmen bereits 23,290,200 Rbl., also um 5,100,000 Rubel mehr als im Vorjahre, — daß sie von allen späteren Tarifrevisionen unberührt blieb und in den Zolltarif von 1841 aufgenommen wurde<sup>1</sup>. Übrigens hat sich die Wareneinfuhr dadurch nicht verringert, im Gegenteil, im Jahre 1832 wurden Waren im Gesamtwert von 43,896,000 Rbl. eingeführt, was gegen das Vorjahr ein Plus von 2,033,000 Rbl. des Warenwertes bedeutet<sup>2</sup>, und auch sonst sind keine Klagen gegen diese Maßregel laut geworden. Jedenfalls aber haben die Waren auf die Zollerhöhung sehr verschieden reagiert: während die Einfuhr von Rohzucker von 1,453,000 Pud im Jahre 1831 auf 1,357,000 Pud im J. 1832 zurückging<sup>3</sup>, Baumwollgewebe in diesem Jahre im Werte von 6,847,000 Rbl., fertige Baumwollfabrikate im Werte von 1,485,000 Rbl. eingeführt wurden, was eine Verminderung im Werte von 923,000 und 54,000 Rbl. bedeutet<sup>4</sup>, erhöhte sich die Kaffeefuhr ein wenig, Leinwand wurde für 107,000 Rbl. mehr eingeführt, als im Vorjahre, das bloß einen Import im Betrage von 146,000 Rbl. zu verzeichnen hatte<sup>5</sup>, die Einfuhr von Rohbaumwolle stieg von 86,000 auf 120,000 Pud im Wert von 575,000 und 688,000 Rbl.<sup>6</sup>, und auch die Einfuhr von Wolle in rohem und bearbeitetem Zustande wuchs nicht unerheblich: während im Jahre 1831 für 80,000 Rbl. Rohmaterial eingeführt wurde, ergibt sich für das Jahr 1832 ein Import im Werte von 131,000

1) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 323.

2) Lodyshensky S. 312.

3) a. a. D. S. 281. — 4) a. a. D. S. 291.

5) a. a. D. S. 285. — 6) a. a. D. S. 291.

Rubeln, Wollstoffe wurden im Betrage von 1,499,000 Rbl. gegen 899,000 Rbl., und wollene Tücher für 1,300,000 Rubel gegen 1,001,000 Rbl. im J. 1831 eingeführt<sup>1</sup>; der Import von Seide endlich, der im Jahre 1831 einen Betrag von 2 Mill. Rbl. ausgemacht hatte, stieg sogar auf 4,311,000 Rubel<sup>2</sup>.

Bei dem Mangel an statistischem Material, das erst von 1850 an ganz regelmäßig vorhanden ist, entzieht es sich leider der Beurteilung, welchen Einfluß all diese kleinen Veränderungen, die durch die allgemeine Zollerhöhung von 1831 im auswärtigen Handel Rußlands hervorgerufen worden sind, auf die Produktion der inländischen Industrie gehabt haben. Die Vermehrung der Einfuhr bei einigen bedeutungsvollen Artikeln läßt sich jedenfalls nur dadurch erklären, daß der Zuschlagzoll in der Hauptsache auf die ausländischen Produzenten abgewälzt wurde, die auf den Absatz ihrer Waren nach Rußland angewiesen waren und im übrigen dem Versprechen der russischen Regierung, diese provisorische Maßregel bald aufzuheben, Glauben schenkten. Ob jedoch ein weniger summarisches Verfahren nicht in jeder Hinsicht zweckmäßiger gewesen wäre, bleibt natürlich eine offene Frage.

So hatten denn die russischen Schutzzölle schon mehr den Charakter von Finanzzöllen angenommen, wenigstens eine übertriebene Höhe erreicht. Das widersprach denn doch zu sehr Kantrins theoretischen Ansichten, und im Jahre 1836 nahm er eine neue Tarifrevision vor: es wurden nun wieder eine Menge Einfuhrverbote aufgehoben, z. B. für verschiedene Produkte der Lein- und Baumwollspinnerei, sowie für Schreibmaterialien, wodurch die Zahl der verbotenen Einfuhrartikel auf 203 sank<sup>3</sup>; ferner wurde der Zoll auf Kaffee von 6,71 auf 6 Rubel pro Pud ermäßigt und überhaupt die Zollsätze verschiedener Waren herabgesetzt, so z. B. für einige Arten von Handwerkszeug um 10—12<sup>0</sup>/<sub>10</sub>; endlich wurde der Zuschlagzoll von 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub><sup>0</sup>/<sub>10</sub> für Thee, Kaffee, Gewürze, Blei, Zink und Quecksilber — im ganzen für 23 Positionen — abgeschafft. Die Zolleinnahmen stiegen nun durch die erhöhte Einfuhr von 23,338,000 Rbl. im Jahre 1836 auf 25,575,000 Rbl. im Jahre 1837<sup>4</sup>.

<sup>1</sup>) Lodyshensky S. 299. — <sup>2</sup>) a. a. O. S. 297.

<sup>3</sup>) Matthäi, „Der auswärtige Handel Rußlands“, S. 15.

<sup>4</sup>) Lodyshensky S. 312.

Von Wichtigkeit ist weiter die Tarifrevision von 1838: Rautzin hob nunmehr die letzten Einfuhrverbote auf Luxusgegenstände von hohem spezifischem Wert, wie z. B. Edelsteine, auf, um gleichzeitig den Schmuggel zu unterbinden. Nur die Einfuhr von feinen farbigen Rattunsorten blieb unterjagt, da der betreffende Industriezweig in Rußland noch garnicht entwickelt war und die ausländische Konkurrenz selbst bei hohen Zöllen nicht hätte vertragen können. Durch Heranziehung ausländischer Färber und Zeichner sollte in kürzester Frist diese Maßregel überflüssig gemacht werden.

Im Jahre 1841 endlich nahm Rautzin die letzte und gründlichste Durchsicht des Zolltarifs vor und bestimmte ganz allein, Posten für Posten, die neuen Zollsätze. Niemand erfuhr etwas über diese Arbeit bis zur Veröffentlichung und gleichzeitigen Inkraftsetzung des neuen Tarifes, damit die nach Rautzins Ansicht anomalen Handelspekulationen unmöglich gemacht würden, die stets durch die Gerüchte von einer bevorstehenden Tarifänderung entstehen. Während der Zolltarif von 1822 stark prohibitiv war, blieben jetzt nur noch folgende Waren ausgesperrt: Kaffesurrogate und Reiseapotheken (aus sanitätspolizeilichen Rücksichten), Goldstickereien, Wäsche, fertige Kleider, die schon erwähnten Rattunsorten und verschiedene andere Dinge, wie Sonnenschirme, Hosenträger, Strumpfbänder usw., im Ganzen 89 Positionen<sup>1</sup>. Heute noch die Gründe dafür aufzudecken, warum gerade diese etwas sonderbar erscheinende Auswahl verbotener Gegenstände getroffen worden ist, dürfte um so schwerer fallen, als es nicht bekannt ist, auf welcher Stufe der Entwicklung die betreffenden russischen Industriezweige im gegebenen Moment gestanden haben. Man wird jedoch annehmen müssen, daß die aufgezählten Artikel damals in Rußland nur von einem beschränkten Konsumentenkreise gekauft wurden, und zwar in der Hauptsache von den wohlhabenden Klassen der Bevölkerung, die mit Leichtigkeit selbst einen hohen Zoll auf bessere ausländische Fabrikate getragen hätten, wodurch der jungen inländischen Industrie jede Absatzmöglichkeit geraubt worden wäre.

Ermäßigt wurden ferner die Finanzzölle auf Produkte, die ein allgemeines Bedürfnis befriedigten und im Inlande nicht hergestellt werden konnten, wie Kaffee, Cacao, Gewürze, oder aber bei hohen Einfuhrzöllen infolge ihres bedeutenden spezifischen Wertes

<sup>1</sup>) Lodyshensky S. 214.

leicht geschmuggelt werden konnten, wie z. B. die teuren Pelzforten. Andere Waren, die es tragen konnten, wurden dagegen im Interesse des Fiskus um 30 % höher belegt, z. B. Drogenwaren, Handschuhe, Glaswaren, Metallsaiten für Musikinstrumente, verschiedene andere Metallgegenstände usw. Fässer und landwirtschaftliche Maschinen durften frei eingeführt werden. Endlich wurde der Zolltarif dadurch vereinfacht, daß der Zuschlagzoll von 1831 einfach in die Zollsätze aufgenommen wurde, also nicht mehr bei den meisten Waren erst zugeschlagen zu werden brauchte. Dabei wurden die 12 $\frac{1}{2}$  % nach oben abgerundet. Merkwürdigerweise stieg nun die Gesamteinfuhr auf 69,886,000 Rubel gegen 65,156,000 Rbl. im Vorjahre, was wohl nur auf die Aufhebung der vielen Prohibitionen zurückzuführen ist. Allerdings sank sie im Jahre 1843 wieder auf 62,595,000 Rubel, um nur in den folgenden Jahren aufs neue die alte Höhe zu erreichen, die Zolleinnahmen aber waren um durchschnittlich 3 Mill. Rbl. gewachsen<sup>1</sup>. Kantrin selbst scheint mit dieser Lage der Dinge sehr zufrieden gewesen zu sein, wie aus dem Bericht über seine 20jährige Finanzverwaltung, den er im Jahre 1843 dem Kaiser abgestattet hat, hervorgeht: „Zu bemerken ist, daß die durchgängige Veränderung des Tarifs im Jahre 1841, ungeachtet der erhöhten Zollgebühren, keinerlei Schwierigkeit für den Handel verursacht und nicht einmal besondere Klagen zur Folge gehabt hat, da die Gegenstände des Exportes bei den früheren Ansätzen verblieben, und bei der Erhöhung des Zolles für Gegenstände des Imports die zur Belebung des Handels wichtigen Gegenstände geschont, sowie auch das Verhältnis der früheren Zollabgaben zu den höheren, mittleren und niederen Luxusstufen berücksichtigt wurde.“ Freimütig aber gibt er zu: „Alle diese Zuschläge zu den Zollgebühren sind zum größten Teil weniger infolge der Notwendigkeit eines größeren Schutzes unsrer Manufakturindustrie, als vielmehr zur notwendigen Erhöhung der Staatseinnahmen angeordnet worden<sup>2</sup>.“

Was die Ausfuhrzölle betrifft, so waren sie im Tarif von 1822 nur in geringer Anzahl und Höhe vertreten, bloß Hanf und Flachs unterlagen im Interesse der Industrie hohen Ausfuhrzöllen. Kantrin hob im Jahre 1834 den Ausfuhrzoll auf rohe Schafwolle

<sup>1</sup>) Lodyshensky S. 312.

<sup>2</sup>) „Reisetagebücher“ (Lebensstizze Kantrins, Beilage 2) S. 104.

im Betrage von 35 Kopfen pro Pud auf, während die übrigen Wollarten noch mit einem geringen Zoll von 6 Kop. belastet blieben. Diese Maßregel ist jedoch von untergeordneter Bedeutung, und die recht ansehnliche Steigerung der russischen Wollausfuhr von durchschnittlich 274,000 Pud in der Periode von 1831—1835 auf 356,000 Pud in den nächsten 4 Jahren und endlich auf 660,000 Pud in den Jahren 1841—45<sup>1</sup> läßt sich vielmehr in der Hauptsache auf die Sorgfalt zurückführen, mit der Kantrin die russische Schafzucht zu heben wußte. Auch die Ermäßigung des an und für sich schon geringen Ausfuhrzolles auf Hopfen hat wenig Einfluß auf den Export gehabt, der genannte Artikel erscheint überhaupt zum ersten Mal im Jahre 1834 in der Ausfuhrliste, und zwar im geringen Betrage von 21,000 Pud, was einen Wert von 96,448 Rbl. repräsentierte<sup>2</sup>. Ferner wurde der Ausfuhrzoll auf Vieh von 13 Kop. auf 5 Kop. pro Kopf ermäßigt, auf Rindvieh allerdings nur von 1,25 Rbl. auf 50 Kop. Diese kleinen Veränderungen mußten natürlich ebenfalls ziemlich bedeutungslos bleiben, auch lassen sie sich aus den überaus schwankenden Zahlen der betreffenden Listen nicht nachweisen. Die geringen Ausfuhrzölle auf Getreide endlich, die durchschnittlich im Betrage von 3—6 Kop. pro Tchetwert (1 Tchetwert enthält 8 Tchetwerik = 2,09904 Hektoliter) erhoben wurden, haben durch Kantrin nur unwesentliche Ermäßigungen erfahren, und erst nach dem Abschluß des Handelsvertrages mit Preußen im Jahre 1842 entstand ein Spezialtarif, nach welchem russisches Getreide zollfrei die preußische Grenze überschreiten durfte. Der Getreideexport stieg nun erheblich: von 1836—1840 hatte er 14,8 % der gesamten Ausfuhr betragen, in den nächsten 5 Jahren ergibt sich bereits ein Prozentsatz von 16,4 %<sup>3</sup>. Selbstverständlich aber läßt sich nicht entscheiden, inwieweit die guten Ernten, die Rußland in den Jahren 1842 und 1843 zu verzeichnen hatte, diese Erscheinung mit bewirkt haben.

Zu erwähnen ist nur noch, daß Kantrin im Jahre 1842, ohne besondere Tarifrevision, noch unter der Hand einige unwesentliche Veränderungen vornahm, indem er z. B. den Einfuhrzoll auf Drogenwaren doch wieder ermäßigte, ebenso den Zoll auf

1) Pokrowsky, „Sammlung von Nachrichten zur Geschichte und Statistik des auswärtigen Handels Rußlands“ (Petersburg 1902, russisch). S. 291. — Herausgegeben vom Zolldepartement des Finanzministeriums.

2) Pokrowsky S. 89. — 3) a. a. D. S. 3.

Eau de Cologne. Wichtiger ist, daß das Opium, welches bisher nur einem geringen Einfuhrzoll unterlag, plötzlich mit 40 Rbl. pro Pud belegt wurde, eine Maßregel, die weiter noch besprochen werden soll.

So ist denn der langsame Übergang vom Bewahrungssystem zum Schutzollsystem und die Aufhebung oder Ermäßigung der Ausfuhrzölle ohne besondere Erschütterungen vor sich gegangen. Alle diese Maßregeln haben die Umläufe des auswärtigen Handels scheinbar in der Hauptsache erhöht, von großer Bedeutung aber sind sie schließlich nicht gewesen. Kantrins Verdienst als Handelspolitiker liegt eben weniger in den von ihm durchgeführten Maßnahmen, als vielmehr darin, daß er mit großer Beharrlichkeit zu verhindern wußte, was dem einmal für richtig erkannten System widersprochen hätte.

## II. Die Zolleinnahmen und der Kampf gegen den Schmuggel.

Von seinen theoretischen Anschauungen ist Kantrin, wie sich aus den bisherigen Darlegungen ergibt, in einem Punkte erheblich abgewichen: das fiskalische Interesse, dem er in der Zollpolitik nur eine untergeordnete Rolle anweisen wollte, trat tatsächlich während seiner ganzen Amtsperiode durchaus in den Vordergrund, und in dem Bestreben, die Staatseinnahmen um jeden Preis zu vermehren, ohne die Steuerschraube zu benutzen, noch auch die riesige Schuldenlast des Reiches zu vergrößern, hat Kantrin glänzende Resultate erzielt, wie sich aus folgender Tabelle der Zolleinnahmen von 1824—1844 ergibt:

Jahre	Zolleinnahmen in 1000 Rbl.	Jahre	Zolleinnahmen in 1000 Rbl. <sup>1</sup>
1824	13,199 (49,692)	1835	22,231 (80,768)
1825	14,281 (54,093)	1836	22,978 (84,796)
1826	14,850 (55,667)	1837	25,362 (92,562)
1827	16,659 (62,085)	1838	24,595 (90,423)
1828	16,670 (62,121)	1839	25,178 (91,890)
1829	18,890 (69,230)	1840	27,355
1830	18,073 (68,630)	1841	27,387
1831	19,304 (71,582)	1842	31,490
1832	23,029 (84,768)	1843	29,679
1833	23,050 (84,585)	1844	33,085
1834	22,716 (82,904)		

<sup>1</sup>) Pokrowsky (Tabellarische Uebersicht) S. 211. Er gibt die Ziffern bis 1840 in Assignatenrubeln an. Ich habe sie in Klammern beigelegt und der

Die bei Lodyshensky<sup>1</sup> angeführten Zahlen sind bis 1832 etwas geringer, dann bis 1840 höher, endlich von diesem Jahre ab wieder niedriger, als die von Pokrowsky angegebenen. Im ganzen aber ist der Unterschied sehr unbedeutend und die Tendenz der Zahlenreihe stimmt in beiden Fällen genau überein. Die Zolleinnahmen betragen demnach im Jahre 1844 um 19,816,000 Rbl. mehr, als zu Beginn der in Betracht kommenden Periode, was bei dem damaligen Budget des russischen Reiches, das keine 200 Millionen ausmachte, eine gewaltige Steigerung der Einnahmen bedeutete.

Dieser Erfolg wäre wohl kaum denkbar gewesen, wenn Kantrin nicht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Schmuggel unschädlich gemacht hätte: im Jahre 1827 bestätigte der Kaiser den Entwurf des Finanzministers, nach welchem die Zollwache von Grund aus reformiert werden sollte. Durch die neue Ordnung wurde die Zahl der Beamten erheblich vermehrt, ihre Gehälter erhöht, vor allem aber wurde die Zollwache in ein Militärkommando mit eigener Uniform und straffer soldatischer Disziplin umgewandelt. Im Jahre 1832 wurden auf Kantrins Wunsch dem Finanzministerium zur Verstärkung der Zollwache zwei kleinrussische Kosakenregimenter zur Verfügung gestellt, endlich wurde im J. 1835 die alte Zollwache noch erheblich verstärkt und aus ihr das heute noch bestehende Corps der Grenzwa<sup>2</sup>che gebildet, das im J. 1843 aus 3518 Reitern und 3679 Fußwachen bestand<sup>2</sup>. Durch diese Maßregeln, ferner durch häufige Revisionen der Zollämter, durch Einführung eines besonderen Stempelpapiers für die Zollabgaben, das mit fortlaufenden Nummern der Blätter an die Zollämter verteilt wurde, endlich dadurch, daß Kantrin mit der Zeit eine Menge Einfuhrverbote aufgehoben und die Zölle auf viele Waren von hohem spezifischem Wert ermäßigt hatte, gelang es allmählich, den Schmuggel zu einem unrentablen und gefährlichen Geschäft zu machen, so daß er zuletzt keine Rolle mehr spielte, wenigstens an der europäischen Grenze, während der Schleichhandel noch in den 20er Jahren das ganze Schutzollsystem illusorisch zu

besseren Uebersicht halber in Kreditrubeln berechnet, indem ich den jeweiligen Kurs des Assignatenrubels in Silberkopfen als Grundlage benutzte, da der Kreditrubel anfangs mit dem Silberrubel fast genau auf Pari stand.

<sup>1</sup>) S. 312.

<sup>2</sup>) „Reisetagebücher“ (Lebenszüge Kantrins, Beilage 2) S. 103.

machen drohte. Dabei betrug die Ausgaben für die Zollverwaltung und Grenzwaſche durchschnittlich nur 7% der Zolleinnahmen, wovon 3% als Prämien an die Beamten gingen<sup>1</sup>. Mit Befriedigung äußert ſich Kantrin in ſeiner „Ökonomie der menſchlichen Geſellſchaften“ über die erreichten Reſultate: „Durch alle dieſe Maßregeln gelang es, die Defraudationen, beſonders in den Zöllen ſelbſt, auf das mögliche Minimum herabzubringen. . . . Der Schleichhandel wurde dadurch gefährlicher, die Affekuranzprämien ſtiegen, mit raumfordernden Waren war nicht viel mehr zu tun, die Kapturen waren anfangs ſehr bedeutend, verminderten ſich aber allmählich<sup>2</sup>.“

### III. Die Handelsverträge und die Förderung der nationalen Schifffahrt.

In handelsdiplomatiſcher Hinſicht beſchränkte ſich Kantrins Wirksamkeit in der Hauptsache auf Erlangung der Gleichberechtigung der ruſſiſchen Flagge mit den Schiffen anderer Nationen, die um ſo leichter zu erlangen war, als Rußland niemals den freien Wettbewerb der Fremden an ſeinem Handel verhindert hatte, und den anderen Ländern mehr daran gelegen ſein mußte, ihrer Schifffahrt den ruſſiſchen Handel zu erhalten, als die unbedeutende ruſſiſche Handelsflotte auszuſperren. Im J. 1828 wurde ein ſolcher gegenſeitiger Schifffahrtsvertrag mit Schweden abgeſchloſſen, der in den Jahren 1835 und 1838 erneuert worden iſt. Ein Handelsvertrag mit der Meißtbegünstigungsklauſel und Bedingung der Gleichberechtigung beider Flaggen wurde im J. 1838 mit der Union abgeſchloſſen, doch blieb er recht bedeutungslos, da ſelbſt heute Rußlands Handel mit den Vereinigten Staaten nur einen geringen Umfang hat<sup>3</sup>.

Ähnliche Verträge kamen im Jahre 1842 mit England und Preußen zuſtande, wenn auch der ruſſiſch-preußiſche Handelsvertrag dieſe Bezeichnung eigentlich nicht verdient, wie ſchon aus dem Namen des betreffenden Aktenſtückes hervorgeht: Concessions

<sup>1</sup>) „Geſchichte des Finanzministeriums“ Bd. I, S. 337 und „Reiſetagebücher“ (Lebensſkizze Kantrins, Beilage 2) S. 105.

<sup>2</sup>) a. a. O. S. 244.

<sup>3</sup>) Ueber die ruſſiſchen Handelsbeziehungen mit der Union vgl. Gulſcham-barow, „Der Weltſhandel und Rußlands Anteil an ihm“ (Petersburg 1898, ruſſiſch) S. 152 ff.

définitives accordées par la Russie à la Prusse; es war vielmehr ein Geschenk, das Friedrich Wilhelm IV. bei Gelegenheit seines Besuches in Petersburg von Kaiser Nikolaus gemacht wurde: Rußland gewährte den preußischen Schiffen die Gleichberechtigung mit der eigenen Flagge unter der Bedingung der Gegenseitigkeit, versprach einige Erleichterungen im Grenzverkehr und erfüllte noch mehrere ganz nebenfällige preußische Forderungen. Es war ein Danaergeschenk, wie Wittschewsky treffend bemerkt<sup>1</sup>, trotzdem konnte man in Berlin nicht umhin, die seit 1836 mit Rußland geführten fruchtlosen Verhandlungen abzubrechen und sich aus Höflichkeitsrücksichten zufrieden zu geben, ohne Repressalien eintreten zu lassen, obgleich keine nennenswerte Änderung des russischen Zolltarifes zu gunsten Preußens erlangt worden war. Rußland hatte durch seine immer äußerst gewandte Diplomatie wieder einmal seinen Willen durchgesetzt.

Aber noch durch eine Reihe anderer Maßregeln war Kantrin bemüht, die nationale Handelschiffahrt zu heben und dem bis dahin herrschenden Mangel an tüchtigen russischen Kapitänen, Steuerleuten und Matrosen abzuhelpfen, sowie den lähmenden Formalismus auf diesem Gebiete zu beseitigen. Auf seine Anregung hin berief der Kaiser im Jahre 1827 am Departement für Handel und Manufakturen ein Komitee, das sich aus Vertretern des Finanzministeriums und des Ministeriums des Inneren und der Marine zusammensetzte und über die zu ergreifenden Mittel zur Hebung der nationalen Handelschiffahrt zu beraten hatte. Der Beschluß dieses Komitees erhielt am 12. Februar 1830 die Allerhöchste Bestätigung: die lästigen Paß- und andere Formalitäten, nach denen z. B. bisher die Garantie der Schiffsbesitzer für die Zurückerlieferung der gesamten Mannschaft ihrer Schiffe verlangt wurde, hörten nun auf; es wurde ferner bestimmt, daß von 1840 ab in der russischen Kauffahrteiflotte nur Russen als Steuerleute und Matrosen angeworben werden durften, und daß niemand vor bestandnem Diplomexamen als Kapitän oder Steuermann fungieren sollte. Für die Matrosen wurden im Jahre 1834 Innungen ins Leben gerufen<sup>2</sup>. Um die Durchführung dieser rigorosen Bestimmungen möglich zu machen, gründete Kantrin Schulen für Handelschiffahrt in Petersburg (1829)

<sup>1</sup>) Wittschewsky S. 78.

<sup>2</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 339.

und in Chersson (1834), ließ regelmäßig an verschiedenen Orten Vorträge über Schiffahrt halten, Lehrbücher, Zeichnungen und Pläne für den Bau moderner Fahrzeuge veröffentlichen usw. Zur Förderung des nationalen Schiffsbaues gründete er Werften, z. B. in Chersson (1830) und Ismail (1835), gewährte den Schiffsbauunternehmern, die nach den neuesten Plänen bauten, billige Darlehen und verkaufte ihnen Hölzer aus den Kronsförsten zu ermäßigten Preisen, besonders zum Bau von Rabortagefahrzeugen fürs Schwarze Meer. Endlich bestimmte das Gesetz von 1830 den steuerfreien Eigentumswechsel von in Rußland gebauten Fahrzeugen.

Aber eine Handelsflotte läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Stärke der russischen Kauffahrteiflotte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur sehr gering war: im Jahre 1852 entfielen auf die Ostseehäfen 555 Seeschiffe mit 122,818 Tonnen Gehalt = 71,14% der gesamten russischen Handelsflotte, auf die Häfen des Weißen Meeres entfielen im ganzen 756 Fahrzeuge mit 23,760 Tonnen = 13,77%, und auf die Schwarzmeerbäfen 105 Seeschiffe mit 26,027 Tonnen = 15,09% der russischen Kauffahrteiflotte. Die Ostsee wies in demselben Jahre gegen 3000, das Schwarze und Asowische Meer 7026 Küstenfahrer auf, die jedoch in sehr schlechtem Zustande gewesen sein sollen. Die Gesamtstärke der russischen Handelsflotte betrug um 1852 etwas über 1400 seetüchtige Fahrzeuge mit 86,500 Normallasten (1 Normallast = 120 Pud) Tragfähigkeit, während die preussischen Ostseehäfen allein um jene Zeit 862 Seeschiffe von 128,037 Normallasten, also 42,000 Normallasten mehr besaßen, als die russische Handelsflotte, und 67,000 mehr, als die russischen Ostseehäfen<sup>1</sup>. Es ergibt sich immerhin eine nicht ganz unbedeutende Vergrößerung der russischen Handelsflotte unter Kantrin, wenn man die spärlichen Daten, die sich aus früheren Jahren erhalten haben, in Betracht zieht: in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts gehörten von den etwa 7200 aus- und eingehenden Schiffen nur ungefähr 990 Fahrzeuge den Russen, also bloß 13,7%<sup>2</sup>; dieser Prozentsatz beträgt im J. 1845 allerdings auch nur 14,8<sup>2</sup>, dafür aber ist die durchschnittliche Trag-

<sup>1</sup>) Matthäi a. a. D. S. 27 ff. — <sup>2</sup>) Pokrowsky S. XXXI.

<sup>3</sup>) Gulischambarow, „Ergebnisse von Handel und Industrie unter Nikolai I.“ (Petersburg 1896, russisch) S. 69.

fähigkeit der russischen Schiffe gewaltig gestiegen: im Jahre 1825 betrug sie 62,4 Lasten, 20 Jahre später schon 94,8, während die Durchschnittstragfähigkeit der nach Rußland kommenden ausländischen Schiffe in demselben Zeitraum bloß von 76 auf 94,4 Lasten gestiegen war<sup>1</sup>.

#### IV. Die Brake.

Kantrin fand bei seinem Amtsantritt die Bestimmung der obligatorischen Brake für die meisten Exportwaren vor, und er war zunächst nicht gesonnen, sie aufzuheben, im Gegenteil, er erließ zahlreiche Verordnungen über die Brake, an denen besonders die Jahre 1828 und 1829 reich sind; sie enthielten hauptsächlich Instruktionen für die Beamten und Regeln zur Verschärfung der Aufsicht. Mit der Zeit aber stellte es sich heraus, daß die obligatorische Brake ihren Zweck schlecht erfüllte, denn die Klagen des Auslandes über mangelhafte Qualität der russischen Produkte hörten nicht auf. Kantrin äußert sich darüber in seinem Bericht an den Kaiser folgendermaßen: „Zur Aufrechterhaltung des Vertrauens zu unseren Exporten sind besondere Reglements über die Brake erlassen und ist der Erfüllung derselben eine wachsame Aufsicht gewidmet worden: eine ziemlich schwierige Angelegenheit. Denn die übrigens falsch berechneten Rücksichten eigenen Vorteils bringen in vielen Kaufleuten die Neigung hervor, die Strenge der Brake zu umgehen<sup>2</sup>.“ Da die obligatorische Brake außerdem mit Zeitverlust und Kosten verbunden war, kam man allmählich von ihr ab: im Jahre 1832 wurde sie für Exporthölzer versuchsweise auf zwei Jahre freigegeben und nur noch auf besonderen Wunsch einer der beiden Parteien vorgenommen; 1835 wurde diese Frist weiter auf 6 Jahre verlängert, und seit 1837 fand diese Art der freiwilligen Brake auch für andere Exportwaren Anwendung, die dann allerdings eine Fabrikmarke tragen mußten. Nur für die Häfen der Ostsee und des Weißen Meeres blieb aus unbekanntem Gründen die obligatorische Brake in vollem Umfange bestehen<sup>3</sup>.

<sup>1</sup>) a. a. D. S. 67. — <sup>2</sup>) a. a. D. S. 103.

<sup>3</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 347. Vgl. „Der Rigasche Börsen-Comité in den Jahren 1866—1872“, Riga 1873, S. 320, 336 ff., 351, 365, 368, 400 und 420 ff. und „Rigaer Handelsarchiv“, Jahrg. 1874 S. 165 ff., 1876 S. 172 ff., 1878 S. 267 ff., 1880 S. 324 ff.

## 2. Kapitel:

**Innere Handels- und Gewerbepolitik.**

Wir haben gesehen, daß Kantrin gegen seinen Willen durch die schwierige finanzielle Lage des Reiches und die Kriege, die in seine Amtsperiode fielen<sup>1</sup>, gezwungen, die Zölle als Haupteinnahmequelle des Staates benutzte; andererseits wird niemand leugnen können, daß der Zolltarif in seinen Händen die beste Waffe zum Schutze der russischen Industrie gewesen ist. Aber im Einklang mit seiner Überzeugung, daß der Schutz Zoll an sich wenig nützen, ja unter Umständen schädlich wirken könne, indem er den auswärtigen Handel einenge, der Industrie ein zu großes Gefühl der Sicherheit gebe und sie zu weiterer Entwicklung nicht immer anrege, erweiterte Kantrin seine Tätigkeit durch die Durchführung der verschiedenartigsten Maßregeln, die teils mehr handels-, teils mehr gewerbepolitischen Natur und daher nicht näher zu klassifizieren sind; sie sind in ihrer Summe und in Verbindung mit der protektionistischen Handelspolitik für Handel und Industrie Rußlands von größtem Segen gewesen.

Zu den hauptsächlichsten Maßregeln, die mehr die direkte Förderung und Sicherstellung des Handels im Auge hatten, gehören: der Erlaß einer allgemeinen Börsenordnung, die im Jahre 1831 bestätigt wurde und als Grundlage für die besonderen Statuten der Petersburger Börse (1832) und der Börse von Moskau (1837) und Rybinsk (1842) und in der Folgezeit von Nishnij-Nowgorod und Odessa gedient hat; die Ausarbeitung der im Jahre 1834 Allerhöchst zum Gesetz erhobenen „Regeln über die kaufmännischen Bücher“, nach denen die gewissenhafte Buchführung bei Vermeidung der schwerwiegendsten Folgen den Handeltreibenden zur Pflicht gemacht wurde<sup>2</sup>; die Errichtung resp. Reorganisation der Handelsgerichte in Petersburg und Moskau, sowie in den größeren Hafenstädten; der Erlaß eines neuen, im Jahre 1833 bestätigten Patentgesetzes an Stelle des veralteten von 1812, und des Gesetzes über

<sup>1</sup>) Die Kriege mit der Türkei und Persien (1826—1828 und 1828—29) und der polnische Aufstand (1831) haben den Staat 529,233,000 Rbl. gekostet (Kantrin, „Kurze Uebersicht der russischen Finanzen“, S. 71).

<sup>2</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 347.

kaufmännische Insolvenz, das 1836 in Kraft trat<sup>1</sup>; die Mitbegründung oder Unterstützung einer Reihe von Handelsgesellschaften<sup>2</sup>; das im Jahre 1836 vom Kaiser genehmigte Gesetzesprojekt über die Aktiengesellschaften, das recht strenge Bestimmungen enthielt, um den Aktienschwindel unmöglich zu machen; beispielsweise wurde die Zahl der Teilhaber begrenzt und der Handel mit Aktien an der Börse untersagt; auch die Konzession zur Gründung einer Aktiengesellschaft wurde von der Regierung nur mit großer Vorsicht und nach der sorgfältigsten Prüfung des betreffenden Unternehmens gewährt<sup>3</sup>.

Hierher gehört ferner Kantrins Tätigkeit in betreff der Regulierung der russischen Maße und Gewichte, die durchaus notwendig geworden war. Im J. 1829 verscrieb er sich offiziell beglaubigte Maße und Gewichte der wichtigsten Länder und berief eine Kommission, die das Verhältnis der russischen zu den ausländischen Mäßen ein für alle Mal festzustellen hatte. Dann wurde eine vollständige Sammlung der russischen Maße und Gewichte hergestellt, die zusammen mit den ausländischen Originalen in einem feuer sichereren Raume der Petersburger Festung aufbewahrt wird. Alle Provinzialverwaltungen erhielten Kopien von Wedro, Arschin, Pfund und Tschetwerik. Diese Arbeiten dauerten bis zum Jahre 1842, worauf die betreffenden Tabellen bestätigt wurden<sup>4</sup>.

Mehr gewerbepolitischer Art war eine ganze Reihe anderer Maßregeln, die von Kantrin durchgeführt worden sind. Mit seinem Amtsantritt vollzog sich in den Beziehungen des Finanzministeriums zu den Industriellen insofern ein scharfer Wechsel, als mit dem bisherigen System des direkten Schutzes aufgeräumt wurde. Es hatte darin bestanden, daß die Fabriken vom Finanzministerium nicht selten billige Darlehen und selbst Unterstützungen erhielten, was nach den Worten Kantrins „für neu zu begründende Industriezweige seinen Vorteil, in der Folgezeit aber den Nachteil habe, daß diejenigen Fabriken, die ein solches Darlehen empfangen haben,

1) a. a. D. Bd. I, S. 345.

2) Sie finden sich aufgezählt in Kantrins Bericht an den Kaiser S. 99 ff.

3) Kantrin soll den Auspruch getan haben, daß es besser sei, 10 nicht absolut sichere Gründungen zu verhindern, als nur eine einzige zum Nachteil des Publikums und der Sache selbst zuzulassen. („Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 346 ff.)

4) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 348 ff.

naturgemäß die Existenz der mit eigenem Kapital der Unternehmen begründeten Betriebe untergraben<sup>1)</sup>." Energie und Unternehmungslust sollten vielmehr geweckt und positive Kenntnisse verbreitet werden. Es wurde bestimmt, daß alle in Zusammenhang mit der gewerblichen Tätigkeit stehenden Streitfragen und Gesuche besonders schnell erledigt werden sollten; ferner hatte das Finanzministerium die Aufgabe, den Industriellen auf Wunsch in jeder Frage Auskunft und Ratsschlag zu erteilen und sie bei den örtlichen Behörden zu vertreten. Um den Fabrikantenstand zu heben und seine gesellschaftliche Stellung zu festigen, wurden Ehrenpreise und Belohnungen verteilt, besonders aber bemühte sich Kantrin, technische Kenntnisse und Verbesserungen einzuführen. Diese wichtige Aufgabe hatte hauptsächlich der Manufakturkonseil zu erfüllen, den der Finanzminister im J. 1828 am Departement für Handel und Manufakturen ins Leben gerufen hatte, da bis dahin das Finanzministerium „über die tatsächlichen Ursachen des Aufblühens oder Niederganges eines Gewerbebezuges und über die Mittel, durch welche die Regierung nicht prosperierende Gewerbe stützen oder wiederaufrichten und die bestehenden industriellen Betriebe stärken und fördern könnte“, im Dunkeln geblieben war<sup>2)</sup>. Der Manufakturkonseil, dem der im Jahre 1829 gegründete Kommerzkonseil mit ähnlichen Zwecken für den Handel zur Seite stand, hatte, wie dieser, Zweigabteilungen in den Provinzen und Agenten in den bedeutendsten Industriezentren des Auslandes. Diese hatten die Aufgabe, die Entwicklung der verschiedenen Industriezweige des betreffenden Landes zu verfolgen, sich die neuesten Erfindungen anzueignen und Beschreibungen der mustergültigsten Fabriken, Zeichnungen, Modelle, Warenmuster und sogar Maschinen nach Petersburg zu senden, wo sie in einem besonderen Raum des Departements für Handel und Manufakturen ausgestellt wurden; die Maschinen wurden nachher den Fabriken zur Probe überlassen. Die Agenten des Manufakturkonseils waren außerdem verpflichtet, den Fabrikbesitzern auf Wunsch tüchtige ausländische Techniker und Arbeiter zu verschaffen, ja im Jahre 1843 erlangte Kantrin die kaiserliche Erlaubnis dazu, besondere vom Finanzministerium besoldete Mechaniker in die industriell höher entwickelten Provinzen zu entsenden: jeder Fabrikant hatte das

1) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 341.

2) a. a. D. S. 340.

Recht, einen solchen Mechaniker zum Besuch seines Betriebes zu veranlassen und sich kostenlos dessen Rat über mögliche Verbesserungen einzuholen. Auch ausländische Ingenieure, Meister und Techniker, z. B. Gallet für Talgproduktion, Garnier für die Leinenindustrie wurden vom Finanzministerium verschrieben<sup>1</sup>. Die notwendigen Veröffentlichungen in all diesen Dingen besorgten die im J. 1824 begründete Zeitschrift für Handel und Manufakturen, die Handelszeitung<sup>2</sup>, die „Nachrichten über Manufaktur- und Minenwesen“ (seit 1839) und einige andere vom Finanzministerium herausgegebene oder von ihm ins Leben gerufene Organe.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Manufakturkonseils bestand in der Begründung und Erweiterung des Ausstellungswesens. — Durch Ausstellungen wollte Kantrin „das Publikum mit den Erzeugnissen der vaterländischen Industrie bekannt machen, die Vorurteile ausrotten, die allen fremden Produkten den Vorzug geben und mit Hilfe von Auszeichnungen und Belohnungen für die hervorragendsten Leistungen die Lust zum Wettbewerb bei den Fabrikanten wecken und sie zu weiterer Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse anspornen“<sup>3</sup>.

Die erste Gewerbeausstellung fand in Petersburg im Mai des Jahres 1829 statt und war von Erfolg gekrönt: 326 Firmen hatten sie besichtigt und die Zahl der Besucher belief sich im Laufe von 3 Wochen auf über 100,000. Die nächste Ausstellung wurde im J. 1831 in Moskau veranstaltet, dann nach 2 Jahren wieder eine in Petersburg. Seit 1836 fanden auf ein diesbezügliches, Allerhöchst bestätigtes Gesuch Kantrins alle 4 Jahre Gewerbeausstellungen statt, und zwar abwechselnd in Petersburg und Moskau<sup>4</sup>. Außerdem wanderten die schon erwähnten Ausstellungen im Departement für Handel und Manufakturen alljährlich zuerst nach Moskau und dann in die übrigen wichtigeren Städte des Reiches.

<sup>1</sup>) a. a. O. S. 341 und „Reisetagebücher“ (Lebensskizze Kantrins, Beilage 2) S. 98.

<sup>2</sup>) Dieses Blatt, das von 1803—1809 auf Veranlassung des damaligen Handelsministers Grafen Rumjanzew erschien, hat Kantrin im Jahre 1824 wieder aufleben lassen. Im J. 1843 lautete sein Urteil über die Zeitung: „Sie übte einen großen Einfluß auf die Bildung unserer Kaufmannschaft aus, führte zur Verdrängung des Krämergeistes, wie sie auch der Manufakturindustrie unter die Arme griff.“ („Reisetagebücher“, Lebensskizze Kantrins, Beil. 2, S. 95.)

<sup>3</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 342.

<sup>4</sup>) Gulischambarow, „Ergebnisse von Handel und Industrie unter Nikolaus I.“, S. 71 ff.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung der russischen Industrie war die im Jahre 1828 erfolgte Gründung des Technologischen Instituts in Petersburg, nach den Worten Kantrins „eine Pflanzstätte allgemein-nützlicher Kenntnisse, ohne die in den gewerbetreibenden Klassen des Volkes alle natürlichen Fähigkeiten nicht zur Entfaltung kommen konnten<sup>1)</sup>.“ In diesem Institut, das „nach den Äußerungen verschiedener Ausländer, die es besucht haben, zu den ersten Anstalten der Art in Europa“ gehört haben soll<sup>2)</sup>, wurden öffentliche Vorträge über alle technischen Wissenschaften gehalten, auch fanden diejenigen Fächer, die in näherer Beziehung zur gewerblichen Tätigkeit und zum Handel standen, Berücksichtigung. Das Institut besaß seit 1835 eine Anstalt zur Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen, die unentgeltlich an die Kameralhöfe versandt wurden; eine ähnliche selbständige Anstalt wurde im folgenden Jahre in Moskau gegründet. Ebenfalls seit 1835 bestand am Technologischen Institut noch eine Sonntags-Zeichenschule, die bald bis auf den letzten Platz besetzt war, so daß im Jahre 1832 eine zweite derartige Schule mit etwas erweitertem Programm in Petersburg gegründet werden mußte (auf Wassily-Ostrow). Auch an den Universitäten wurden auf Betreiben des Finanzministers Vorlesungen über Technik gehalten.

Ein näheres Eingehen auf die Organisation der zahlreichen von Kantrin ins Leben gerufenen Schulen würde zu weit auf das Gebiet der Volksbildung überhaupt führen, und so wird die vom Finanzminister in seinem Bericht an den Kaiser vom Jahre 1843 gegebene kurze Aufzählung der betreffenden Lehranstalten genügen, soweit sie nicht bereits erwähnt worden sind: „Die technische Bergschule, 1855, die einem besonderen Bedürfnis entspricht. Die Zeichenschule für Externe, 1840. Bei derselben eine Mädchenabteilung, 1842, und eine galvanoplastische Lehranstalt, 1842, die für den ersten Anfang dieser technischen Beschäftigungen einen beinahe unglaublichen Erfolg gehabt hat<sup>3)</sup>. Die bürgerliche Zeichenschule in Moskau, 1831. Dasselbst die Sonntagschule, 1839. Das dritte Gymnasium mit einer technischen Abteilung in Moskau, 1839. Ähnliche Abteilungen bei einigen Gouvernementsgymnasien.

<sup>1)</sup> „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 342.

<sup>2)</sup> „Reisetagebücher“ (Lebensskizze Kantrins, Beilage 2) S. 93.

<sup>3)</sup> Alles in Petersburg.

Die höhere Kommerzpenſion in Petersburg, 1839<sup>1)</sup>." Um techniſche Kenntniſſe auch in den weiteren Schichten der Bevölkerung zu verbreiten, ließ Rantrin während ſeiner ganzen Amtsperiode wiſſenſchaftliche Werke, Lehrbücher, kurze Anleitungen uſw. veröffentlichen, z. B. im Jahre 1826 allein „mehr als 30 Werke theils gelehrten Inhalts, theils zur Belehrung und Anleitung in verſchiedenen Induſtriezweigen<sup>2)</sup>."

In die Amtsperiode des Grafen Rantrin fällt auch der erſte Verſuch der Regierung, die Fabrikarbeiterfrage zu regeln. Solange die Leibeigenſchaft beſtand, war ein geſunder Aufſchwung nicht nur der Landwirtschaft, ſondern auch der Induſtrie ſehr erſchwert, denn der an die Scholle gebundene Bauer konnte naturgemäß kein guter Fabrikarbeiter ſein. Aber ſchon unter Alexander I. mußte ja Rantrin die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß an eine Aufhebung der Leibeigenſchaft nicht zu denken war, und unter Kaiſer Nikolaus ſah die Sache natürlich noch weit hoffnungsloſer aus. So hat denn Rantrin ſeinen mißglückten Verſuch von 1819 nicht wiederholt. Wohl aber iſt es ihm gelungen, die Umwandlung einer Anzahl von Fabriken mit angeſiedeltem Landbeſitz in gewöhnliche durchzuſetzen, wobei die Fabrikbauern den freien Einwohnern der Dörfer und Städte zugezählt wurden. Damit war allerdings herzlich wenig erreicht, ſolange die Streitigkeiten zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nicht aufhörten, und dieſe Streitigkeiten inſolge des Fehlens ſchriftlicher Kontrakte nicht rechtmäßig geſchlichtet werden konnten. Rantrin arbeitete im J. 1834 ein Projekt aus, das in großen Zügen folgende Beſtimmungen enthielt: Zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer muß ein ſchriftlicher Kontrakt abgeſchloſſen werden. Dieſer Kontrakt, die Arbeitsordnung, die in jeder Fabrik aushängen muß, und das Buch für die Arbeitslöhne, das ein jeder Unternehmer zu führen hat, dienen als Grundlage für die Beilegung etwaiger Streitigkeiten. Der Arbeiter iſt nicht berechtigt, vor Ablauf ſeines Kontrakts die Fabrik zu verlaſſen, oder eine Lohnerhöhung zu verlangen, andrerſeits kann im gleichen Falle der Unternehmer einen Arbeiter nur wegen ſchlechten Betragens oder Verletzung der Arbeitsordnung entlaſſen, jedoch nicht ohne vorherige zweiwöchentliche Kündigung. Wer einen kontrakt-

1) a. a. D. S. 93 ff.

2) a. a. D. S. 95.

brüchigen Arbeiter annimmt, hat den bisherigen Arbeitgeber zu entschädigen. Der Reichsrat bestätigte dieses Projekt nicht; er hatte zwar gegen Kantrins Reformpläne nichts einzuwenden, meinte jedoch, daß sie zu nichts führen würden, da die russischen Fabrikarbeiter fast ohne Ausnahme Analphabeten wären. Es wurde beschlossen, dem Finanzminister anheimzustellen, diese Regeln versuchsweise nur in den beiden Hauptstädten einzuführen. Der Beschluß des Reichsrates erhielt am 24. Mai desselben Jahres die kaiserliche Unterschrift, trotzdem gelang es Kantrin wenige Monate später sein Projekt auf die Ostseeprovinzen und mit der Zeit auch auf mehrere andere Gouvernements auszudehnen<sup>1</sup>.

Man sieht, mit welchen Schwierigkeiten er hier zu kämpfen hatte, und auf den aktiven und passiven Widerstand der gesamten Verwaltung ist es wohl mit zurückzuführen, daß dieses sog. Gesetz von 1835 im Sinne des Arbeiterschutzes nur von ganz untergeordneter Bedeutung gewesen und praktisch eigentlich kaum durchgeführt worden ist<sup>2</sup>. Da keine Arbeiterschutzgesetze bestanden und augenscheinlich in der nächsten Zukunft nicht zu erlangen waren, so mußte Kantrin sich in seiner Fürsorge für die Arbeiter damit begnügen, alle 6 Monate die Fabriken durch Mitglieder des Manufakturkonseils besuchen und sich über die Lage der Arbeiter Bericht erstatten zu lassen. Wenigstens erwirkte er vom Kaiser den Befehl, daß die Abteilung des Manufakturkonseils im Moskauer Industriebezirk auf Einhaltung folgender Bestimmungen zu sehen hatte: die Werkstätten und Arbeiterbaracken der Fabriken müssen genügend ventilirt sein; die männlichen, weiblichen und jugendlichen Arbeiter müssen möglichst geräumig und jedenfalls getrennt untergebracht sein, wobei auf Betrieben, die bis 50 Arbeiter beschäftigen, ein besonderer Raum mit wenigstens 2 Betten vorhanden sein muß, der als Krankenhaus zu dienen hat. Die jugendliche Arbeitskraft darf nicht ausgenutzt werden, auch sollen die Unternehmer für genügende Schulbildung sorgen, ihre Arbeiterschaft vom Trunke abhalten und sie überhaupt sittlich zu heben suchen<sup>3</sup>. Daß es in den meisten Fällen bei den schönen Worten

<sup>1</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 343.

<sup>2</sup>) Vgl. den Artikel „Arbeiterschutzgesetzgebung in Rußland“ von Tugan-Baranowsky im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

<sup>3</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 344.

blieb und den Arbeitern durch diese allgemein gehaltenen Bestimmungen nicht geholfen war, läßt sich denken, aber so ganz ohne Einfluß auf die Regelung der Arbeiterfrage und somit auch auf die Produktionsfähigkeit der Industrie mögen diese zaghafte Versuche doch nicht gewesen sein.

Noch in einer anderen Frage fand Kantrin im Reichsrat einen Gegner: im J. 1824 legte er ihm ein Gesetzesprojekt vor, in dem er die obligatorische Stempelung der russischen Industrieerzeugnisse verlangte; es wurde aber mit der Begründung abgewiesen, daß dadurch die gewerbliche Tätigkeit in Fesseln geschlagen würde. Im Jahre 1829 wiederholte Kantrin seine Forderung und führte aus, daß die obligatorische Stempelung der Industrieprodukte zur Aufrechterhaltung des Schutzzollsystems und als Mittel im Kampf gegen den Schmuggel notwendig sei und außerdem die Ehrlichkeit und Solidität im Geschäftsleben einbürgere. Auch dieses Mal erklärte sich der Reichsrat damit nicht einverstanden und beschloß, den Produzenten hierin volle Freiheit zu lassen. Das wurde vom Kaiser bestätigt. Nach dem neuen Gesetz vom 5. Februar 1829 war immerhin mit der Warenstempelung die Erlangung gewisser Vorteile verknüpft, und diejenigen Fabrikanten, die ihre Marken vom Departement für Handel und Manufakturen bestätigen ließen, waren vor Fälschungen und Nachahmungen ziemlich sicher: in solchen Fällen wurde der Schuldige nicht nur gerichtlich zur Verantwortung gezogen, sondern alle seine Waren, welche die gefälschte Fabrikmarke trugen, erhielt der geschädigte Konkurrent<sup>1</sup>.

Endlich muß noch erwähnt werden, daß Kantrin im Interesse der Industrie durch Gewährung verschiedener Privilegien ausländisches Kapital und ausländische Intelligenz ins Land zog, und im Jahre 1839 die Aufhebung des Verbotes durchsetzte, nach dem Ausländer in Rußland außerhalb der Städte keinen Grundbesitz erwerben durften<sup>2</sup>.

<sup>1</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 344 ff.

<sup>2</sup>) „Reisetagebücher“ (Lebensskizze Kantrins, Beilage 2) S. 95.

## 3. Kapitel:

## Das Transportwesen.

Auch auf dem Gebiete des Transportwesens ist von Kantrin manches veranlaßt worden. Allerdings stand er der Anlage von Eisenbahnen bekanntlich feindlich gegenüber, und sehr gegen seinen Willen wurde im Jahre 1842 der Bau der Petersburg-Moskauer Linie in Angriff genommen<sup>1</sup>; auch für Kanalbauten geschah so gut wie nichts, wenn man von der Schiffbarmachung des Flusses Seim in den Jahren 1832—1840 abzieht. Trotzdem hat sich Kantrin durch Förderung der Dampfschiffahrt<sup>2</sup> und durch den Bau von Chausseen und Wegen hauptsächlich im Süden des Reiches mit dem Endpunkt Odessa verdient gemacht: dadurch wurde der Getreideexport erleichtert, der bisher durch die hohen Transportkosten unter der Konkurrenz des aus der Moldau und Wallachei stammenden und die Donau als Transportmittel benutzenden Getreides gelitten hatte. Auch der im Jahre 1817 begonnene Bau der 680 Werst langen Chaussee zwischen Petersburg und Moskau wurde von ihm beendet (1836); er erbaute ferner die Chausseen von Warschau bis Rowno und von Rowno bis Dünaburg, und im Jahre 1836 hatte Rußland im ganzen 2747 Werst Chausseen, während im Jahre 1817 überhaupt keine vorhanden gewesen waren. Von 1836—45 wurde noch eine Reihe anderer Chausseebauten in Angriff genommen oder beendet, und im Jahre 1855 gab es in Rußland bereits 9212 Werst Chausseen<sup>3</sup>. Das macht etwa die Hälfte der heute in Rußland vorhandenen Chausseen aus. Später nämlich wurden die Mittel der Regierung ganz durch den beschleunigten Ausbau des Eisenbahnnetzes in Anspruch genommen, so daß an den Wegebau kaum mehr gedacht wurde. Daher der Mangel an guten Zufuhrwegen, an dem heute die russischen Eisenbahnen vor allen Dingen tränkeln. Wäre der Chausseebau in demselben Tempo fortgesetzt

<sup>1</sup>) Als Kantrin aus dem Amte scheid, war in Rußland bloß die 25 Werst lange, von einer Privatgesellschaft erbaute Strecke von Petersburg nach Zarstsoje Selo im Betrieb (seit 1839).

<sup>2</sup>) „Reisetagebücher“ (Lebensstizze Kantrins, Beilage 2) S. 99.

<sup>3</sup>) Gulischambarow, „Ergebnisse von Handel und Industrie unter Nikolaus I.“, S. 22. Wittschewsky (S. 65) nennt für das Jahr 1867 die Ziffer von bloß 7000 Werst.

worden, wie unter Kantrin, so würde man heute von Rußland wohl kaum sagen können, daß es die Periode der Chausseen übersprungen hat. So scheint denn Kantrin durch den Bau von Wegen und Chausseen gut gemacht zu haben, was er durch seine Starrköpfigkeit den Eisenbahnen gegenüber gefehlt hat.

---

#### 4. Kapitel:

### Die Politik im Handel über die asiatische Grenze.

---

#### I. Turkestan und Persien.

Der Handel Rußlands mit Asien basierte auf ganz anderen Voraussetzungen, und demgemäß mußte auch die Handelspolitik eine andere sein, besonders ließ sich das Schutzzollsystem hier nicht in seiner vollen Schärfe anwenden, es mußte also für Asien ein Spezialtarif bestehen.

Kantrin fand den Zolltarif von 1817 vor, der für die gesamte russisch-asiatische Grenze, mit Ausnahme von Riachta, in Geltung war. Charakteristisch für diesen Tarif sind seine große Einfachheit, Übersichtlichkeit und Stetigkeit: die Asiaten sind an komplizierte Zollbestimmungen nicht gewöhnt, und durch häufige Tarifänderungen hätte der Handel mit Asien leicht gelitten. Die Zollsätze waren nicht hoch: Halbfabrikate unterlagen einer Wertzolle von 2%, billige Fabrikate zahlten einen Einfuhrzoll von 10–20%, Luxusgegenstände einen solchen von 25%, während Rohstoffe frei ein- und ausgeführt werden durften. Einfuhrverbote bestanden nur für Goldstickereien und Kaliko. Von allen russischen Waren wurde ein Ausfuhrzoll von 1% des Warenwertes erhoben, verboten dagegen war aus politischen Gründen die Ausfuhr von Waffen, Schiffsfahrzeugen und Tafelarge. Es bestanden zwei Zollbezirke: Orenburg und Astrachan<sup>1</sup>. Die Zolleinnahmen waren natürlich sehr unbedeutend, umsomehr als die lange asiatische Grenze nicht genügend bewacht werden konnte, und der Schmuggel ungehindert sein Wesen trieb. Kantrin hat den asiatischen Zolltarif keinen Veränderungen unterworfen. In seinem Bericht an den Kaiser

---

<sup>1</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 148 ff.

schreibt er: „Es ist zu bemerken, daß nach dem besonderen Charakter des asiatischen Handels nicht für möglich befunden war, in Hinsicht desselben irgend welche bedeutende Erhöhungen der Zollabgaben einzuführen, mit Ausnahme von Riachta, umsomehr als es auch unmöglich gewesen wäre, unsere unermesslich lange asiatische Grenze zu überwachen<sup>1)</sup>“

Was zunächst den Handel mit Turkestan betrifft, so wollte er nicht recht in Schwung kommen, da die Karawanen von jeher den räuberischen Überfällen der wilden Nomadenstämme ausgesetzt waren. Zwar setzte Kantrin es im Jahre 1824 durch, daß nunmehr die russischen Handelskarawanen mit starker militärischer Bedeckung abgeandt wurden; aber schon die erste derartige Expedition, die auch vorläufig die letzte sein sollte, erlitt im J. 1825 einen vollständigen Mißerfolg, indem sie, angegriffen durch die Horden des Chans von Chiva, nach einer 13tägigen Belagerung den größten Teil ihrer Waren im Stich lassen und sich durch schleunige Flucht retten mußte. Die Regierung schonte offenbar weitere Opfer und so blieb denn an der turkestanischen Grenze alles beim Alten<sup>2)</sup>.

Große Aufmerksamkeit wandte dagegen Kantrin dem Handel mit Persien zu, das er dem russischen Absatz erschließen wollte. Schon unter Alexander I. war ein groß angelegter Gedanke des damaligen Handelsministers Grafen Rumjanzew teilweise verwirklicht worden: durch den Ufas vom 8. Oktober 1821 wurden den in Transkaukasien Handeltreibenden, sowohl Ausländern als Russen, bedeutende Privilegien gewährt, z. B. wurden sie auf 10 Jahre von allen Steuern und Abgaben befreit. Derselbe Ufas hob, ebenfalls auf 10 Jahre, sämtliche Zölle auf europäische Waren auf, sogar auf diejenigen Artikel, deren Einfuhr nach Rußland verboten war. Die aus Persien kommenden Waren unterlagen einem geringen Zoll von 5% des Wertes<sup>3)</sup>. Dadurch sollte der Handel zwischen Europa und Asien den Weg über Odessa und Transkaukasien nach Persien und Indien nehmen, der Kaukasus mit Tiflis sollte der Mittelpunkt dieses großen Warenverkehrs werden, wohin sich alsdann auch der russische Export aus den Schwarzmeerbäfen und Astrachan wenden konnte. Man hoffte auch auf den

<sup>1)</sup> „Reisetagebücher“ (Lebensskizze Kantrins, Beilage 2) S. 105.

<sup>2)</sup> „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 150.

<sup>3)</sup> Potrowsky S. XXX.

wahrscheinlichen Zufluß ausländischen Kapitals nach Transkaukasien, wodurch eine wirtschaftliche Belebung dieser Provinz eintreten würde. In der That entwickelte sich alsbald ein lebhafter Transithandel mit allerlei Galanterie- und Manufakturwaren hauptsächlich von Leipzig aus über Brody<sup>1</sup>, Odessa, Redut-Kalé und Transkaukasien nach Persien, der dem bis dahin schon bestehenden Transitverkehr über Konstantinopel und Erzerum nach Persien starken Abbruch tat.

So lagen die Dinge, als Kantrin im Jahre 1823 an die Spitze des russischen Finanzministeriums berufen wurde. Der transkaukasische Transithandel war ihm von vorn herein ein Dorn im Auge, denn er durchlöchernte in empfindlicher Weise das russische Schutzollsystem. Kantrin war der Meinung, daß ein Transit europäischer Waren durch Rußland den Schmuggel begünstige und daß außerdem den russischen Erzeugnissen, die ohnehin im Westen noch nicht konkurrenzfähig waren, der asiatische Markt gesichert werden müßte. Im J. 1827 machte er darum eine Eingabe an den Reichstag und verlangte die Schließung der Durchfuhrstraße, oder wenigstens Beschränkung des Transits mit folgender Begründung: „Erfahrungsmäßig verlangen unsere Fabriken noch staatlichen Schutz und gewisse Opfer von seiten der Regierung; infolgedessen sind die dem Schutzollsystem widersprechenden, zur Zeit in Grusien bestehenden Geseze für das Reich schädlich, wenn sie auch jener Provinz einige besondere Vorteile bringen, schädlich besonders dadurch, daß sie eine Verringerung des Verbrauchs russischer Waren in Transkaukasien zur Folge haben. Wie schlimm dieser Transitverkehr wirkt, erweist sich klar aus dem Umstande, daß die Messe von Nishnij-Nomgorod jetzt 4 Jahre lang Persien und sogar Grusien nicht mehr in dem Maße mit Waren russischer Provenienz versorgt, wie das früher der Fall zu sein pflegte; die Kaufmannschaft klagt hierüber einstimmig, besonders über die Messe vom vorigen Jahre. Obgleich ferner der Finanzminister den Versuch gemacht hat, unsere Fabrikanten zur Anlage eines großen Tuch- und Rattunlagers in Tiflis zu bewegen, wollten sie sich nicht dazu anschließen — aus Furcht vor der fremden Konkurrenz. Wenn folglich der Kaufmannsstand nicht beruhigt und sicher gestellt wird, so dürften die russischen Waren mehr und mehr aus dem Handel mit Persien

<sup>1</sup>) Die jüdischen Händler des Fleckens Brody sollen die Zwischenträger dieses Handels gewesen sein. (Wittschewsky S. 68.)

verdrängt werden<sup>1.</sup> — Der Reichsrat wies Kantrins Eingabe mit der kurzen Begründung ab, daß zunächst der Ablauf der 10jährigen Frist abzuwarten wäre, ehe an eine Aufhebung oder Änderung des Ukases von 1821 gedacht werden könnte. Nachdem der Kaiser diesen Beschluß bestätigt hatte, mußte sich Kantrin bis zum Jahre 1831 zufrieden geben. Dann stellte er wieder seine frühere Forderung, wiederholte mit Nachdruck, daß die russischen Industrieprodukte es mit den europäischen noch lange nicht aufnehmen könnten, und durch die freie Konkurrenz in Transkaukasien der russische Export nach Persien stark leide, da höchstens Rattun- und Rankingsstoffe und einige wenige andere Industrieprodukte, z. B. leicht zerbrechliche Waren oder solche mit geringem spezifischem Gewicht es mit den ausländischen Erzeugnissen dort aufnehmen könnten; daß der Durchfuhrhandel der transkaukasischen Kaufmannschaft allerdings große Gewinne abwerfe, daß man den berechtigten Klagen der russischen Industriellen aber Gehör schenken und das Wohlergehen einer einzelnen Provinz jedenfalls dem Gedeihen der gesamten russischen Volkswirtschaft unterordnen müsse. — In der Zwischenzeit hatte Kantrin durch besondere Beamte seines Ministeriums die Bedingungen des transkaukasischen und persischen Handels untersuchen lassen, wobei es sich herausgestellt hatte, daß große Posten europäischer Waren nach wie vor die Konkurrenzlinie Konstantinopel-Erserum oder Trapezund benutzten und nicht nur in die nördlichen Provinzen Persiens, sondern auch nach Transkaukasien eindringen. So war er in der Lage, mit einem neuen und schwerwiegenden Argument vor den Reichsrat zu treten: „So ist uns denn ein Hauptziel des Ukases von 1821, den Warenverkehr von diesem Wege abzugiehen, nicht einmal gelungen, und auch in Zukunft ist wenig Aussicht dazu vorhanden<sup>2.</sup>“ Da zudem die russischen Waren faktisch nicht allein aus Persien, sondern auch aus Transkaukasien mehr und mehr verdrängt wurden, fand Kantrin dieses Mal beim Reichsrat Gehör, und auf kaiserlichen Befehl vom 3. Juni 1831 wurde die Regelung der Frage seinem Gutdünken überlassen, nachdem die Haupttendenz seines Reformprojekts: der Schutz von Rußlands Handel und Industrie bei womöglicher Beibehaltung des transkaukasischen Transits — vom Monarchen

<sup>1)</sup> „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 331.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 332.

gebilligt worden war. Nun fand für Transkaukasien sofort ein Spezialtarif Anwendung, der bloß die Einfuhr einer beschränkten Zahl europäischer, der russischen Industrie wenig gefährlicher Waren ermöglichte. Sie unterlagen sogar einem geringeren Zoll, als nach dem Generaltarif, die für die Konkurrenz gefährlichen Produkte, wie z. B. Baumwollentstoffe, waren dagegen noch höher belegt<sup>1</sup>. Nun verödete die russische Durchfuhrstraße und die meisten europäischen Waren nahmen wieder den alten Weg über Konstantinopel nach Persien.

Kantrin hatte sein Ziel erreicht und sein nächstes Bestreben war, Transkaukasien, das er als eine tropische Kolonie Rußlands ansah, wirtschaftlich zu heben: er ließ eine umfassende Beschreibung des Landes veröffentlichen<sup>2</sup>, gründete im Jahre 1838 in Tiflis eine Gesellschaft zur Förderung von Industrie und Landwirtschaft, zog durch Verleihung verschiedener Privilegien kapitalkräftige und unternehmungslustige Ausländer ins Land, vergab für ein Billiges Ländereien zu landwirtschaftlichen und industriellen Zwecken, entsandte eine Reihe tüchtiger, in der Landwirtschaft der Tropen bewanderter Leute nach Transkaukasien, versorgte sie mit Samen und Pflanzen und tat überhaupt sein Möglichstes, um dort die Produktion von Baumwolle, Tee, Zucker, Reis, Mais, Indigo, Kochenille, Del, Wein und Südfrüchten zu fördern oder zu begründen — alles Artikel, die Rußland bis dahin zum weitaus größten Teil aus dem Auslande beziehen mußte. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Seidenzucht: im J. 1827 unterstützte das Finanzministerium mit bedeutenden Geldmitteln die Gründung der Anstalt eines Ausländers Kastell in Tiflis zum Abspinnen des Cocons, und im Jahre 1836 gründete Kantrin die Gesellschaft zur Verbreitung der Seidenzucht in Transkaukasien, der Ländereien und billiger Kredit zur Verfügung gestellt wurden<sup>3</sup>.

Zimmerhin erreichte er nicht ganz seinen Zweck, und heute noch ist die Produktion tropischer Erzeugnisse in Transkaukasien

<sup>1</sup>) Bodyschensky S. 225.

<sup>2</sup>) Kantrin schreibt darüber in seinem Bericht an den Kaiser: „Die mit großen Schwierigkeiten verknüpfte kameralistische Beschreibung Transkaukasiens ist beendet und von Legobytow eine Beschreibung dieses Landstriches in 4 Bänden veröffentlicht, — der erste bemerkenswerte Schritt zur Verbesserung des Zustandes der transkaukasischen Provinzen, 1829—1834.“ (A. a. D. S. 10.)

<sup>3</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 333 und „Reisetagebücher“ (Lebensskizze Kantrins, Beilage 2) S. 97.

verhältnismäßig gering<sup>1</sup>, was auf den Wassermangel zurückzuführen ist, wenigstens in der Hauptsache.

Wenn aber Rankin geglaubt hatte, durch Ausschließung der fremden Konkurrenz den russischen Ausfuhrartikeln, besonders den Produkten der Textilindustrie in Transkaukasien und den nördlichen Provinzen Persiens ein Absatzgebiet gesichert zu haben, so hatte er sich getäuscht. Zwar gründete er in Tiflis eine Messe und organisierte einen militärischen Schutz für die nach Persien gehenden russischen Handelskarawanen, zwar errichtete er in Persien russische Konsulate, auch wurde im J. 1828 von der persischen Regierung die Erlaubnis für die russischen Kaufleute erwirkt, jenseits der Grenze Waren Niederlagen zu besetzen, — und trotz alledem war

1) Im J. 1897 standen in den transkaukasischen Gouvernements Erivan, Elisabethpol und Baku 23,300 Dessätinen (1 Dessätine = 1,0925 ha.) unter Baumwolle, die bei einer Durchschnittsernte von 15—20 Pud pro Dessätine etwa den Ertrag von 349,500—466,000 Pud Rohbaumwolle ergeben haben dürften; rechnet man den Durchschnittsertrag von 600,000 Pud für die Gouvernements Rutais und Tiflis hinzu, so erhält man ungefähr 1 Million Pud als jährliche Durchschnittsproduktion Transkaukasiens, was nicht gerade viel ist. Rußland braucht für seine Industrie alljährlich 14—15 mal mehr: gegen 5 Mill. Pud Rohbaumwolle erhält es heute aus seinen Besitzungen in Turkestan, den übrigen Bedarf von 8—9 Millionen Pud muß es aus dem Auslande beziehen (Potrowsky S. 273). — Verhältnismäßig noch geringer ist die Teeproduktion Transkaukasiens, mit der sich in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur 6 Plantagenbesitzer befassen (a. a. D. S. 78). Bedeutender ist die Reisproduktion: so wurden im Jahre 1887 dort 1,254,000 Tschetwert Reis geerntet (1 Tschetwert = 2,09904 Hektoliter), ja von 1887 an beginnt ein regelmäßiger Export ins Ausland, der in dem genannten Jahre 1,048,000 Pud = 1,052,000 Kubel betrug (a. a. D. S. 66). Die Zuderrohrkultur scheint nie besonders geblüht zu haben, und mit dem Aufkommen der Rübenzuckerproduktion ist sie in Transkaukasien ganz zurückgegangen. Weit aus am bedeutendsten ist die Maisproduktion, die sich durchschnittlich auf 20—30 Millionen Pud beläuft (a. a. D. S. 30), während die Farbstoff-, Gewürz- und Delproduktion sehr gering genannt werden muß. Die seit Alters her in Transkaukasien sehr bedeutende Weinproduktion hatte nach dem ersten Auftreten der Reblaus im J. 1889 stark gelitten, immerhin ergaben im Jahre 1893 gegen 100,000 Dessätinen — 12,250,000 Wedro Wein (1 Wedro = 0,12298 französischer Hektoliter), dazu war das Jahr nicht außergewöhnlich günstig (a. a. D. S. 111). Der Fruchtexport ist ebenfalls nicht ganz gering: zwar fehlen genauere Daten, doch ist es bekannt, daß z. B. im J. 1895 die transkaukasische Bahn allein 72,000 Pud Südfrüchte befördert hat (a. a. D. S. 68). Die Seidenzucht endlich nahm in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen erfreulichen Aufschwung, und in den 60er Jahren betrug die jährliche Durchschnittsproduktion 50,000 Pud Rohseide aus 600,000 Pud Cocons. Um diese Zeit aber wurde aus Frankreich eine Krankheit der Seidenwürmer eingeschleppt, und seitdem hat die Produktion eher abgenommen. Die Verhältniszahlen der kaukasischen Seidenproduktion zu derjenigen der ganzen Welt: 170 : 11,475 ergeben, daß Transkaukasien in neuerer Zeit nach China, Japan, Italien, Frankreich, Ost-Indien und der Türkei nur die 7. Stelle unter den 10 hauptsächlichsten Seidenproduzenten der Welt einnimmt (a. a. D. S. 299).

der Erfolg nur gering: billige englische Waren, die auf dem türkischen Transitwege nach Persien gelangten, verdrängten nach wie vor die russischen Artikel, ja englische Fabrikate überschritten, mit einem persischen Stempel versehen, in großen Mengen die persische Grenze, bezahlten den geringen 5prozentigen Zoll, oder auch nicht, und machten als persische Ware den russischen Produkten im eigenen Lande eine gefährliche Konkurrenz. Um kein Mittel unversucht zu lassen, die drohende Verdrängung der russischen Industrieerzeugnisse vom persischen Absatzgebiete abzuwenden, begünstigte Kanrin durch Gewährung verschiedener Privilegien die Gründung von Handelsgesellschaften, doch waren sie in den meisten Fällen recht kurzlebig. Auch vom Ministerium aus entsandte er nicht selten Handelskarawanen nach Persien, um die südasiatischen Märkte mit den russischen Erzeugnissen bekannt zu machen und durch besonders billige Preise dem russischen Handel dort den Weg zu ebnen. Trotzdem sah sich Kanrin im Jahre 1836 gezwungen, in einem Bericht an den Kaiser zu schreiben: „Es ist uns zunächst nicht möglich, mit den englischen Manufakturwaren zu konkurrieren<sup>1)</sup>.“ Er mußte zuguterletzt selbst zugeben, daß seine Bemühungen, der russischen Industrie den persischen Markt zu erobern, recht erfolglos geblieben sind, und zwar hauptsächlich durch eine Reihe ungünstiger Momente, z. B. den im Kaukasus unbezwinglichen Schmuggel. Es ist jedoch die Frage, ob die Unterbindung des transkaukasischen Transithandels wirklich ein derart kurzfristiger Schritt gewesen ist, wie Wittschewsky es behauptet<sup>2)</sup>, und ob nicht vielleicht Kanrin von zwei Übeln das kleinere gewählt hat: es ist doch wohl ein Unterschied, ob ausländische Industrieprodukte ganz ungehindert direkt ins Land gelangen können, oder ob sie zuerst ein anderes Land — im gegebenen Falle Persien — passieren und einen, wenn auch geringen Zoll tragen müssen; und es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß im ersteren Falle die russischen Waren mit der Zeit bis tief ins Innere des Landes zurückgedrängt worden wären, ja wer weiß, ob nicht gar allmählich ein schwunghafter Export englischer Waren nach Astrachan entstanden wäre. Leider gestattet der gänzliche Mangel an statistischem Material kein näheres Eingehen auf dieses interessante Problem.

1) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 333 ff.

2) S. 83.

Übrigens ist die Frage des transkaukasischen Transithandels, der unter Kantrins Nachfolger Brontschenko wieder gestattet worden war, nicht von der Tagesordnung gewichen, bis endlich im Jahre 1888 der Finanzminister Bunge die Durchfuhrstraße über Odessa definitiv sperrte<sup>1</sup>.

## II. China.

Bedeutend bessere Erfolge erzielte Rußland durch Kantrins Fürsorge im Handel mit China, der von dem mandchurischen Grenzfloden Kiachta ausging. Die Ausfuhr der Chinesen bestand hauptsächlich in Tee, während die Russen den chinesischen Markt mit den verschiedenartigsten Artikeln versorgten. Da jedoch die russische Industrie zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch wenig entwickelt war, und es andererseits wünschenswert sein mußte, den Teeimport aufrecht zu erhalten, der Handel gegen Bargeld aber damals mit China noch ausgeschlossen war<sup>2</sup>, sah sich die Regierung unter Alexander I. genötigt, im Jahre 1818 die russisch-preussische Grenze zu öffnen und die Durchfuhr preussischer Textilindustrie-Produkte quer durch Rußland nach China zu gestatten. Die preussischen Tuchwaren mußten nur einen geringen Zoll von 12—15 Kopelen pro Arschin (1 Arschin = 0,71 Meter) bezahlen, und so entwickelte sich bald ein lebhafter Transithandel, der den russischen Kaufleuten große Gewinne abwarf, die inländische Textilindustrie aber schwer schädigte. Auf die wiederholten Klagen der Industriellen ist es wohl in der Hauptsache zurückzuführen, daß im Zolltarif von 1822 die Durchfuhr preussischer Tuche auf 600,000 Arschin vermindert wurde. Im Jahre 1825 bewirkte Kantrin die Sperrung des Transites, da die russische Textilindustrie bereits in der Lage war, den chinesischen Markt allein zu versorgen, soweit der Teeimport es verlangte, besonders seitdem ihre Produkte aus Persien und Transkaukasien durch die Durchfuhr europäischer Waren mehr und mehr verdrängt worden waren.

<sup>1</sup>) Wittschewsky S. 202 ff.

<sup>2</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 360 und Pokrowsky S. 74.

Eine direkte Folge dieser Maßregel war zunächst, daß viele preußische Textilindustrielle ihre Produktion nach Russisch-Polen verlegten, um den vorteilhaften Handel weiter betreiben zu können, und in den nächsten Jahren stellte das Königreich Polen den größten Teil aller aus Rußland nach China exportierter Tuchwaren. Diesem Zustande machte Kantrin im Jahre 1831 bei der Regelung der russisch-polnischen Handelsbeziehungen ein Ende, indem er den Zoll auf polnische Textilwaren stark erhöhte und den Transit nach China unmöglich machte<sup>1</sup>. Der ausgezeichnete chinesische Absatzmarkt gehörte nun der russischen Industrie allein, und Kantrin sorgte durch Entsendung von Warenmustern dafür, daß die Chinesen Geschmack an den russischen Erzeugnissen fanden.

Im Handel mit Kiachta galt der Zolltarif von 1800, der in den Jahren 1812 und 1822 zu gunsten einer höheren Belastung des Tees einigen Veränderungen unterworfen worden war. Danach betrug der Einfuhrzoll auf die verschiedenen Sorten von Kiachtaschem Tee im Durchschnitt 28 Kop. pro Pfund, während der gewöhnliche schwarze Tee mit 6,50 Rbl. pro Pud belegt war, ein Satz, den Kantrin im Jahre 1831 sogar noch um 80 Kop. erhöht hat. — Da aber im J. 1822 die Teeeinfuhr über die europäische Grenze verboten worden war, so mußte die hohe Belastung eben von den inländischen Konsumenten getragen werden, und der Teeimport stieg mit ziemlicher Regelmäßigkeit von 100,000 Pud im J. 1820 auf 153,000 Pud im J. 1828. In den folgenden 3 Jahren ist keine Zunahme zu bemerken: 1829 — 154,000, 1830 — 155,000 und 1831 — 142,000 Pud, doch schon im Jahre 1832 beträgt der Teeimport 179,000 Pud, im Jahre 1836 — 216,000 Pud, im J. 1841 — 248,000 Pud, endlich im J. 1845 — 331,000 Pud<sup>2</sup>. Während im Jahre 1824 für 1,691,000 Rbl. Tee aus Kiachta impartiert worden war, ergibt sich für das Jahr 1845 ein Einfuhrwert von nahezu 7 Mill. Rbl.<sup>3</sup>, und der jährliche Teekonsum wuchs in dieser Periode von 0,116 auf 0,222 Pfund pro Kopf der Bevölkerung. Gulischambarow<sup>4</sup> gibt für den Teeimport Zahlen an, die sich mit den von Potrowsky angeführten decken:

<sup>1</sup>) S. S. 141.

<sup>2</sup>) Potrowsky S. 74.

<sup>3</sup>) Lodyshensky S. 278.

<sup>4</sup>) „Ergebnisse von Handel und Industrie unter Nikolaus I.“, S. 59.

Jahre	Teeimport in Pud	Jahre	Teeimport in Pud
1825	134,000	1836	216,000
1826	131,000	1837	194,000
1827	162,000	1838	202,000
1828	153,000	1839	210,000
1829	154,000	1840	219,000
1830	155,000	1841	248,000
1831	142,000	1842	264,000
1832	180,000	1843	231,000
1833	166,000	1844	264,000
1834	174,000	1845	331,000
1835	200,000		

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Einfuhr von Tee trotz des hohen Finanzzolles unter Kantrin in schnellem Wachstum begriffen war<sup>1</sup>. — Kantrin hat es auch versucht, dem Kiachtaschen Tee den europäischen Markt zu erobern, indem er im Jahre 1826 eine Rückvergütung des Zolles bei Überschreitung der europäischen Grenze eintreten ließ. Zwar erschien insolge dessen schon nach einem Jahre der mandschurisch-russische Tee, wie man ihn wohl nennen darf, in Leipzig, Amsterdam und Hamburg, doch konnte er auf die Dauer nicht mit dem billigen Kantonischen Tee, der auf dem Seewege nach Europa gelangte, konkurrieren, so daß dieses Unternehmen im Ganzen erfolglos geblieben ist<sup>2</sup>. Rußland konnte immerhin mit den erreichten Resultaten zufrieden sein: der Teeimport stieg von Jahr zu Jahr, was für die Volkshygiene jedenfalls notwendig war, die Zolleinnahmen stiegen — beispielsweise ergab das Kiachtasche Zollamt im Jahre 1838 rund 3 Mill. Rbl.<sup>3</sup>; endlich eroberte sich die russische Fabrik, besonders die Textilindustrie, nach und nach den chinesischen Markt: da nur in Naturalien getauscht wurde, so wuchs der russische Wareneport nach China ziemlich genau in demselben Verhältnis wie der Teeimport, denn die übrigen Ausfuhrartikel der Chinesen spielten kaum eine Rolle.

Kantrin erbaute in Kiachta ein großes Zollhaus, gründete im Jahre 1832 eine Schule für die chinesische Sprache<sup>4</sup> und tat

<sup>1</sup>) In dem vom Departement für Handel und Manufakturen unter dem Titel „Das handels-industrielle Rußland“ herausgegebenen statistischen Sammelwerk (Petersburg 1899) finden sich auf S. 104 Angaben des durchschnittlichen russischen Teeimportes aus Kiachta, welche die bisherigen Daten gut ergänzen dürften: 1821—1830 — 142,700 Pud; 1831—1840 — 190,300 Pud; 1841 bis 1850 — 305,800 Pud.

<sup>2</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 334.

<sup>3</sup>) Kantrin, „Kurze Uebersicht der russischen Finanzen“, S. 40.

<sup>4</sup>) „Reisetagebücher“ (Lebensskizze Kantrins, Beilage 2) S. 114.

überhaupt sein möglichstes, um diesen vorteilhaften Handel zu fördern; besonders aber war er bestrebt, die freundschaftlich nachbarlichen Beziehungen zu China um jeden Preis zu erhalten; besonders seitdem England im J. 1842 im Traktat von Nankin die Öffnung der chinesischen Häfen Kanton, Aman, Fu-Tschou, Ning-po und Schang-hai erwirkt hatte, wodurch die Möglichkeit des Eindringens europäischer Waren in die Mongolei und Mandschurei gegeben wurde. Als daher in Kiachta Streitigkeiten zwischen den russischen und chinesischen Kaufleuten entstanden, erwirkte Kantrin vom Kaiser die Erlaubnis, es den Moskauer Kaufleuten durch die Vorgesetzten der betreffenden Abteilungen der Handels- und Manufakturkonseils nahe zu legen, daß es im höchsten Grade wünschenswert wäre, bei der derzeitigen Lage im fernen Osten die Preise der russischen Tauschmittel nicht zu erhöhen, wenigstens nicht ohne zwingende Notwendigkeit. — Als ein weiteres Beispiel für die Bestrebungen Kantrius, dem russischen Reiche die chinesische Freundschaft auch durch empfindliche Opfer zu erhalten, möge eine Tatsache dienen, auf die bereits kurz hingewiesen worden ist: China hatte im Jahre 1841 ein strenges Opiumverbot erlassen; nun betrug die Opiumeinfuhr aus Europa nach Rußland schon im darauffolgenden Jahre 1292 Pud gegen 86,145 und 106 Pud in den Jahren 1839, 1840 und 1841, und das Finanzministerium begann nach den Ursachen einer so gewaltigen, doch sicherlich nicht zufälligen Steigerung der Opiumeinfuhr zu forschen. Es stellte sich heraus, daß russische Kaufleute begonnen hatten, auf diesem Wege einen Schmuggelhandel en gros über Buchara und die mandschurische Grenze nach China zu betreiben. — Da einerseits die asiatische Grenze unmöglich so scharf bewacht werden konnte, um die Opiumeinfuhr zu unterbinden, oder auch nur wesentlich einzuschränken, andererseits aber mit Recht zu befürchten war, daß dadurch Verwicklungen in den für Rußland so überaus günstigen Handelsbeziehungen mit China entstehen könnten, ergriff Kantrin eine weise Maßregel: er belegte das Opium mit einem prohibitiven Einfuhrzoll von 40 Rbl. pro Pud, wodurch allerdings die Zolleinnahmen aus diesem Artikel beinahe auf 0 herabsanken; aber die wichtige Freundschaft mit China hatte eine neue Stärkung erfahren<sup>1</sup>. —

<sup>1</sup>) Bодышенскы С. 215.

Und als im Jahre 1838 Kanrin das Projekt eines Kaufmannes in Riachta ablehnte, nach welchem der Tarif von 1800 abgeändert und die Zölle erhöht werden sollten, da sie nicht mehr für die veränderten Warenpreise paßten, so tat er das hauptsächlich aus demselben Grunde, um nämlich die Chinesen nicht zu verstimmen<sup>1</sup>.

So war denn der heute so bedeutende Handel mit Riachta unter Kanrin zur Blüte gekommen, trotz der unmäßig hohen Einfuhrzölle auf Tee. Mit Recht meint Stieba, daß die hohen Finanzzölle auf Tee, die auch heute noch erhoben werden, den Teekonsum jedenfalls nicht in dem Maße aufkommen ließen, wie das im Interesse der Einschränkung des Branntweingenußes in Rußland wünschenswert wäre, und wie Volksgesundheit und Moral es dringend erforderten<sup>2</sup>. Hier zeigt sich eben wieder einmal die Kollision zwischen Volkshygiene und Sittlichkeit einerseits und den Einnahmen des Fiskus andererseits. Es ist das ein Zwiespalt, der wohl einem jeden russischen Finanzminister Kopfzerbrechen gemacht hat: Rußland ist eben, und war es bereits zu Kanrins Zeiten, auf die Abgaben vom Branntwein angewiesen; zur Beruhigung der öffentlichen Meinung werden nicht selten von der Krone Tee- und Seltersbuden eingerichtet, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß der Schnapskonsum im Interesse des Fiskus durch Verbilligung des Tees nicht eingeschränkt werden darf, ganz abgesehen davon, daß gleichzeitig ein empfindlicher Ausfall der Zolleinnahmen eintreten würde. Diese traurige Wahrheit hat auch Kanrin mit tiefem Schmerz erkennen müssen, es ist das diejenige Seite seiner finanzpolitischen Tätigkeit, die er den „Schmutz des Geschäftes“ nannte<sup>3</sup>.

### 5. Kapitel:

## Der Handel mit Finnland.

Am 12. April 1808 war nach der Einverleibung Finnlands die russisch-finnländische Zollgrenze gefallen. Bald aber stellte es sich heraus, daß verbotene ausländische Waren aus Finnland nach

<sup>1</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 335.

<sup>2</sup>) „Russische Zollpolitik“ (Schmollers Jahrbücher 1883) S. 969.

<sup>3</sup>) „Reisetagebücher“ (Lebensstüze Kanrins) S. 33.

Rußland eindringen, so daß die alte Zollgrenze am 5. Dezember 1811 wiederhergestellt werden mußte, und zwar zunächst nur zwischen Wiborg und Kersholm, in den nächsten Jahren jedoch auf der ganzen Linie. Die Zustände an der russisch-finnländischen Grenze wurden aber dank dem unbeständigen Charakter Kaiser Alexander I., der den Finnländern bald Konzessionen machte, bald dieselben wieder zurückzog und die verschiedenartigsten Tarifänderungen vornahm<sup>1</sup>, immer chaotischer, bis endlich am 23. Januar 1824 — wohl schon unter Kantrins Einfluß — ein Ukas veröffentlicht wurde, der diese Frage endgültig regelte: finnländische Waren, unter Umständen mit Ursprungszeugnissen versehen, konnten nunmehr zollfrei die russische Grenze passieren, während Rußland in seinem Bestreben, die Industrie der neu eroberten Länder nach Möglichkeit zu heben, seine Waren in Finnland besteuern ließ. Ausländische Produkte wurden in beiden Ländern nach dem Tarif von 1822 verzollt — der finnländische Zolltarif war gleichzeitig mit dem russischen Generaltarif in Einklang gebracht worden — und der Zollbetrag wurde beim Überschreiten der russisch-finnländischen Grenze rückvergütet. Durch letztere Maßregel sollte ein Transithandel durch beide Länder entstehen, doch scheint er nie einen größeren Umfang angenommen zu haben, da die Transportverhältnisse offenbar doch zu schwierig waren<sup>2</sup>.

Einige Veränderungen in den russisch-finnländischen Handelsbeziehungen bewirkte Kantrin durch die Bestimmungen vom 14. Juni 1835, nach denen verschiedene lästige Formalitäten beim Grenzverkehr aufgehoben, die Liste der zollfreien finnländischen Waren vervollständigt, ihre Quantität aber beschränkt wurde. Dagegen sollten von nun ab auch die russischen Produkte nach Finnland frei eingeführt werden. Ausländische Waren durften nunmehr bloß auf dem Seewege aus Finnland nach Rußland exportiert werden, wobei der Zoll beim Überschreiten der Grenze nicht rückvergütet wurde; dasselbe trat ein, wenn ausländische Produkte zur See aus Rußland nach Finnland kamen. In letzterem Falle fand eine Rückvergütung bloß statt, wenn die Waren den Landweg oder die

<sup>1</sup>) Es ist charakteristisch für die Verwirrung, die damals in den Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern geherrscht haben muß, daß keines der zahlreichen Gesetze in betreff dieser Frage veröffentlicht worden ist. („Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 144 ff.)

<sup>2</sup>) a. a. O. S. 146.

Wasserstraße über den Ladoga-See nahmen — eine Bestimmung, die wohl hauptsächlich im Interesse der dortigen armen Landbevölkerung geschah, der durch eine Rahmlegung des Warenverkehrs ihr Hauptverdienst genommen worden wäre<sup>1</sup>.

In der „Geschichte des Finanzministeriums“ findet sich die Angabe, daß durch diese Bestimmungen der russische Export nach Finnland, bestehend hauptsächlich in Wein, Zucker, Syrup, Salz und Taback, sich in kurzer Zeit verfünffacht hätte, während die Ausfuhr finnländischer Waren, besonders von Handwerkszeug, dem damaligen Hauptindustrieprodukt des Großfürstentums, infolge der genannten Beschränkungen kaum wachsen konnte<sup>2</sup>. Aus den betreffenden Aus- und Einfuhrlisten läßt sich das nicht ersehen<sup>3</sup>:

Jahre	Ausfuhr nach Finnland	Einfuhr aus Finnland
1834	659,000 (2,441,000)	262,000 (970,000)
1835	848,000 (3,140,000)	267,000 (986,000)
1836	1,024,000 (3,793,000)	255,000 (958,000)
1837	1,588,000 (5,282,000)	336,000 (1,244,000)
1838	1,057,000 (3,916,000)	329,000 (1,217,000)
1839	783,000 (2,902,000)	417,000 (1,544,000)
1840	992,000	543,000
1841	1,349,000	552,000
1842	972,000	638,000
1843	1,161,000	628,000
1844	1,451,000	576,000
1845	1,322,000	833,000

Die Jahre 1837, 1841 und 1844 zeichnen sich durch einen erhöhten Getreideexport Rußlands nach Finnland aus, und zwar im Wert von 1,211,000 (4,484,000), 739,000 und 804,000 Rbl. Im übrigen beweisen diese Zahlen bloß ein normales Anwachsen der Ausfuhr beider Länder. — Trotzdem hörte die finnländische Regierung nicht auf, über die vermeintliche Zurücksetzung zu klagen, bis sie im J. 1858 eine Neuregelung der ganzen Frage bewirkte, die dieses Mal mehr zu ihren Gunsten ausfiel<sup>4</sup>.

Rankin aber hatte damals der Durchlöcherung des russischen Schutzollsystems wieder einmal einen Niegel vorgeschoben, ohne doch Finnland dabei augenscheinlich besonders zu schädigen.

<sup>1</sup>) a. a. D. S. 336 ff. — <sup>2</sup>) S. 547.

<sup>3</sup>) Pokrowsky (tabellarische Uebersicht) S. 149 und 154. Die Zahlen in Klammern bedeuten die bis 1840 in Assignatenrubeln angegebenen Summen, die wieder der besseren Uebersicht wegen in Kredit resp. Silberrubel umgerechnet worden sind. — <sup>4</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 548.

## 6. Kapitel: Die polnische Frage.

Von größter Wichtigkeit sind die handelspolitischen Maßregeln, die Rantrin zum Schutze der russischen Industrie der polnischen Konkurrenz gegenüber ergriffen hat. Nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses verblieb das frühere Königreich Polen nach wie vor ein Einheitsgebiet in zollpolitischer Hinsicht, d. h. den betreffenden nunmehr russischen, preussischen und österreichischen Provinzen sollte der Handel freigegeben, bei der Einfuhr in einen der beteiligten Staaten aber keine Ware höher als mit 10 % ihres Wertes verzollt werden. Die Folge davon war, daß Rußland nach dem Beispiel der Nachbarstaaten gleichzeitig innere Verbrauchssteuern für die betreffenden Artikel einfuhrte. Trotzdem erregte die passive Handelsbilanz der nächsten Jahre Bedenken<sup>1</sup>, und Alexander I. setzte sich im J. 1822 einfach über die Bestimmungen der Verträge mit Preußen und Österreich hinweg, indem er der ungünstigen Wirkung des Konventionaltarifcs auf die russische Industrie durch Wiederherstellung der alten Zolllinie an der russisch-polnischen Grenze ein Ende machte. Hier trat nun ebenfalls der Generaltarif von 1822 in kraft<sup>2</sup>. Es wurde jedoch bestimmt, daß die Rohstoffe beider Länder zollfrei bleiben sollten, während die beiderseitigen Fabrikate bei der Einfuhr nach Rußland oder Polen einem Wertzoll von 1—3 % unterlagen, je nachdem ob sie aus inländischen oder ausländischen Rohstoffen hergestellt waren. Die Einfuhr von Zucker aus Polen wurde im Interesse der jungen russischen Rübenzuckerfabrikation verboten. Übrigens fuhr Polen dabei immer noch recht gut, denn in dem Bestreben der russischen Regierung, die neu erworbenen Provinzen wirtschaftlich zu heben, wurde in den Tarif gleichzeitig eine Bestimmung aufgenommen, deren Tragweite man wohl damals nicht richtig ermessen hatte: die Produkte der Baumwollenindustrie — der Hauptexportartikel Rußlands — unterlagen bei der Ausfuhr nach Polen einem Wertzoll von 15 %.

<sup>1</sup>) Beispielsweise stieg die Einfuhr im J. 1819/20 von 117,1 Millionen auf 245,2 Mill. Rbl. („Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 142.)

<sup>2</sup>) Nun fiel die Einfuhr von 208 Mill. Rbl. im Jahre 1821 auf 156,5 Mill. Rbl., und das Jahr schließt wieder mit einer aktiven Bilanz von 31,7 Mill. Rbl. („Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 144). Diese Zahlen sind in Assignatencubeln angegeben, der Betrag in Kredit- resp. Silberrubeln wäre nun etwa 4mal geringer.

während die damals schon ausgezeichneten und billigen polnischen Wollstoffe bei der Ausfuhr nach Rußland nur den geringen Zoll von 1—3 % bezahlten. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß die polnische Industrie an und für sich günstigere Produktionsbedingungen besaß wie die russische, besonders in betreff der Verarbeitung von Wolle: die polnischen Fabriken bezogen ihren Rohstoff aus nächster Nähe, nämlich aus den großen schlesischen und sächsischen Schafzuchtereien, während die Russen meist mit ganz anderen Transportkosten zu rechnen hatten, was bei den damaligen schwierigen Verkehrsverhältnissen die Produktion noch weit mehr lähmte als heute. Ferner wirkte die Nähe Deutschlands belebend auf die Industrie, indem deutsches Kapital und deutsche Arbeitskräfte sich in ihren Dienst stellten<sup>1</sup>. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß mit der Zeit unter den russischen Fabrikanten über die polnische Konkurrenz Klagen laut wurden, die auch die Aufmerksamkeit Kantrins auf diese Frage lenkten. Es stellte sich heraus, daß große Posten ausländischer Tuchwaren, die nach Polen frei eingeführt werden durften, mit polnischen Stempeln und Ursprungszeugnissen versehen nach Rußland eindringen, nachdem sie den geringen Zoll von 3 % getragen hatten, und daß die polnische Regierung diesen Betrug nicht nur duldete, sondern sogar in weitestem Umfange unterstützte: so wurde z. B. in den offiziellen Mitteilungen der polnischen Wojewodenkommission die Produktionsfähigkeit eines Webestuhles in verschiedenen Fabriken in einer Höhe angegeben, welche die damals mögliche um 8—12 Mal übertraf<sup>2</sup>. Vergeblich aber waren alle Bemühungen Kantrins, den Kaiser davon zu überzeugen, daß die polnischen Wollspinnereien und Webereien den russischen gegenüber an und für sich im Vorteil seien, daß dieser Vorteil durch die Fürsorge der polnischen Regierung in zollpolitischer Hinsicht noch vergrößert werde, und daß die russischen Fabriken außerdem noch mit der ausländischen Konkurrenz zu kämpfen hätten, die in unlauterer Weise durch Polen nach Rußland eindringe.

Als im J. 1826 der polnische Finanzminister Fürst Sjobezky nach Petersburg kam, um die Aufhebung der russisch-polnischen Zollgrenze zu erlangen, fand er in Kantrin natürlich einen erbitterten Gegner: er führte im Finanzkomitee aus, daß die Zollgrenze

<sup>1</sup>) Sodyshensky S. 217. — <sup>2</sup>) a. a. D. S. 218.

in politischer Hinsicht höchst wünschenswert sei, da sie die früheren polnischen Provinzen vom Königreich trenne und sie ihm mit der Zeit entfremde; er meinte vor allen Dingen, daß er nicht die Möglichkeit haben würde, den Schmuggel an der polnischen Grenze erfolgreich zu bekämpfen, und daß insolgedessen nach Aufhebung der russisch-polnischen Zollgrenze die Industrie Rußlands schutzlos der ausländischen Konkurrenz preisgegeben würde. Da auch der einflußreiche Admiral Mordwinow sich dahin äußerte, daß Ljubezkys Forderung nur dann zu erfüllen wäre, wenn man es mit Ländern zu tun hätte, die in gleicher Weise organisiert, dieselbe Verwaltung hätten und auch wirtschaftlich und industriell auf derselben Stufe ständen, was aber in diesem Falle durchaus unzutreffend sei, drang Kantrin im Ministerkomitee mit seiner Ansicht durch, und das polenfreundliche Projekt wurde abgelehnt<sup>1</sup>. Nun wandte sich Ljubezky direkt an den Kaiser und bat wenigstens für einige polnische Artikel um Erleichterung der Ausführbedingungen nach Rußland. Der Kaiser verlangte Kantrins Gutachten darüber. Dieser wies nochmals mit Nachdruck darauf hin, daß die bisherigen Bestimmungen in den russisch-polnischen Handelsbeziehungen ohnehin für Rußland nachteilig wären und man somit an eine Änderung zu gunsten Polens nicht denken könne. Dieses Mal fügte sich der Kaiser den Wünschen seines Finanzministers, und Ljubezky mußte unverrichteter Sache abreisen. Aber zu weiteren Konzessionen war der Monarch nicht zu bewegen<sup>2</sup>. Mittlerweile wuchs der Export von Produkten der polnischen Wollenindustrie nach Rußland von Jahr zu Jahr, wie aus folgenden Zahlen zu ersehen ist<sup>3</sup>:

Jahre	Gewicht in Pud	Wert in 1000 Rbl.	Davon gingen nach Kiachta	
			Arschin	Wert in 1000 Rbl.
1823	12,000	1,865	?	?
1824	20,012	3,210	15,000	331 <sup>4</sup>
1825	34,929	5,058	70,000	156
1826	43,853	5,932	156,000	332
1827	50,947	7,218	334,000	824
1828	52,447	7,217	475,000	1,024
1829	64,157	8,418	515,000	985
1830	56,896	7,050	466,000	1,070

<sup>1</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 325 und Lodyshensky S. 220. — <sup>2</sup>) Lodyshensky S. 221.

<sup>3</sup>) a. a. D. S. 219. Der Ausfuhrwert ist in Assignatenrubeln berechnet, doch stimmen die betreffenden Zahlen auch hier mit den von Pokrowsky angeführten (S. 141) nicht absolut genau überein.

<sup>4</sup>) Hier liegt wohl ein Druckfehler vor; es soll vielleicht heißen 31 oder 33.

Daraus läßt sich ersehen, daß die polnischen Tuchfabrikate sich nicht nur beharrlich den russischen Markt eroberten, sondern auch mehr und mehr Rußland den Absatz seiner Textilindustrie-Produkte in China streitig machten. Auch andere polnische Industrieerzeugnisse begannen ihren Absatz in erhöhtem Maße in Rußland zu suchen und verdrängten vielfach die einheimische Industrie:

Wert der Einfuhr aus Polen in 1000 Rubeln.

Jahre	Lebensmittel	Halbfabrikate	Fabrikate	Versch. Waren	Summe
1823	263	155	1,910	329	2,657
1824	226	428	3,299	294	4,249
1825	225	244	5,202	163	5,834
1826	276	561	6,052	254	7,143
1827	160	404	7,370	244	8,178
1828	172	312	7,433	169	8,086
1829	704	360	8,629	191	9,884
1830	524	148	7,252	127	8,051

Wert der Ausfuhr nach Polen in 1000 Rubeln<sup>1</sup>.

Jahre	Lebensmittel	Halbfabrikate	Fabrikate	Versch. Waren	Summe
1823	371	552	263	369	1,555
1824	426	448	1,401	669	2,944
1825	553	859	1,807	327	3,546
1826	975	1,146	2,375	1,510	6,006
1827	1,060	1,305	1,804	1,674	5,843
1828	1,562	1,310	1,670	1,871	6,413
1829	1,499	2,236	1,977	2,101	7,813
1830	1,166	2,506	1,746	2,644	8,052

Die Handelsbilanz mit Polen gestaltete sich demnach für Rußland passiv:

1823	— 1,102 (in 1000 Rbl.)	1827	— 2,335 (in 1000 Rbl.)
1824	— 1,305	1828	— 1,673
1825	— 2,288	1829	— 2,071
1826	— 1,137	1830	+ 1

Nur im Jahre vor dem Aufstand ergibt die Handelsbilanz infolge einer geringen polnischen Ausfuhr ungefähr  $\mp$  0. Schlimmer als die ungünstige Handelsbilanz Polen gegenüber war aber für Rußland der Umstand, daß die Einfuhr polnischer Industrie-Produkte bedeutend zugenommen hatte, während die Ausfuhr russischer Fabrikate nach Polen und die Einfuhr polnischer Rohstoffe und Halbfabrikate im Abnehmen begriffen waren.

<sup>1</sup>) Beide Tabellen nach Lodyshensky S. 219,

Untätig mußte Kantrin dieser für die russische Volkswirtschaft entschieden ungünstigen Entwicklung zusehen und die Klagen der russischen Industriellen unberücksichtigt lassen. Erst im Jahre 1830 änderte sich die Sachlage mit einem Schlage durch den polnischen Aufstand, denn nun war Kaiser Nikolaus aller Versprechen und Verpflichtungen Polen gegenüber ledig. Am 2. Januar 1831 wurde die polnisch-russische Grenze provisorisch gesperrt, und schon nach kurzer Zeit war Kantrin in der Lage, dem Kaiser zu berichten: „Die Aussperrung der polnischen Tuchwaren ist von größtem Segen gewesen. Besonders in Moskau machte sich sofort eine große Bewegung in Wollstoffen bemerkbar, und die Preise stiegen vielleicht höher, als es im Interesse der Konsumenten zulässig wäre<sup>1)</sup>.“ Doch wurden gleichzeitig neue Fabriken gegründet, und man konnte mit Recht hoffen, daß mit dem Wachstum der inneren Konkurrenz die Preise wieder fallen würden.

Im März des Jahres 1831 reichte eine Anzahl russischer Tuchfabrikanten — unter ihnen auch einige hochgestellte Personen, wie z. B. Dobjaninow, Umarow, Poltorazky und die Fürsten Gortschakow und Trubezkoj — dem Kaiser eine Bittschrift ein, deren Inhalt aus folgendem Passus hervorgeht: „Die Fabrikbesitzer, die sich im Laufe von 4 Jahren mehr und mehr von den Kalamitäten überzeugt haben, die ihnen durch den ungleichen Wettbewerb zwischen einer jungen, noch nicht gefestigten, und einer alten, mit allen Produktionsverhältnissen vertrauten und mit überschüssigem Kapital reicher versehenen Industrie erwachsen können, und zwar durch einen Wettbewerb, der sich nicht etwa auf entfernten, fremden Märkten abspielt, sondern im Zentrum des Reiches und im engen Kreise der eigenen, sozusagen häuslichen Umsätze, wagen es aufs neue, Ew. Kaiserlichen Majestät die untertänigste Bitte zu unterbreiten, die polnischen Tuchwaren mit demselben Zoll zu belegen, der von den ausländischen Erzeugnissen erhoben wird<sup>2)</sup>.“ Für ein so schroffes Vorgehen war aber Kantrin nicht zu haben. In dem Gutachten, das er auf Befehl des Kaisers in dieser Angelegenheit verfaßte, heißt es: „Man kann den Generaltarif auf das Königreich Polen nicht ausdehnen — einerseits wegen der in ihm enthaltenen Sperrzölle, andererseits, weil eine solche Maßregel auf

1) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 325.

2) Lobyschensky S. 222.

unserer eigene Industrie durch Erschwerung des Absatzes in Polen schädlich wirken würde; man muß im Gegenteil zum Besten beider Länder wieder zum liberalen System übergehen, indem man nach Möglichkeit den gerechten Schutz der russischen Industrie mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung beider Länder in Einklang bringt<sup>1</sup>." Dieses und ein späteres etwas eingehenderes Gutachten Kantrins ließ der Kaiser bis zur gänzlichen Niederwerfung des Aufstandes ohne Berücksichtigung. Lodyshensky berichtet, daß Kantrins Projekte in betreff der polnischen Frage keine Gegenliebe bei dem sehr einflußreichen Feldmarschall Pastewitsch, dem Sieger im polnischen Aufstande, fanden: nachdem Pastewitsch, mit den weitgehendsten Vollmachten ausgerüstet, Statthalter von Warschau geworden war, hatte er sich bald davon überzeugt, daß die Bevölkerung Polens, deren Wohl ihm immerhin am Herzen lag, hauptsächlich von der Industrie lebte, und daß allzu plötzliche Veränderungen in den polnisch-russischen Handelsbeziehungen auf den Wohlstand des ihm anvertrauten Landes nachteilig wirken könnten<sup>2</sup>. Trotzdem gelang es Kantrin, endlich seinen Willen durchzusetzen. Er verlangte ja auch durchaus keinen Systemwechsel, wie aus dem Projekt zu ersehen ist, das er nach Beendigung des Aufstandes dem zum Zweck der Regelung dieser Frage in Petersburg zusammenberufenen „Komitee für polnische Angelegenheiten“ unterbreitete: danach sollten polnische Fabrikate einem Einfuhrzoll von 3, 10, 12 und 15 Prozent ihres Wertes unterliegen, während für Wollstoffe ein noch etwas höherer Zoll in Aussicht genommen war. Das Komitee erklärte sich im Prinzip damit einverstanden und nahm nur einige spezielle Änderungen vor. Der Beschluß des Komitees wurde am 12. November 1831 bestätigt, und der auf dieser Grundlage von Kantrin ausgearbeitete Spezialtarif für Polen trat am 13. November 1834 in Kraft. Die Rohstoffe beider Länder blieben zollfrei, polnische Bronze- und Galanteriewaren, Handschuhe, Taschentücher und Pomaden unterlagen einem Wertzoll von 5—15 pSt., die meisten mechanischen Instrumente, Geschirr und Schuhwerk trugen einen 3mal höheren Einfuhrzoll als früher. Diese Tarifierhöhungen soll Kantrin mit den Worten begründet haben: „Zum Schutz der Industrien beider Länder, wie auch zwecks Erlangung einer mäßigen

<sup>1</sup>) „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 326.

<sup>2</sup>) Lodyshensky S. 223.

Zolleinnahme, die wenigstens die Deckung der Ausgaben für die Zollämter ermöglichen wird<sup>1)</sup>." Das fiskalische Interesse spielte also auch dieses Mal eine Rolle, doch waren andererseits die genannten Maßregeln nur von ganz untergeordneter Wirkung auf die Umsätze des russisch-polnischen Handels. Die betreffenden Artikel spielten in den polnischen Ausfuhrlisten nur eine geringe Rolle, sie sind in der Rubrik „übrige Waren“ untergebracht, die bis 1831 folgende Ziffern aufweist<sup>2)</sup>:

Jahre	Ausfuhrwert in Rubeln	Jahre	Ausfuhrwert in Rubeln
1823	38,880 (144,000)	1836	48,600 (180,000)
1824	56,970 (211,000)	1837	63,180 (234,000)
1825	23,760 (88,000)	1838	101,790 (377,000)
1826	17,550 (65,000)	1839	56,160 (208,000)
1827	25,110 (93,000)	1840	54,000
1828	13,500 (50,000)	1841	86,000
1829	11,610 (43,000)	1842	76,000
1830	20,250 (75,000)	1843	89,000
1831	—	1844	99,000
1832	11,600 (43,000)	1845	127,000
1833	45,630 (169,000)	1846	144,000
1834	35,910 (133,000)	1847	144,000
1835	61,020 (226,000)	1848	179,000

Im Jahre 1832 läßt sich die Wirkung der Tarifierhöhung von 1831 vielleicht daran ersehen, daß der Exportwert dieser Waren wieder auf 11,600 Rbl. sinkt, doch später bewegen sich die Zahlen in stetig aufsteigender Linie fort.

Es kann überhaupt festgestellt werden, daß auch nach 1831 Polen nach Rußland hauptsächlich Industrieprodukte exportierte und von dort seine Rohstoffe bezog<sup>3)</sup>, was ja auch normal war, solange die Ausfuhr polnischer Fabrikate sich in bescheidenen Grenzen hielt und die russische Industrie nicht schädigte. Die große Bedeutung der Reform von 1831 liegt aber darin begründet, daß gleichzeitig zum Besten der russischen Wollenindustrie 2 wichtige Bestimmungen getroffen worden waren: 1) wurde der Transit polnischer Tuchwaren nach Riachta, der, wie schon erwähnt, Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts große Dimensionen angenommen hatte, verboten, und nur in den ersten 3 Jahren durfte noch ein größerer

<sup>1)</sup> „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 326.

<sup>2)</sup> Potrowsky S. 165 (Tabellarische Uebersicht). Die eingeklammerten Ziffern bedeuten wieder Assignatenrubel.

<sup>3)</sup> a. a. D. S. 160.

Export stattfinden: im J. 1832 — 300,000 Arschin und in den beiden folgenden Jahren je 200,000 Arschin<sup>1)</sup>; 2) unterlagen von nun ab die Produkte der polnischen Wollenindustrie einem Einfuhrzoll von 15 % ihres Wertes, wodurch sie den Erzeugnissen der russischen Baumwollenindustrie gleichgestellt wurden. Die Wirkung dieser Maßregel läßt sich aus den Ausfuhrlisten des Königreichs Polen deutlich ersehen<sup>2)</sup>:

Jahre	Ausfuhr poln. Wollprodukte nach Rußland. Wert in 1000 Rubeln.	Jahre	Ausfuhr poln. Wollprodukte nach Rußland. Wert in 1000 Rubeln.
1823	505 (1,871)	1835	294 (1,089)
1824	872 (3,229)	1836	267 (988)
1825	1,370 (5,073)	1837	380 (1,409)
1826	1,611 (5,965)	1838	325 (1,203)
1827	1,966 (7,283)	1839	336 (1,245)
1828	1,980 (7,333)	1840	377
1829	2,293 (8,492)	1841	362
1830	1,916 (7,097)	1842	373
1831	—	1843	351
1832	928 (3,363)	1844	346
1833	603 (2,235)	1845	281
1834	565 (2,092)		

Die polnischen Tuchfabrikanten begannen nun laut zu klagen, ja sie drohten mit ihrer Auswanderung nach Preußen. Dem beugte Ranrin vor, indem er am 11. März 1832 die kaiserliche Erlaubnis dazu erwirkte, den polnischen Industriellen bei ihrer Auswanderung nach Rußland bedeutende Privilegien in steuerrechtlicher Beziehung zu gewähren; so blieb es bei der Drohung, ja auch von einer nennenswerten Einwanderung der Polen nach Rußland ist nichts bekannt<sup>3)</sup>.

Hätte Ranrin nicht mit Einsetzung seines ganzen Einflusses die Aufhebung der russisch-polnischen Zollgrenze verhindert und den Export polnischer Wollprodukte nach Rußland eingeschränkt, so wäre die russische Wollenindustrie wahrscheinlich ein Opfer der Konkurrenz geworden, und der Aufschwung, den sie seitdem erlebt hat, wäre ausgeblieben oder vielleicht erst viel später eingetreten. Zwar fiel im Jahre 1850 die russisch-polnische Zollgrenze, aber die russischen Fabriken hatten mittlerweile 2 Jahrzehnte lang die Segnungen des Schutzzolles genossen und waren bereits einigermaßen konkurrenz-

<sup>1)</sup> Lodyshensky S. 224.

<sup>2)</sup> Potrowsky (Tabellarische Uebersicht) S. 160.

<sup>3)</sup> „Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 326.

fähig geworden. Immerhin bleibt es bis heute eine offene Frage, ob selbst im Jahre 1850 der richtige Zeitpunkt für diesen Schritt gekommen war; jedenfalls hat die Folgezeit bewiesen, daß die Regierung sich noch mehrmals mit der Frage der russisch-polnischen Konkurrenz befaßen mußte<sup>1</sup>.

## 7. Kapitel:

### Die Ergebnisse der Kantrinschen Handelspolitik.

Da erst vom Jahre 1850 an ganz regelmäßig statistische Daten über Rußlands Handel und Industrie vorhanden sind, ist es leider nicht möglich, eine wirklich erschöpfende Darstellung der positiven Ergebnisse der Kantrinschen Handelspolitik zu bieten. Immerhin gestatten die spärlichen Angaben, die noch aus früheren Jahren erhalten geblieben sind<sup>2</sup>, sich ein Bild vom Gang des Handels und dem industriellen Aufschwung Rußlands unter Kantrin zu machen.

Was zunächst den auswärtigen Handel betrifft, so zeigt sich während der ganzen in Frage kommenden Periode ein normales Wachstum der Ein- und Ausfuhr, wobei die Handelsbilanz für Rußland stets aktiv bleibt, was bei der großen Verschuldung des Reiches im Auslande und der Menge ausländischen Kapitals, das in der russischen Industrie untergebracht war, durchaus notwendig sein mußte:

Jahre	Millionen Rubel			Pro Kopf der Bevölkerung		
	Einfuhr	Ausfuhr	Umsatz	Einfuhr	Ausfuhr	Umsatz
1825	51,5	65,8	117,3	1,11	1,42	2,53
1826	52,0	51,8	103,2	1,11	1,10	2,21
1827	55,8	64,4	120,2	1,17	1,36	2,53
1828	54,1	56,2	110,3	1,80	1,16	2,96
1829	58,5	62,0	120,5	1,19	1,26	2,45

<sup>1</sup>) Vgl. J. J. Janschul, „Aus den Erinnerungen und der Korrespondenz des ersten russischen Fabrikinspektors“ (Petersburg 1907, russisch).

<sup>2</sup>) Sie finden sich hauptsächlich in dem Buche von Gulischambarow, „Ergebnisse von Handel und Industrie unter Nikolaus I.“, S. 25—61. Ihm sind die in diesem Kapitel angeführten Zahlen entnommen, soweit nicht andere Quellen angegeben wurden.

Jahre	Millionen Rubel			Pro Kopf der Bevölkerung		
	Einfuhr	Ausfuhr	Umsatz	Einfuhr	Ausfuhr	Umsatz
1830	51,7	71,6	123,3	1,02	1,41	2,43
1831	47,5	66,1	113,6	0,92	1,28	2,20
1832	53,5	71,7	125,2	1,01	1,36	2,37
1833	53,5	69,3	123,0	1,01	1,18	2,19
1834	60,8	64,2	125,0	1,14	1,20	2,34
1835	62,3	63,6	125,9	1,14	1,17	2,31
1836	66,4	79,4	145,8	1,21	1,45	2,66
1837	71,0	74,6	145,6	1,29	1,35	2,64
1838	70,0	88,6	158,6	1,27	1,60	2,87
1839	71,2	97,7	168,9	1,27	1,74	3,01
1840	78,5	86,1	164,6	1,40	1,53	2,93
1841	81,2	90,3	171,5	1,44	1,60	3,04
1842	84,0	84,7	168,7	1,48	1,50	2,98
1843	74,5	81,9	156,4	1,30	1,43	2,73
1844	78,6	93,8	172,4	1,35	1,61	2,96
1845	83,4	92,8	176,2	1,42	1,58	3,00

Diese Zahlen beweisen, daß die hohen Schutzzölle den auswärtigen Handel nicht fesselten und die Einfuhr nicht unterbrückten, denn diese wuchs ungefähr im gleichen Verhältnis zur Ausfuhr. Wenn man alle Waren in 4 Gruppen teilt: Genußmittel, Vieh, Rohstoffe und Halbfabrikate und Fabrikate, so ergibt sich für die einzelnen Gruppen folgender Prozentsatz der gesamten Ein- und Ausfuhr:

	E i n f u h r.			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—45
Genußmittel . . . . .	37,70	38,82	35,37	39,77
Vieh . . . . .	1,44	1,59	1,54	1,53
Rohstoffe u. Halbfabrikate	38,45	40,46	41,60	37,50
Fabrikate . . . . .	22,18	19,33	21,15	20,83
Diverse . . . . .	0,23	0,34	0,34	0,37
Summe . . . . .	100	100	100	100

	A u s f u h r.			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—45
Genußmittel . . . . .	18,07	15,63	19,52	17,76
Vieh . . . . .	1,18	3,00	2,14	2,20
Rohstoffe u. Halbfabrikate	68,65	70,27	68,99	68,73
Fabrikate . . . . .	11,98	10,90	9,12	11,15
Diverse . . . . .	0,12	0,20	0,23	0,16
Summe . . . . .	100	100	100	100

Die Verhältniszahlen der einzelnen Warengruppen zur gesamten Ein- und Ausfuhr sind demnach während dieser 20 Jahre

merkwürdig gleich geblieben. Ein ganz anderes Bild ergibt sich aber bei weiterer Teilung der Gruppen:

	Einfuhr von Genußmitteln.			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—45
Tee . . . . .	8,6	9,3	9,6	20,6
Kaffe . . . . .	7,2	4,4	3,9	3,4
Zucker . . . . .	30,2	31,3	34,2	25,3
Weine . . . . .	13,8	16,8	19,8	16,4
Früchte . . . . .	5,9	7,9	9,1	8,4
Heringe . . . . .	2,7	4,4	4,4	5,0
Salz . . . . .	11,3	7,6	6,5	6,9
Taback . . . . .	3,0	4,9	5,7	5,9
Reis . . . . .	0,5	0,8	0,7	0,7
Diverse . . . . .	16,8	12,6	6,1	7,4
Summe . . . . .	100	100	100	100

	Ausfuhr von Genußmitteln.			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—45
Getreide . . . . .	86,0	89,7	90,9	93,3
Branntwein . . . . .	4,4	0,5	0,2	0,0
Diverse . . . . .	9,6	9,8	3,9	6,7
Summe . . . . .	100	100	100	100

Daraus wird ersichtlich, daß der Tee begonnen hatte eine dominierende Rolle in den Einfuhrlisten zu spielen und dort an die Stelle des Zuckers zu treten, dessen Import im Abnehmen begriffen war, da die inländische Rübenzuckerfabrikation angefangen hatte den Bedarf mehr und mehr zu decken<sup>1</sup>. Auch die Einfuhr von Heringen zeigt eine für die Volksernährung günstige Zunahme, während der Kaffe, an dem der Russe überhaupt nicht besonders hängt, den hohen Finanzzoll (zuletzt 5,15 Rbl. pro Pud) offenbar nicht vertragen hat. Die erhöhte Einfuhr von Weinen, Früchten und Taback kann als Zeichen wachsenden Wohlstandes angesehen werden. Im Übrigen zeigt sich eine gewaltige Steigerung des Getreideexportes, obgleich Kantrin nie durch künstliche Mittel die Getreideausfuhr begünstigt hat, wie das unter Witte geschehen ist. Die Verhältniszahlen der einzelnen Unterabteilungen der Warengruppe Rohstoffe und Halbfabrikate sind folgende:

<sup>1</sup> Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Rußland aufgekommene Rübenzuckerfabrikation deckte im J. 1845 bereits  $\frac{1}{3}$  des inländischen Bedarfes. („Geschichte des Finanzministeriums“, Bd. I, S. 315.)

	Einfuhr von Rohstoffen u. Halbfabrikaten.			
	1826—30	1831—35	1835—40	1841—45
Rohbaumwolle . . . . .	3,0	5,3	8,2	8,9
Baumwollgespinnste . . . . .	45,4	42,9	37,0	28,1
Rohwolle . . . . .	0,9	0,9	0,6	0,5
Wollgespinnste . . . . .	0,6	1,2	1,9	2,5
Seide . . . . .	7,7	9,7	8,4	9,3
Metalle . . . . .	4,0	4,1	5,2	4,7
Steinkohlen . . . . .	0,8	1,1	1,7	1,9
Baumöl . . . . .	7,6	6,5	6,5	7,2
Farbstoffe . . . . .	17,9	16,1	20,6	16,4
Chemikalien u. Diverse . . . . .	12,1	12,2	9,9	29,5
Summe . . . . .	100	100	100	100

	Ausfuhr von Rohstoffen u. Halbfabrikaten.			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—45
Flachs- und Hanfsamen . . . . .	7,3	9,0	11,2	14,6
Flachs u. Hanf, Flachs- u. Hanfwerk . . . . .	28,0	26,1	27,7	27,1
Talg . . . . .	23,1	27,0	25,7	20,1
Wolle . . . . .	1,0	3,9	5,4	10,7
Borsten . . . . .	2,8	2,2	2,5	2,6
Felle . . . . .	6,0	7,4	4,6	4,8
Potasche . . . . .	2,3	1,8	1,5	1,2
Kupfer und Eisen . . . . .	8,6	7,4	5,5	3,2
Diverse . . . . .	20,9	15,2	15,9	15,7
Summe . . . . .	100	100	100	100

Höchst charakteristisch ist das schnelle Anwachsen der Einfuhr von Rohbaumwolle und das ebenso ansehnliche Sinken des Importes von Baumwollgespinnsten, was auf den Aufschwung der russischen Baumwollspinnerei hindeutet. Rohwolle und Wollgespinnste zeigen die entgegengesetzte Tendenz, doch spielen sie bei der Einfuhr nur eine geringe Rolle; die Ausfuhr von Rohwolle dagegen ist stark gestiegen, — ein Beweis dafür, daß Rankeins Bemühungen zur Hebung der russischen Schafzucht nicht erfolglos geblieben sind<sup>1)</sup>. Die Einfuhr von Seide, Metallen, Steinkohlen und Produkten der chemischen Industrie zeigt eine gewisse Tendenz nach oben, während die Ausfuhr von Kupfer und Eisen, Potasche, Fellen und — im letzten Jahrzehnt auch von Talg im Abnehmen begriffen ist, — ein Zeichen dafür, daß die russische Industrie diese Rohstoffe und Halbfabrikate in erhöhtem Maße zu verbrauchen begonnen hatte. Die Warengruppe der Fabrikate endlich weist folgende Verhältniszahlen auf:

<sup>1)</sup> Im Jahre 1850 gab es in Rußland 10 Millionen Merinoschafe, die jährlich ungefähr 1 Million Pud Wolle hergaben.

	Einfuhr von Fabrikaten			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—46
Baumwollfabrikate . . . . .	27,5	26,2	26,3	24,3
Wollfabrikate . . . . .	36,7	26,4	20,4	22,7
Leinenfabrikate . . . . .	1,9	2,2	2,5	2,1
Metallfabrikate überhaupt . . . . .	5,7	6,7	7,1	11,7
Speziell Maschinen . . . . .	0,3	1,6	4,7	4,1
Seidenfabrikate . . . . .	17,1	22,7	23,5	22,8
Glas- und andere Fabr. . . . .	10,8	14,2	15,5	12,3
Summe . . . . .	100	100	100	100

	Ausfuhr von Fabrikaten			
	1826—30	1831—35	1836—40	1841—46
Baumwollfabrikate . . . . .	23,2	18,7	16,7	20,7
Wollfabrikate . . . . .	10,4	10,6	14,3	32,5
Seile und Stricke . . . . .	9,7	10,2	7,9	7,1
Leinenfabrikate . . . . .	29,4	27,3	27,1	13,6
Talglichte . . . . .	2,0	2,6	1,6	1,3
Diverse . . . . .	25,3	30,6	32,4	24,8
Summe . . . . .	100	100	100	100

Die Einfuhr von Produkten der Textilindustrie ist stark gefallen, die Ausfuhr — bei den Wollfabrikaten wenigstens — sehr erheblich gestiegen. Die geringe Einfuhr von Leinenfabrikaten steigt etwas, während die Ausfuhr relativ stark nachläßt, da diese Industrie während des ganzen in Frage kommenden Zeitraumes auch absolut kaum gewachsen ist, jedenfalls mit dem gesteigerten inländischen Bedarf nicht Schritt gehalten hatte<sup>1</sup>. Der Maschinenimport aber wächst gewaltig — wieder ein Zeichen des industriellen Aufschwungs. Talglichte endlich finden im Auslande keinen rechten Absatz mehr, da andere Beleuchtungskörper sie zu verdrängen beginnen.

Für die Umsätze des inneren Handels, die ja überhaupt sehr schwer zu bestimmen sind, gibt es im damaligen Rußland nur wenige Anhaltspunkte. Die Belebung des inneren Handels während der Amtsperiode Kantrins läßt sich nur ungefähr nach folgenden Angaben beurteilen: die Warenumsätze der berühmten Messe von Nischny-Nowgorod, die das ganze Reich mit Produkten der Textil- und Metallindustrie, mit Hausgeräten, Fellen, Getreide, Mehl, Zucker usw. versorgten, sind in diesem Zeitraum gewaltig gestiegen<sup>2</sup>.

<sup>1</sup>) S. S. 93.

<sup>2</sup>) Ueber die Umsätze der Messe von Nischny-Nowgorod in späteren Jahren vgl.: „Russische Revue“ Bd. VI S. 34 ff. u. 249 ff., Bd. XXIII S. 466 ff. und Bd. XXVI S. 116 ff.

Jahre	Waren angeführt im Wert von 1000 Rbl.	Waren verkauft im Wert von 1000 Rbl.	Waren nachgeblieben im Wert von 1000 Rbl.
1825	19,118 (70,806)	12,648 (46,846)	6,470 (23,960)
1826	19,498 (72,216)	12,942 (47,933)	6,556 (24,283)
1827	24,650 (91,296)	14,151 (52,411)	10,489 (38,885)
1828	25,377 (93,989)	15,490 (57,371)	9,887 (36,618)
1829	28,049 (103,884)	23,224 (86,014)	4,825 (17,870)
1830	28,649 (106,108)	24,646 (91,282)	4,003 (14,826)
1831	34,766 (128,763)	26,356 (97,616)	8,410 (31,147)
1832	37,316 (138,208)	31,363 (116,159)	5,953 (22,049)
1833	39,457 (146,136)	31,647 (117,211)	7,810 (28,925)
1834	37,928 (140,474)	29,077 (107,693)	8,851 (32,781)
1835	38,500 (142,592)	31,581 (116,966)	6,919 (25,626)
1836	40,218 (148,956)	34,159 (126,514)	6,059 (22,442)
1837	39,592 (146,638)	33,904 (125,568)	5,688 (21,070)
1838	42,172 (156,193)	34,893 (129,235)	7,279 (26,958)
1839	43,644 (161,644)	37,017 (137,101)	6,627 (24,542)
1840	47,265	38,829	8,436
1841	50,507	41,704	8,803
1842	47,106	38,447	8,659
1843	47,942	39,120	8,822
1844	50,396	42,742	7,654
1845	55,844	48,651	7,193

Für die andere große Messe, die alljährlich in Irbit an der russisch-sibirischen Grenze stattfand und Sibirien mit den verschiedenartigsten Waren versorgte<sup>1</sup>, fehlen bis 1840 die näheren Daten. Von 1840 bis 1845 zeigen die Warenumsätze dieser Messe eine gewaltige Steigerung, und die relative Abnahme der unverkauften Waren ist hier noch beträchtlicher als auf der Messe von Nishny-Nomgorod:

Jahre	Waren angeführt im Wert von 1000 Rbl.	Waren verkauft im Wert von 1000 Rbl.	Waren nachgeblieben im Wert von 1000 Rbl.
1840	12,232	7,632	4,600
1841	12,800	9,479	3,321
1842	14,044	7,887	6,157
1843	14,484	10,363	4,121
1844	17,023	12,625	4,398
1845	20,222	17,426	2,796

Für die Belebung des inneren Handels während Kantrins Amtsperiode sprechen weiter folgende Tatsachen: im Jahre 1825 wurde das Fluß- und Kanalsystem des Reiches von 27,835 Schiffen und Bötten und 14,323 Flößen befahren, die Waren im Werte

<sup>1</sup>) Ueber die Messe von Irbit vgl. Lengenfeldt, „Rußland im 19. Jahrhundert“ (Berlin 1875) S. 199 ff.

von 51,281,470 Rbl. (194,248,000 Assignatenrbl.) transportierten; für das Jahr 1851 ergeben sich die Zahlen: 59,069 Schiffe und Böte und 30,508 Flöße mit einem Warenwert von 144,690,775 Rbl.

Die Chausseegebühren endlich, die im Jahre 1835 eingeführt wurden, ergaben:

im J. 1835—39	—	100,463 Rbl.
„ 1840—44	—	271,777 „
„ 1845—49	—	549,129 „

Die Statistik in betreff der Entwicklung der russischen Industrie unter Kankrins Fürsorge ist noch dürftiger<sup>1)</sup>, trotzdem gestatten die von Gulischambarow gesammelten Daten wenigstens einen ungefähren Überblick über den industriellen Aufschwung Rußlands in jener Periode<sup>2)</sup>.

Die Bemühungen Kankrins um die Hebung der russischen Textilindustrie sind von besonders gutem Erfolg gekrönt worden: im J. 1824 produzierte die Baumwollenindustrie Waren im Werte von etwa 10 Mill. Rbl., 30 Jahre später finden wir bereits 487 Fabriken mit einer Produktion im Werte von 27,589,405 Rbl.<sup>3)</sup>

Etwas genauere Angaben existieren über die Wollenindustrie:

Jahre	Zahl der Fabriken	Zahl der Arbeiter	Wert der Produktion in Rbl.
1824	324	63,603	16,037,000
1852	657	106,851	26,175,553 <sup>4)</sup>

Im J. 1825 betrug die Produktion 5,662,132 Arschin grobe und 1,848,139 Arschin feine Tuche; 1828 wurden auf 400 Fabriken 5 Mill. Arschin grobe und bereits gegen 4 Mill. Arschin feine Tuche hergestellt; im J. 1854 belief sich die Produktion auf

<sup>1)</sup> Ueber diesen Mangel wird allgemein geklagt, so z. B. von Stieda („Russische Volkspolitik“ S. 916) und besonders von Gulischambarow (a. a. O. S. 25 u. 41).

<sup>2)</sup> Vgl. auch Tugan-Baranowsky, „Geschichte der russischen Fabrik“ (Berlin 1900) S. 65 ff. und Dede, „Der Handel des russischen Reiches“ (Mitau und Leipzig 1844) S. 36 ff.

<sup>3)</sup> Dede berichtet, daß es im J. 1822 in der Baumwollenindustrie nur 3 Fabriken gegeben habe (S. 40). Der gewaltige Aufschwung dieses Industriezweiges seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts führt Tugan-Baranowsky u. a. auf den damals erfolgten Preissturz des Rohstoffes und des englischen Baumwollengarnes zurück (S. 70 ff.).

<sup>4)</sup> Lodyshensky gibt für das Jahr 1845 schon den Produktionswert auf 25,060,000 Rbl. an (S. 299).

12,325,117 Arschin im ganzen <sup>1</sup>, und die Wollspinnereien <sup>2</sup> ergaben 63,139 Pud Wollgespinnste <sup>3</sup>.

Sehr bedeutend ist der Aufschwung der Rübenzuckerfabrikation:

Jahre	Zahl der Fabriken	Jahre	Zahl der Fabriken	Jahre	Zahl der Fabriken
1825	7	1832	21	1839	90
1826	7	1833	22	1840	107
1827	8	1834	26	1841	112
1828	12	1835	32	1842	119
1829	12	1836	38	1843	133
1830	19	1837	44	1844	148
1831	20	1838	61	1845	167

Im J. 1825 betrug die Produktion nur 42,858 Pud im Werte von etwa 330,000 Rbl.; für das Jahr 1848 gibt Pokrowsky<sup>4</sup> bereits eine Produktion von 900,000 Pud an, was ungefähr einem Werte von 7,200,000 Rbl. entsprach. Gleichzeitig war die Technik fortgeschritten: während man um 1825 aus 1 Berkowez (= 10 Pud (= 400 Pfund) nur 5 Pfund Zucker gewinnen konnte, erhielt man in den 40er Jahren aus derselben Menge Rüben ungefähr 20 Pf. Zucker, oder 5 0/0.

Die Seidenindustrie nahm ebenfalls einen großen Aufschwung:

Jahre	Zahl der Fabriken	Zahl der Arbeiter	Produktion in Arsch.	Wert in Rbl.
1820	159	9839	1,750,000	—
1825	184	10,204	2,330,000	2,715,000
1830	213	13,452	4,200,000	—
1852	577	17,889	39,723,296(?)	6,505,613 <sup>5</sup>

Fast die gesamte russische Seidenindustrie war in Moskau konzentriert, das sich überhaupt mehr und mehr zum Industriezentrum herausbildete.

Auch die Papierfabrikation machte gute Fortschritte:

Jahre	Zahl der Fabriken	Zahl der Arbeiter	Produktion		
			Schreibpap. in Ries	Zeitungspap. in Ries	Zeitungspap. in Pud
1825	87	—	486,408	253,592	515
1852	211	16,075	1,717,888	594,173	197,173

<sup>1</sup>) Nicht eingerechnet sind Filz-, Teppich- und Trikotstoffe, sowie einige andere Gewebe.

<sup>2</sup>) Sie waren meist mit den Wollwebereien vereinigt (Pokrowsky S. 294).

<sup>3</sup>) Ähnliche Angaben finden sich bei Dede (S. 41).

<sup>4</sup>) S. 91.

<sup>5</sup>) Lodynschensky (S. 297) gibt schon für das Jahr 1845 den Wert der Produkte der Seidenindustrie auf 6,220,000 Rbl. an.

Nach Lobyſchensky<sup>1</sup> betrug der Wert der gesamten Papierfabrikation: 1845 — 2,859,000 Rbl., 1846 — 3,134,000 Rbl., 1847 — 3,205,000 Rbl., 1848 — 2,848,000 Rbl., 1849 — 2,881,000 Rbl., 1850 — 3,533,000 Rbl., 1851 — 3,999,000 Rbl. und 1852 — 4,259,000 Rbl. Dagegen nennt Gulischambarow für das Jahr 1852 die Summe von 4,456,163 Rbl.

Die Talgſiederei hat ſcheinbar keine nennenswerten Fortſchritte gemacht, wenigstens war der Umfang der Produktion in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum größer als um das Jahr 1825:

Jahre	Zahl der Fabriken	Zahl der Arbeiter	Produktion in Pud	Wert in Rbl.
1825	469	—	1,553,254	4,193,785
1852	494	3871	1,740,822	4,628,290

Das erklärt ſich daraus, daß die Nachfrage nach ruſſiſchem Talg im Auslande ſeit dem Ende der 30er Jahre nachgelassen hatte, da die Stearinlichtfabrikation an die Stelle der Talglichtfabrikation getreten war. In Rußland allerdings herrſchte nach wie vor das Talglicht, doch genügte die Talgproduktion zunächſt vollauf für den eigenen Bedarf, und die urſprünglich für den Export arbeitenden Talgſiedereien konnten ihre Produktion nur wenig erweitern, obgleich die Talglichtfabrikation an Umfang bedeutend zugenommen hatte: im J. 1825 betrug ſie 292,915 Pud, während im J. 1854 bereits 710,708 Pud Talglichte hergeſtellt wurden, was einem Wert von 4,498,484 Rbl. entſprach. Ebenſo ſtieg die Seifenproduktion<sup>2</sup>:

Jahre	Zahl der Fabriken	Produktion in 1000 Pud	Wert in 1000 Rbl.
1820	185	239	—
1828	226	274	—
1830	228	471	—
1850	263	556	1,500

Trotzdem erſcheint die Seifenproduktion gering, importiert aber wurde bis in die 70er Jahre hinein an Seife ſo gut wie nichts. Der Grund dieſer merkwürdigen Erſcheinung liegt darin, daß in Rußland die geſamte ländliche Bevölkerung — Bauer wie Gutsbeſitzer — keine Seife kauft, ſondern ſie auch heute noch faſt ausſchließlich in der eigenen Wiſtſchaft produziert.

1) S. 303. — 2) Die Tabelle nach Pokrowsky, S. 194.

Im Ganzen nicht unbedeutend ist der Aufschwung der Metallproduktion. Zwar war das Wachstum der Gußeisenfabrikation in der in Betracht kommenden Periode nur gering<sup>1</sup>:

Jahre	Produktion in 1000 Pud	Jahre	Produktion in 1000 Pud	Jahre	Produktion in 1000 Pud
1822	9,333	1830	11,169	1838	10,655
1823	9,112	1831	11,005	1839	10,802
1824	8,525	1832	9,932	1840	11,331
1825	9,644	1833	9,727	1841	10,552
1826	6,558	1834	11,331	1842	11,172
1827	11,170	1835	10,501	1843	11,580
1828	10,717	1836	10,853	1844	11,291
1829	11,095	1837	10,953	1845	11,432

Dagegen hat die Schmiedeeisenfabrikation in den 20er und 30er Jahren gewaltig zugenommen: 1822 wurden 6650 Pud, 1823 gar bloß 5683 Pud produziert, während sich im J. 1837 die Produktion auf 6,261,805 Pud beläuft. Weiter stieg sie allerdings nur langsam, da der inländische Bedarf offenbar gedeckt war<sup>2</sup>:

Jahre	Produktion in 1000 Pud	Jahre	Produktion in 1000 Pud	Jahre	Produktion in 1000 Pud
1837	6,262	1840	6,926	1843	8,277
1838	7,175	1841	6,666	1844	8,190
1839	6,772	1842	7,319	1845	7,716

Geringer ist die Steigerung der Kupferproduktion<sup>3</sup>:

Jahre	Produktion in 1000 Pud	Jahre	Produktion in 1000 Pud	Jahre	Produktion in 1000 Pud
1824	168	1832	221	1840	251
1825	203	1833	207	1841	—
1826	201	1834	227	1842	—
1827	226	1835	240	1843	262
1828	238	1836	228	1844	256
1829	214	1837	—	1845	254
1830	235	1838	—		
1831	238	1839	—		

Die Hanfindustrie ist ebenfalls nicht zurückgeblieben<sup>4</sup>:

Jahre	Zahl der Fabriken	Seile in Pud	Gespinnste in Pud	Wert in Rbl.
1825	98	466,000	173,000	—
1850	160	807,000	371,000	2,220,000

<sup>1</sup>) Nach Lodyshensky S. 309.

<sup>2</sup>) a. a. O.

<sup>3</sup>) Nach Lodyshensky S. 305.

<sup>4</sup>) Nach Potrowsky S. 287.

Ein einziger großer Industriezweig hat an dem allgemeinen Aufschwung nicht teilgenommen — die Leinwandfabrikation<sup>1</sup>:

Jahre	Zahl der Fabriken	Zahl der Arbeiter	Wert der Produktion in Rbl.
1824	224	26,832	2,858,000
1852	98	14,972	2,886,000

Als Ergänzung mögen noch folgende, von Tugan-Baranowsky angeführte Zahlen dienen<sup>2</sup>:

Jahre	Zahl der Leinwandfabriken
1825	196
1830	190
1841	188
1845	156

Die Zahl der Fabriken und Arbeiter ist also erheblich zurückgegangen, die Produktion aber etwas gestiegen, was wohl auf die verbesserte Technik zurückzuführen ist. Pokrowsky erklärt den Stillstand in der Entwicklung der Leinwandfabrikation dadurch, daß in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Leinwand in Rußland durch die billigen Baumwollfabrikate verdrängt worden sei; erst nach langen Bemühungen (z. B. durch große Bestellungen grober Leinwand für Heer und Flotte) wäre es der Regierung in neuerer Zeit gelungen, dieser Industrie aufzuhelfen, doch sei die Produktion feiner Leinwand immer noch sehr gering<sup>3</sup>. Übrigens besagt die Statistik hier wenig, da die Leinwandfabrikation in Rußland zum größten Teil auch heute noch von den sog. „Kustari“ oder Hausindustriellen betrieben wird — eine Produktionsart, die sich jeder statistischen Darstellung entzieht<sup>4</sup>.

Die Produktion der besprochenen wichtigsten Industriezweige betrug damals in ihrem Wert etwa 60 % des Produktionswertes der gesamten russischen Industrie, den Gulischambarow für das Jahr 1851 auf 159,380,070 Rbl. schätzt<sup>5</sup>. Da in den bisherigen Darlegungen als Vergleich in der Hauptsache bloß die Jahre 1825 und 1850 oder 1852 dienen konnten, mögen als Ergänzung noch

<sup>1</sup>) Ueber die Leinen- und Hanfindustrie vgl. Dede S. 42—43.

<sup>2</sup>) a. a. D. S. 78.

<sup>3</sup>) a. a. D. S. 286.

<sup>4</sup>) Lodyshensky S. 283.

<sup>5</sup>) 2 große Industrien: die Tabackfabrikation und die chemische Industrie konnten leider nicht näher erörtert werden, da hier die Statistik bis 1859 völlig versagt.

einige Daten angeführt werden, die sich in dem Buch von Matthäi „Die Industrie Rußlands“<sup>1</sup> finden, und aus denen deutlich hervorgeht, daß der industrielle Aufschwung Rußlands hauptsächlich im Laufe des ersten Dezenniums der Kantrinschen Finanzverwaltung als direkte Folge des Schutzollsystems stattgefunden hat:

Der Wert der Produktion hob sich im Zeitraum von 1822 bis 1832 in der

Baumwollenindustrie . . .	um 230 %
Wollenindustrie . . .	„ 30 %
Zuckerindustrie . . .	„ 34 %
Seidenindustrie . . .	„ 25 %
Lichtfabrikation . . .	„ 62 %
Seifensiederei . . .	„ 131 %
Guß-eisenfabrikation . . .	„ 26 %
Schmiedeeisenfabrikation . . .	„ 9 %
Kupferproduktion . . .	„ 13 %
Hanfindustrie . . .	„ 45 %
Tabackfabrikation . . .	„ 150 %
Chemikalienindustrie . . .	„ 10 %

Im Jahre 1834 standen in der Industrie Dampfmaschinen mit 2200 Pferdebkräften in Anwendung. 1853 waren im Betriebe: 5000 Öfen und Hochöfen, etwa 4500 Kessel, 1900 Dampfmaschinen, gegen 900 Turbinen und 196,000 Werkstühle. Während man im J. 1820 in Rußland nur 3800 Fabriken mit 128,000 Arbeitern zählte, ergeben sich für die beiden Jahrzehnte von 1825—1845 folgende Zahlen<sup>2</sup>:

Jahre	Zahl d. Fabriken	Zahl d. Arbeiter	Jahre	Zahl d. Fabriken	Zahl d. Arbeiter
1825	5261	210,568	1836	6332	324,203
1826	5128	206,480	1837	6450	376,838
1827	5122	209,547	1838	6855	412,931
1828	5244	225,414	1839	6894	454,980
1829	5260	231,624	1840	6863	435,788
1830	5450	253,893	1841	6831	429,638
1831	5599	264,358	1842	6939	455,827
1832	5636	272,490	1843	6813	466,579
1833	5564	273,969	1844	7399	469,211
1834	—	—	1845	8302	507,577
1835	—	—			

<sup>1</sup>) Leipzig 1872; S. 24.

<sup>2</sup>) Die Tabelle nach Tugan-Baranowsky, S. 87.

Im Jahre 1852 gab es in Rußland 10,388 Fabriken mit 470,914 Arbeitern und Meistern, die Zahl der Fabriken und Arbeiter war also in 32 Jahren um ungefähr 270 % gewachsen<sup>1</sup>.

Aber auch qualitativ hatte die Industrie in dieser Zeit große Fortschritte gemacht, davon zeugt der Erfolg, den die Produkte der russischen Textil- und Metallindustrie und selbst einige Erzeugnisse der chemischen Industrie auf der Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 gehabt haben<sup>2</sup>.

Kantrin selbst scheint mit den Ergebnissen seiner Handelspolitik sehr zufrieden gewesen zu sein. In der „Ökonomie der menschlichen Gesellschaften“ schreibt er: „Wenn die Industrie im Höchstverfeinerten vorerst zurücksteht, so geht es mit dem Guten, Mittleren und Unteren vortrefflich. Die russischen Mitteltücher sind besser und nicht teurer als in Frankreich. Die Baumwollmanufaktur geht gut, auch die Spinnerei; in Seidewaren kann man nur mit Lyon nicht rivalisieren. Petersburg und Moskau sind voll von Fabriken; die Petersburger Bronzen, wenn sie den französischen in der Form nachstehen, sind besser gearbeitet und vergolbet, doch etwas teurer usw.“<sup>3</sup>

Als ganz objektiv ist dieses Urteil vielleicht nicht zu betrachten, sondern mehr als ein Versuch, den Einwand hinfällig zu machen, als wäre die russische Industrie eine Treibhauspflanze — ein Vorwurf, gegen den sich Kantrin in demselben Zusammenhang energisch wendet<sup>4</sup>.

Ob alle Mittel, die Kantrin in seiner Handelspolitik angewandt hat, zu rechtfertigen sind, darüber läßt sich natürlich streiten; von niemand aber wird es in Abrede gestellt, daß er sein Hauptziel erreicht hat, nämlich die Steigerung der Staatseinnahmen durch Zölle und die Begründung und Entwicklung einer Industrie, die schon damals das Reich einigermaßen unabhängig vom Auslande machte und den Keim in sich trug zu dem großartigen Aufschwung, der sich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders unter Witte, vollziehen sollte.

<sup>1</sup>) Matthäi, „Die Industrie Rußlands“, S. 25.

<sup>2</sup>) Gulischambarow S. 73 ff.

<sup>3</sup>) S. 246.

<sup>4</sup>) a. a. D. S. 245.

## S c h l u ß.

---

Hat aber Rußland überhaupt eine Industrie nötig, wäre es nicht besser gewesen, wenn dieses Land ganz Agrarstaat geblieben wäre? Vom Standpunkt der nationalen Unabhängigkeit aus wird diese Frage natürlich ohne weiteres verneint werden können. Aber auch ohne Berücksichtigung des prinzipiellen Standpunktes will es mir scheinen, daß gerade Rußland dazu geeignet ist, eine eigene Industrie zu besitzen: die Ausdehnung des Reiches ist riesig, es gibt neben fruchtbaren, für die Landwirtschaft vorzüglich geeigneten Strichen eben auch viel sterile Flächen, wo bei der Billigkeit des Heizmaterials und der Arbeitskräfte sich die Industrie ausgezeichnet entwickeln kann. Auch der lange nordische Winter, der in einem beträchtlichen Teil des großen Reiches herrscht, muß hierbei berücksichtigt werden: es ist doch jedenfalls für die Gesamtproduktion von größtem Vorteil, wenn ein möglichst ansehnlicher Prozentsatz der nationalen Produktionskraft während der Wintermonate nicht brach liegt<sup>1</sup>. Es kommt vor allen Dingen noch ein wichtiger Punkt in Betracht: der Niedergang des Ackerbaus seit der Bauernbefreiung der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts und als dessen direkte Folge das starke Sinken der Getreideproduktion von Jahr zu Jahr; wenn trotzdem der Getreideexport gerade in den letzten Jahrzehnten in so entseuzerregender Weise gestiegen ist, so ist das nur ein Beweis für die bekannte Tatsache, daß im russischen Volk eine systematische Unterernährung Platz gegriffen hat. Die einzige Rettung sieht die Regierung neuerdings mit Recht in dem allmählichen Übergang von der Dorfwirtschaft zur Einzelhofwirtschaft, — ein Gedanke, mit dessen Verwirklichung bereits begonnen worden ist. Dadurch allein kann der sog. Landnot mit der Zeit ein Ende gemacht und der Bauernstand gehoben werden. Wo aber sollten die nunmehr frei werdenden Arbeitskräfte Verwendung finden, wenn nicht in der Industrie? Wäre die gewerbliche Tätigkeit in Rußland noch kaum vorhanden, wäre sie nicht, wie das heute glücklicherweise der Fall ist, trotz Krieg und Revolution immer noch

<sup>1</sup>) Vgl. Matthäi, „Die Industrie Rußlands“, S. 39.

zu weiterer Entwicklung fähig, so würde die in obigem Sinne durchgeführte Lösung der Agrarfrage zur Folge haben, daß ein Heer von arbeitslosen Proletariern das Land überschwemmen und seine Gesundung von den schweren Schlägen der Revolution sicherlich in Frage stellen würde. So beweisen denn gerade die Vorgänge der letzten Jahre, daß eine kräftige und lebensfähige Industrie für Rußland durchaus notwendig ist, und daß somit der russische Staat Rantrin und in gewissem — allerdings nur sehr beschränktem — Sinne auch Witte nicht wenig zu verdanken hat.

Unwillkürlich drängt sich einem zum Schluß der Vergleich zwischen beiden Männern auf: Rantrin hatte den Übergang Rußlands von der Papierwährung zur Silberwährung bewerkstelligt, Witte tat den letzten Schritt, und unter ihm vollzog sich der Übergang zur Goldwährung; auch Witte wollte durch hohe Schutz-zölle die Staatseinnahmen erhöhen und die Industrie fördern, auch er richtete sein Augenmerk nach Asien, wohin er den russischen Handel leiten wollte. Und doch läßt sich zwischen den Beiden eigentlich kein Vergleich ziehen: auf der einen Seite ein hochgebildeter, volkswirtschaftlich geschulter Geist, auf der andern — ein außerordentlich begabter, recht skrupelloser Bankier, dem eine breitere wissenschaftliche Grundlage fehlte, und der für die gesamte Volkswirtschaft, für das Wohl des russischen Volkes zu wenig Verständnis besaß. Daher auch der große Unterschied in den letzten Ergebnissen der Politik: Rantrin hatte damals Rußland innerlich gefestigt und wirklich groß gemacht, Witte dagegen hat in seiner einseitigen, rein finanzpolitischen Begünstigung der Industrie, die er allerdings zu hoher Blüte gebracht, die Landwirtschaft schwer geschädigt und dem russischen Bauern gewissermaßen den letzten Stoß versetzt: ich erinnere bloß an die hohen Einfuhrzölle auf landwirtschaftliche Maschinen und künstliche Düngemittel. Auch durch die künstliche Steigerung des Getreideexports hat er dem russischen Volke keinen guten Dienst geleistet. Witte hat den Fiskus auf Kosten des Volkes bereichert und viele Millionen gesammelt, die zuletzt in jenem ostasiatischen Abenteuer untergingen, das Rußland hart an den Rand des Verderbens gebracht hat.

~~Witte~~ Rantrin dagegen verstand seine Zeit, er kannte das russische Volk und seine Bedürfnisse, kurz er war Volkswirt; jeder übereilte Schritt lag ihm fern, vorsichtig, aber äußerst konsequent verfolgte

er den einmal eingeschlagenen Weg, den Weg zum volkswirtschaftlichen Aufschwung des Reiches. So wäre es denn Rußland nur zu wünschen, wenn ihm auch heute noch ein Kantrin erstehen würde. —

### U n h a n g.

Schreiben Georg Kantrins an den Fürsten Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg:

Marburg den 23. April 1797.

Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht wage ich es in tiefster Unterthänigkeit submissivst anzuzeigen: daß ich mit dem nächsten ersten Junius von hier nach St. Petersburg abreisen werde. Zum letzten Mal also auf deutscher Erde, gnädigster Fürst! lege ich meine Opfer der Dankesüberwältigung vor dem Altar der Bewunderung nieder, wo sie sich unter denen eines Volkes und aller Edelgesinnten Deutschlands zwar nur unbedeutend verlieren können; aber verworfen wird sie der große Fürst nicht, der mich unbekannt seiner erhabenen Gnade würdigte. Auch fern von meinem Vaterland wird mein Herz für ihn schlagen, so hoch, als es für jenes schlägt, denn es ist mir unmöglich an es zu denken, ohne einem Fürsten, der seine schönste Zierde ist, zu huldigen. Der edelste Gedanke, mit dem ich mein Vaterland verlasse, ist der an die Fortsetzung der huldreichsten gnädigsten Gesinnungen Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gegen mich, die ich mir heute von Höchstenenselben unterthänigst ersehe. Könnte ich durch meine geringen Dienstleistungen in St. Petersburg nur auf irgend eine Art im Stande sein meine höchste Aufopferung nachdrücklicher zu beweisen und jene höchste Gnade einigermaßen zu verdienen: so würde dieses der schönste Inhalt meines Lebens sein. Die Stärke dieser Gefühle kann nur von der tiefsten Unterwürfigkeit übertroffen werden, mit der ich respektvoll ersterbe

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigster G. L. D. v. Cancrin.

\* \* \*

Schreiben Franz Ludwig Kantrins an den Fürsten Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg<sup>1)</sup>:

Staraja Russa den 11./23. August 1804.

Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht haben mir durch Höchstdero-  
selben hierher gesändeten Legazionsrath von Beck Höchstdero gnädigstes  
Andenken, und mildesten Antheil an meinem Wohlergehen Höchst-  
edelmüthigst zu erkennen geben lassen. Gerührt von dieser fürst-  
lichen Gnade bezeige ich Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht daher  
hiermit meinen ehrfurchtsvollsten Dank: Nie wird aber auch in  
meinem Herzen die große Dankbegierde erlöschen, die Ew. Hochfürst-  
lichen Durchlaucht ich für die große Huld auf ewig geweiht habe,  
daß Höchstderoelben ehehin meinen einzigen Sohn in die Zahl  
Höchstderoelben Dienerschaft gnädigst aufgenommen haben, welche  
vorzüglich große Gnade denn die ganze Grundlage seines hiesigen  
guten Geschicks und seiner künftigen Laufbahn ist. Ew. Hochfürst-  
lichen Durchlaucht Durchlauchtigster Frau Gemahlin, Höchstwelchen  
ich noch in meinen jungen Jahren bekannt zu sein die hohe Gnade  
hatte, bezeige ich meine immerwährende große Devozion und bin  
in tiefster Ehrfurcht

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigster Diener

Franz Ludwig von Cantrin.



<sup>1)</sup> Beide Schriftstücke, die mir von dem Herrn Geheimen Hofrat Professor Stieda zur Veröffentlichung überlassen worden sind, werden in dem herzoglich Anhaltischen Hausarchiv zu Zerbst aufbewahrt. Der Brief Franz Ludwig Kantrins an den Fürsten trägt zwar zum Studium des bisher noch so dunkeln Kapitels über die Jugendjahre Georg Kantrins direkt nur wenig bei, doch soll sein Wortlaut immerhin der Vollständigkeit wegen hier wiedergegeben werden.

## Aus einem livländischen Erinnerungsbuche.\*

### I.

**V**on einer Anzahl nebelverhüllter und doch goldbeglänzter Silber abgesehen, die aus den ersten Kindheitstagen hinüberleuchten, beginnt meine Erinnerung an das, was ich auf dieser Welt des Atems erlebte, mit dem Jahre 1844. Ich bilde mir ein, noch den Tag zu wissen, der das erste Glied dieser seitdem nicht mehr zerrissenen Kette bewusster Lebenseindrücke bildete. An einem jener unvergleichlichen Frühjahrsstage, die nirgends so schön sind wie in unserem fargen Norden, an einem der Tage, „wo das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse seine Auferstehung feierte, wo ein feuchter Dunst die milde Luft verdichtete und aus unübersehbaren Schneestriften die schwarzen Felder wieder sichtbar wurden“ — am Nachmittage eines solchen Tages stand ich hinter meines Vaters Stuhl und sah, wie er auf ein Blatt Papier die Worte „März 11“ schrieb. Nachdem mir die Bedeutung dieser abgekürzten Datumsangabe erklärt worden war, hatte ich die Empfindung, ein Stück im Leben vorwärts gekommen und mindestens darüber belehrt zu sein, wann ich lebte. Wo ich lebte, hatte ich begreiflicher Weise schon früher gewußt, soweit ein Kind und zwar ein Kind des alten Livland das überhaupt wissen konnte. Bescheiden genug sah es um diese Kunde aus — bei den Kindern wie bei den Erwachsenen. Wohl hatte der Ernst der neuen Zeit

\*) Die nachstehenden Erinnerungen eines ungenannten Verfassers sind zuerst im J. 1883 in der „Rigaschen Zeitung“ Nr. 274 ff. veröffentlicht worden. Da sie aber nicht in besonderer Ausgabe erschienen sind, so sind sie natürlich heute überhaupt kaum mehr zugänglich. Das gibt die Veranlassung, diese interessanten Aufzeichnungen an dieser Stelle wieder zum Abdruck zu bringen.

wiederholt an die Türen geklopft, hinter denen wir in glücklicher Beschränktheit dahinlebten, aber wer hätte glauben können und glauben wollen, daß es jemals anders werden werde, als es seit unvordenklicher Zeit gewesen war! Hatte es doch seit einem Menschenalter den Anschein gehabt, als seien wir an einen Zauberkreis gebannt, an welchem das an tausend andern Orten rasitos dahinstürmende Leben vorüberziehen werde, ohne andere Spuren zurückzulassen, als diejenigen des Alterns einer und des Emporkommens einer anderen, ihrer Vorgängerin täuschend ähnlich sehenden Generation. Von der Abgeschlossenheit, Stille und Bewegungslosigkeit des holländischen Zeitalters, das zwischen dem Jahre 1812 und der Epoche der Sittesemme Bewegung lag, kann die heutige Jugend sich schwerlich eine auch nur annähernde Vorstellung machen. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß Junge und Alte sich heutzutage noch schwerer verstehen, wie zu anderen Zeiten. Weil damals „Alles nach innen wirkte“ und die Einzelnen sich frei neben einander entwickelten, hatte man die Fähigkeit zum Verständnis dessen, was äußerlich an das Land herantrat, nur sehr schwach, um so stärker aber die Fähigkeit entwickelt, unliebsame Erscheinungen zu ignorieren und sich in dem, was Gemütlichkeit hieß, unter keinen Umständen stören zu lassen. Während der seit dem Franzosenkriege und der Aufhebung der Leibeigenschaft vergangenen Jahrzehnten war man eben nur älter geworden — „nichts sonst. Es war, als sei es überhaupt nicht mehr möglich, daß irgend welche Ereignisse eintreten, welche die Entwicklung beschleunigten. Es schien immer so gewesen zu sein und immer so dauern zu sollen.“ Von der einen bekannten Ausnahme abgesehen, gab es „keine Vertretung der Interessen, keine berechtigten Debatten, keine Parteien im heutigen Sinne des Wortes, nicht einmal öffentliche Wünsche. Jede Stadt für sich, jedes Haus für sich, jeder Bewohner für sich.“

Wesentlich aus diesem Zustande war zu erklären, daß die meisten Leute jener Zeit die Empfindung hatten, seit den Jahren 1812 bis 1818 überhaupt nichts mehr erlebt zu haben. Von dem großen Kriegsjahre war die damalige Generation zeitlich ebenso weit entfernt, als wir von den Ereignissen des Orientkrieges und des epochemachenden Thronwechsels von 1855 entfernt sind. Welche Fülle von Ereignissen drängt sich in diese letzten Jahre zusammen und wie öde sah es in der Zeitchronik der zwanziger, der dreißiger

und der ersten vierziger Jahre aus! Der Tod des alten Sonntag († 1827), Marquis Pauluccis Rücktritt (5. Januar 1830), die Einordnung unserer kirchlichen Einrichtungen in das System des „Gesetzes für die evangelisch-lutherische Kirche“ (1832), die Begründung eines Rigaschen Vikariats der griechisch-orthodoxen Eparchie von Weskau (29. Juni 1836), die Beschränkung des bürgerlichen Pfandrechts von zehn auf dreimal drei Jahre (1841) und die bekannten Dorpater Univerfitäts-Vorgänge von 1842 bildeten die Summe dessen, was am heimischen Herde vorüber passiert. Und wie gering war die Zahl derjenigen, die auch nur das erlebt, d. h. bewußt und theilsvoll durchgemacht haben! Im Grunde genommen hatte die Feier des Rigaer Musikfestes von 1836 in der öffentlichen Erinnerung stärkere Spuren zurückgelassen, als irgend eines der übrigen zeitgenössischen Ereignisse. Vorgänge, die sich auf Dorpat bezogen, kamen für Riga ja nur beiläufig in Betracht, Veränderungen, die die Stellung der Kirche betrafen, bezogen sich ja zunächst nur auf die Geistlichkeit, was den Edelmann und Bauer berührte, kümmerte den Bürger nichts und von der Notwendigkeit einer Rechenschaftsablegung über Dinge, die außerhalb des nächsten Gesichtskreises lagen, ließ man sich so wenig träumen, daß die beiden einzigen, mit inländischen Angelegenheiten befaßten Zeitschriften damaliger Zeit, das 1836 begründete „Inland“ und die 2 Jahre später erschienenen „Mitteilungen für die evangelisch-lutherische Kirche“ der großen Mehrheit unserer Landsleute kaum dem Namen nach bekannt waren. Eifrige und theilsvolle Leser besaßen eigentlich nur die Theater- und Konzert-Kritiken der „Rigaschen Zeitung“ und die von den „Stadtblättern“ allwöchentlich publizierten Übersichten über „Getaufte, Getaute und Begrabene“. Das war „etwas für das Herz“ und mit dem Herzen allein lebte man. —

Für die retrospektive Betrachtung nehmen Zustände solcher Art sich unbegreiflich, beinahe unglaublich aus, den Mitlebenden erscheinen sie selbstverständlich allein berechtigt — und unvergleichlich behaglich. Nicht ganz mit Unrecht. Hat es damit seine Richtigkeit, daß alle Meisterschaft in der Beschränkung besteht, so ist noch richtiger, daß alles Glück in der Beschränktheit liegt. Je weiter der Blick reicht, desto größer die Summe des Elends, dessen man gewahr wird. Wer sich in jedem Augenblick des Daseins von der

Beschaffenheit der gesamten übrigen Welt eine Vorstellung zu machen vermöchte, wer sich deutlich sagen wollte, daß in jeder Stunde Tausende das Leben qualvoll aushauchen, andere Tausende in Not, Hunger, Elend, erdrückender Sorge dahinsiechen; wieder andere in Laster und Verbrechen verstrickt oder durch die Masse auf sie gehäufte Beschwerden zum Selbstmord getrieben werden, — dem wäre das Lachen für immer vergällt. Und wer wollte auf dieses Lachen völlig verzichten? „Leben wir, weil Andere leben?“ Um zu Glück und Behagen zu gelangen, muß man sich selbst zu leben, im gehörigen Augenblick die Augen zu schließen, oder, was noch sicherer ist, Scheidewände aufzurichten wissen, die uns von der Umgebung (der näheren oder der entfernteren) absperrten.

In dieser Kunst hatten wir es vor vierzig Jahren außerordentlich weit gebracht, so weit wie das heutige Geschlecht es niemals bringen wird. Darum hat es in unserem Lande vielleicht niemals so viele glückliche Kinder — und glückliche alte Leute gegeben, wie in jenen längst vergangenen, heute so viel gescholtenen Tagen.

## II.

Über Wert und Berechtigung der sie umgebenden Verhältnisse kommen die meisten Menschen erst durch Vergleichen ins Klare. Zu solchen Vergleichen war in dem alten Livland, dem Livland der dreißiger und der vierziger Jahre, nur sehr spärliche Veranlassung geboten, weil wir in einer Isolierung lebten, wie sie weder vorher noch nachher in gleichem Umfange vorhanden gewesen ist. — Der Zug auf die deutschen Universitäten, an welchem freilich immer nur eine begünstigte Minderheit unserer Gebildeten hatte teilnehmen können, war seit Eröffnung der Dorpater Hochschule in Wegfall gekommen und die während der drei ersten auf das Jahr 1802 folgenden Jahrzehnte noch ziemlich zahlreichen Auslandsreisen hatten in den Tagen meiner Kindheit mehr und mehr aufgehört. Die meisten älteren Männer damaliger Zeit waren noch „draußen“ gewesen, von den jüngeren nur einzelne. Es lag das zum einen Teil an Paß- und Verkehrsschwierigkeiten, zum andern an ökonomischer Beschränktheit und mangelndem Bedürfnis nach Erweiterung des Gesichtskreises. Von der Naivität unserer älteren, nicht selten „mit eigenen Pferden“ über die Grenze gelangten

Reisenden macht man sich heute kaum noch eine Vorstellung. Bei dem Arzte meiner Vaterstadt fuhr eines Tages ein benachbarter Gutsbesitzer vor, der den Herrn Doktor nach dem „Wege ins Ausland“ fragte, nach erhaltenem Bescheid „füttern“ ließ und dann die Reise fortsetzte, die ihn wirklich bis nach Berlin und Dresden (man nannte das damals die kleine Tour) geführt haben soll. Manche unserer Reisenden, die kaum ein Wort russisch konnten, gefielen sich darin, die Wettern der Kosaken von No. dreizehn und No. vierzehn zu spielen und sich den deutschen Philistern als Slavophilen vorzustellen, welche bojarisch-aristokratische Gewohnheiten mitbrachten — je fremder, desto vornehmer, war ja in dem damaligen Deutschland leitender Grundsatz. Von einem Pastor, auf den ich mich noch deutlich besinnen kann, wurde erzählt, er sei als Student in demselben Kostüm nach Göttingen gekommen, das die Konstantin Afakow und Peter Kirjewsky zwanzig Jahre später in Moskau modisch zu machen versuchten. Herr v. G., der der Sage nach Heines Reisegefährte auf der Reise durch Ober-Italien war, redete dem Verfasser der Reisebilder so unaufhörlich von seinem großen Landsmann, dem Feldmarschall Suworow, vor, daß der witzige Dichter unseren guten Landsmann schließlich fragte, ob der Hering denn wirklich das Recht besitze, sich einen Landsmann des Wallfisches zu nennen!

Seit der Mitte der dreißiger Jahre wurden dergleichen Reisen immer seltener, bis sie — aus bekannten Gründen — für eine Weile vollständig aufhörten und die Leute, welche weiter als bis Mitau, Reval oder Petersburg gekommen waren, mit Namen hätten genannt werden können. Selbst zu Besuchen des nahe benachbarten Finnland gehörte ein gewisser Unternehmungsgeist, und als einer unserer Nachbarn im Jahre 1845 nach Süd-Kurland übersiedelte, nahmen wir einen Abschied fürs Leben. Die Wirkungen dieser Isolierung kann man sich nicht tiefgreifend genug denken. Von anderem abgesehen, trugen sie zu einer Erlahmung wissenschaftlicher und geistiger Tätigkeit bei, die bei der damaligen Bequemlichkeit der Verhältnisse und unserem angeborenen Hange zur Trägheit, Wohlleben und sogenannter Gemütlichkeit außerordentlich gefährlich war. Wie gering war die Zahl der Leute, die auch nur Zeitungen lasen und das Bedürfnis empfanden, mit den Zeitereignissen auf dem Laufenden zu bleiben! Heute, wo die

zersplitternde, die Gedankenlosigkeit befördernde Zeitungsleserei zu einer Art Zeitkrankheit geworden ist, nimmt es sich wie ein Märchen aus, daß noch vor 25 Jahren Dorpater Studenten, die bei Buchfänger zur „Allgemeinen Zeitung“ griffen, den Neckereien der Burschen von echtem Schrot und Korn ausgesetzt waren und daß Ereignisse von der Tragweite des österreichisch-französischen Krieges an der akademischen Jugend beinahe spurlos vorübergingen. Einmal im Leben zur Feder gegriffen und eine Arbeit von mäßigem Umfange unter die Presse gebracht zu haben, genügte bereits zur Begründung einer Reputation.

Nächst der Inhaltlosigkeit der damaligen inländischen Presseerzeugnisse trug die Unbekanntheit mit Verhältnissen, die eine Teilnahme der Einzelnen am öffentlichen Leben erheischen, das meiste dazu bei, daß man sich des Anteils an dem, was hinter dem Berge passierte, entwöhnte. Jede in dieser Rücksicht vorkommende Ausnahme erschien als Freigeisterei. Die einzelnen, von Landsleuten unternommenen größeren Reisen bildeten regelmäßig das Landesgespräch. Ältere Personen werden sich noch des Aufsehens erinnern, welches es erregte, daß Herr Paul Dyrssen im Jahre 1849 nach Amerika ging, daß Herr Gustav Pfeil diesem Beispiel folgte und daß einige Zeit später zwei Söhne einer bekannten litländischen Adelsfamilie die Zustände der großen Union rekonoszirten. Um die Mitte der fünfziger Jahre gab es meines Wissens nur einen Dorpater Studenten, der als erwachsener Mensch im „Auslande“ gewesen war und andere als einheimische oder russisch-polnische Zustände aus eigener Anschauung kannte. Die gesamte Universitätsjugend wußte um diesen merkwürdigen Rommliton, der außerdem ein hervorragender Mann war und dessen Kenntnis fremder Sprachen — er konnte nicht nur englisch und französisch, sondern auch spanisch — von unserer Unwissenheit mit scheuer Ehrfurcht angestaunt wurde.

Einzelne Einschnitte in diesen Zustand beglückender und doch nicht glücklicher Naivität und Abgeschlossenheit hatten allerdings stattgefunden. Völlig spurlos war z. B. die Kunde von den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 nicht an uns vorübergegangen. Ihr Einfluß auf die damaligen Dorpater Studentenverhältnisse, auf die von den Gegnern der korporativen Ausschließlichkeit verfolgten Reformbestrebungen und auf die Geschichte des baltischen

Buchhandels ist bekannt, im Großen und Ganzen aber lag nicht mehr als eine rasch vorübergehende Aufmerksamkeit für unverständene und in ihren Einzelheiten unbekannt gebliebene Dinge vor. Die fabelhaftesten, durch durchreisende Berliner Kuriere kolportierten Gerüchte fanden bei der Masse Glauben, weil diese nur ausnahmsweise in die Lage kam, über das wirklich Vorgefallene ins Klare gesetzt zu werden und weil den meisten die zur Beurteilung des Vorgefallenen erforderliche Vorbildung vollständig fehlte. Glücklicherweise, wer es auch nur dazu gebracht hatte, rücksichtlich der einheimischen Zustände über die Punkte Bescheid zu wissen, auf welche es ankam oder (herrschender Meinung nach) ankommen sollte. Und auch darüber herrschten höchst einseitige Vorstellungen, weil man über die Verhältnisse des großen Reiches, dessen Geschichte für uns maßgebend sind, nur höchst unvollständig unterrichtet war und weil jede Kunde von der großen geistigen Umwälzung, die sich seit Mitte der 40er Jahre in den höchstgebildeten Schichten der russischen Gesellschaft vorbereitete, bei uns fehlte, — die gesamte seit dem Jahre 1857 in Fluß gekommene Reformbewegung den meisten von uns eine plötzliche, durchaus unvermittelte Überraschung zu sein dünkte.

### III.

Iwan Turgenjews „Lebens- und Literatur-Erinnerungen“ enthalten eine kurze, aber meisterhafte Charakteristik des Petersburger Lebens der 40er Jahre und der es beherrschenden Einflüsse. Unwillkürlich bin ich beim Lesen des genannten Buches daran erinnert worden, wie grundfalsch es ist, wenn die moderne russische Presse die Unbekanntheit unseres Landes mit russischer Literatur und russischem Leben auf tendenziöse Absichtlichkeit zurückführt. Wie weit man in dem harmlosen alten Livland von einer solchen entfernt war, weiß jedermann, der das Land damals gekannt und den „Urzustand“ miterlebt hat, aus welchem wir uns nur langsam emporgearbeitet haben. Die Sache hing ganz anders und sehr viel einfacher zusammen.

In der Natur der geographischen wie der bureaukratischen Verhältnisse lag es, daß russische Einflüsse uns nur von und über Petersburg vermittelt werden konnten. Lag Moskau doch bis zur Eröffnung der Eisenbahn selbst für die Newa-Residenz so gut wie

außerhalb der Welt. Nun bezeugt jede Seite des Turgenjew'schen Erinnerungsbuches, was Kundige längst gewußt: daß Petersburg bis tief in die 50er Jahre hinein an der russischen Literatur einen nur höchst lauen, vielfach gar keinen Anteil nahm, daß nationale Anschauungen und Interessen nur in einem eng abgeschlossenen, aus guten Gründen schwer zugänglichen Kreise gepflogen wurden und daß der Einfluß der französischen Literatur und Sitte damals auf seinem Höhepunkt stand. Paris war damals von einer Macht und Anziehungskraft, von der nur noch der Schatten übrig geblieben ist. Was aus dem damaligen Petersburg zu uns drang, trug fast regelmäßig ein französisches oder französisirtes Gepräge an sich, Balzac, George Sand und Eugene Sue, nicht die eben erst im Aufsteigen begriffenen Gogol und Lermontow beherrschten den Markt und den Geschmack. — Diese französischen Tagesgrößen zählten auch bei uns ihre Verehrer, ihre Zahl war indessen eine geringe, denn für Leute, die Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing usw. kannten und die von einem gewissen Heinrich Heine gehört hatten, mußte der Maßstab ein anderer sein, als für ein Publikum, dem die *Mystères de Paris* größeres Interesse einzuflößen schienen als die „Toten Seelen“, „Taras Bulba“ und als selbst die geniale Gribojedow'sche Komödie „Горе от ума“. — In meiner Kindheit und Jugend habe ich gebildete Russen und Petersburger in größerer Zahl gesehen, als das den meisten meiner Zeit- und Landesgenossen zuteil wurde. Von einem anderen russischen Buche als dem genannten Lustspiel und etwa der verpönten Schrift „Vom anderen Ufer“ habe ich nie reden hören. Der Vorwurf, daß wir fremden Literaturen absichtlich größere Teilnahme zugewendet hätten, als der russischen, läuft darum auf denselben Vorwurf heraus, den Gribojedow in den berühmten Vers zusammengefaßt hat:

— Мы должны упреки нести  
За то, что смѣли предпочесть  
Оригиналы опискамъ.

In eine würdige deutsche Form vermöchte nur ein Dichter dieses treffende Wort zu bringen, die Übersetzung muß darum dem Leser selbst überlassen bleiben.

Die Absicht der vorstehenden Ausführungen beschränkt sich auf den Nachweis dafür, daß es nicht ganz unsere Schuld war, wenn wir Holländer der 40er Jahre nicht wußten, was die Weltuhr

geschlagen hatte. Unser Urteil über die Beschaffenheit der einheimischen Zustände mußte ein beschränktes, einseitiges und parteiisches sein, weil uns die Vergleichungspunkte fehlten. Die Vergleiche, welche angestellt werden konnten, waren nur wenig fruchtbar. Kamen wir im Großen und Ganzen doch selbst zur Zeit tiefster Verkommenheit rückfichtlich unserer Agrarverhältnisse nicht allzu schlecht weg, wenn wir mit den meisten Nachbarn in eine Reihe traten oder wenn wir (was wir freilich nicht taten) Turgenjews „Tagebuch eines Jägers“ lasen! — (russische Zeitungen gab es damals so wenig wie baltische). Von anderem garnicht zu reden, denn über diese war keine Diskussion möglich. Die einzigen Dinge, die überhaupt in Betracht zu kommen schienen und allenfalls hätten geändert werden können, waren ja die agrarischen und die mit diesen eng zusammenhängenden kirchlichen Verhältnisse. Dann verging ein reichliches Jahrzehnt, innerhalb welchem ausschließlich von agrarischen und kirchlichen Sorgen die Rede war. Wohl erinnere ich mich aus dem Munde des „Pastors aller Pastoren“ von Redereien und Feindschaften zwischen einzelnen lettischen und deutschen Studenten der Jahre 1818—20 gehört zu haben, — daß dergleichen jemals ernsthaft werden könne, schien aber auch der Erzähler nicht zu glauben. Ein Radikalismus, der über denjenigen des alten Garlieb Merkel hinausging, war ein für alle Mal undenkbar, und die Sorge, die der Tag brachte, groß und schwer genug, um Gedanken an die Möglichkeiten künftiger Jahre überflüssig erscheinen zu lassen.

Wie es in dem gleichzeitigen Kur- und Estland ausgesehen hat, weiß ich nicht und wußten in Alt-Livland überhaupt nicht zehn Leute. Es war ja die Zeit, zu welcher man bereits in eine andere Welt versetzt zu sein glaubte, wenn man aus dem Riga-Wolmarschen Kreise in das Rigasche Patrimonialgebiet hinübertrat, eine Zeit, in welcher wörtlich galt, was Theodor Boetticher noch vor 22 Jahren in der „Balt. Monatschrift“ (April 1861 S. 343) sagte: „Trotz der vielen Berührungen, die zwischen unseren Provinzen durch ihre Geschichte und ihre gleichmäßige Entwicklung in den wichtigsten Lebensbeziehungen gegeben sind, mögen sie dennoch mit einem von mehreren selbständigen Familien bewohnten Hause einer großen Stadt verglichen werden, welche trotz der Gleichheit ihrer Lebensstellung nicht über Höflichkeitsbesuche hinauskommen.“

Von den hervorragenden Männern, welche das Kurland der 40er Jahre zählte, habe ich zum ersten Mal aus einem in Deutschland erschienenen Buche („Halbrussisches“ von A. Buddeus) Kunde erhalten, obgleich ich mir schon früher angelegen sein ließ die Ohren offen zu halten.

Andern dürfte es kaum anders gegangen sein, denn die Abgeschlossenheit der provinziellen Verhältnisse war bis zum Ausgang der 50er Jahre allenthalben die gleiche. Wahrscheinlich war dem schon früher so gewesen. Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, daß das beste altlitauische Landesbuch, das es überhaupt gibt, daß Kupels Topographische Nachrichten Kurlands kaum mit einer Silbe Erwähnung tun. Und die Kupels waren No. 1845 längst ausgestorben.

#### IV.

Die Zeiten, zu denen die gelehrten Berufsstände unseres Landes sich zu drei Vierteln aus Einwanderern rekrutierten, waren schon vor 40 Jahren vorüber — von ihren Nachwirkungen war aber noch mancherlei zu verspüren. Unter der Geistlichkeit gab es noch eine Anzahl älterer Herren, die als Hofmeister nach Livland gekommen und dann Prediger geworden waren, trotz ihrer Akklimatisation aber nie ganz verleugneten, daß sie sich in einer zweiten, nicht in der ursprünglichen Heimat, wußten. Vertreter der lettischen und der estnischen Nationalität fehlten im geistlichen Amte dafür fast vollständig. Das hat ebenso aufgehört, wie das Vorwalten des „ausländischen“ Elements in der Lehrwelt. — Während der ersten, auf die Begründung der Universität Dorpat folgenden Jahrzehnte war man froh gewesen, wenn diejenigen Lehrstühle, die die Konkurrenz des Auslands ausschlossen (praktische Theologie, Provinzialrecht, gerichtliche Medizin), in angemessener Weise durch Landeskinder besetzt werden konnten. Wer erinnert sich nicht der Schwierigkeiten, die es s. B. machte, für den allverehrten „alten Ulmann“ und für F. G. v. Bunge, den Begründer unserer Provinzialrechts-Wissenschaft, Nachfolger zu finden! Es lag das nicht sowohl an dem Mangel brauchbarer Kräfte, als an dem Umstande, daß die Landeseingeborenen es in der Regel auf die akademische Laufbahn garnicht abgesehen hatten und daß sie für dieselbe erst gewonnen werden mußten. Die Abwendung von dem

Kultus der Wissenschaft war so tief in den Landesgewohnheiten begründet, daß es auf keinen Widerspruch stieß, als Viktor Hehn im „Inlande“ die Behauptung aussprach, wissenschaftliche Vertiefung und Gelehrtenfleiß seien überhaupt nicht die Sache der Liv-, Est- und Kurländer, denen die Praxis einmal näher liege als die Theorie. Erst gegen das Ende der 40er Jahre nahm zufolge der dem ausländischen Zuzuge bereiteten äußeren Schwierigkeiten das Zeitalter jener Dorpater „Sachsen und Angelsachsen“ ein Ende, die lange genug typisch gewesen waren; erst damals lernte man verstehen, daß die Landesuniversität der Landeskinder nicht vollständig entbehren könne, wenn sie ihrem Berufe nach allen Seiten hin entsprechen und ihre Stellung wahren wolle.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so, ging es in der Welt der wissenschaftlichen Lehrer zu. Der Lehrerberuf schien so wenig unsere Sache zu sein, daß die Zuhilfenahme in Deutschland gebildeter Philologen für die Gymnasien unentbehrlich erschien und daß auch für die Kreisschulen vielfach an die Unterstützung des Auslandes appelliert werden mußte. Im Großen und Ganzen war das für die Leistungsfähigkeiten dieser Lehranstalten kein Verlust, denn in sehr zahlreichen Fällen gelang es, tüchtige und gebiegene Kräfte heranzuziehen, die auch außerhalb ihrer Berufssphäre anregend und fördernd wirkten. Was hat nicht allein die Birkenruher Anstalt den gelehrten Schwaben zu danken gehabt, welche der unvergeßliche Holländer durch Vermittlung seines in Stuttgart lebenden Freundes Dr. Bruger gewann? Der Umschwung der Zeitverhältnisse machte sich indessen schon damals durch den Umstand geltend, daß die meisten dieser Männer und ebenso deren in Werro und Fellin tätige Kollegen nach einigen Jahren in die Heimat zurückkehrten. Livland hatte aufgehört das „Blivland“ (Bleibeland) zu sein, das diejenigen nicht wieder losließ, die seinen Boden einmal betreten hatten. Seit dem 18. Jahrhundert waren bei uns ebenso tiefgreifende Umwälzungen vor sich gegangen, wie in Deutschland, das seinen Söhnen allmählich Mehr und Besseres zu bieten vermochte, als in den Zeiten der Verarmung und Verkümmern, die auf die großen deutschen Kriege gefolgt waren. Bei uns machte sich — von anderem abgesehen — der Einfluß der Landesuniversität von Jahr zu Jahr stärker geltend, indem er die Leistungsfähigkeit der Einheimischen hob und dem Lande eine eigentümliche,

nicht für Jedermann schmachhafte Signatur gab. Solange unsere Gebildeten dieselben Universitäten besucht hatten, wie ihre eingewanderten Konkurrenten, waren die letzteren vielfach im Vorteil gewesen und hatten die Unterschiede zwischen Hüten und Drüben sich nicht in dem gleichen Maße geltend machen können. Auch damit ging es zu Ende, seit wir auf uns selbst angewiesen waren.

Von einer liv- est- und kurländischen Auswanderung nach Deutschland ist bekanntlich bis in die allerneueste Zeit hinein nicht die Rede gewesen. Die Zahl der Landsleute, die es zu ansehnlichen Stellungen im Auslande gebracht hatten, ließ sich noch vor zwanzig und dreißig Jahren an den Fingern abzählen. Während die an deutschen Universitäten tätigen Liv- Est- und Kurländer gegenwärtig nach Duzenden zu berechnen sind, handelte es sich damals um ein paar allgemein bekannte Namen. Eduard Erdmann in Halle und Karl Ernst v. Baer in Königsberg — das war (von den Privatdozenten Dr. Ernst v. Rahden in Halle und Dr. Johann Reinhold Schmidt in Berlin abgesehen) meines Wissens alles. Nahm man zu diesen Männern noch den Direktor der polytechnischen Schule in Stuttgart Dr. Bruzer, den Direktor des Dresdener historischen Museums Karl Ernst Krauckling aus Kurland, den Romanschriftsteller A. v. Sternberg aus Estland und ein paar andere hinzu, so war man zu Ende. Es machte sich auch in dieser Rücksicht geltend, daß die ausländischen Reisen und die Wechselbeziehungen zwischen In- und Ausland ins Stocken geraten waren, daß wir eine isolierte, für Fremde nur schwer verständliche Existenz führten und daß unsere Gewohnheiten die Vorbereitung auf andere als die altgewohnten einheimischen Lebensstellungen erschwerten. Selbst mit dem nahe benachbarten Finnland hatten die immer nur spärlich gewesenen Beziehungen aufgehört, seit die Universität Helsingfors eröffnet worden war und keine Finnländer mehr nach Dorpat kamen. Langsam und allmählich erloschen wir im Gedächtnis der übrigen Welt, seit unser Land nicht mehr als Appendix eines fremden Kulturkreises angesehen werden konnte, mehr und mehr mußten wir uns an eine Existenz gewöhnen, die nur für uns selbst eine Bedeutung hatte und deren allgemeine Bedeutung sich nicht mehr definieren ließ. Jedes in damaliger Zeit über die Ostseeprovinzen geschriebene Wort bezeugte, daß das Mißverständnis unserer Verhältnisse zur Regel wurde und daß man mit uns nichts

mehr anzufangen wußte, wenn man sich überhaupt noch auf uns besann.

War es da zu verwundern, wenn auch wir uns der Gedanken an das, was außerhalb der nächsten Sphäre lag, entwöhnten und wenn die meisten von uns Mühe hatten sich über die nächsten Aufgaben des Landes Rechenschaft abzulegen?

## V.

Bis vor zwanzig Jahren war es eine ziemlich allgemeine Klage, daß der baltische Adel der Landesuniversität fernere stehe, als das bei den übrigen Ständen der Fall sei. Es hing das mit verschiedenen, traditionell begründeten Umständen zusammen, mit dem Jahrzehnte lang fortdauernden Ärger Kurlands darüber, daß die Landesuniversität nicht nach Mitau, sondern nach Dorpat verlegt worden war, mit den tief eingewurzelten militärischen Neigungen des estländischen Adels und mit den außerordentlichen Vorteilen, welche der Kriegsdienst, namentlich der Dienst in der Garde, damals überhaupt bot. Tüchtige und passionierte Soldaten waren die baltischen Edelleute von je gewesen und seit der Zeit der Universitätslosigkeit hatten sie sich daran gewöhnt, den Kriegsdienst für ihren Hauptberuf anzusehen. Wer für voll gelten wollte, mußte wenigstens einige Jahre unter der Fahne gestanden und das Recht erworben haben, zeitlebens eine Kavalleristenmütze zu tragen. In einem Lande, das während des 18. Jahrhunderts nahezu allen größeren europäischen Armeen (der russischen, schwedischen, französischen, sardinischen, holländischen, preussischen und österreichischen) Generäle von hervorragendem Talent geliefert hatte und das sich rühmen durfte, Männer vom Range des österreichischen Feldmarschalls Gideon Ernst von Loudon und der beiden fähigsten Taktiker des Jahres 1812 (Fürst Barclay de Tolly und Graf Toll) unter seinen Söhnen zu zählen, verstand sich das gleichsam von selbst. Aber die Zahl derjenigen, welche aus dem Kriegsdienst einen wirklichen Lebensberuf machten, bildete während der langen, auf die Napoleonischen Kriege folgenden Friedensjahre doch nur eine verschwindende Minderheit. Die Regel war, daß junge Herren, die sich in die unbequemen höheren Klassen der Lateinschule hinaufarbeiten sollten, plötzlich kriegerische Talente in sich entdeckten, als Junker in ein nicht allzu fern von der heimischen Grenze garniso-

nierendes Regiment traten und wieder heimkehrten, wenn sie „mit dem Range“ von Kapitäns oder Rittmeistern, d. h. ältere Premierlieutenants, verabschiedet werden konnten. Das galt damals auch für die zahlreichen Bürgerlichen, welche den jedem russischen Offizier zugänglichen Reichsadel erdienen wollten; noch lange nachdem der alte Hupel tot war, behielt der von ihm aufgestellte Satz Geltung, daß jeder Deutsche bei der russischen Armee Hoffnung hat, bald Offizier zu werden.

Diese dilettantische, seitdem längst aus der Mode gekommene Art des Kriegsdienstes war für die russische Armee kein eigentlicher Gewinn, für das Land ein Schaden, weil sie Vorwand und Veranlassung dazu bot, daß ein großer Teil der liv- est- und kurländischen Landesbeamten und Richter der gehörigen Vorbildung entbehrte. Die einen scheuten diese, andere waren ihr geradezu abgeneigt, weil sie akademische Bildung als Quelle des „liberalen“ Verderbens verabscheuten und weil sie den Landesuniversitäten nichts weniger als gewogen waren. So fabelhaft das heute klingen mag, — Disputationen darüber, „ob man seine Jungen überhaupt nach Dorpat schicken solle“, bildeten vor vierzig Jahren einen häufig benutzten Gesprächsstoff adeliger Kreise. Die Klagen darüber, daß der Adel nicht genug studiere und daß Justiz und Verwaltung der Provinzen darunter litten, kehrten darum ein Menschenalter lang wieder, ja sie drangen mitunter selbst in die sonst so verschwiegene Presse. In den Spalten des Dorpater Wochenblattes „Inland“ stellte — ein natürlich aller Welt bekannter und von aller Welt bei Namen genannter Anonymus zu Ende des Jahres 1848 Berechnungen an, nach welchen die Zahl der in Dorpat Rechtswissenschaft studierenden immatrikulierten Edelleute nicht entfernt dazu ausreichte, die durch Ritterchaftswahlen zu besetzenden Richterämter mit Rechtskundigen zu besetzen. Dreizehn Jahre später (April 1861) griff Theodor Bötticher dasselbe Thema noch einmal auf, weil der frühere Übelstand fast unverändert fortbestand und weil das Fernbleiben des Adels (namentlich des kurländischen) von der Landesuniversität sich in den verschiedensten Rücksichten störend und hemmend geltend machte und zur Verschärfung der ohnehin überreichlich vorhandenen sozialen Gegensätze erheblich beitrug. — In dem Bötticherschen Aufsatz wurden sämtliche, ausschließlich Immatrikulierten zugängliche Ämter jeder einzelnen

Provinz aufgezählt und daran die folgenden Bemerkungen geknüpft: „Wir zählen somit in diesen Provinzen etwa 200 der wichtigsten Richterämter, die eine juristische Vorbildung erfordern und nur von immatrikulierten Edelleuten bekleidet werden können; etwa 100 Ämter gleicher Art werden hiernächst durch Wahl des Indigenats-Adels besetzt. Sie sind zwar auch Personen anderer Stände zugänglich, werden indessen der großen Mehrzahl nach (mit Ausnahme der Kanzleiposten) von immatrikulierten Edelleuten bekleidet. Im Vergleich hiermit ist die Zahl der aus diesen Provinzen gebürtigen immatrikulierten Edelleute, welche auf der Universität Dorpat das juristische Studium absolviert haben, eine auffallend geringe. Im Dezennium 1840—50, das wir auf gut Glück herausgreifen, gehörten nur 45 immatrikulierte Edelleute der juristischen Fakultät an, und von diesen erwarben nur 20 einen gelehrten Grad. Es ergibt sich aus diesen Daten, daß im Durchschnitt alljährlich nur ein Indigenats-Edelmann aus jeder der vier Provinzen (da hier Dessel selbständig mitzählt) in der Dorpater Juristenfakultät immatrikuliert worden ist und daß erst in je zwei Jahren ein Edelmann aus jeder Provinz einen akademischen Grad erlangt hat.“

Diese Beschwerde hat heute wahrscheinlich nur noch geschichtliches Interesse, damals traf sie einen faulen Fleck, der als solcher von allen Wohlmeinenden ohne Unterschied des Standes anerkannt und empfunden wurde. Wie die bezüglichen Verhältnisse heutzutage liegen, weiß ich nicht; wenn es an Juristen fehlen sollte, so wird der Grund davon schwerlich in den ausschließlich militärischen Neigungen und Gewohnheiten des baltischen Adels zu suchen sein. Die Anschauungen und Gewohnheiten haben sich trotz der Kürze der inzwischen vergangenen Frist unkenntlich verändert. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht belehrt unsere jungen Leute darüber, daß die militärische Berufs-Laufbahn in erfolgreicher Weise nur begonnen werden könne, wenn man darauf gehörig vorbereitet und zu ihrer Fortsetzung entschlossen ist, das allgemeine Bildungsniveau aber hat sich gehoben und die Bedeutung des Wortes „noblesse oblige“ wird sehr viel besser und allgemeiner verstanden, als damals, wo unseren Landsleuten noch besonders auseinandergesetzt zu werden brauchte, „daß die Rechte, welche Jemand ausübt“, mit seinem Werte nichts zu schaffen hätten. Mag auch noch so viel fehlen, ehe ein normaler Zustand herge-

stellt ist, wesentlich hat das Verhältnis des Adels zur Landesuniversität sich im Laufe der letzten Dezennien doch verändert.

## VI.

Auf die Regeneration, welche sich während des letzten Menschenalters in unserem öffentlichen Leben vollzogen hat, ist es von außerordentlichem Einfluß gewesen, daß der erste Berufsstand, der aus der altväterischen Stagnation und Vergänglichkeit aufgerüttelt und in schwere, folgenreiche Kämpfe verwickelt wurde, der geistliche war. Wesentlich aus diesem Umstande dürfte zu erklären sein, daß die evangelische Geistlichkeit in unserem Lande (ich meine das gesamte baltische Land) an der Führung des geistigen Lebens ungleich stärkeren Anteil behalten hat, als das Pastorentum des deutschen Volkes. — Die Ereignisse, welche zu der kirchlichen Krisis der 40er Jahre den äußeren Anstoß gaben, sind zu bekannt, als daß sie näher bezeichnet zu werden brauchten. Besondere Erwähnung dürfte es dagegen verdienen, daß der entscheidende Zeitpunkt Parteigegensätze innerhalb der Landesgeistlichkeit vorfand, die an und für sich eine Regsamkeit bedingten, wie sie auf anderen Gebieten nicht bestand. Die seit wenigstens einem Menschenalter bestehende Alleinherrschaft einer theologischen Richtung unter den Geistlichen der drei Provinzen ist erst das Ergebnis eines Kampfes verschiedener Richtungen gewesen, die bis zum Ausgang der 40er Jahre neben einander bestanden. Es dürften vier solcher Richtungen unterschieden werden können, unter denen die konfessionelle die größte war.

Was vor vierzig Jahren die ältere Pastorengeneration hieß, war unter dem Einfluß zweier bedeutender Männer heraufgekommen. Auf die zu Herrnhut und dem Pietismus neigende Richtung hatte der Generalsuperintendent Christian David Lenz einen Einfluß geübt, der diesen geistreichen und bedeutenden Mann um viele Jahrzehnte überlebte und dem auch die Gegner ihre Anerkennung nicht verweigerten. Geistiger Leiter des livländischen und des Rigaschen Rationalismus ist bekanntlich der um die verschiedensten Gebiete unserer Entwicklung gleich verdiente Karl Gottlob Sonntag gewesen. Beide Richtungen haben tiefgehende Spuren hinterlassen — die erstere, indem sie die Herrnhutische Bewegung zu einer Großmacht unter dem livländischen Landvolke werden ließ, — die

letztere, indem sie an der Emanzipationsarbeit und der Erneuerung geistig-wissenschaftlichen Lebens unserer Großväter den Löwenanteil hatte. In gewissem Sinne aber waren beide Richtungen schon vor 40 Jahren überlebt, insbesondere die rationalistische, die seit dem Tode Sonntags, Graves usw. keinen einzigen hervorragenden Repräsentanten mehr besaß und in einem Geschlecht fortlebte, dem Selbstgenügsamkeit, Indolenz und Gefügigkeit gegen die bestehenden Ordnungen und Mißbräuche zum Vorwurf gemacht werden durften. Während die Freunde Herrnhuts und des Pietismus zu allen Zeiten mit den Gemeinden in einem gewissen Zusammenhang geblieben und fähig gewesen waren, sich unter dem jüngeren Nachwuchs Anhänger zu erwerben, erschien der Rationalismus abgestorben, den Rationalen wie den jüngeren Amtsbrüdern vollständig entfremdet zu sein. Die Unmöglichkeit, den Zeitgefahren mit Waffen der Aufklärungsweisheit zu begegnen, wurde von allen anerkannt, die überhaupt wußten, worum es sich handelte, — kein einziger nennenswerter jüngerer Mann zeigte Neigung, auf die Seite dieser Schule zu treten. Die Erbschaft des Rationalismus schien vielmehr den Anhängern der Schleiermacherschen Richtung zufallen zu sollen, die trotz ihrer relativ geringen Anzahl zunehmenden Ansehens genossen und den bedeutendsten livländischen Prediger der neueren Zeit, Ferdinand Walter (den „Wolmarschen“, wie man kurzweg sagte), in ihren Reihen zählten. Walter war in der „schweren Zeit“ unbestritten der einflußreichste, weil energischste Mann des gesamten Landes, — daß er zugleich der einflußreichste Pastor war, kam wesentlich auf die Rechnung der außerpastoralen Stellung, welche er einnahm. Da es sich zumeist um praktische — nach moderner Terminologie kirchenpolitische — Fragen handelte, fand er während der ersten Jahrzehnte seiner reichen Wirksamkeit auch da Unterstützung und Gefolgschaft, wo man seinen besonderen theologischen Standpunkt nicht teilte. In der Hauptsache waren ja alle guten Patrioten einig und an Patriotismus wurden die Geistlichen jener Zeit von keinem anderen Stande übertroffen. — Die theologische Strömung der 40er Jahre bewegte sich indessen in einem andern als dem Walterschen Fahrwasser. Seit Philippi und Harnack auf dem Katheder saßen, gewann die konfessionelle (orthodoxe) Richtung mehr und mehr Boden und folgte die jüngere Generation wesentlich den von Dorpat aus gegebenen Impulsen. Solange die Wasser

hoch gingen, blieb dieser innere Gegensatz latent und für Außenstehende unbemerkbar; als ruhigere Zeiten kamen und Walter aus einem patriotischen Oppositionsführer zum Leiter des Kirchenregiments geworden war, drang der moderne Konfessionalismus unaufhaltsam vor, bis er schließlich das gesamte Land unterworfen hatte. Diese Kämpfe und Entwicklungen im Einzelnen zu schildern, Gewinn und Verlust der durch sie bewirkten Umwälzung abzuwägen muß Theologen überlassen bleiben. Hier sollte nur daran erinnert werden, daß zwischen den kirchlichen Verhältnissen von damals und heute ein tiefgehender Unterschied besteht und daß die schwere Übergangszeit, auf welche wir heute zurückblicken, eine inhaltvolle und bedeutende gewesen ist. Es dürfte die Frage sein, ob die livländische Landeskirche jemals eine so große Zahl hervorragender Talente und Charaktere aufzuweisen gehabt hat, wie damals, wo die Mehrheit der Gebildeten zu lebhaftester Teilnahme an den Vorgängen im Schoße der Synode und des kirchlichen Lebens bestimmt wurde. Das wollte etwas bedeuten, wo es keine politische Presse gab, die auch nur die Kunde der hauptsächlichsten Tatsachen weiteren Kreisen vermittelt hätte! — So weit meine Erinnerung reicht, ist nur einmal ein Wiederhall des theologischen Waffenlärms in die „Nigasche Zeitung“ gedrungen — No. 1863 (oder 1864), als auf die in den „Mitteilungen und Nachrichten“ aufgeworfene Frage: „Wo hinaus?“ (nämlich wo hinaus mit der Orthodogie) von zwei nichttheologischen Mitarbeitern der „Nig. Ztg.“ (die sich hinter einem Quadrat-Zeichen und der Schiffr W. D. verbargen) Antwort erteilt wurde. Die erwähnten Aufsätze machten ihrer Zeit viel von sich reden, weil die in ihnen ausgesprochene Meinung, daß ein „Wiedererwachen des metaphysischen Bedürfnisses“ und damit eine Wendung in der theologischen Entwicklung bevorstehen sollte, vielfach geteilt wurde. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. —

## VII.

Innerhalb des engegezogenen Kreises Derjenigen, welche sich vor vierzig Jahren mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen begannen, standen drei Angelegenheiten auf der Tagesordnung. „Der Not gehorchend, nicht der eigenen Triebe“ hatte der Landtag die Agrarreform in die Hand nehmen müssen, und mit dieser Reform stand die Notwendigkeit einer Erneuerung des kirchlich-

religiösen Lebens in so engem Zusammenhang, daß sich behaupten läßt, die kirchlich-religiösen und die agrarischen Schwierigkeiten hätten nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache gebildet. In materieller wie in moralisch-intellektueller Rücksicht mußte dem Landvolke geholfen werden und das Landschulwesen war der Punkt, an welchem beide Reihen von Bestrebungen zusammentrafen.

Außerdem gab es noch eine dritte Angelegenheit, von welcher die Rede war, soweit diese, welche die Allgemeinheit angingen, überhaupt öffentlich verhandelt wurden, — eine Angelegenheit, die auch demjenigen Teile des Bürgertums ans Herz ging, der an den Vorgängen auf kirchen- und agrarpolitischem Gebiete unmittelbaren Anteil nahm: der Streit um das Güterbesitzrecht und um das mit diesem eng verbundene Pfandrecht. Ob es die Nöte der Zeit oder andere Umstände waren, welche der bereits in den 40er Jahren entbrannten, in den Spalten des „Inland“ zwischen W. Bandau, Wilpert und E. v. Tiefenhausen über diesen Punkt geführten Polemik eine Grenze setzten, weiß ich nicht, in der Stille ist dieser Streit noch zwanzig Jahre lang fortgeführt worden. — Für die gegenseitigen Beziehungen der deutschen Stände des Landes ist keine andere gesetzgeberische Veränderung des vorigen halben Jahrhunderts so verhängnisvoll gewesen, wie diejenige, welche durch das Pfandgesetz vom 24. Dezember 1841 herbeigeführt wurde. Heute, wo die Freiegebung des Güterrechts nicht nur den Pfandrechtsstreit gegenstandslos gemacht, sondern den uralten livländischen status quo in zeitgemäßer Form wiederhergestellt hat, heute kann über diese weiland heikelste aller Materien unbefangen gesprochen werden. Die Behauptung, daß die von seiten der Ritterschaft nur allzu erfolgreich angestellten, Jahrzehnte lang fortgesetzten Versuche zur Ausschließung des Bürgertums vom ländlichen Grundbesitz nächst dem Aufgeben der agrargesetzlichen Basis von 1804 den größten aller in diesem Lande jemals begangenen politischen Mißgriffe gebildet haben, wird im Jahre 1883 kaum mehr auf Widerspruch stoßen. Rascher als sich erwarten ließ, ist über die Sache Gras gewachsen, ihrer Zeit ist sie aber von geradezu blutvergiftendem Einfluß gewesen. Das Unglück wollte, daß die Entscheidung länger als ein Menschenalter verschleppt wurde und daß sich kein Fölkersahm und kein Ferdinand Walter fand, der die Beseitigung dieses Ärgernisses zu seiner Lebensaufgabe machte.

Ein halbes Menschenalter war über diesen Punkt, der in hundert wichtige Privatverhältnisse eingriff, publice geschwiegen worden, bis Theodor Böttcher im Aprilheft der „Baltischen Monatschrift“ von 1861 gerade heraus sagte, der innere Friede werde als wiederhergestellt erst anzusehen sein, wenn Recht wieder Recht geworden. Dieses zur rechten Zeit gesprochene rechte Wort wurde dann von der jungen Tagespresse aufgegriffen, ein neuer hartnäckiger Kampf entzündet und zu Ende des siebenten Jahrzehnts endlich der Sieg erstritten.

Doch das gehört nicht in den Zeitabschnitt, von welchem hier die Rede ist. Es sollte nur erwähnt werden, daß das Güterbesitz- und Pfandrecht der dritte Punkt war, welcher beim Übergang von der alten zur neuen Zeit die Gemüter beschäftigte. Waren die kirchlichen Verhältnisse wieder ins Geleise gebracht, Herrnhuts Einflüsse auf das religiöse Leben des Landvolkes gehörig beschränkt, die Bedingungen für einen gesicherten, den allmählichen Übergang zum freien Eigentum vermittelnden Pachtbesitz des Landmannes hergestellt und die Bürgerlichen in den Stand gesetzt, Rittergüter wieder „auf 99 Jahre“ pfänden, am Ende gar kaufen zu können, dann war — herrschender Meinung nach — Alles erreicht, dessen es bedurfte, damit in dem alten gemütlichen Hause mit der alten Gemütlichkeit weiter gelebt werden konnte, dann hatte der Dichter vollständig Recht behalten, der in einem der damals noch üblichen Almanache das berühmte Lied anstimmte:

„Ich danke Gott mit Harfenspiel,  
 Daß ich in Sapsal wohne  
 Und nicht am Ganges oder Nil,  
 Noch einer andern Zone.  
 Denn wächst auch hier nicht Ananas,  
 So wächst doch hier noch dies und das  
 Und andre Gartenfrüchte!“

Ja wohl „andere Gartenfrüchte!“ Und diese sind so rasch emporgewachsen, daß sich kaum mehr Jemand darauf besinnt, daß das alte, vorstehend bezeichnete Programm (dem das Verlangen nach Zulassung der Bürgerlichen zu den richterlichen Wahlämtern erst viele Jahre später zugestellt wurde) längst erfüllt ist. Unsere Landeskirche ist glücklich erneuert, der Bauerstand wirklich zu Unabhängigkeit, Wohlhabenheit und gesichertem Besitz gebracht, das Güterbesitzrecht der Bürgerlichen in der That wieder erobert worden,

und das Alles hat sich rascher und vollständiger erreichen lassen, als die Reformer der 40er Jahre zu hoffen gewagt hatten. Es gibt nicht viele Kirchen-Verbände, nicht viele Bauernschaften und nicht viele Landschuleinrichtungen in Europa, mit welchen die unsrigen zu tauschen versucht wären! „Die Baukrone auf dem livländischen Gefinde“, deren Sicherheit Fölkersahm als Bedingung für die Sicherheit „aller übrigen Häuser im Lande“ bezeichnete, steht fest — auf ihrem Plage. Nichtsdestoweniger —

Der Leser braucht dem Schreiber dieser Zeilen nicht ins Wort zu fallen. Wir stehen am Ausgang der 40er, nicht der 80er Jahre und Ausblicke in die Zukunft haben mit Betrachtungen über die Vergangenheit nichts zu schaffen. Zu dieser zurückzukehren ist um so verlockender, als sie in der Morgenbeleuchtung der Jugend liegt, welche uns die „gemeine Deutlichkeit der Dinge“ mit holdem Glanze verklärte und die Täuschungen möglich machten, mit denen wir alle längst gebrochen haben.

Wir wollen zu den 40er Jahren zurückkehren.

## VIII.

Unter den Städten des alten Livland bestand eine Rollenverteilung, von der ich gern wüßte, ob sie noch gegenwärtig vorhanden ist. Daß damals jede einzelne Stadt ihre bestimmte Stelle innerhalb des Landesorganismus einnahm, hing mit der Abgeschlossenheit unserer von einem festen Rahmen umgebenen Existenz so eng zusammen, daß nicht zu verwundern wäre, wenn es damit ein Ende genommen hätte. Vor dreißig und vor vierzig Jahren ließen sich drei Klassen livländischer Städte deutlich unterscheiden: die großen, die bedeutenden, und diejenigen, die nur klein waren.

Riga zählte eigentlich garnicht mit, weil es ein durchaus eigenartiges Leben führte; der echte „Landsche“ fühlte sich in eine andere Welt versetzt, wenn er die Jägelbrücke passiert hatte, auf welcher die Wappen Livlands und Rigas einander noch heute herausfordernd gegenüberstehen. Kaum zwanzig Jahre ist es her, daß ein Patriot der „Stadtblätter“ es als beunruhigendes Zeichen der Zeit ansehen zu müssen glaubte, daß „Rigasche Verhältnisse“ in der Tagespresse nach „livländischen Maßstäben“ beurteilt zu werden begönnen. — Natürlich war dieser Partikularismus auf beiden Seiten gleich stark entwickelt und die Gewöhnung, über

die Rigasche Sprechweise, die Rigasche Ausschließigkeit und den Hochmut der „Stadtjunker“ zu raisonnieren, auf dem flachen Lande vielfach zur Unart geworden. Das hing ebenso mit den bereits erörterten ständischen Güterbesitzstreitigkeiten zusammen, die mit den bekannten, damals in vollster Blüte stehenden Dorpater Korporationsgegensätzen und mit der bekannten Tatsache zusammenstießen, daß der geschäftige Ernst der fleißigen Großstadt zu dem dolce far niente der Kleinstädter auf das schärfste kontrastierte. Passierte es dem auf das Rigasche Plaster versetzten W-Städter doch nur allzu leicht, daß er erst am Dünaufer darüber ins klare kam, was eigentlich harte Arbeit hieß! Dem zwischen den Gebildeten bestehenden Antagonismus eiferten die Ungebildeten begreiflicher Weise nach; lebhaft kann ich mich entsinnen, mit welcher tiefer Verachtung die in eine kleine Stadt verpflanzten Diensthoten meiner Eltern auf ihre Umgebung herabsahen, — die „Dünakante“ und den Wöhrmannschen Park für die einzigen menschenwürdigen Promenaden der Welt erklärten.

Die gesellschaftliche Hauptstadt der alten Zeit war Dorpat, der Stolz und das Lieblingskind des Landes, der Ort, zu welchem die gesamte gebildete Jugend mit romantischer Sehnsucht hinüberschaute:

„Kennst du die Stadt? Der Born der Wissenschaft  
Fliehet da in ew'ger, geistig junger Kraft  
Und lächelnd drückt die himmlische Kamöne  
Den Lorbeer auf die Stirne ihrer Söhne!

Der größte, nachhaltigste Eindruck meines Jugendlebens war die helle, warme Sommernacht des Jahres 1850, die den vierzehnjährigen Knaben über Walk, Kuifag und Uddern durch endlose Wälder nach Dorpat führte. Was ließ sich den holden Nebeln vergleichen, die Ruhenthal, Novum und die übrigen klassischen Punkte unseres Embach-Athen dem jugendlichen Reisenden verhüllten, dem nach der ersten schlaflos verbrachten Nacht seines Lebens hinter dem neunwerftigen Krüge die Sonne aufgegangen war und der dann mit eigenen Augen zu der berühmten Domruine hinübersehen durfte, die sich auf dem ehemaligen Olymp des Estenvolkes ragend erhob! Wie stattlich nahmen sich der Markt, das Universitätsgebäude, die Brücke mit der gelehrten Inschrift „Otium reficit vires“ und das steinerne Bauwerk, das die beiden Embach-

ufer verband, für Augen aus, denen bereits der abscheuliche Wallische „Ragenschwanz“ den Eindruck überraschender Neuheit gemacht hatte. Über Dorpat hinaus zu denken hatte für den Lettländer kaum einen Sinn, denn nach Bernau gelangte er doch nicht, weil dazu die Veranlassung fehlte. Niemals habe ich es dazu bringen können, diese durch Wohlstand und Lebenslust hervorragende zweite Stadt des eigentlichen Livland mit Augen zu sehen, und während meiner gesamten Kindheit ist mir nur ein „Bernauer“ zu Gesicht gekommen, — ein freundlicher Herr, den alle Leute den „Wetter“ nannten und der als gewaltiger Fußgänger im Rufe stand, winterliche Nachmittags-Spaziergänge von Wenden nach Wolmar zu machen, um „zum Tee“ wieder in seinem Hauptquartier einzutreffen.

Konnten Dorpat und Bernau als die Großstädte Alt-Livlands angesehen werden, so nahmen die im Besitz von Landgerichten, Kreisgerichten und Kreisrenteien befindlichen Städte Wenden und Fellin den zweiten Rang ein. Den Vortritt von ihnen nahm indessen Wolmar in Anspruch, das damals nicht einmal ein Kreisgericht besaß und dessen Bewohner dennoch die Empfindung hatten, in der kleinen Welt, die uns die große bedeutete, ein außerordentlich gewichtiges Wort mitzureden.

Der Wolmarsche Typus war von demjenigen der übrigen Landstädte in der That völlig verschieden. Während in dem benachbarten, durch seine romantische Lage und die größere Zahl seiner Bewohner begünstigten Wenden der Adel dominierte, war das alte Wolmar eine durchaus bürgerliche Stadt. Wolmar bildete den Stammsitz der Familie Walter, des angesehensten bürgerlichen Geschlechts der Zeit und der den Walters verwandten Familien Bandau und Erdmann; Wolmar hatte binnen verhältnismäßig kurzer Frist der Landesuniversität drei hervorragende Lehrer (die Brüder J. und P. Walter und den Dr. Wanka Erdmann) geliefert, ein Wolmaraner (Eduard Erdmann) hatte es in Deutschland zur Stellung eines angesehenen Gelehrten gebracht, ein anderer (der hochverdiente alte Dr. Leonhard Girgensohn) gar ein akademisches Lehramt ausgeschlagen; die städtische Verwaltung stand im Rufe besonderer Ordnung und Einsicht und in Wolmar lebte Ferdinand Walter. — Was bedeuteten dem Rufe des Wolmarschen philosophischen Leseabends gegenüber die gepriesenen Wendenschen Fast-

nachtsbälle und zärtlichen Schlittenfahrten, welche die Blume des südlivländischen Adels alljährlich zur Feier der nordischen Saturnalien versammelten? Tanzen konnte Jedermann, der dazu Lust hatte, — zu philosophieren lernte man — von Carblom in Dorpat abgesehen — nur in Wolmar! Die Bürgerlichkeit Wolmars war eine ausgesprochene und bewußte; ohne adelsfeindlich zu sein, war man doch von dem Adel unabhängig, und das bedeutete eine Ausnahme, die (mit Recht oder Unrecht) auf den hohen Stand der geistigen Bildung dieser Stadt und auf die große Anzahl ihrer „bedeutenden Persönlichkeiten“ zurückgeführt wurde. Ungleich stärker als in anderen Kleinstädten glaubte man hier den Herzschlag des Landes pulsieren zu hören, denn manche der entscheidendsten Anregungen der Zeit waren von dem bescheidenen Orte ausgegangen, der mit Dorpat um die Führung des kirchlichen Lebens die Wettbewerbung aufgenommen hatte. — Wenden besaß dafür andere Vorzüge. Es durfte sich größerer Vergnüglichkeit, stattlicherer Steingebäude, der Ruine, des gräßlich Sieversschen Parks und der Nachbarschaft Birkenruhs rühmen, dem Albert Hollander das Gepräge seines mächtigen Willens aufzudrücken und zu einer ansehnlichen Position zu verhelfen gewußt hatte. Für noch anziehender galt freilich Fellin, das einen rühmlich bekannten Kanzelredner (Valentin Holst), eine frisch aufstrebende höhere Lehranstalt und eine Anzahl größerer, zur „Gesellschaft“ gehöriger Kaufleute besaß und dem außerdem nachgerühmt wurde, daß es die verschiedenen Stände in eine glückliche Harmonie zu bringen gewußt habe. Dieser letztere Vorzug fiel in den Tagen ständischer Zerklüftung besonders schwer ins Gewicht, denn an anderen Orten sah es in dieser Rücksicht bedauerlicher Weise ganz anders aus.

\*     \*     \*

Das landesübliche Sprichwort „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Werro“ hat wahrscheinlich niemals rechten Sinn gehabt, denn Werro besitzt den manchen anderen Städten versagt gebliebenen Vorteil einer Postverbindung. Die Stationen Karrilag und Tilli-Orro vermitteln seit einem Menschenalter den Verkehr der Außenwelt mit der Stadt, die einst der Sitz der Lehranstalten Genges und Krümmers war, und bei dem letzten Stadium des Übermuts

angelangte Studenten pflegen von Alters her ihre Fahrten in diesen merkwürdigen Ort zu richten. Hat nicht der „Eremit von Gauting“\* bei seinem europäischen Spaziergange Werro aufzusuchen und mit dem letzten Löwenwolbe an den Ufern des berühmten Sees zu diskutieren für notwendig gehalten? Ist nicht der stauenden Welt seiner Zeit berichtet worden, daß einmal drei spätere Dorpater Professoren nebeneinander auf Werroschen Schulbänken gefessen haben? Eine Kleinstadt zweiten Ranges ist Werro trotz Krümmer, Mortimer und Genge freilich immer geblieben und ganz Unrecht hat der Wigbold nicht gehabt, der die Behauptung aufstellte: „Werro habe kein Schicksal, aber eine Allee.“ Das war durch die isolierte Lage dieser jüngsten lioländischen Stadt bedingt, die nicht einer geschichtlichen Notwendigkeit, sondern einer bureaukratischen Laune ihre Entstehung verdankte und die zu dicht an die östliche Landesgrenze gerückt war, um sich den Anteil am Provinzialleben anders als mühsam erwerben zu können.

Mit Werro teilte Lemsal das Schicksal, abseits der Heerstraße an einem See zu liegen — mit Schloß das Los, in den Schatten des gewaltigen Riga gefallen zu sein. Da das Land sich einmal in der Periode materiellen und äußeren Umschwungs befindet, werden wohl auch diese Städte in aller Stille Fortschritte gemacht haben, über welche das übrige Europa noch nicht unterrichtet ist. Vor vierzig Jahren war von äußerem Wachstum in keiner lioländischen Landstadt die Rede, selbst in Dorpat nicht. Ein Ausländer, der viele Jahre lang am Embach gelebt und im Jahre 1854 nach 20jähriger Abwesenheit Dorpat wieder aufgesucht hatte, schrieb damals seinen Freunden: es sei, wie ihm schein, binnen zwanzig Jahren kein einziges Gebäude von Bedeutung hinzugekommen, vielmehr Alles auf dem alten Fleck geblieben. — Schlüsse auf die übrigen, noch heute vom Eisenbahnverkehr ausgeschlossen gebliebenen Städte ergeben sich daraus selbst und werden zur Rechtfertigung der hier aufgestellten Behauptung dienen. Lemsal war vor vierzig Jahren nur dadurch merkwürdig, daß einer seiner Bürger, der Gastwirt R., Inhaber des letzten Zopfes in Europa war. Den alten Ur- und Originalzopf hatten Sassenbuben dem am Gestade des Sees ahnungslos schlummernden Greiße bereits um die Mitte

[\*) Th. Freiherr von Hollberg-Broich, Reisender, 1798 - †1862. Seine Reisebeschreibung durch „Deutschland, Rußland“ usw. erschien 1844.]

der 40er Jahre abgeschnitten, — der Ersatzkopf, der die Kontinuität, wenn nicht der Vemfalschen, so doch der Rigaschen Entwicklung repräsentieren sollte, pflegte noch im Jahre 1847 von wißbegierigen Reisenden, die nach Neubad fuhren, in Augenschein genommen zu werden. Requiescat in pace! Daß dem Inhaber dieser ehrwürdigen Reliquie der Schmerz erspart geblieben ist, seine Vaterstadt auch noch des (nach Wolmar verlegten) Kreisgerichts beraubt zu sehen, wird als Liebenswürdigkeit des Geschicks angesehen werden dürfen.

Auf der Grenzlinie zwischen der zweiten und der dritten Klasse livländischer Städte stand damals der lettisch-estnische Grenzort Walk. Das Bürgertum dort galt zur Zeit, als der Teufel noch ein kleiner Junge war, für so unbändig und genussüchtig, daß weder die Pastoren Hellmann und Emil Sokolowsky, noch der willensstarke und geschiedte Syndikus Falk mit ihm fertig geworden sein sollen und daß in Dorpat ein Heldengebicht kursierte, welches des heiteren Weingottes Bacchus Herrschaft über die Stadt mit dem Ragenschwanz zum Gegenstande hatte. So schlimm, wie die Leute es machten, wird es damit wohl nicht gewesen sein, in Alt-Livland liebte man es, die Farben dick aufzutragen, denn nur wenn das geschah, sahen die Dinge überhaupt nach etwas aus. Belege pflegte Frau Fama für ihre Behauptungen niemals beizubringen und äußerlich sah Walk den übrigen W.-Städten immer täuschend ähnlich, und Leute, die daselbst nach längerem Reiseleben Jahre lang ansässig geworden waren, haben versichert, daß es sich in Walk vortrefflich leben lasse. War es ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit oder eine Laune des blinden Zufalls, daß das ursprünglich in Wolmar beheimatet gewesene, von Walter begründete, von dem Lettländer Zimse geleitete Volksschullehrer-Seminar um die Mitte der fünfziger Jahre vor die Tore Walks verlegt wurde? Vielleicht datiert davon eine veränderte Verteilung des Gerichtes unter unseren Städten. Arensburg konnte ihnen wohl kaum zugestählt werden, denn es lag vor Ausbreitung des Dampfschiff-fahrts-Fortschritts auf die baltische Küste im eigentlichsten Sinne des Wortes „aus der Welt“.

Mit den vorstehenden Bemerkungen über die einstmalige Rollenverteilung unter den livländischen Städten sollte nicht nur der Versuch zur Feststellung einer kulturgeschichtlichen Tatsache

gemacht, sondern zugleich auf einige außerordentlich folgenreiche Veränderungen der Neuzeit hingewiesen werden. Ob die Beobachtung richtig ist, daß die südlivländischen Städte um ihre Unterscheidungsmerkmale gekommen sind, weil sie einen sehr viel leistungsfähigeren Eindruck machen, wie in der guten alten Zeit, das mögen nächstliegende Sachkenner entscheiden, — unbestreitbar aber hat die eigentümliche Entwicklung unseres baltischen Eisenbahnwesens die frühere Struktur des Landesorganismus verrenkt und die Gewichte neu verteilt. Daß Dorpat mit Reval, Pleskau und Petersburg enger und näher verbunden ist, als mit Riga [i. J. 1883], und daß weitaus die meisten Reisenden die Landesgrenze überschreiten, um sich von der einen in die andere Hauptstadt Livlands zu begeben, muß auf die Dauer in das innere Leben und die Entwicklung tief eingreifen. Veränderte Verkehrswege und Verschiebungen der natürlichen Beziehungen wirken auf die Anschauungen der Menschen naturgemäß ein, lösen alte und schließen neue Bande. Von ihren natürlichen Hauptzentren abgeschnitten, werden die Kleinstädte das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihnen allmählich verlieren und in eine Isolierung geraten, die unter den heutigen Verhältnissen doppelt bedenklich erscheint; Riga und Dorpat aber laufen Gefahr, einander entfremdet zu werden und allen Anteil an den Geschicken der W.-Städte zu verlieren. Blicke es dauernd bei der Eisenbahnlosigkeit des inneren Landes, so wäre nicht zu verwundern, wenn der alte livländische Organismus sich allmählich in einen bloßen Mechanismus verwandelte. Möchte dem Lande eine solche Wandlung erspart bleiben!

## IX.

„Er hält sich jetzt zum kalten Zirkel.“ Die Wort fiel 1846 in einer altrigischen Gesellschaft, als auf einen jungen Mann die Rede kam, der sich dem Bärens-Fölkersahmischen Kreise angeschlossen hatte. Man nannte diesen „Zirkel“ den kalten, weil man annahm, eine Gesellschaft, in welcher hauptsächlich geistige Interessen verhandelt wurden und die außerdem mit aristokratischen Elementen veretzt war, müsse es an der Gemütlichkeit und Herzenswärme fehlen lassen, der den Hauptreiz der altgewohnten Lebens- und Verkehrsformen bildete.

Die Rolle, welche der „kalte Zirkel“ in Riga spielte, war keine unwichtige, denn seine Mitglieder trugen zur Vermittlung zwischen Riga und dem übrigen Livland erheblich bei. Über Wolmar, wo die dem Bärenschen Hause befreundeten Walters und Baudaus lebten, spannen die Fäden sich bis nach Dorpat hinüber, das mit Riga sonst wenig zu schaffen hatte. An diesen Fäden aber hing ein Stück Bildungseinfluß, das unter den damaligen Verhältnissen schwer zu ersetzen gewesen wäre. Was in dem alten Livland Kurs haben wollte, mußte von sog. Autoritäten abgestempelt sein; die einzelnen Personen, die für Autoritäten galten, bestimmten die Interessen, die man pflegte, die Meinungen, die man vertrat, ja die Bücher, die man las und weiter empfahl. Der Himmel mag wissen, was von den vielen Leuten damaliger Zeit gelesen wurde, welche sich gegen die Tonangeber abwehrend verhielten und es „affektiert“ nannten, wenn man andere als nützliche Bücher auf seinem Tische liegen hatte, -- in den Händen der Anspruchsvolleren und Gebildeten fand man Jahre lang fast regelmäßig dieselben Bücher vor. Die Auswahl war im Großen und Ganzen keine üble, denn von den wichtigsten Zeiterscheinungen wurde man via Riga und Dorpat unterrichtet. Geschichte, Politik, Popularphilosophie und Theologie stellten die stärksten Kontingente, in der Ästhetik blieb dem individuellen Geschmack ein gewisser Spielraum gewahrt, weil man darin einige Auswahl hatte.

Wie reich erscheint die damalige Literatur, wenn man sie mit der heutigen vergleicht; Dichter wie Heine und Geibel, Romanschriftsteller wie Dickens, Immermann und Auerbach gibt es eben nicht zu allen Zeiten und, mit den bedenklichen Schriftstellern von heute verglichen, dürften auch George Sand und Eugen Sue höheren Rang und dauernde Bedeutung in Anspruch nehmen. Von nahezu jedem dieser Lieblingsautoren damaliger Zeit ließe sich angeben, wer sie für Livland in Umlauf gesetzt hatte, denn die Zahl der Personen von selbständigem Geschmack und anerkannter Geltung war eine außerordentlich geringe und das Ansehungsbedürfnis ein weitverbreitetes. Wer im Einzelnen nachfragen wollte, könnte noch heute erfahren, wer die ersten Propheten Jung-Deutschlands bei uns waren, wer zuerst Dickens in die Mode gebracht hat und wie es zugegangen ist, daß Humboldts „Kosmos“ durch ganz Livland die Runde machte. Von einzelnen heute längst

vergessenen Büchern kann angegeben werden, wann sie bei uns im Zenith ihrer Beliebtheit standen: 1849 war Auerbachs „Frau Professoria“ in der Leute Händen, 1851 entdeckte man die „Juniuslieder“, 1852 las alle Welt Hedwig' „Amaranth“, 1853 kam „Onkel Toms Hütte“ in die Mode, 1864 wurde Freytags „Soll und Haben“ verschlungen u. w. — Die großen Autoritäten des Landes mögen an der Verbreitung dieser Bücher keinen Anteil gehabt haben, denn auf die schönen Künste ließen sie sich nur ausnahmsweise ein; neben ihnen gab es aber eine Anzahl kleiner Propheten, die nicht minder tätig und einflußreich waren und denen die Bestimmbarkeit der weiteren Kreise zugute kam. Gegen die einheimische literarische Produktion verhielten sich die Leute, auf welche es ankam, wesentlich ablehnend. Wohl machte es ein gewisses Aufsehen, als Karl Alt die Theaterkritik der vormärzlichen „Rigaschen Zeitung“ in einem vielbesprochenen Artikel des „Inland“ zu Fall brachte, um für einige Jahre der maßgebende Rezensent des Theaters zu werden, wohl kam auf andere, in den Spalten des „Inland“ ausgefochtene literarische Fehden gelegentlich die Rede. Im Großen und Ganzen behauptete die „ausländische“ Literatur das Übergewicht. Am meisten mögen das die damals noch ziemlich zahlreichen Lyriker und Dramatiker der Heimat empfunden haben, die niemals recht auf den grünen Zweig zu kommen vermochten. R. v. Stern, R. Groszewski, A. v. Wittorf, „Livonias ältester Dichter“ R. v. Mengden — sie alle sind nie recht populär geworden. Wer befänne sich noch auf das „Baltische Album“, das den merkwürdigen Dramen „Die Hütte vor Moskwa“, „Dolores oder Herzlos“ und einer zur Verherrlichung Ludwig XI. bestimmten furchtbar blutigen Tragödie zum Dasein verhalf, — wer auf Camerers „Jungfrau von Treyden“ oder auf die lange Reihe historischer Trauerspiele, in denen E. Reinthal die ersten russischen Großfürsten abhandelte? Selbst der talentvolle Roman Bubberg und die Dichter der „Schneeglöckchen“ sind rascher, als sie es verdienten, vergessen worden, und wenn Harald v. Brackel und Jegor v. Sivers dieses Los nicht geteilt haben, so liegt das daran, daß diese Männer auch noch andere als dichterische Qualitäten besaßen. An poetischem Sinn hat es niemals bei uns gefehlt, zu Dichtern und Musikern von allgemein anerkannter Geltung sind wir aber nicht geblieben. Auf

anderen Gebieten hat es dagegen manche Überraschung gegeben, die vor vierzig Jahren niemand zu hoffen gewagt hätte. Estland hat einen Maler hervorgebracht, der in der vordersten Reihe der Lebenden steht, Livland darf sich mehrerer Maler und Bildhauer von Verdienst rühmen, und auf dem Gebiete streng wissenschaftlicher Forschung, das damals nur einen berühmten baltischen Namen (K. E. v. Baer) kannte, gibt es eine Reihe in der ganzen Welt ehrenvoll bekannt gewordener Landsleute.

Minder verwunderlich, aber immerhin bemerkenswert ist der rasche Aufschwung unserer periodischen Presse gewesen. In dem Vaterlande Lindners, G. Merkels und Jochmanns, dreier Publizisten von entschiedener und eigentümlicher Begabung, gab es vor dreißig Jahren keinen einzigen Publizisten, der auch nur den einheimischen Ansprüchen genügt hätte. Die einzelnen Talente hielten sich vorsichtig zurück und bei den übrigen war die Scheu vor den gedruckten Buchstaben so groß, daß die Redaktionen der wenigen im Lande vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften nur mit äußerster Mühe besetzt werden konnten. Seit die „Baltische Monatschrift“ zur Regeneration der baltischen Presse den Anstoß gab, hat sich das völlig verändert. Es traten mehr Journalisten auf den Plan, als das kleine Land brauchen konnte und darunter solche, für die es leicht hielt, in der längst überfüllten deutschen Presse ansehnliche Stellungen zu erlangen, der zahlreicheren lettischen und estnischen Schriftsteller zu geschweigen, die an die Stelle der deutschen Begründer des lettisch-estnischen Schrifttums getreten sind. Ist es die Zeit oder die Macht des Beispiels gewesen, die einen so totalen Umschlag binnen so kurzer Frist hervorgebracht und den öffentlichen Zustand unkenntlich verändert hat? Vergessen darf freilich nicht werden, daß die literarische Regsamkeit bis zum Ausgang der 30er Jahre ungleich größer gewesen war, als während des hier besprochenen Zeitraumes, und daß das kleine Riga der ersten Hälfte des Jahrhunderts Dezennien lang zwei größere politische Zeitungen und zeitweise ein politisches Wochenblatt, das von Sonntag begründete, von G. Merkel fortgesetzt und mit einem „Literarischen Begleiter“ versehene „Provinzialblatt“ gegeben hatte.

## X.

Für Aufschwung und Weiterentwicklung der baltischen Geschichtsforschung sind die vierziger Jahre bekanntlich von großer Wichtigkeit gewesen. F. G. v. Bunge stand damals auf der Höhe seiner bahnbrechenden Tätigkeit, Papierstys Arbeiten trugen zur Bereicherung der Quellenliteratur erheblich bei, die altertumsforschende Gesellschaft bildete einen Mittelpunkt aller geschichtlichen Bestrebungen und der Buchhändler Franzen erwarb sich eben damals durch die Publikation der *Scriptores rerum Livonicarum* unvergängliche Verdienste um die Vaterlandskunde. Außerdem fiel in jene Zeit die Ausarbeitung der immerhin lehrreichen geschichtlichen Einleitung in das Provinzialgesetzbuch, zu welcher zwei Beamte der Kaiserlichen Kanzlei, Oskar Baron Rahden und Emanuel Graf Sievers sich verbunden hatten. Das größere Publikum stand den historischen Interessen nichtsdestoweniger in jenen vergangenen Tagen noch ungleich ferner als heute. Von Anderem abgesehen hing das wesentlich damit zusammen, daß diejenigen Abschnitte unserer Vergangenheit, auf welche die Aufmerksamkeit der Forschung sich vornehmlich richtete und über welche es populär gewordene Handbücher gab, zu der Gegenwart in keiner Beziehung zu stehen schienen. Ueber die Geschichte des 18. Jahrhunderts waren auch Personen, die einige Rechenschaft über die Periode der Ordens-Herrschaft, des polnischen und des schwedischen Regiments hätten ablegen können, in der Regel nur höchst mangelhaft unterrichtet, weil die bezüglichen Hilfsmittel fehlten. Was es mit der für Liv- und Estland so außerordentlich wichtigen Moskauer Gesetzgebungskommission von 1769, mit der Einführung und der Wiederaufhebung der Statthalterschafts-Verfassung und mit den verschiedenen Phasen der livländischen Agrargesetzgebung auf sich gehabt, war der weiteren baltischen Lesewelt niemals gesagt worden. Die einzelnen, auf Materien bezüglichen neueren Publikationen blieben unberücksichtigt, die wertvollen, freilich nur bis zur Zeit der eigentlichen Krisis reichenden älteren Arbeiten (Gadebuschs Jahrbücher, Supels topographische Nachrichten und Miscellaneen usw.) moderten ihrer schwerfälligen Form wegen in Büchersammlungen, die nur höchst selten geöffnet wurden. Einiger Verbreitung erfreuten sich höchstens die bekannten Schriften Thiels und Jannaus, aus denen

sich für das Verständnis unserer geschichtlichen Entwicklung aber kaum etwas entnehmen ließ. Beschränkte der von Jannau in Anspruch genommene historische Pragmatismus sich doch auf eine Feindseligkeit gegen den Adel, die alle Merkmale der rationalistischen Auffassung des Aufklärungszeitalters an sich trug und genau in den von Merkel angeschlagenen Ton einstimmt. Für Historiker, die in unserer Vorzeit lediglich Ausgeburten des „Ritter- und Pfaffengeistes“ zu entdecken vermochten; die die schwedische Reduktion für eine dem Lande zuge dachte Wohlthat ansahen und die für so wichtige Dinge, wie die Kataster-Arbeit des 17. Jahrhunderts und die Kapitulationen von 1710 kaum ein Wort übrig hatten, solche Historiker wußten mit der liv-est-kurländischen Provinzialgeschichte in der That nichts anzufangen. Statt das historische Verständnis ihrer Leser zu fördern, stimmten sie es herab, indem sie die Leute daran gewöhnten, Alles nach Gesichtspunkten von vorgestern zu beurteilen. Man glaubte von livländischer Geschichte Etwas zu wissen, wenn man den endlosen Streit zwischen Orden und Bischöfen verfolgte, das unaufhörlich wiederholte und gelegentlich auch novellistisch verarbeitete Kapitel der Rigaer Kalenderstreitigkeiten studiert und den Eindruck gewonnen hatte, daß die Jahre der Isolierung Rigas von dem der Krone Polen unterworfenen übrigen Livland einen Glanzpunkt der Stadthistorie gebildet hätten. Ueber den föderalen Charakter des alten Livland, das Verhältnis zwischen Orden und Ritterschaften und die bäuerlichen Zustände der Ordensperiode gingen die größten Irrtümer im Schwange. Kam es doch vor, daß die Kreuz- und Deutsch-Ordensritter für die Ahnen unserer ritterschaftlichen Familien angesehen wurden und daß man die Entstehung des Landratskollegiums in die Tage der Plettenberg und Fürstenberg zurückverlegte! Aus der gesammelten neueren Geschichte des Landes aber war wenig mehr als ein Schatz zweifelhafter Anekdoten übrig geblieben, deren Wert gewöhnlich nach ihrer Ungeheuerlichkeit abgeschätzt wurde. Kenntniss der geschichtlichen Grundlagen des bestehenden Rechts- und Verfassungsstandes wurde höchstens in den engeren Kreisen höchstgebildeter Juristen und Geschichtsfreunde gefunden und die Jugend über die wichtigsten und entscheidendsten Punkte der heimischen Vergangenheit in einer Unkenntnis gelassen, die sich bei jeder Gelegenheit deutlich verriet.

In die Zeiten isländischer Unabhängigkeit reichten aus der Gegenwart nur einzelne Fäden zurück und doch waren diese die einzigen, über welche weitere Kreise eine gewisse Kenntnis besaßen; der für die Zeitgenossen wichtigste Teil der Landesgeschichte schien eine Geheimkunde werden zu sollen.

Feststellungen über das Maß der seitdem gemachten Fortschritte mögen denjenigen überlassen bleiben, welche inmitten der heutigen Zustände stehen. Das ältere Geschlecht wird bezeugen, daß die vorstehend gemachten Andeutungen über das Maß der geschichtlichen Unwissenheit, dessen wir uns erfreuten, nicht übertrieben sind. Wunderbarer Kontrast! Zeiten einer notgedrungenen Beschränkung auf die nächstliegenden Interessen pflegen sonst den historischen Sinn zu wecken und zu liebevoller Vertiefung in die eigene Vergangenheit zu führen, und bei uns erlahmte der Anteil an der Vorgeschichte des Bodens, auf welchem wir uns bewegten! Man schloß sich gegen die Vergangenheit ab, um ausschließlich der Gegenwart zu leben. Man war wirklich naiv und mit dem, was der Tag brachte, so vollauf ausgefüllt, daß man sich auf das Fernerliegende wirklich nur in Ausnahmefällen besann. Die glückliche Fähigkeit der Bescheidenheit und das Talent, aus bescheidenem Kapital eine unverhältnismäßig hohe Glücksrente herauszumachen, waren zu jener Zeit bis zur Virtuosität ausgebildet und die Formen des geselligen Verkehrs so unvergleichlich bequem und liebenswürdig gestaltet worden, daß behaglich angelegte Menschen in der That weder beschränkt noch indifferent zu sein brauchten, um sich in dem vergessenen Erdwinkel am Rigaschen und finnischen Meerbusen trotz alledem und alledem wohler zu fühlen, als irgendwo sonst auf der Welt.

Allerdings galt das nur für einen oder einige Kreise der Bevölkerung, die gesamte Zeit war aber noch so aristokratisch angelegt, daß das Befinden der begünstigten Mehrheit fast allenthalben den Maßstab für die Beurteilung der öffentlichen Zustände bildete.

## XI.

„Der jetzigen Rage für Toilette, welche im Begriff ist, die Mittelklassen in Europa zu demoralisieren, und der Tendenz aller Klassen, die Verschwendung der höheren nachzuahmen, kann man nicht ohne Besorgnis zusehen . . . Wir wollen alle zur Aristokratie gehören. Wenn wir

auch nicht im eigenen Wagen fahren können, so können wir doch Kleider tragen, die eigentlich nur im Wagen getragen werden sollten. Können wir unseren Freunden auch nicht einbilden, daß wir reich sind, so tun wir doch das Mögliche, die Freunde auf der Straße darüber zu täuschen. Wenn wir auch keine Herzoginnen sind, so wollen wir uns doch ihnen so ähnlich machen, als unsere Titel und unsere Nachahmungskunst es gestatten. Die Frau eines Angestellten, dessen Gehalt vierzig Mark wöchentlich beträgt, legt den Straßentot mit einer seidenen Schleppe, und ist weder entsetzt über diese Unreinlichkeit, noch verschämt über diese Verschwendung. Und wenn man ihr über diese nichtswürdige Vergeudung Vorstellungen macht, so gibt sie ruhig zur Antwort: Das wird jetzt so getragen.“

G. H. Lewes, „Ueber Schauspiele und Schauspielkunst.“

Klagen über Zunahme des Luxus, Abnahme der wahren Geselligkeit und Veräußerlichung des gesellschaftlichen Verkehrs begegnet man heutzutage allenthalben. Selbst der eingeseifteste der modernen Optimisten, Heinrich v. Treitschke, kann in dem zweiten Bande seiner „Deutschen Geschichte“ die Bemerkung nicht unterdrücken, daß von der Fülle geistiger Genüsse der früheren Zeit in der „Langeweile und dem Brunk der heutigen Gesellschaft“ nur die Musik übrig geblieben sei.

Nach allem, was aus dem heutigen Livland verlautet, läßt man sich auch dort nach Kräften angelegen sein, diese zeitgenössischen „Fortsschritte“ mitzumachen. Wer über vierzig und dreißig Jahre zurückzudenken weiß, dem wird das doppelt bedauerlich erscheinen in einem Lande, das seinerzeit für die Heimat wahrer Gastlichkeit galt und dessen Söhne und Töchter selbst den strengsten ausländischen Richtern das Zeugnis abnötigten, daß sie in der Kunst, Einfachheit mit Anstand und gutem Ton zu verbinden, unter den bescheidensten Formen einen reichen geselligen Inhalt zu bieten und ihre Gäste bei sich heimisch zu machen, unübertroffen seien. So verbreitet waren damals die Tugenden edler Geselligkeit, daß es kaum einen Unterschied machte, ob man in ein Nigassches Patrizierhaus, ein ländliches Pastorat, einen Edelhof alten Zeitschnittes oder in ein Dorpater gebildetes „Philisterium“ trat: gewisse Unterschiede der äußeren Ausstattungen ließen sich nachweisen, der Ton war bei den Gebildeten des Landes derselbe, weil man allenthalben zu viel Selbstgefühl und gesunden Sinn besaß, um Etwas „vorstellen“ und den Verkehr zu einer Gala-Komödie herabwürdigen zu wollen. Bequemlichkeit vertrat die Stelle

dessen, was sich heute als Stil spreizt, Reichlichkeit entschädigte für die Abwesenheit alles eigentlichen Luxus und die durch diese Einfachheit ermöglichte Häufigkeit geselliger Vereinigungen machte Beziehungen möglich, die für Leute, die einander alle Jahre einmal einladen, ausgeschlossen sind. Was konnte einladender sein, als der für Freunde und für Freunde dieser Freunde allabendlich gedeckte Teetisch der alten Zeit, was gastlicher als der Gebrauch wohlhabenderer Häuser, am Sonntag Mittag ein halbes Duzend Bedecke „für alle Fälle“ bereit zu halten? Wo wäre man je vergnügter gewesen, als auf landschen Hochzeiten, die ohne Champagner, ohne Gänseleberpastete und ohne Havanna-Zigarren gefeiert wurden, dafür aber drei, und unter besonders günstigen Umständen fünf Tage lang dauerten! Noch heute bin ich der Meinung, daß von harmlosem Jugendgenuß nur mitreden kann, wer als Gymnasiast auf alt-rigaschen Sonntag-Abendfränzchen eine in schlichtes weißes Mouffelin gekleidete Tänzerin schwenken gelernt oder als Student an den Bällen der Dorpater Jahrmarktszeit teilgenommen hat. Wie unendlich mesquin kamen Teilnehmern dieser Freuden die anspruchsvoll gepuzten Bälle und Gesellschaften vor, die sie auf ausländischen Reisen kennen lernten und wie mancher Livländer mußte sich von seinen für die neue Herrlichkeit begeisterten Kameraden dafür ausschelten lassen, daß er sich unter Leuten nicht zurechtzufinden vermochte, die Gesellschaftsmienen nur zu tragen verstünden, wenn sie den Frack angezogen, die Flammen der unausstehlichen Gasrone angesteckt und sich pflichtmäßig vorgefetzt hatten, einige Stunden lang im Schweiß des Angesichts „Salon“ zu spielen!

Unleugbar hing die Liebenswürdigkeit des alt-livländischen Gesellschaftslebens damit zusammen, daß im Großen und Ganzen nur wenig gearbeitet wurde, daß es viele Personen gab, deren Hauptbeschäftigung der gesellige Verkehr bildete und daß die Gewohnheiten einer Naturalwirtschaft, die anscheinend „Nichts“, d. h. kein bares Geld kostete, das flache Land und die kleinen Städte zu beherrschen fortführen, als sie die eigentliche Berechtigung längst verloren hatten. Unzweifelhaft führten viele „durchaus einfache“ Familien ein Leben, das über ihre Kräfte ging, weil die Aufwendungen an Naturalien nicht gezählt und nicht gewogen wurden und weil die aristokratischen Gewohnheiten des „offenen

Hauses“ nur allzu häufig von Unbemittelten nachgeahmt wurden. Die Hauptsache war und blieb aber doch die Bescheidenheit des landesüblichen Zuschnitts. Die Zahl der Familien, die auf vornehmerm Fuß lebten und wirklichen Aufwand trieben, war damals so gering, daß man die einzelnen kannte; viele, vielleicht die Meisten von ihnen, klug und liebenswürdig genug, an den beschränkten Verhältnissen ihrer Nachbarn keinen Anstoß zu nehmen und mit ihnen auf dem Fuße völliger Gleichheit zu verkehren. Wo sich alle Welt kennt und über die gegenseitigen Finanzen Bescheid weiß, hat das „Etwas vorstellen wollen“ keinen Sinn und weil das in unserem Lande damals die Regel bildete, bestand eine Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Formen und Ansprüche, die in ihrer Weise unvergleichlich genannt werden konnten. Namentlich da, wo die Gebildeten auf einander angewiesen waren, wie auf dem Lande und in den kleinen Städten, spielten im regelmäßigen Laufe der Dinge selbst die sonst so wichtig genommenen ständischen Gegensätze eine ungleich geringere Rolle, als man hätte annehmen sollen. Titulaturen wurden in nur sehr beschränktem Umfange gebraucht, politische Gegensätze waren nicht vorhanden, das Aufklärungszeitalter hatte die früher üblich gewesenen Lächerlichkeiten des Vortritts und des Ehrenplatzes glücklich aus der Welt geschafft und die Erblichkeit der Familienbeziehungen dafür gesorgt, daß man einander mit einer Vertraulichkeit begegnete, welche Feierlichkeit und Ziererei überflüssig erscheinen ließ. Mit gutem Grunde rühmen die aus jener Zeit stammenden Aufzeichnungen deutscher Gäste unseres Landes (beispielsweise seien Kohl, Doltei und Buddeus genannt), daß ein so reichliches Maß geselligen Behagens, wie es unser Erdenwinkel besessen, kaum irgendwo in der Welt zu finden gewesen sei.

Ueber die rückfichtlich des geselligen Lebens stattgehabten Veränderungen werden die Beteiligten die beste Auskunft zu geben vermögen. Von ihnen mag entschieden werden, in welchem Umfange die Klage, daß es anders geworden, berechtigt ist und ob es damit seine Wichtigkeit hat, daß die alte Einfachheit und Gemüthlichkeit höchstens in den kleinen Städten angetroffen werde. Die Handlungen, die sich in der äußeren Erscheinung des baltischen Lebens vollzogen haben, sind mit Händen zu greifen. In den großen Städten, wie auf dem Lande macht sich eine Zu-

nahme des Wohlstandes geltend, welche das Wachstum der Ansprüche zur natürlichen Folge gehabt hat. Binnen eines halben Menschenalters ist Riga zu einer großen eleganten Stadt, Dorpat zu einer Mittelstadt geworden, die den alten landstädtischen Typus von Tag zu Tag abstreift. Die einfachen Landhäuser des Adels, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie in Zeiten der Armut und Stagnation erbaut worden, haben sich in Schlösser und Villen verwandelt, — der Steinbau verdrängt die alten Holzkonstruktionen, die nächstens nur noch in dem Brozeschen Sammelwerke zu finden sein werden, — und der früher unbekannt gewesene Begriff des „Stils“ setzt sich auf den verschiedensten Gebieten durch. Vollends unkenntlich hat sich der Unterbau des Landesorganismus verwandelt; das lettisch-estnische Bauernthum hat in Bezug auf Zunahme des Wohlstandes größere Fortschritte aufzuweisen, als irgend ein anderer Stand und das ist wichtiger und folgenreicher gewesen, als die volle Summe dessen, was im Laufe der letzten Jahrzehnte sonst neu und anders geworden. — Von der Zunahme des Luxus und der Ansprüche an das äußere Leben sind alle Stände, alle Altersstufen, alle Verhältnisse unseres Landes berührt worden. Da diese Erscheinung eine allgemeine, in dem Geiste der Zeit und in der Steigerung des Wohlstandes begründete ist, stellt jede nicht schlechtthin zustimmende Kritik derselben sich dem jüngeren Geschlechte in der Regel als bloße Donquigoterie und sentimentale Lobrednerei der alten Zeit vor. Eines wird dabei übersehen: daß die Zunahme des Luxus in ungeselligen streng rechnenden Ländern, wie z. B. Deutschland und England, eine ganz andere Bedeutung hat, wie bei uns, wo man das Eine tun und das Andere nicht lassen, d. h. im alten Stile, gastfrei, übernehmend und auf breiter Basis, weiter leben und zugleich „zeitgemäß“ die Freuden des Komforts und einer stilsvollen äußeren Existenz genießen will. Die damit verbundenen Gefahren einer irrationalen Wirtschaft liegen zu direkt auf der Hand, als daß weitere Worte über die Sache verloren zu werden brauchten. Zu den deutschen Gewohnheiten des Wirtschaftens, der Alltagsknauferei und der Beschränkung der Geselligkeit auf ein paar elegante Abfütterungen wird man es bei uns schwerlich bringen. — Ist das unseren Landsleuten klar geworden, so werden sie nicht umhin können, mutatis mutandis

auf den einfacheren Fuß zurückzukehren, der die althergebrachte landesübliche Art des Verkehrs allein möglich machte.

Um Außerlichkeiten allein handelt es sich freilich nicht. Trogdem die alten Landhäuser in Schlösser und Villen, die Brett- und Stadtdroschken in Kutschen und Kabriolets verwandelt worden, nachdem der ehemals jugendlichen Gästen gebotene „Braß“ verschwunden und der Gebrauch von Polsterstühlen und Federbetten obligatorisch geworden ist, hat nicht ausbleiben können, daß auch die Menschen andere geworden sind. Erfahrene sagten schon vor dreißig Jahren voraus, daß die damals erfolgte Annahme des Baronstitels seitens sämtlicher kurischer und vieler livländischer Adelsfamilien nicht ohne Folgen bleiben und daß der baltische Landadel sich allmählich den anspruchsvollen Gewohnheiten seiner norddeutschen Standesgenossenschaft hingeben, dadurch aber an seiner aristokratischen Einfachheit und Sicherheit verlieren werde. Wenn das bis zu einem gewissen Grade eingetroffen ist, so wird man den Grund davon in dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu suchen haben. Obgleich die Freigebung des Güterbesitzes und die Zulassung der Bürgerlichen zu gewissen Richterämtern nicht entfernt die umwälzenden Wirkungen gehabt haben, die von ihnen gefürchtet, beziehungsweise gehofft wurden, und obgleich die neue Städteverordnung dem Adel eine Sphäre der Tätigkeit und des Einflusses erschlossen hat, die für etwa erlittene Einbußen reichliche Entschädigung bietet, läßt sich nicht verkennen, daß der demokratische Zug der Zeit an dem Aristokratismus unserer Provinzen nicht ganz spurlos vorübergegangen ist. Man fühlt sich anders als vor dreißig Jahren und weil man sich nicht mehr so sicher und unangreifbar fühlt, wie ehemals, sucht man den Mangel an innerer Sicherheit durch gesteigerte äußere Ansprüche auszugleichen. Das ist immer und überall so gewesen und wird immer und überall so bleiben. Mindestens ebenso wichtig erscheint aber ein anderer Umstand.

Von dem Ausgang der 40er bis zur Mitte der 60er Jahre bewegten sich die „liberalen Ideen“ (richtiger: die Ideen, deren Bekennnis in den Ostseeprovinzen zur Begründung liberaler Reputationen ausreichte) in aufsteigender Linie und war der Liberalismus so zu sagen Mode. Wer seinen Universitäts- und Reisetursus mit Erfolg absolviert haben wollte, mußte „freiere An-

„Anschauungen“ erworben haben und mindestens in thesi einer Art von Fortschritt hulldigen. Die geringere Zahl adeliger Studirender, die relative Seltenheit der Reisen und das unverkennbare Bedürfnis des Landes nach Sprengung gewisser überlebter Formen brachte das von selbst mit sich. In Livland, dem damaligen Mittelpunkte aller politischen Kämpfe, ging die allgemeine Strömung unzweifelhaft viele Jahre lang mit den Liberalen, denen zeitweise die große Mehrheit der besseren Köpfe angehörte und deren Sache an der Popularität des Namens Fölkersjahn ein weites Hinterland besaß. (In Kurland und Estland lagen die Dinge allerdings anders; namentlich in Kurland, wo ein großer Teil des Adels der Landesuniversität fern blieb und wo die im Frühjahr 1856 erfolgte Auflösung der Korporation „Baltica“ eine fühlbare Verschärfung der ständischen Gegensätze zur Folge hatte.) Nach Allem was man hört, ist ein Rückschlag gegen diese weiland herrschend gewesene Bewegung auch in Livland nicht ausgeblieben, der Liberalismus seines Glanzes und seiner Anziehungskraft beraubt und das Bekenntnis zu Reservationen, mehr oder minder exklusiven Anschauungen für eine Weile modisch geworden. Seit die Agrarfrage aus der Welt geschafft ist, hat der konservative Gedanke allerdings auch in Livland einen veränderten Inhalt erhalten, der Einfluß, den seine Vorherrschaft auf sozialem Gebiete übt, dürfte indessen ein ziemlich disputabler sein. Weniger wie je sind die Zeitverhältnisse danach angetan Scheidungen unter den Gebildeten des Landes ungefährlich erscheinen zu lassen; treten solche Scheidungen dennoch ein, so wird die Schuld sicher nicht bei den Bürgerlichen des Landes zu suchen sein, die in Beziehung auf Vorurteilsfreiheit, Verständnis der wahren Aufgaben des Landes und richtige Beurteilung des Wertes der alten Lebensformen unerwartet große und rasche Fortschritte gemacht haben. Jeder Vergleich zwischen der Lage, welche die Reform-Epoche der ersten 60er Jahre vorfand und den heute herrschenden Anschauungen lehrt evident, daß weite bürgerliche Kreise sich von dem Indifferentismus, der kleinlichen Scheelsucht und dem bornierten Nachbeten demokratischer Phrasen\* frei gemacht haben, die ihrer Zeit nur all' zu verbreitet waren. Sie haben ständische Exclu-

[\*) Dies ist 1883 geschrieben! — Das „Nachbeten demokratischer Phrasen“ — steht heute bei einem Teil unsrer Landsleute allerdings wieder in Blüte.]

sivität und konservativ aufgepuzte Vornehmtuerei weniger Sinn und weniger Berechtigung gehabt, wie in dem Livland dieser letzten Tage.

Zur Steuer der Wahrheit muß freilich bemerkt werden, daß die heutigen Söhne es ungleich schwerer haben, als ihre Väter. Die häßlichen Schatten der Armut, Nothheit und Unfreiheit, die über dem alten Livland lagen und jede gesunde Empfindung abfließen, sind längst verschwunden und Zeiten des Aufschwungs und der begeisterten Hingabe an neue Ideen, wie das Geschlecht der heutigen Väter sie erlebte, kommen überhaupt so leicht nicht vor.

Wer an der Bewegung Theil gehabt hat, welche zu Anfang der 60er Jahre auf ihrem Höhepunkte stand, vergißt sie nicht wieder. Die zu überwindenden Hindernisse lagen fast ausschließlich in den einheimischen Verhältnissen, die zu lösenden Aufgaben waren verhältnismäßig einfach, die Sache selbst war neu und von dem vollen Reize der Neuheit umgeben, die Autorität der Männer aber, mit denen die Jugend sich eines Sinnes wußte, so groß, daß die Entscheidung streitiger Fragen höchstens in Ausnahmefällen Schwierigkeiten machte. Seit jenem Zeitalter der livländischen Aufklärung, dem die Sonntag, Mellin, Hupel, Merkel, C. Graf usw. die Signatur aufgedrückt hatten, war es bei uns nicht wieder vorgekommen, daß der aufstrebenden Jugend die Einschlagung des richtigen Weges und die Nachfolge der besten und einsichtigsten Männer so leicht gemacht wurde, wie bei dem Übergange aus der alten in die neue Zeit, die nächstens freilich auch schon fünfundschwanzig Jahre alt sein wird. Vor dem heraufkommenden Geschlecht lagen Ziele, deren Erreichbarkeit sich noch wenige Jahre zuvor Niemand hatte träumen lassen, — hinter ihnen aber stand die mächtige Tradition einer Partei, die dem Lande unter den schwierigsten Verhältnissen die größten Dienste erwiesen hatte. Die aus jener Zeit stammenden Jahrgänge der „Baltischen Monatschrift“, des „Dorpatser Tageblatts“, der „Revalschen“ und „Rigaschen Zeitung“ atmen einen Idealismus, eine Frische und Zuversicht, die heutigen Lesern unbegreiflich erscheinen mag; dem Zeitgenossen rufen sie „Bilder schöner Tage“ und manche „liebe Schatten“ in die Erinnerung, denen wir es heute kaum als Verlust anrechnen, daß sie hingeschwunden sind. — —

# Unsere Stellung zur projektierten Bildung neuer Pfarrverbände.

Von

Pastor **H. Grüner**. Salgahn.

---

## I. Fordert unsere kirchliche Lage eine radikale Umwälzung und zwar welcher Art?

Klarheit tut in allen Dingen not, besonders dem geistlichen Amtsträger in bezug auf seine Stellung der Gemeinde gegenüber. Seine exponierte Lage fordert jederzeit Kritik heraus von berufener und unberufener Seite, namentlich in den bösen Tagen, in denen wir stehen, wo der Pastor die Zielscheibe maßloser Angriffe der entkirchlichten Kreise und ihrer Presse ist; wo aber andererseits auch das Häuflein „der Treuen im Lande“, die kirchlichen Kreise, mehr als bisher in wohlwollender und gutgemeinter Absicht die Stellung ihres Seelsorgers auch mit kritischen Augen betrachten und um Ärgernis zu verhüten und den Vorwurf zu entkräften, als ob der Pastor die Hände in den Schoß lege und die veränderten Zeiten nicht verstehe, im Interesse der Kirche auch ihre Forderungen stellen und neue Wünsche äußern, deren Erfüllung früher dem Pastor ferner lag, die aber nunmehr die intensivste Anspannung aller Kräfte fordert, um zu retten, was zu retten ist und sich mannhaft entgegenzustellen der Brandung, die zu überfluten droht, was bisher fest schien.

Also von zwei Seiten wird Kritik geübt an der amtlichen Tätigkeit der Pastoren. Die eine ist unberechtigt, insofern sie diktiert ist von blindem Haß gegen die deutschen Pastoren und ausgeht von Kreisen, die der Kirche fremd geworden sind, die

weder eine Kirche noch einen Pastor brauchen, denen die auf der Tagesordnung stehende Kirchenfrage nur ein dankbares Agitationsmittel zu nationalistischen Zwecken ist, indem sie durch direkte, frivole und grundlose Verdächtigungen und geheime Wühlereien die bisherige Vertrauensstellung des deutschen Pastors in der lettischen Gemeinde zu unterminieren suchen. Sie haben uns den Fehdehandschuh hingeworfen, sie wollen den Kampf. Wir kennen ihre Ziele und wissen, was der aufgezwungene Kampf bedeutet. Zeiten der Ruhe werden wir nicht mehr haben. Wir wissen, wie viel schwerer und verantwortungsvoller unsere jetzige Lage ist, wo wir einander stützen sollten mit Rat und Tat, — ich meine nicht bloß deutsche Amtsbrüder, sondern auch lettische in gleicher Weise, denn täuschen wir uns doch nicht, die nationale Frage ist ein Aushängeschild. Der Kampf gilt der Kirche als solcher. Da müssen wir wie ein Mann stehen, damit nicht ein Keil in diese Einheit getrieben würde durch innere Spaltung, die schwächt, durch gegenseitiges Mißtrauen und Mißdeutung unserer gemeinsamen Arbeit, denn wir haben nicht viel überflüssige Kraft, die wir entbehren könnten, sondern wenig Kraft, die gestärkt werden muß.

Darin dürften wir alle, die wir im Kampf stehen, einig sein, daß eine rückhaltlose Verständigung über die gleiche Abwehr und die gleichen Ziele, die wir haben, nur unserem eigenen Interesse dient. — Ich berührte aber noch eine andere Kritik, die an der amtlichen Tätigkeit der Pastoren geübt wird. Sofern sie von den kirchlich interessierten Laienkreisen ausgeht, müssen wir sie als berechnete gelten lassen, denn wir haben keine Priesterkirche, die kein Veto verträgt, vielmehr entspricht es dem Prinzip des Protestantismus, daß die lebendigen Glieder der Kirche, die ja zur Mitarbeit am Ausbau derselben berufen sind, ihre Aktivität darin bekunden, daß sie nicht indifferent fraglosen Mängeln gegenüber stehen oder in hoffnungsloser Resignation oder bequemer Indolenz sich zurückziehen, sondern daß sie bei offenkundigen Schäden mithelfen Remedur zu schaffen. Wir müssen berechnete Wünsche und zeitgemäße Vorschläge dankbar akzeptieren. Eine Anregung von dieser Seite kann zur Schärfung unseres Gewissens dienen. Das steht ja außer Zweifel, daß die veränderten Zeitverhältnisse veränderte Maßnahmen bedingen, neue Zeiten neue Pflichten auf-

legen. Über den neuen Pflichtenkreis sollten und müßten wir uns mit den Willigen in der Gemeinde verständigen, denn wir verkennen nicht das Recht der Gesamtkirche an der Lösung der sozialen Aufgaben und Probleme, die uns die Gegenwart stellt.

Diesbezügliche Anregungen und teilweise Inangriffnahme der Arbeit ist auch hier und da erfolgt. Es wäre ja unverzeihliche Torheit zu meinen, daß durch äußerliche Pazifizierung des Landes die Revolution für immer niedergeworfen wäre und wir friedlichen Zeiten wie ehemals entgegengingen, wo man zufrieden mit seinen Leistungen den Karren im alten Geleise weiterziehen könnte. Wir stehen auf vulkanischem Boden, und wenn wir die Binde von den Augen nehmen, so enthüllen sich in unseren Gemeinden oft trostlose Zustände, die uns das Herz bluten machen, denn die Revolution hat nicht bloß die Vertrauensstellung des Pastors aufs tiefste erschüttert, sondern auch an manchen Orten völlig untergraben. Sie hat die Massen in der Gemeinde der Kirche entfremdet, die Indifferenten mit sich gezogen, sie hat eine neue Situation geschaffen. Aber damit sagt man uns nichts neues. Wir wissen's und fühlen es. Was soll nun die Wiederholung der für uns schmerzlichen Wahrheiten? Doch gerade an diese knüpfen die neuen Forderungen und Vorschläge an, welche auf radikale Umwälzung zielen in bezug auf Kirche und Gemeinde. — Die Meinung geht dahin, daß durch nationalistische und sozialistische Verhegung unhaltbare Zustände geschaffen sind sowohl für Pastoren deutscher Nationalität in gemischten Gemeinden, als auch für die deutschen Gemeindeglieder innerhalb derselben. Die jetzigen Zustände, meint man, treiben einer Entscheidung entgegen, welche früher oder später zu erwarten ist.

Zunächst was die deutschen Pastoren betrifft. Ihre Arbeit wird unterbunden durch fortgesetzte Verdächtigung ihrer Gesinnung, Verkennung ihrer uneigennütigen Berufsarbeit, durch den Vorwurf der Interessiertheit, Entfremdung vom Volk, Bevorzugung der höheren Stände, Verständnislosigkeit für die Regungen der lettischen Volksseele. Dabei geht mit der sozialistischen eine atheistische Infektion breiter Volksschichten ungehindert weiter, nimmt bedenkliche Dimensionen an, indem der Atheismus und direkte Feindschaft gegen die Kirche genährt wird, nicht bloß durch die links stehende Presse, sondern auch durch organisierte Agitation

und geheime und offene Kolportage. Man geht noch weiter. Jede segensreiche Arbeit durch Predigt und Unterricht in Kirche und Schule, jede persönliche Einwirkung des Pastors durch Seelsorge und direkten Verkehr soll paralytisch werden, indem man die Unterrichtsarbeit in ein System gebracht, sie in ein Gewand gehüllt, das den polizeilichen Spürsinn nicht zu fürchten braucht. Man plant nämlich für jede Gemeinde als Gegengewicht gegen den kirchlichen Einfluß eine Zentrale in der registrierten und offiziell bestätigten „isglitibas beedriba“ (Bildungsverein), welche überall wie die Pilze aus dem Boden schießen, scheinbar als Nachahmung der deutschen Schul- und Bildungsvereine. Das sittliche und geistige Niveau des Volkes soll angeblich gehoben werden durch unkontrollierbare Vorträge, Leihbibliotheken, tatsächlich aber durch Vergnügungsgesellschaften, die Bälle und Theater am Sonntag Nachmittag zu einer frühen Stunde ansetzen, um durch dieses Anziehungsmittel die Kirchen zu entleeren. Es wäre ungerecht, hier zu generalisieren und sie alle über einen Kamm zu scheren. Das liegt mir fern, denn ich weiß es von praktischen und aktuellen Fragen, die hier verhandelt werden, so die Antialkoholfrage. Es wäre auch ungerecht, dem Volke eine Geselligkeit zu mißgönnen oder zu verkennen, daß Theater und Musik einen erzieherischen Einfluß haben können. Doch die Ausnahme macht nicht die Regel. Es liegt doch System und bewußte Tendenz darin, wenn Wandervorträge Rigascher Redner, auch Rednerinnen, aus dem „Jonathan“- und „Aufkellis“-Verein Themata wie: „freie Liebe“, Frauenemanzipation, Hückels und Darwins Theorien, Massenaustritt aus der Kirche zc. vor einem zum größten Teil unreifen und kritiklosen Publikum behandeln und man später „Pasaules mihtas“ (Weltwunder) oder Dav. Friedr. Strauß' „Leben Jesu“ in den Gefinden vorfindet. Das sind fraglos Kanäle, durch welche das Gift von den oberen in die unteren Schichten des Volkes dringt, deren Fassungsvermögen für die neuen Doktrinen nicht zureichend ist und welche die neuen Lehren ins grobsinnliche übersetzen, sobald die Achtung vor göttlicher und menschlicher Autorität geschwunden ist.

Kann noch der Pastor diesen Mächten Einhalt gebieten, wo der altruistische Sozialismus im unnatürlichen Bunde mit dem egoistischen Nationalismus seine Pfeile gegen Kirche und Amt richtet?

Noch wird der Pastor, falls er Letzter ist, auf den Schild gehoben, noch braucht man ihn, um ihn als Günstling des Volkes auszuspielen gegen den fremdstämmigen Hirten. Wie lange noch? Die Volksgunst ist schwankend, kennt nicht Norm und Grenze. Man läßt auch ihn, den Volksgenossen, fallen, sobald er bei voller Sympathie mit nationalberechtigten Forderungen sich gezwungen sieht zügellosen Präntensionen entgegenzutreten und den Übereifer energisch zu dämpfen, wo die sittlichen Schranken überschritten sind.

Momentan ist der lettische Pastor insofern im Vorteil gegenüber dem deutschen, als man ihm mehr Vertrauen noch entgegenbringt, während dem letzteren das Wirken im Amt immer mehr erschwert wird. Die Saat der Nationalisten geht auf dem empfänglichen Boden immer mehr auf. Die Gegensätze werden schroffer. Welch ein Ausweg ist möglich? Einer muß gefunden werden.

Aber nicht bloß der deutsche Pastor erscheint allein der leidende Teil in der gemischten Gemeinde, sondern ebenso die verhältnismäßig kleine deutsche Gemeinde. Durch die aufreibende Tätigkeit des Seelsorgers innerhalb der großen lettischen Gemeinde kommt, wie man meint, die deutsche zu kurz. Man weist darauf hin, daß bei dieser Vernachlässigung viel gesündigt ist, namentlich gegenüber den sog. Kleindeutschen, die ohne deutschen Unterricht blieben, als die Russifizierung einsetzte, ihr Volksbewußtsein allmählich verloren und durch Volksschulen auf dem Lande lettisiert wurden, daher auch am lettischen Konfirmandenunterricht und Gottesdienst teilnahmen. Man ist freilich nicht so ungerecht die Schuld der Lettifizierung und den Verlust eines großen Teils der Volksgenossen einfach den Pastoren in die Schuhe zu schieben, weil hier noch andere Faktoren in Betracht kommen und die Mitschuld an einer Unterlassungssünde gegenüber den Volksgenossen teilen. Trog dieser Zersplitterung der deutschen Gemeinde hat sich der nicht geringe Rest während der Revolution zäh und markig erwiesen und gezeigt, daß er in Stunden der Gefahr eine Mauer mit festem Unterbau sein konnte, an welcher trotz bedenklicher Risse die Wellen der Revolution zurückprallten. Das deutsche Volksbewußtsein, das zu lange geschlummert, ist in den Schreckenstagen erwacht und man fühlt aus Selbsterhaltungstrieb das Bedürfnis nach Zusammenschluß aller Kräfte zur Konservierung der realen

und idealen Güter des deutschen Volkes, nachdem man der Gefahr klar ins Auge geschaut und erkannt, welche nationalen Güter auf dem Spiele standen. Wenn das durch niemand bedrohte, von oben stets ostentativ bevorzugte Lettentum das nationale Banner stolz erhoben hat, um damit gegen den fingierten deutschen Gegner zu Felde zu ziehen, wenn auch nicht mit dem ganzen Heeresgesolge der weiten Volksschichten, jedoch mit zielbewußten Demagogen, welche die erregten Geister gerufen und um sich scharten, dann war es verständlich, daß man auch im andern Lager für angefochtene Rechte eintrat und zum mindesten dasselbe Heimatrecht beanspruchte in Kirche und Schule und wo es sonst bestritten wurde. Daß diese deutsch-nationalen Forderungen sittlich berechtigt sind, dürfte auch gegnerischerseits nicht beanstandet werden, falls man nicht mit ungleichem Maß mißt.

Man will aber von deutscher Seite nicht bloß dieses Recht für die Gegenwart verteidigen, sondern auch für die Zukunft Kautelen schaffen, um sich zu schützen gegen Übervorteilung oder Verkürzung seiner kirchlichen und gemeindlichen Rechte. Hat die lettische Presse und in ihrem Gefolge die lettische Intelligenz die Parole ausgegeben nach Aufhebung der Patronats, Besißergreifung und freie Verfügung über alles kirchliche Mobil und Immobil, plant sie dann mit Hilfe der überragend demokratischen Majorität eine definitive Herausdrängung des deutschen Elements als nichtbestimmenden Faktors und man hat hier und da offen die Karten aufgedeckt und seine unzweideutigen Ziele verlautbart, — dann weiß der Deutsche, daß seine ererbten und erworbenen Rechte, sein Mitbesiß ihm streitig gemacht wird, er an die Wand gedrückt wird, während doch z. B. das Kirchenimmobil seine Entstehung deutscher Fundation verdankt und das Kirchenkapital zum überwiegend größten Teil durch Munifizenz deutscher Patrone oder Stiftungen anderer vermögender deutscher Gemeindeglieder gesammelt ist. — Diese Usurpation auf kirchlichem Gebiet wäre gleichbedeutend mit einem Rechtsbruch von unabsehbaren Folgen.

Wenn sich nun die Gegensätze so zuspitzen und die erwähnten Befürchtungen nicht grundlos sind, welcher einen Ausweg aus dem Dilemma gibt's?

Gibt's nur einen? Die Ansichten gehen auseinander. Die pessimistische — diese Bezeichnung soll keinen Vorwurf in sich

schließen — neigt zum Schluß: hier gilt's entschlossen zu handeln; die logische Konsequenz, um den unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen, wäre eine Teilung bezw. Sprengung der gemischten Gemeinden in rein nationale, d. h. getrennt lettische und deutsche. Dadurch wäre den beiderseitigen Forderungen entsprochen und Friede auf kirchlichem Gebiet. Die präzisirte und detaillirte Ausführung dieses Gedankens kann ich füglich fortlassen, um so mehr als er noch keine feste Form, die unanfechtbar wäre, angenommen hat. Die Vorschläge stimmen nicht alle überein. —

Dem Wunsche, der dieser Ansicht zugrunde liegt, kann ich mein Verständnis nicht versagen, vor allem daß bei einem zu erwartenden Ausgleich fester Kautelen auch für berechnigte und legale deutsch-nationale Forderungen geschaffen werden. Ob und wie weit man aber allen auf dieser Linie geäußerten Projekten beipflichten und eine Realisierbarkeit im konkreten Fall annehmen kann, ist eine andere Frage, auf die wir eine Antwort schuldig sind.

Man stellt den Ausweg der Teilung als ultima ratio hin und als eine nationale Förderung des bedrängten Deutschtums, um durch diese radikale Trennung der Gemeinden die unvermeidlichen Reibungsflächen aus der Welt zu schaffen. Daher das einfachste — das Durchhauen des gordischen Knotens, um einer erträglichen Zukunft entgegenzugehen und Klarheit zu schaffen. — Wir haben nicht das Recht schwerwiegenden Gewissensbedenken anderer ohne weiteres einen Zweifel entgegenzusetzen und a priori die Realisierung dieses uns aus vielen Gründen verständlichen Wunsches als Utopie zu erklären, ehe wir die ganze Materie sachlich geprüft.

## II. Prinzipielle Beurteilung der Proposition.

Soll die vorliegende Materie einer vorurteilslosen Kritik unterworfen werden, dann haben wir sie zu betrachten vom 1) historischen und politischen, 2) vom juridischen und praktischen, 3) vom patriotischen und nationalen und 4) vom christlichen Standpunkt.

Ich will mich möglichster Kürze bedienen.

1. Zunächst der historische und politische Standpunkt. Weil ich historisch fühle, so meine ich, kann etwas historisch Gewordenes wie unsere gemischten Gemeinden, die eine vielhundertjährige Vergangenheit hinter sich haben, nicht einfach durch einen Federstrich umgeworfen werden. Das wäre ein gewaltsames Hineingreifen in das Zeitrad der Geschichte, das nicht ungestraft für beide Teile bliebe. Was unsere Väter mit Selbstverleugnung und Opfern und keineswegs in politischer Kurzsichtigkeit geschaffen, das feste Gefüge unserer Gemeindeordnung mit gemeinsamem Kirchenbesitz, sollten wir Epigonen nicht niederreißen, noch weniger dann, wenn fanatische Gegner, denen eben historischer Sinn abgeht, an diesem Bau der Kirche und ihrer Organisation rütteln aus politischen selbstsüchtigen Gründen zur vermeintlichen Stärkung ihres Volkstums. Das wäre ein zweckloses, deplaziertes Entgegenkommen. Gewiß können sich äußere Formen überlebt haben, und es wäre ein blinder Konservatismus, krampfhaft das Alte festhalten, weil es alt ist, wenn sich zeitgemähere und praktischere Organisationen fänden. Ich sehe sie nicht oder sehe vielleicht mit andern Augen das Bild unsrer Kirche nicht so trübe, wie man es hinzustellen sucht, um eine radikale Umwälzung zu rechtfertigen. — Zu diesem definitiven Bruch mit den Heimatgenossen, zu diesem entscheidenden Schritt extremer Kirchenpolitik sollte nicht von deutscher Seite die Initiative ergriffen werden. Wir Deutsche haben uns bisher dessen gerühmt, nicht die leidige Politik in die Kirchenfrage hineingebracht zu haben, wie es von anderer Seite geschehen ist. Sollen wir die Rollen wechseln, wenn wir zur Aktion gedrängt werden und was jene aus anderen Motiven wünschen und wir bisher aus Prinzip abgelehnt haben, jetzt selbst tun, indem wir Kirchenpolitik mit nationaler vermengen? Das ist eine Inkonsequenz gegenüber der früheren Versöhnungspolitik und ein gefährliches Experiment, das bald seine Früchte zeitigen könnte. Man wende nicht ein, daß ja ohnehin eine durch den baltischen Provinzialrat angeregte Kirchenreform bevorsteht, die auch einschneidende Änderungen mit sich bringen wird. Freilich kommen sie im Zusammenhang mit der Patronatsfrage, aber sie stehen nicht auf derselben Linie mit der erwähnten definitiven Gemeindetrennung, sondern sollen einen Ausgleich der Differenzen, einen modus vivendi finden bei neuer Verteilung der Rechte und Pflichten innerhalb der gemischten

Gemeinde, die dann eine regere Betätigung der bisher passiven Glieder am kirchlichen Leben zur Folge haben könnte. — Nehmen wir als analogen Fall statt der äußeren kirchlichen Trennung eine innere kirchliche. Es gibt ja innerhalb unsrer evangel. Kirche viel einschneidendere Meinungsdivergenzen in Sachen des Glaubens, wo sich Positive und Negative bezw. Konservative und Liberale extremster Richtung in getrennten Lagern gegenüberstehn und infolge des furor theologicus teilweise nicht mehr verstehen. — Wer wollte selbst um des religiösen Prinzips willen zu so rigorosen Mitteln greifen und eine Scheidung beantragen in zwei gesonderte Kirchen, um jedem Gewissenszwang vorzubeugen. Das wäre doch ein Riß, der unheilbar bliebe. Nun handelt es sich im vorliegenden Falle nicht um ein Glaubensprinzip, sondern um eine nationalpolitische Operation. Wenn wir absehen von den nicht ernst zu nehmenden abstrusen Phantastereien eines Zeitungspolemikers über ein lettisches Christentum im Gegensatz zum deutschen, etwa wie exotische Nationalisten ein japanisches oder ein äthiopisches Christentum konstruieren wollen, wenn wir absehen von diesen Phantomen, wo wir es mit Realitäten zu tun haben — so sind wir doch in Glaubenssachen mit unseren politischen Gegnern einig, und da sollten wir den von unsern Glaubensgenossen hingeworfenen Fehbehandschuh aufnehmen und auch ihnen unsrerseits die kirchliche Gemeinschaft kündigen, als ob innerhalb derselben Kirchenwände nicht alle politischen Schattierungen Raum fänden und von dem Evangelium toleriert werden, abgesehen natürlich von den erklärten Feinden der Kirche und überhaupt des Christentums?

Die viel ventilirte Kirchenfrage, die zuerst aufgeworfen ist von kirchlich Entfremdeten, einzelnen Schreibern, oft atheisistischen Demagogen, denen es nicht um das Wohl der Kirche zu tun ist, die nicht die Stimme des Volkes sind, sondern nur das böse Gewissen desselben, ich sage, diese vielumstrittene Kirchenfrage muß allerdings eine Lösung finden, die ja mit ihrem ganzen komplizierten Material von unserm Kirchenregiment im Verein mit unserer Landesvertretung vielfach erwogen ist und wie wir hoffen mit der Zeit ihre gesetzliche Sanktion finden wird, ohne daß historisch Gewordenes vernichtet wird. Sie wird den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragen und wenn sie auch nicht allen Kollisionsstoff entfernen wird, so wird sie doch nach Möglichkeit

die Gegensätze zu mildern und zu versöhnen suchen. Über die Grenzen der vom Provinzialrat entworfenen Reformen sollte unsere Kirchenpolitik nicht gehen. —

2. erwägen wir die Frage vom juridischen Standpunkt, die uns weiter zu praktischen und ökonomischen Fragen führt. Da stehen wir vor einem Berge von Hindernissen und Schwierigkeiten, die unsere prinzipiellen Gegner bei Aufrollung dieser Frage wohl ebenso kennen. — a) Unsere gemischten Landgemeinden haben bloß ein Gotteshaus, eine Widme und mit ganz vereinzelt Ausnahmen ein Kirchenvermögen gemeinsam. Wo will man nun Linien ziehen und die Grenzpfähle stecken? Da steht die rein juridische Frage im Vordergrund: was bezeugen die Urkunden über Fundation, Dotation für Kirchenbeamte, existieren überall testamentarische Bestimmungen über Kirchenkapital und andere Stiftungen? Unsere ältesten Inventarien geben trotz detaillirter Ausweise über Stand und Größe des Mobils und Immobils aus begreiflichen Gründen gar keine Angaben über das Besizrecht der Gemeinden nach nationaler Trennung. Wie will man bei der Unklarheit der Stiftungsurkunden eine legale Basis finden für eine Scheidung sowohl der kirchlichen Immobilien wie Mobilien? Die Gefahr liegt nahe, daß das Aufrollen dieser heikeln Frage unter Umständen eine direkte Schädigung der deutschen Gemeinde und damit der deutschen nationalen Interessen bedeuten könnte. b) Und nun kommen die unzähligen andern praktischen und ökonomischen Fragen, die bei einer kirchlichen Gemeindetrennung in großer Menge sich dranhängen. Wer baut und remontiert erforderlichenfalls neue Kirchen, wer erhält sie? Wenn neue Widmenfundation nötig wäre, wer gibt das Land dazu? Daß beide Gemeinden, die oft jetzt schon mit chronischen Geldkalamitäten kämpfen, sich getrennt erhalten könnten, wird man bei Kenntnis der landischen Verhältnisse nicht für denkbar halten. Wer wird über den Besiztitel entscheiden, falls dokumentarischer Nachweis sich nicht beschaffen läßt? Unser russisches Gericht, das als tertius gaudens das unparteiische Forum in baltischen Fragen sein soll? Oder eine von lettischer Seite gewünschte Senatorenrevision mit ihrem salomonischen Urteil? In Zeiten des Aufruhrs, wie wir sie erlebt, könnte man befürchten, daß im Kampf um die Kirche das Faustrecht entscheiden würde.

Doch die Sache ist zu ernst und so wollen wir diese Eventualitäten a limine zurückweisen. —

c) Dann ein anderes Hindernis, wo Theorie und Praxis im Widerspruch stehen. Kann man solche Bestimmungen einfach und einseitig über die Köpfe der Gemeinde treffen, die doch fraglos als der passive Teil mehr bei der geplanten Operation interessiert ist als die aktiven Operateure, welche mit dem Seziermesser eingreifen und ausscheiden und umteilen wollen, was nach ihrer Einsicht nötig wäre? Es fragt sich doch sehr, ob die deutschen Gemeindeglieder und auch die kirchlich gesinnten Letten, auf die es im Gegensatz zu den blinden Hezern in der lettischen Gemeinde doch vor allem ankommt, einverstanden sein würden, sich einfach von ihrem Seelsorger deutscher Nationalität zu trennen? Und genau dasselbe Bedenken dürfte sich zeigen bei den Deutschen auf dem Lande, die sich nicht einfach auf viele Meilen einen neuen Pastor und eine andere Kirche, die sie wegen der Entfernung kaum besuchen könnten, zuweisen lassen würden, sondern auch ihre Anhänglichkeit bezeugen würden sowohl an eine bestimmte Kirche, mit der sie traditionell verbunden sind, als an den Pastor ihrer alten Gemeinde. Man vergißt, daß Tradition und Gewohnheit ihre festen Wurzeln haben und die zu lockern kann auch den entgegengesetzten Erfolg haben. Glaubt man z. B. im Ernst, daß der schwache Kirchenbesuch unserer Deutschen reger sein wird, wenn ihnen das Gotteshaus noch weiter gerückt wird? Dasselbe Bedenken gilt für die jetzt regelmäßigen lettischen Kirchenbesucher.

d) Eine andere praktische Schwierigkeit. Selbst wenn die Durchführung einer Trennung der gemischten Gemeinden denkbar wäre durch Besetzung der betreffenden Pfarren mit nationalen Predigern lettischer bzw. deutscher Nationalität, wo würden die mehr als 100 lettischen Gemeinden in Kurland lettische Kandidaten finden, wo jetzt nur 10 pZt. der kurländischen Pfarren von geborenen Letten besetzt sind und die zunehmende materialistische Richtung innerhalb der lettischen Intelligenz gezeigt hat, daß die Absolventen der russischen Mittelschulen meist sozialistisch infiziert und nationalistisch gesinnt, mehr Neigung zeigen für technische Fachbildung als für das Universitätsstudium, mithin auch eine konstante Abnahme lettischer Theologen stattfindet zu gunsten der

Techniker, denen ihr Brotstudium praktischer und gewinnbringender erscheint. In absehbarer Zeit müßte der Bedarf an Kandidaten doch von Deutschen gedeckt werden, so gern auch nach Abschaffung des Patronats und Einführung des Wahlrechts der Gemeinde nach Wahlkurien diese lettische Kandidaten bevorzugen würden, wenn sie ihnen wie bisher von weit entfernten Komitees aufgetragen würden; sie müßten aber dennoch aus Mangel an lettischen Bewerbern sich mit deutschen begnügen. Man denke sich aber deren Lage, wenn sie bei den in zwei Lagern geschiedenen Gemeinden sich notgedrungen, um nicht stellenlos zu bleiben, für eine lettische Pfarre entscheiden müßten, wo ihr Deutschtum, das sie nicht verleugnen können und werden, durch nationale Verhegung verfehmt ist, während jetzt der Deutsche wie der Letzte in gemischten meist im Segen wirken kann.

3. Das führt uns auf den nationalen und patriotischen Standpunkt, von dem wir die Sache ins Auge fassen wollen. Man stellt es gegenüber der Wahlagitation für Letten in unseren gemischten Gemeinden, deren Majorität lettisch ist, nunmehr auch als deutsch-nationale Forderung hin, ebenso der deutschen Minorität auf dem Lande ihren eigenen Seelsorger zu geben, damit dieser nicht mehr seine Hauptkraft den Letten zuwende und nur mit halber Kraft nebenbei den Deutschen diene. Das klingt gerecht und plausibel. Wird aber hier nicht generalisiert? Aus der fraglosen Schwerefälligkeit oder sagen wir Bequemlichkeit weniger, die ihre deutschen Gemeindeglieder auf Kosten der Letten vernachlässigen, kann man nicht den Schluß ziehen, daß dies erwiesene Tatsache in allen Gemeinden ist und daß dem zufolge, weil einzelne Amtsbrüder nicht ganz ihren Pflichten ausnahmslos allen ihren Gemeindegliedern gegenüber nachkommen, man nur eine Besserung in der Bedienung der deutschen Gemeinde hoffen kann, wenn sie von ihren eigenen Seelsorgern bedient würde, die sich im neuen Pfarrverbände ausschließlich ihr widmen würden.

Ich fürchte, wenn es jemand am rechten Amtseifer in der gemischten Gemeinde fehlt, er sich durch eine neue Gemeindegruppierung nicht impulsivert fühlen wird seine erlahmte Tätigkeit zu verdoppeln, weil nun die Gemeinde einsprachig ist. Es scheint mir diese Motivierung nicht stichhaltig und die Hoffnung auf gesteigerte

Tätigkeit und Leistung in den einsprachigen Gemeinden kein Fehlschluß. Daß der deutsche Pastor ohne seine deutsche Gemeinde zu vernachlässigen für Letten arbeiten kann, dafür statt vieler nur ein Beispiel. Wir haben den großen Lettenfreund gekannt, dessen ganze Lebensaufgabe darin bestand, am lettischen Volk zu arbeiten und es durch Schaffung einer sprachwissenschaftlichen Grundlage und Bereicherung seiner Literatur geistig und kulturell zu heben. Würde jemand Dr. Bielenstein deshalb seinen deutschen Patriotismus absprechen oder seine nationale Gesinnung antasten? Es läßt sich und muß sich beides sehr wohl vereinen, und das gilt in gleicher Weise vom lettischen wie deutschen Prediger, nämlich seine Nationalität mit Würde zu wahren und zugleich einem andern Volk zu dienen, was die amtliche Pflicht gebietet und zwar mit Überzeugung und Hingebung und nicht etwa als eine aufgezwungene Last, die man mit Widerwillen trägt. — Ich bitte wohl zu unterscheiden gesunden Patriotismus vom krankhaften Chauvinismus und bitte mich dabei nicht mißzuverstehen, als läge in meinen Worten etwas Anzügliches, da mir dieses wie jede Polemik fernliegt. — Was ist denn Patriotismus? Ist er nicht die opferfreudige Vaterlandsliebe, die aus der Gesinnung hervorgeht, der patria, dem Lande der Väter zu dienen, die Heimat zu lieben, ihr Bestes zu erstreben mit Dransetzung aller Kräfte? Das Heimatland ist aber bei der Völkermischung nicht ein ausschließliches Privileg einer Nation, sondern nach Gottes Fügung ein Gemeingut verschiedener Völker, die nach Rasse, Gesinnung und Gefittung unterschieden an dieselbe Scholle gebunden sind und nach göttlicher Providenz gegenseitige Pflichten und Aufgaben haben gegenüber den Heimatgenossen anderer Zunge. Diese Pflichten verkennet nicht der Patriot, sondern der Chauvinist, der aus rücksichtslosem Egoismus nur Recht für seine Nation und Pflichten für sie kennt, nicht aber den andern Heimatgenossen gegenüber. Der engherzige Chauvinist mißgönnt dem Fremdstämmigen Anteil am Heimatsrecht, sein extremes Ziel ist Verdrängung, Verachtung alles dessen, was nicht sprach- und stammverwandt ist. Damit ist aber auch die Grenze berechtigter nationaler Forderung überschritten, die für die eigene Nation ungeschmälerte Existenzberechtigung beansprucht und damit im Zusammenhang Pflege des eigenen Volks-

tums auf geistigem, kulturellem und kirchlichem Gebiet. Ein nationaler Kampf hat seine Berechtigung, wenn nationale Güter der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sind. Aber nicht jedes Kampfmittel heiligt den Zweck. Die Abwehr ist immer notwendig, nicht aber der Angriff. Letzteres tabeln wir mit Recht beim lettischen Chauvinismus, der sich oft ins Maßlose versteigt. Hüten wir uns daher vor einem deutschen Chauvinismus, in der Meinung als deutsche Patrioten unsern nationalen Standpunkt zu wahren, wenn wir die Kampfweise nachahmen, die wir bei andern perhorreszieren. Sie ist unserer nicht würdig, weil man unter einem engen Gesichtswinkel den Blick aufs Ganze verliert. Wer sein eigenes Volkstum hochachtet, der muß eine vorurteilslose und gerechtere Beurteilung und ein Verständnis für das nationale Ringen eines jungen Volkes haben, wo beim nationalen Erwachen nur zu oft der Volkspsychiater krankhafte Auswüchse und Entgleisungen beobachten wird, wenn es in seiner kulturellen Entwicklung etwas unnatürlich rasches, sprunghaftes aufweist, was auch in diesem Falle eine bedenkliche Psychose zur Folge hat.

Gesetzt, die Trennung der gemischten Gemeinden ginge glatt über den ganzen Berg der Schwierigkeiten. Da wolle man sich aber keinen Illusionen hingeben, daß eine rein deutsche Gemeinde unter allen Umständen ein erstrebenswertes Ziel wäre. Bedenken wir zunächst, daß es keine kompakte Masse wäre, sondern eine ausgedehnte Diasporagemeinde, wo von einer geregelten Seelsorge noch weniger die Rede sein könnte als in den zusammenhängenden lettischen Riesengemeinden. Hier würde, wie bisher, der deutsche Bauernstand fehlen. Man entgegnet mir: deutsche Kolonisten kommen ins Land und füllen die Lücke. Freilich ist der Großgrundbesitzer bei der zunehmenden Landflucht der lettischen Bauern und bei dadurch zunehmendem Arbeitermangel jetzt wie in Zukunft gezwungen deutsche Kolonisten russischer Untertanenschaft ins Land zu ziehen. Aber angesichts der Mißgunst der lettischen Bauerschaft, die dem neuen Konkurrenten das Leben erschwert und angesichts der Hindernisse, die man von administrativer Seite plant, weil man törichterweise pangermanistische Expansion wittert, wird auch diese Maßregel leider nicht den gewünschten Erfolg haben. — Bei einer deutschen Landgemeinde wolle man auch zum Vergleich an reichsdeutsche Landgemeinden denken. Sie sind nicht mehr was

sie waren. Der Sozialismus bringt in die bisher konservativen Agrarier immer mehr ein und sozialdemokratische Lehrer üben auf die unteren Volksschichten denselben verderblichen Einfluß wie bei uns. Würden bei uns deutsche Landgemeinden, wenn auch ein deutscher Bauerstand vertreten wäre, hier anders sein? Ich habe in westpreussischen Landgemeinden eine kirchliche Entfremdung kennen gelernt, die einen in der Begeisterung für deutsche Bauer-  
gemeinden stark ernüchtert. Aus der Ferne erscheinen einem die Dinge im rosigeren Licht. Die Übertragung der kirchlichen Ver-  
hältnisse jenseits der Grenze auf unsere sich erweiternden deutschen  
Gemeinden wäre nichts Ideales. Die Zunahme aber und die  
Stärkung des deutschen Elements durch fortgesetzte Kolonisierung  
wäre vom nationalen Standpunkt natürlich nur zu wünschen. Diese  
neue deutsche Bauerschaft, die einstweilen noch nicht vom Sozia-  
lismus infiziert ist, wird auch bei Behandlung der zu ventilierenden  
Kirchenfrage einen wichtigen Faktor bilden, mit dem wir in Zu-  
kunft rechnen müssen, gleichviel ob der deutsche Bauer sich hier  
kirchlich indifferent zeigen oder als ein brauchbares Element be-  
währen sollte.

Bei so einschneidenden Kirchenreformen, wie sie in unfrem  
Lande geplant werden, ist's verständlich, daß weite Kreise aufs  
lebhafteste an der Lösung des Problems interessiert sind und mit  
gespannter Aufmerksamkeit dem Ausgang der Verhandlungen ent-  
gegensehen. Handelt es sich doch nicht um Vorschläge, die ohne  
Kenntnis der konkreten Verhältnisse von Kanzleibeamten am grünen  
Tisch ausgearbeitet werden, was ein frivoles Experiment wäre.  
Nein, davon kann bei denen nicht die Rede sein, die den Ernst  
der Lage überschauen und sich der Verantwortung bewußt sind  
über das Wohl und Wehe unsrer Landeskirche mitzuraten, die das  
Beste der Kirche wollen und in den Anträgen bezüglich der Teilung  
der gemischten Gemeinden in rein nationale einen Ausweg gefunden  
zu haben meinen. Die Diskussion übers pro und contra hat ge-  
zeigt, daß diese Lösung des Problems nicht ungeteilte Zustim-  
mung gefunden hat, ebenso wenig wie einst die liberalisierenden  
Dogmen, welche im vorigen Jahrhundert in Livland den Kirchen-  
konvent zur Welt brachten, der beständig Anlaß zu Wahlagit-  
tationen geboten hat. Man hat sich damals selbst ins Fleisch ge-  
schnitten und genug zu bluten gehabt. Damals eine Kompromiß-

politik und ein deplaziertes Entgegenkommen unreifen Wählern Konventsgliedern gegenüber, jetzt im krassen Gegenteil das andere Extrem der absoluten Trennung der Gemeinden. Es ist verständlich, daß die Kreise, welche diese politische Schwentung nicht mitmachten, es mit Genugtuung begrüßten, daß bei der Ablehnung der Anträge nüchterne Überlegung gesiegt und die Majorität weder zwingende Gründe noch die Möglichkeit der Realisierung erkannte und vor allem vor den schwerwiegenden Konsequenzen zurückschreckte. Dieselben Gegengründe dürften auch anderwärts den Ausschlag geben wie in Livland, denn *exempla docent*.

Wir haben die Sache von verschiedenen Seiten geprüft; ein Gesichtspunkt ist aber von denen, welche für ihre Ansicht Propaganda machen, ganz übergangen und das ist 4) der christliche Standpunkt, der doch bei einer so einschneidenden kirchlichen Reformfrage das *punctum saliens* bilden sollte.

Wenn der Pessimismus, genährt durch die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre, der christlichen Liebe und dem Evangelio nicht mehr die Kraft zutraut die nationalen Gegensätze zu mildern und zu versöhnen, so kann ich's verstehen. In den Kreisen reißt aus der Verbitterung über das Erfahrene und dem Groll der Gedanke: „rein ab.“ — Anders muß das Urteil lauten sowohl in Laienkreisen, welche unmittelbare Fühlung mit dem Landvolk haben und als auch vor allem in pastoralen Kreisen, aus dem Munde eines Zeugen Jesu, welcher die Liebe predigt. Sein Urteil muß sich klären und mildern und sich nach einem höheren Gesichtspunkt richten, ohne in unklare Gefühlspolitik zu verfallen. Er weiß, daß das Christentum über den nationalen und politischen Fragen steht, und die sauerteigartige Kraft hat alles, auch das Nationale zu durchbringen. Die nationalpolitischen, kirchenrechtlichen, praktisch-ökonomischen Fragen treten erst an die zweite Stelle. Unser Gotteshaus bleibt neutraler Boden und der gemeinsame Glaube steht über dem Nationalitätenhader. Vom christlichen Standpunkt müssen wir daher mit vollster Überzeugung Protest einlegen gegen eine Umwandlung unsrer evangelischen Landeskirche in reine Nationalkirchen, weil hier die Motive zu ihrer Bildung nicht uneigennützig sind, sondern einer egoistischen Politik entspringen. Sie zerstört die Einheit der *una sancta ecclesia* in unfrem Heimat-

lande, sie treibt einen Keil unter die Heimatgenossen, welche das Evangelium näher bringen soll und die providenziell auf einander angewiesen sind.

Man täusche sich nicht. Dieses vielleicht in der Notwehr empfohlene Radikalmittel, das nicht die Liebe diktiert, sondern ein anderes Gefühl, milde gesagt Antipathie, kann nicht zur Gesundung unsrer Heimat und nicht zum Frieden dienen, sondern muß zersetzend wirken und die beiderseitigen Kräfte im unausbleiblichen Kampf aufreiben. Wo ist da Friede denkbar, wenn in allen kirchlichen Externis weit mehr als bisher die Gegensätze aufeinanderstoßen und immerfort zu unvermeidlichen Konflikten führen? Wenn Kampf auch notwendig ist, weil er die schwachen Charaktere für ernste Zeiten stählt und manchen bei ihrem unverzeihlichen Schwanken endlich Rückrat gibt, — ein Kampf mit Glaubensgenossen aber ist nichts Natürliches, sondern etwas Unnormales.

Es sind leider — *sit venia verbo* — Illusionen, sich durch solche Maßnahmen die Zukunft lichter zu gestalten. Rechnen wir doch mit realen Faktoren und nicht mit Fiktionen! Nicht bloß die christliche Gemeinschaft auf kirchlichem Gebiet wird durch Trennung von einander untergraben. Damit im Zusammenhang wird auch die gemeinsame christliche Liebestätigkeit der äußeren und inneren Mission aufs schwerste gefährdet, während jetzt vereinte Kräfte einander Handreichung bieten und die Samariterliebe nicht fragt nach Stand, Sprache und Abstammung.

Ich kenne den Einwand, daß von lettischen Hezern gegen kirchliche Kollekten mit Erfolg polemisiert wird mit den absurdesten Verdächtigungen bezüglich Verwendung der eingeflossenen Mittel und man die Gebefreudigkeit der lettischen Gemeindeglieder ebenso wie in Deutschland für sozialdemokratische Zwecke mißbrauchen will. Diese Hezarbeit, die aus Kreisen der erklärten Feinde der Kirche hervorgeht, soll uns nicht entmutigen, sondern vielmehr die falsch Berathenen zur verdoppelten Tätigkeit anspornen und nichtige und niederträchtige Verleumdungen durch den Tatbeweis widerlegen, daß gerade bei uns zu Lande alle christlichen Liebesanstalten, die ausschließlich ihr Entstehen deutscher Initiative verdanken, in uneigennütziger Weise vor allem unseren

lettischen Heimatgenossen zugute kommen und ihre verlassenen und hilfsbedürftigen Volksgenossen in den verschiedenen Pflagestationen aufnehmen. Unsere Liebesanstalten, die diesem hohen christlichen Ideal der selbstverleugnenden Nächstenliebe dienen, müssen zugrunde gehen, wenn sich die Hände und Herzen und damit auch die Gaben zurückziehen, die sich zur gemeinsamen Arbeit bisher vereint. Dieses wäre eine unmittelbare Folge der Gemeindetrennung in nationaler Gruppierung. Wer will dafür die Verantwortung übernehmen? Dünkt manchem trotzdem diese Trennung als einziger Ausweg, so verweise ich über unsere engen Heimatgrenzen auf analoge Verhältnisse in andern sprachlich gemischten Ländern, wo bei nationalen Differenzen dennoch auf kirchlichem Gebiet der christliche Standpunkt gewahrt ist und man zur Lösung von Konflikten nicht dieselben Konsequenzen gezogen hat wie bei uns. So in Westpreußen, Posen und Schlesien, wo polnisch-deutsche gemischte Gemeinden existieren, oder in Ostpreußen, wo deutsch-litauische Gemeinden sind; vor allem in Böhmen, wo doch Deutsche und Tschechen in womöglich noch größerem Antagonismus zu einander stehen. Trotz gleichartiger nationaler Reibungen fällt es keinem ein in sprachlich-gemischten Bezirken sich kirchlich zu separieren und zu diesem Zweck neue Gemeinden zu gründen bzw. neue Kirchen und Widmen zu fundieren. Das geschieht nur aus konfessionellen Gründen, wie bei der „Los von Rom“-Bewegung, die Separationen bedingt. Sonst hat die geistliche Bedienung derselbe Amtsträger ohne Gewissensbedenken. — Was der Missionar oft unter Lebensgefahr unter fremden, dem Christentum feindlichen Völkern vermag, weil die Liebe Christi ihn drängt, das sollte ein evangelischer Geistlicher nicht vermögen unter christlichen Völkern, wo das ihm von Gott angewiesene Arbeitsfeld liegt? Sollte er nicht vielmehr dankbar anerkennen, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist, daß auch er durchs Evangelium mitgeholfen hat ein Volk auf eine höhere Kulturstufe zu heben? Wir haben nicht das Recht seinen Glaubensmut und seine selbstverleugnende Liebe so gering einzuschätzen, daß wir ihm nicht die Kraft zutrauen sollten, auch in Kampfzeiten seinen Mann zu stehen.

So muß die nationale Pflicht gegen die eigenen Volksgenossen verschmelzen mit der höheren christlichen Pflicht, dem Glaubensgenossen anderer Zunge Handreichung zu bieten.

Hier gilt's, das Eine tun, das Andere nicht lassen, — das Bewußtsein für die historische Kontinuität einzutreten, die patriotische Pflicht seinen Posten nicht freizugeben, um in politischer Kurzsichtigkeit das momentan Bequemere zu wählen, die Erkenntnis, daß eine Verquickung juridischer, praktischer, ökonomischer Fragen der Lösung des Problems entgegensteht und vor allem die christliche Auffassung der Streitfrage veranlaßt mich von mir utopisch scheinenden Änderungen abzusehen, nämlich der Konstituierung nationaler Gemeinden nach Auflösung des gegenwärtigen Gemeindeverbandes. —

Wenn die für eine Teilung geltend gemachten Motive nicht überzeugen, dann erübrigt nach dieser prinzipiellen Beurteilung bezw. Ablehnung der Vorschläge noch

### III. die praktische Konsequenz,

die wir daraus ziehen.

Dieses Letztere führt uns zurück auf die pastorale Amtstätigkeit, von der wir im I. Abschnitt ausgingen. Sie könnte als eine rein interne pastorale Angelegenheit erscheinen, die bloß der Prüfung der Nächstbeteiligten unterläge und vor kein anderes Forum kompetiere. Doch die Arbeit des Seelsorgers gilt der Gemeinde, der Öffentlichkeit und hat nicht der Kritik aus dem Wege zu gehen, welche im Interesse der Gemeinde seitens der kirchlich gesinnten Laien geübt wird, insonderheit in unseren politisch bewegten Tagen. Wie die Gemeinde das Recht hat bei einer Kirchenreform ihre berechtigten Wünsche zu äußern, so hat sie auch das Recht über die Stellungnahme ihrer Prediger zu dieser Frage sich zu vergewissern, wie diese den veränderten Zeitverhältnissen gegenüberstehn und wie sie ihre Pflichten den neuen Anforderungen gegenüber auffassen.

Ich stelle die Frage: Wie kann der Amtsträger, der mit den konkreten Verhältnissen rechnet, beim status quo wirken? Wie kann er seine Kraft, die der deutschen wie lettischen Gemeinde gehört, jeder zu ihrem Besten widmen?

Die Antwort lautet kurz: in der Liebe Christi.

Da weisen wir alles zurück, was sich mit dieser Liebe nicht verträgt, so den Einwand, daß einem doch der Geduldsfaden

reißen kann und es auf die Dauer unerträglich wird ein Volk geistlich zu bedienen, das einem statt Vertrauen — Mißtrauen entgegenbringt. — Unsere ganze pastorale Arbeit ist, meine ich, eine konstante Geduldsarbeit. Vertrauen können wir nicht kraft unseres Amtes fordern, wir müssen es mühsam erringen, Schritt für Schritt. Die anfängliche Begeisterung bei Aufnahme eines Anfängers, auch eines geborenen Letten, verraucht wie Strohfener. Erst die gewissenhafte, andauernde Pflichterfüllung erwirbt Vertrauen, und auch nicht bei allen, nicht bei verbohrtten Segnern, nur bei den für Wahrheit und Liebe Empfänglichen.

Das einzige Werbemittel — wenn ich's so nennen darf — ist eben die Liebe, die sich nicht verbittern läßt, wo sie auch rügen und strafen muß. Fehlt mir die Liebe, dann kann ich freilich auch nicht von Herzen das Evangelium verkünden, die Botschaft der Liebe kann ich nicht im Zorn, im Haß, in ausgesprochener Abneigung gegen ein Volk verkünden. Das gilt sowohl für den deutschen wie lettischen Prediger in der gemischten Gemeinde. Ist mir die Liebe zu einem Teil der doppelsprachigen Gemeinde schlechterdings unmöglich, dann, meine ich, dürfte es keine Alternative geben, sondern über allem Zweifel erhaben sein, welche notwendige Konsequenz man in solchen Gewissenskonflikten zu ziehen hätte.

Wenn ich die Liebe als Leitmotiv fürs amtliche Wirken hinstelle, dann antworte ich der zweifelnden Frage: Kannst du ein Volk lieben, das dich absetzt, das deinen Stand verhöhnt, das dir die Ausübung deiner Pflicht unendlich erschwert? — Ich antworte — und hoffe die Antwort lautet einstimmig bei allen, die zugleich an lettischen und deutschen Gemeinden arbeiten — bedingungslos: ja! Und zwar — ich kann es lieben, weil ich muß und weil ich will. Ich muß es nicht bloß, weil ich bei meinem Amtsantritt gelobt meiner Gemeinde zu dienen mit allen Kräften und daher die Verantwortung trage für Einlösung dieses Worts, ich muß es aber auch — und dieses Muß wollen wir uns zur Schärfung des Gewissens immer von Neuem gesagt sein lassen — ich muß es, das lehrt mich das Gebot und Vorbild meines Meisters und aller derer, die in seinen Fußstapfen das Evangelium vom Kreuzpredigen und auch um des Evangeliums willen ein Kreuz tragen. Und ich will es lieben,

weil ich mich trotz aller trüben Erfahrungen dem Volk verbunden fühle, mit dem ich sowohl die Scholle teile, wie den Glauben. Gehört mein Herz der Heimat, dann auch meine Lebenskraft, die ich gebrauchen muß zur edelsten Kulturarbeit, die es gibt, zur geistigen Hebung eines gefährdeten Volkes, dem der Deutsche gemeinsam mit seinem lettischen Amtsbruder zum Erzieher in bestem Sinne des Worts bestimmt ist. Das ist, nach meiner Auffassung, unsere deutsche Ehre: auszuhalten und den Stürmen Trost zu bieten, sie mögen kommen woher sie wollen. Mit nationalistischen Velleitäten werden wir immer zu rechnen zu haben. Das braucht uns nicht kopfscheu zu machen. Wir fragen nicht nach dem, was uns trennt, sondern verbindet. Da gibt's mehr Anknüpfungen als Hindernisse. Auch die regelmäßig wiederkehrende Wahlagitation bei Neubefetzungen braucht uns nicht irre zu machen, uns bei der von außen inszenierten Wache zum Fehlschluß zu verleiten, als ob das lettische Volk als solches dem deutschen Pastor mißtraue, ihn als Eindringling betrachte im naiven Wahn, als ob sie selbst Auchtotonen wären in einem Lande, wo vor ihnen Götter und Riven gefessen. Wir tun gut, Törichtes zu ignorieren und nur direkte Angriffe in die Schranken zu weisen.

Wie ich den Wunsch der lettischen Gemeinde verständlich finde, einen Sohn des Volkes zum Hirten zu haben, wo doch nicht sein Blut, sondern seine Gesinnung und Tüchtigkeit ihn zum Amt qualifiziert und dieses allein die Gewähr bietet für ein dauerhaftes Band auch in der Zukunft — ich sage wie ich solche Wünsche verständlich finde — so hat auch andererseits der Gedanke, als Deutscher einer rein deutschen Gemeinde zu dienen, an sich viel verlockendes, wenn man abstrahiert von manchen Fehlern, die auch unseren Volksgenossen anhaften. Aber das Bewußtsein einer deutschen und lettischen Gemeinde zu dienen hat für mich nicht geringeren Wert, nicht bloß weil es dieselbe amtliche Tätigkeit ist, die meine Verfahren in drittelhalb Jahrhunderten an diesem Volk geleistet und die ich auch unter veränderten Zeitverhältnissen weiter leisten will, nachdem ich sie zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, sondern auch weil der erweiterte Pflichtenkreis für zwei Gemeinden, — mag die eine auch nur aus Bruchstücken bestehen, — das

Herz weitet. Das ist meine Mission, wie die eines jeden deutschen und lettischen Pastors an gemischten Gemeinden. Wir, die wir mit dem Leben und Treiben des Volks verwachsen sind, kennen auch den guten Kern in ihm, der noch nicht infiziert ist, seine Kirchlichkeit, die freilich abnimmt, wo der Deutsche aber nicht berechtigt ist sich über ihn zu erheben. Wir kennen die Sprache, die uns lieb ist, deren Laute an unserer Wiege geklungen, an deren Entwicklung wir mitarbeiten sollen. — Wir kennen aber leider auch einen großen Teil des Volks in seiner Verblendung und inneren Fäulnis. Darunter leiden wir, wir geben es aber nicht auf, da der Herr der Kirche es nicht aufgibt und uns zu dieses Volkes Rettung in seine Mitte gestellt. Ja, vergessen wir nicht, das Volk ist krank. Das haben uns die unheilvollen Wirren mit ihren Begleiterscheinungen und Erzessen gezeigt. Die Behandlung eines Kranken ist weit schwieriger als die eines Normalen und Gesunden. Um an der Gesundung mitzuarbeiten, muß unsere seelsorgerische Arbeit um so intensiver einsetzen, je ernster die Krankheits Symptome sind, denn wir sind nicht in erster Reihe Kultusbeamte, die dem Staat die Zivillisten führen und Kanzleiarbeiten tun, sondern wir sind doch in erster Reihe Pastoren und wollen es nicht dem Titel nach, sondern dem Wesen nach sein. Und Pastor ist Hirte. Dem Hirten steht die Gemeinde gegenüber als anvertraute Herde und diese sieht er mit Schmerz auch in ihren Verirrungen. Da stehen wir nun auch vor brennenden Fragen, vor Problemen, nicht aber vor dem, wie soll ich das Band lösen, um von diesem Volk loszukommen und mir eine rein deutsche Gemeinde zu schaffen, sondern vor dem weit ernstern Problem: welches sind die Mittel und Wege, an Deutschen und Letten gemeinsam und erspriehlicher als bisher zu arbeiten, ohne die Kraft für anderes zu zersplittern und multa statt multum zu leisten. Wie soll ich mit dem Evangelium, diesem Universalmittel, dienen, das alte Evangelium in neuer Form den zerstreuten und oft vernachlässigten Deutschen wie auch den Letten nahe bringen? Mahnt uns daran nicht der doppelte deutsche und lettische Ehrentitel unseres Amtes: Pastor und Mahzitajs? Beides, Hirte und Lehrer, muß harmonisch verbunden sein. Das Evangelium will nicht bloß mit dem Wort gelehrt sein, es will vorgelebt sein. Das evan-

gelische Vorbild ist auch Lehre, wo Wort in Tat sich umsetzt bei rechter Hirtenliebe. Diese Liebe ist erfinderisch in Mitteln, sie sinnt und findet neue Wege, um den der Kirche Entfremdeten nachzugehen. Solcher gibt es leider auch in unsrer deutschen Gemeinde nicht wenige, die sich ihres Volkstums schämen und dem deutschen Gottesdienst entziehen. Diese gilt's namentlich aus den vernachlässigten Handwerkerkreisen zu sammeln, ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie als Deutsche Heimatrecht auch in ihrer Kirche haben und daselbst nicht geduldet, sondern ihre vollberechtigten Glieder sind.

Den der Kirche Entfremdeten haben wir in gleicher Weise auch innerhalb der lettischen Gemeinde nachzugehen, der großen Menge, die sich in der Revolutionszeit als Mittläufer haben verhalten lassen, oder die noch schüchtern und ängstlich eine abwartende Stellung einnehmen, weil es ihnen an Bekennermut fehlt, dieser alten Volksjünde, offen Farbe zu bekennen.

Das steht fest, von der Kanzel allein werden wir sie nicht erreichen, weder die zerstreuten Deutschen, noch auch die kirchlich indifferenten Letten. Das Kanzelwort verhallt für viele. Keiner wird das Gefühl der Befriedigung haben, wenn seine amtliche Tätigkeit sich beschränkt innerhalb der Kirchenwände. Es sollte nicht so sein, ist aber so, daß auch heute der Amtsstock auf gewisse Kreise so wirkt, wie ein rotes Tuch. Nun, wir bleiben auch Pastoren, wenn wir den Amtsstock ausziehen im Kreise der Gemeindeglieder, und dazu findet sich Veranlassung gesucht und ungesucht. Die persönliche Anknüpfung im Hause ist unter den obwaltenden Umständen eine *conditio sine qua non* in bezug auf seelsorgerische Einwirkung. Gehen wir dieser Gelegenheit nicht aus dem Wege, suchen wir sie, wenn sie nicht von anderer Seite gesucht wird in Anlaß von Amtshandlungen im Gefinde. Wir sehen in den paar Stunden, wo wir dort sind, denen ins Auge, die sonst vielleicht ihren Blick von uns wenden. Gelegenheiten, die wir uns selbst schaffen, bleiben unsere Hausfahrten, ohne welche sich bei uns in Kurland auch die vorgeschriebene Hausunterrichtskontrolle vielfach nicht mehr durchführen läßt, gelegentlich welcher wir auch Einblick gewinnen in vieles, was man sonst geflissentlich dem Pastor verheimlicht. Hier taut aber manche Eiskruste auf. Kommen wir so in die Häuser unsrer zum Teil

entfremdeten Gemeindeglieder, so können sie in unser Haus kommen, sei es beim Kindergottesdienst oder Frauenvereinsversammlungen oder andern Sitzungen im Pastorat oder im kirchlichen Gemeindehause. Solche Zusammenkünfte werden wir in unsrer amtlichen Wirksamkeit je länger je weniger entbehren können, wenn sie auch Zeit und Kraft erfordern. Es hat in diesem Zusammenhang keinen Zweck sich in Details zu ergehen. Es werden außer dem Erwähnten noch andere gangbare Wege sein, auf denen wir der Gemeinde näher treten\*. Der Ausgangspunkt ist und bleibt die Liebe zum Herrn. Sie bedingt die Stellung zur Gemeinde, sie ist der Gradmesser des segensreichen Wirkens. Er sinkt, wenn die Liebe erkaltet. Erwärmt diese sich aber durch den Blick auf und die Not um uns, dann steigert sich die Schaffensfreudigkeit, sowohl innerhalb der Gesamtgemeinde als auch speziell in bezug auf die Willigen, die noch treu sind, aber als Schwache der Stärkung bedürfen. Ihrer sind nicht viele, oft nur ein Bruchteil. Sie sind uns aber doppelt wert, weil dieser Kern das Salz werden kann, das andere vor weiterer Zersetzung bewahrt. Wenn wir diese durch Vereinstätigkeit oder Kindergottesdienst im deutschen Pastorat sammeln, das Deutschen wie Letten als neutraler Ort offen steht, dann sollen auch letztere es dem deutschen Pastor anmerken, daß er ein Herz auch für seine lettische Gemeinde hat, daß er ihren geistlichen Bedürfnissen und geistigen Bestrebungen nicht fern steht und daß er wie Paulus den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche war, auch den Deutschen ein Deutscher, den Letten ein Lette sein kann.

Ich glaube, daß die, welche hier Anschluß an den deutschen Pastor suchen, sich in ihrer Hoffnung nicht getäuscht sehen, daß in Zeiten des Mißtrauens sich neue Bande knüpfen können, daß, wenn wirklich der Wille da ist, man sich verstehen kann.

Halte man diese Ansicht für Idealismus und Optimismus. Ich akzeptiere beides. Wer keine Ideale hat, hat Illusionen, und wer in diesen trüben Zeiten seinen gesunden christlichen Optimismus verliert, der bekennt sich zur Devise: „à pres nous le deluge.“

---

\*) Vgl. D. Grüner, „Recht und Pflicht der Kirche an der Lösung der sozialen Frage.“ Thabor-Bote 1907.

## Literarische Rundschau.



### Baron Eduard von Tolls Polarfahrt.

Mit großem Interesse werden gewiß viele baltische Leser das Buch zur Hand nehmen, welches die Gemahlin des leider verunglücktem Forschungsreisenden Baron Eduard von Toll, Baronin Emmy von Toll, kürzlich herausgegeben hat unter dem Titel: „Die Russische Polarfahrt der „Sarja“ 1900—1902. Aus den hinterlassenen Tagebüchern von Baron Eduard von Toll“ (Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1909). Im Ganzen umfaßt das Buch 635 Seiten und bringt außer 4 Tafeln und 47 Textabbildungen das trefflich gelungene Porträt Baron Tolls mit seinem faktimilierten Namenszuge. Von letzterem selbst rührt der als „Einführung“ vorausgestellte, seiner Zeit in der „St. Petersburger Zeitung“ erschienene Artikel „Plan einer Expedition nach Sannikow-Land“ her und weiter das „Tagebuch“, das 548 Druckseiten umfaßt und dem die Herausgeberin ein kurzes „Nachwort“ beigefügt hat. Die wissenschaftliche Durchsicht hat der Rufios am Museum für Meereskunde in Berlin W. Stahlberg ausgeführt, und einige auf die Expedition bezüglichen Beiträge haben der Konservator am zoologischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg A. Branchi und zwei Begleiter Baron Tolls, der Leutnant zur See Alex. Koltshak und der Forschungsreisende Konst. Wolkossowitsch,

der übrigens erst im Jahre 1901 als Führer einer Hilfsexpedition Baron Toll sich angeschlossen hat, beigezeichnet.

Das Ziel der von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ausgerüsteten Expedition ist bekanntlich das Sannikow-Land gewesen, das nach Baron Tolls Meinung sogar einen Archipel ausmachen soll. Dieses auch gegenwärtig noch unbekanntes Land hat seinen Namen von einem sibirischen Sammler des Mammutelfenbeins, einem „Promyschlennit“, wie solche Leute genannt werden, Jakow Sannikow, welcher im Jahre 1805 als Begleiter des Polarforschers Hedenström von der Neusibirischen Insel Kotelnj aus unter dem 76. Breitengrade in nördlicher Richtung jenes Land, oder genauer gesagt, einen Teil des Landes erblickt hat. In den zwanziger Jahren hat der Leutnant Anjou vom Marineministerium den Auftrag erhalten, das Sannikow-Land aufzusuchen, kehrte aber 1824 mit der vollen Überzeugung zurück, daß die angeblich im Norden von den Neusibirischen Inseln gelegenen Landmassen wohl nur auf einer Täuschung beruht hätten, daß aber jener Promyschlennit Sannikow ein guter Beobachter gewesen sein mußte, bewies die fünfzig Jahre später aufgefundene Bennet-Insel (nordöstlich von den Neusibirischen Inseln, etwas südlich vom 77. Breitengrade), an einer Stelle, an welcher Sannikow im Jahre 1806 gleichfalls Land gesehen haben wollte. Weiter hatten andere Promyschlennits die Aussagen Sannikows bestätigt, und von ihrer Wahrheit hat Baron Toll mit eigenen Augen sich überzeugen können, als er in den Jahren 1885 bis 1887 bei der von Dr. A. v. Bunge ins Jana-Gebiet und zu den Neusibirischen Inseln unternommenen Forschungsreise sich befand: am 13. August erblickte er bei völlig klarem Wetter von der Nordspitze der Insel Kotelnj die scharfen Konturen von vier stumpfkegeligen Tafelbergen, an welche sich im Osten ein niedriges Vorland anlehnte. Die Entfernung schätzte er auf 150 bis 200 Werst oder  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Grad, und diese Schätzung ist späterhin von Ransen bestätigt worden, der bei der „Fram“-Expedition in jener Gegend einem vom Norden kommenden Schwarm Stelzvögel (Schnepfen) begegnete, was als sicherer Beweis dafür gelten muß, daß in der Nähe Land besteht. Das Sannikow-Land oder, wie Baron Toll geäußert hat, den Sannikow-Archipel kennen zu lernen, ist nach seinen Ausführungen

„für die Erdkunde im Allgemeinen und für die Geologie Nordaffens im Besonderen von größter Bedeutung, da für eine ganze Reihe wichtiger Fragen hier und da Schlüssel gefunden werden können“, hinzu kämen noch die Forschungen auf dem Gebiet der Biologie, sowie meteorologische und magnetische Beobachtungen.

Was den Verlauf dieser dritten Polarfahrt Baron Tolls betrifft (die zweite hat er im Jahre 1903 zu den Neurussischen Inseln unternommen), so erfolgte die Abfahrt aus St. Petersburg am 8. (21.) Juni 1900. Am 18. September begann die erste Überwinterung im Taimyr-Sunde südlich von den Nordenskjöld-Inseln und währte nicht weniger als fast elf Monate. Erst am 12. August 1901 nahm die Weiterreise ihren Anfang. Nach der Umschiffung der Taimyr-Halbinsel, zu der inzwischen drei Forschungsreisen unternommen worden waren, sichtigte man im Kampf mit Wind und Eis die Bennet-Insel, wandte sich dann nordwärts, mußte aber das Suchen nach dem Sannikow-Land des un durchdringlichen Packeises wegen aufgeben, und schon am 12. September begann die zweite Überwinterung. Am 23. Mai 1902 trennten sich Baron Toll und der Kandidat der Physik Friedrich Seeberg, der bei der Expedition als Astronom und Magnetolog tätig war, zusammen mit zwei eingefessenen Jägern (Promyschleniks) von der Expedition. Versehen mit Hundeschlitten, aber auch mit Eskimobooten usw., wollten sie über das Eis zur Bennet-Insel gehn, um von dort, wenn es möglich wäre, zum Sannikow-Lande vorzudringen. Dann sollten Baron Toll und seine Begleiter nach Beginn der Navigation aus der Bennet-Insel von der „Sarja“ abgeholt werden, und falls das der Eisverhältnisse wegen nicht anginge, im folgenden Winter (1902 auf 1903) über das Eis den Rückweg zu den Neusibirischen Inseln nehmen. Aber die Landung auf der Bennet-Insel ist im Jahre 1902 nicht möglich gewesen, und nachdem der Leutnant Alex. Kolttschak von der „Sarja“ nach St. Petersburg zurückgekehrt war, wurde er von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mit der Auffindung Baron Tolls und seiner Begleiter betraut. — Von der Insel Kotelnj aus gelangte er im August 1903 über das diesmal „sehr eisfreie“ Meer in der Tat zur Bennet-Insel, hat hier aber nur die Überreste der Baron Tollschen Expedition vorgefunden, außer anderen Dingen namentlich deren Schutzhütte mit den dort

hinterlassenen Dokumenten; einige andere Dokumente wurden an einer anderen Stelle aufgefunden. Aus allen diesen Zeugnissen geht hervor, daß die Expedition am 21. Juli (3. August) glücklich auf der Bennet-Insel eingetroffen war und sie, ohne das Sannikow-Land erreicht zu haben, am 26. Oktober (8. November) 1902 mit einer Reiskost „für 14 bis 20 Tage“ in der Richtung nach Süden verlassen hat. Da alle weiteren Nachforschungen auf den Neusibirischen Inseln und auf dem Festlande erfolglos geblieben sind, liegt die Vermutung nahe, daß Baron Toll und seine Begleiter auf dem Wege von der Bennet-Insel nach den Neusibirischen Inseln umgekommen sind: ob im Wasser des Eismeeres oder in Folge von Erschöpfung, Kälte oder Hunger, wer wollte das entscheiden! Übrigens hat außer dem Estländer Baron Eduard von Toll und dem Kurländer Friedrich Seeberg noch der Livländer Dr. med. Hermann Walter, der als Arzt und zugleich auch als Biolog und zweiter Zoolog die Expedition begleitet hatte, bei dieser sein Leben eingebüßt, indem er am 21. Dezember 1901 auf der Insel Kotelnj einem Herzleiden erlegen ist.

Bergegenwärtigt man sich nach dieser Übersicht den Verlauf und das tragische Ende der mit großen Mitteln ins Werk gesetzten letzten Polarreise Baron Tolls, bei der er selbst der berufene Leiter gewesen ist, so ergibt sich aus allem Gesagten, daß die vorstehende Publikation, und insbesondere das umfangreiche Tagebuch, nicht nur ein bedeutendes wissenschaftliches, sondern auch ein menschliches Interesse zu gewähren geeignet ist. Das sorgfältig geführte Tagebuch beginnt mit dem Tage der Abfahrt und umfaßt einen Zeitraum von etwas mehr denn zwei Jahren, d. h. es schließt am 21. Mai (3. Juni) 1902. Niedergeschrieben ist es keineswegs immer im Schiffsraum, oft unter den schwierigsten Umständen, „selbst in Zeiten höchster körperlicher Arbeit und Entbehrung und während tiefer seelischer Leiden“. Es enthält Persönliches und Sachliches, eine Fülle von Belehrung der verschiedensten Art, dazu u. a. „Aussprüche und Betrachtungen, die dem inneren Leben des Autors Ausdruck verleihen“, und daß die Herausgeberin letztere „nicht ganz ausgeschaltet“ hat, wird man ihr sicherlich Dank wissen. Hat Baron Toll durch dieses Tagebuch sich selbst ein schönes Denkmal gesetzt, so suchen einige von den zu Anfang erwähnten Beiträgen sowohl

seinen früheren wissenschaftlichen Arbeiten, als auch den Ergebnissen der letzten Expedition gerecht zu werden, — und erwähnt sei endlich, daß seitens der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften demnächst eine umfassende Publikation veröffentlicht werden wird, welche diese Expedition zum Gegenstand hat.

F r. v. Reußler.



## Mitteilung an die Leser.


Infolge der Überführung der Druckerei der „Baltischen Monatschrift“ in die Kalnezeemsche Str. Nr. 18, sowie einer Reihe anderer äußerst mißlicher und schwieriger Umstände, deren schnelle Überwindung der Redaktion einfach nicht möglich war, ist leider wiederum eine sehr fatale Verzögerung in der Ausgabe der Hefte eingetreten. Es ließ sich in dieser Lage in der That nichts anderes tun, als die drei letzten fälligen Hefte für Juni, Juli, August zusammen in einem stärkeren Hefte herauszugeben. Wir bitten unsere Leser dieser Zwangslage wegen freundlichst Nachsicht zu üben und die Verzögerung gütigst entschuldigen zu wollen.

Die Redaktion.

# Über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern.\*

Von

Prof. Dr. Leopold v. Schröder.<sup>1</sup>

 Wenn wir etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an diejenigen, welche sich mit den Religionen des Altertums oder der Naturvölker als Forscher beschäftigten, die Frage gerichtet hätten: Welches sind die Anfänge religiöser Bildungen? — dann würde die Antwort der überwiegenden Mehrzahl gelautet haben: Der Anfang der Religion liegt in der Naturverehrung! — Heutzutage würde die Antwort auf jene Frage wohl wesentlich anders ausfallen. Es hat sich inzwischen die Theorie vom Seelenkult als dem Anfang aller Religion mächtig in den Vordergrund gedrängt. Diese Theorie hat sich in vieler Hinsicht als fruchtbar erwiesen, aber ihre radikale Durchführung gelangt zu unmöglichen Konsequenzen. Die Naturverehrung ist nicht einfach aus dem Seelenkult abzuleiten, wenn sie auch von diesem in hervorragendem Maße beeinflusst worden ist. Naturverehrung und Seelenkult ver-

\*) Vortrag, gehalten auf dem zweiten Internationalen Kongress für Allgemeine Religionsgeschichte in Basel am 31. August 1904. — Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers wiederabgedruckt aus der „Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes“ Bd. XIX.

<sup>1</sup>) Da die Zeit dieses Vortrages streng bemessen war, sah sich der Verfasser zur größten Kürze und Knappheit in seinen Mitteilungen gezwungen. Eine wesentliche Veränderung desselben für den Druck hätte anderweitige Unzulänglichkeiten ergeben und so erscheint er hier in derselben Form, wie er gehalten wurde. Er enthält kurz zusammengefaßt eine Reihe von Forschungsergebnissen, welche im ersten Bande der noch unvollendeten „Altariischen Religion“ des Verfassers eingehend behandelt werden.

binden und verschlingen sich zwar vielfach, doch es sind beides selbständige, nebeneinander stehende Wurzeln der Religion.

Sind sie die einzigen solchen Wurzeln? — Die Frage muß, wie ich meine, entschieden verneint werden.

Wenn wir die Religionen der primitiven und primitivsten Völker näher betrachten, tritt uns eine merkwürdige Tatsache entgegen, die sich mit den Theorien vom Ursprunge der Religion aus Seelenkult oder Naturverehrung allein nicht in Einklang bringen läßt. Es ist dies der gerade unter ihnen weit verbreitete, wenn nicht allgemeine Glaube an ein höchstes gutes Wesen, das, oft schöpferisch vorgestellt, selbst gut ist und auch von den Menschen fordert, daß sie gut, gerecht, in mancher Beziehung selbstlos und aufopfernd handeln. Es wacht über den Handlungen der Menschen, wird oft, wenn auch nicht immer, das Böse bestrafend, das Gute belohnend gedacht. Dies höchste Wesen erscheint unter verschiedenen Eigennamen, wird aber auch oft allgemein, der Vater, der Alte des Himmels, der Macher oder Schöpfer, der Gute, der große Freund, der große Geist oder dem ähnlich benannt. Es war da, ehe die Welt und die Menschen da waren, ehe der Tod da war, und schon darum kann es nicht die Seele eines abgestorbenen Menschen sein, so wenig wie irgend eine Naturerscheinung, wenn dies höchste Wesen auch nicht selten mit dem Himmel in Beziehung gebracht, in ihm wohnend und von dort aus wachsend und herrschend gedacht wird. Dieses stets gütig und wohlwollend gedachte höchste Wesen wird bei den primitiven Völkern meist nicht durch Opfer und Gebete geehrt. Man ehrt es, indem man seinen Willen tut, indem man gut und recht handelt und denkt, jenem Wesen ähnlich. Wo ihm Opfer dargebracht werden, wird dies wohl mit Recht als eine Übertragung vom Seelenkult her angesehen. Gerade dieser Umstand; daß das höchste Wesen keinen eigentlichen Kult hat, während daneben ganze Scharen von gierigen, hungrigen und durstigen Geistern zahlreiche Darbringungen erhalten, deutet darauf hin, daß wir es hier mit einer total verschiedenen religiösen Konzeption zu tun haben. Man hat aber nur ganz unrichtigerweise aus diesem Umstande den Schluß gezogen, daß dies höchste Wesen jenen Völkern wenig oder nichts bedeute, gegenüber den gefürchteten Seelen und Geistern.

Und doch ist gerade dieser Glaube eine Tatsache von der höchsten religionsgeschichtlichen Bedeutung, und dies um so mehr, als er sich gerade bei den kulturell am niedrigsten stehenden Völkern relativ rein und kräftig vorfindet. Diesen Glauben aus dem Seelencult und der aus ihm hervorgewachsenen Ahnenverehrung ableiten zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen. Er findet sich bei Völkern, die noch gar keine Ahnenverehrung, keinen Heroendienst entwickelt haben, wie z. B. den Australiern, Andamanesen, Feuerländern und Buschmännern, — Völkern, die den Seelencult nur in der primitivsten Form kennen, die nur den Seelen unlängst verstorbener Menschen opfern und die Gestalten hervorragender Personen früherer Zeiten überhaupt nicht im Gedächtnis behalten haben. Wenn einige Völker dennoch dies Wesen als den Vater des ersten Menschen und also ihren eigenen Urvater bezeichnen, so bemerkt Réville ganz richtig, daß da eben das höchste Wesen zum Vorfahren, zum Urvater gemacht ist, nicht aber der Vorfahre zum höchsten Wesen. Es ist ähnlich, wie auch Adam in der Genealogie bei Lukas als Sohn Gottes erscheint, weil er von ihm unmittelbar erschaffen ist. — Aber auch als der oberste Gipfel eines polytheistischen Pantheons ist dies höchste Wesen nicht zu fassen, wie Tylor annimmt, weil es sich gerade sehr klar und deutlich bei Völkern findet, die gar kein solches Pantheon noch entwickelt haben. Es ist auch nicht die Spiegelung irdischen Königtums, wie andere Forscher glauben, schon darum, weil es sich bei Völkern findet, die noch kein Königtum kennen, keine höheren Sozialformen besitzen.

Es handelt sich hier um eine höchst einfache, aber zugleich freilich eminent wichtige Bildung, — um den primitiven Gedanken: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der alles gemacht hat; es muß Einer da sein, der da will, daß ich so und so handle, dies und das unterlasse usw. Dieser Eine braucht nicht notwendig im Himmel zu wohnen. Die Feuerländer dachten ihn sich als großen schwarzen Mann, der im Wald und in den Bergen haust, jedes Wort und jede Tat des Menschen weiß und das Wetter darnach einrichtet. Aber es lag doch auch nahe, das höchste Wesen in die lichte Himmelsferne hinauf zu versetzen, ihn zum Alten des Himmels zu machen. Und man wird diese höchst einfache Konzeption, die keine irgend höher ent-

wickelte Kultur voraussetzt, wohl zu den Elementargedanken des Menschengeschlechtes rechnen müssen, da sie ebenso wie andre Elementargedanken durch ein großes Material aus allen Teilen der Erde bezeugt ist.

Wenn man diesen Zeugnissen von dem Glauben an ein höchstes Wesen bei den primitiven Völkern jetzt damit zu begegnen und sie dadurch zu entkräften sucht, daß man europäische oder islamitische Beeinflussung annimmt, so erweist sich auch das als vergeblich. Wir finden jenen Glauben bei Völkern, die noch keine oder doch keine intimere Berührung mit Europäern oder Mohammedanern gehabt, die sich vor solcher Berührung ängstlich hüten, ja sie verabscheuen. Wir sehen, wie dieser Glaube bisweilen gerade im bewußten Gegensatz zu den Predigten der christlichen Missionäre aufrecht erhalten und bewahrt wird, auch pflegt in demselben nichts zu liegen, was ihn als geistiges Lehnsgut erkennen ließe.

Der Glaube an ein höchstes gutes Wesen bildet neben Naturverehrung und Seelenkult eine dritte, mächtige Wurzel der Religion. Der Kern derselben ist unlöslich mit der Moral verbunden, dem Altruismus, der Idee des Guten, Gerechten. Mag das höchste Wesen mehr kräftig, energisch, aktiv, oder mehr blaß und passiv erscheinen, stets ist es durchaus gut gedacht, liebt, wünscht und will das Gute und Rechte. Wir finden gerade bei den primitivsten Völkern, wie Australiern, Andamanesen, Feuerländern, den festen Glauben, daß die Gebote der Moral den Willen dieses höchsten Wesens darstellen, seine Gebote und Forderungen sind. Bei andern Völkern ist dieser Glaube durch den überwuchernden Geisterkult oder auch die Naturverehrung zurückgedrängt und abgeblaßt, doch bezeugt die Tatsache der überall verbreiteten Gottesurteile, daß an eine höhere Macht geglaubt wird, welche die Guten und Unschuldigen beschützt, die Bösen der Strafe überliefert.

Man wende nicht ein, die Moral sei erst das Produkt einer allmählichen Kulturentwicklung. Schon das primitivste Volk hat seine Moral, ja tief in das Tierreich hinein reichen ihre Wurzeln, als Instinkt der Liebe, der gegenseitigen Hilfe, der Unterordnung unter gemeinsame Zwecke, als Instinkt der Selbsterleugnung, ja der Selbstaufopferung des Individuums im Interesse der Gattung.

Mächtig waltet schon im Tierreich neben dem egoistischen auch der altruistische Trieb. Aber der Mensch erst wird sich dieses inneren Widerstreites bewußt und erkennt in dem altruistischen Triebe, der so oft seinen Interessen widerstrebt, einen fremden, einen höheren Willen, dem er sich unterordnen muß. Gerade das Bedürfnis, diesen Trieb zu begreifen, ließ den Glauben an ein höchstes gutes Wesen erwachsen.

Wenn heutzutage so oft behauptet wird, die Religion sei in ihren Anfängen ganz unabhängig von der Moral und keineswegs mit ihr untrennbar eng verbunden, so ist das wahr und falsch zugleich. Wahr, — denn Naturverehrung und Seelenkult haben in der That ursprünglich gar keine Beziehung zur Moral und gewinnen solche allenfalls erst später, auf sekundärem Wege. Falsch, — denn der Glaube an ein höchstes gutes Wesen ist mit der Moral von Hause aus engstens verbunden, ja aus ihr und mit ihr erwachsen.

Wie Naturverehrung und Seelenkult sich miteinander verbinden und verschmelzen können, ist schon öfters gezeigt worden. Aber auch der Glaube an ein höchstes gutes Wesen kann ähnliches erfahren. Er kann sich der Vorstellung von Seelen und Geistern ohne Körper anähnlichen, — dann wird das höchste Wesen zum großen Geist, und diese Entwicklung ist sogar die Regel, — sie ist um so natürlicher, als das höchste Wesen ja groß und mächtig gedacht, doch den Blicken des Menschen nicht sichtbar ist. Die Vorstellung vom höchsten guten Wesen kann aber auch mit dem Himmel, der höchsten, erhabensten Stätte, der herrlichsten Naturerscheinung, in Zusammenhang gebracht werden und so mit noch einer andern Wurzel der Religion, der Naturverehrung, verwachsen. Denkt man sich dann das höchste, gute, schöpferische Wesen als großen Geist, als Vater und Lenker der Welt und der Menschen, im Himmel wohnend oder gar geradezu „Himmel“ genannt, mit ihm quasi identifiziert, dann sind in dieser einen Vorstellung alle drei Wurzeln der Religion zusammengewachsen, und es läßt sich begreifen, daß dieselbe eben darum besonders stark und siegreich sein muß. Diese Entwicklung beobachten wir in der That an manchen Punkten der Erde. Sie dürfen wir, wie ich glaube, auch für die Urzeit unserer Vorfahren, der Arier oder Indogermanen behaupten.

Die Kultur der arischen Urzeit war noch eine recht primitive, wie die Vergleichung lehrt. Ebenso war auch Religion und Kult jener Zeit durchaus primitiver Art, aufs nächste denen der sogenannten Kulturvölker verwandt. Von den drei großen Wurzeln der Religion war die Naturverehrung am stärksten entwickelt, waltete mächtig vor und gab dieser Religion recht eigentlich ihr Gepräge. Aber auch der Seelencult und die Verehrung der Seelengötter und Seelenheerführer ist deutlich nachweisbar vorhanden. Wir werden nun schon a priori vermuten müssen, daß auch dies primitive Volk der Urarier, wie andere primitive Völker, den Glauben an ein höchstes gutes Wesen ebenfalls nicht entbehrte. Und in der That, ich zweifle nicht daran, daß der Himmelvater der arischen Urzeit, der Dyäus pitar oder D. pappā eben dieselbe Vorstellung repräsentiert, — dieselbe, die uns bei andern Primitiven als der Vater oder der Alte im Himmelland, der Gute, der große Freund, der Schöpfer begegnet. Es ist die Vorstellung des höchsten guten Wesens, das über der Moral, über der heiligen Ordnung, über Recht und Treue wacht, fest verwachsen mit der erhabenen Vorstellung des allumfassenden, leuchtenden Himmels, der aber auch in Donner und Blitz zürnen, schrecken und strafen kann, — eine Verbindung, die besonders begreiflich erscheint, wenn man sich der mächtig vorwaltenden Naturverehrung der arischen Urzeit erinnert.

Fassen wir nun, um die Stützen dieser Behauptung zu prüfen, jene Göttergestalten vergleichend ins Auge, welche als rechtbürtige Abkömmlinge der urarischen Vorstellung bei den einzelnen arischen Völkern anzusehen wären. Es fällt bei einer solchen Vergleichung bald in die Augen, daß Griechen und Römer die verschiedenen Züge und Benennungen der alten Göttergestalt in einer Person fest zusammengefügt erhalten haben, während bei Indern und Germanen der Trieb vorwaltet, die verschiedenen Namen und charakteristischen Züge desselben großen Wesens als selbständige Gestalten sich von demselben ablösen, abspalten zu lassen, — Hypostasen, Parallelgestalten, die dann enger oder loser noch zusammenhängen. Griechen und Römer bewahren dabei mehr künstlerischen Formsinne, mehr Logik und Strenge des Denkens, Inder und Germanen mehr eine fort und fort wuchernde Phantasie und Neuschöpfungslust. Slawen, Litauer, Kelten,

Phryger und Skythen bieten uns nur einzelne, wenn auch höchst schätzbare Namen und Züge des großen Gottes, — während bei den übrigen Ariern fast alles Vergleichsmaterial fehlt.

Bei den Indern ist der Träger des alten Namens Himmelvater, Dyaus pitar, schon in vedischer Zeit ganz in den Hintergrund gedrängt, verblaßt und fast inhaltlos geworden. Nur als Vater der Götter, als Gatte und Befruchter der Mütter Erde lebt er noch fort. Ein anderer Name des alten Himmelsgottes hat sich als selbständige Gestalt von ihm abgelöst und hat den vollen Inhalt der alten Göttergestalt geerbt. Varuna, der Umfasser, der allumfassende Himmel, in erster Linie der Nachthimmel, der als sternengeschmücktes Firmament die erhabene Offenbarung der Himmelserscheinung darstellt. Die ethische Größe dieses Gottes ist bekannt. Er ist der große Lenker und Regierer der ewigen, heiligen Ordnung, des Rita, in der Natur wie im Menschenleben, in der physischen wie in der sittlichen Welt. Er hat die Welt geschaffen und geordnet. Seinem Willen folgen Götter und Menschen. Von seiner himmlischen Beste aus sieht er alles Tun der Menschen, kennt alle ihre Gedanken, weiß was getan ist und was noch getan werden wird. Er straft mit Krankheit und andrem Elend. Zu ihm flüchtet der schuldbeladene Mensch und fleht um Vergebung seiner Sünde, um Befreiung von den Fesseln seiner Schuld, — und von ihm wird das große Wort gesagt, daß er sich sogar des Sünders erbarmt. Mir gebricht die Zeit, die erhabene Größe des Gottes zu schildern, ich darf sie ja aber auch als bekannt voraussetzen. Nur das sei noch hervorgehoben, daß Varuna keineswegs Nachthimmel allein, sondern Himmelsgott überhaupt und höchstes gutes Wesen ist. Er schaukelt ja auch im Sonnenschiff, hat der Sonne ihre Pfade gebahnt, waltet mit Mitra vereint im Gewitter usw. Wohl aber scheint die Konzeption dieser großen Göttergestalt von der erhabenen Erscheinung des gestirnten Nachthimmels ausgegangen zu sein. Diese im Verein mit dem großen ethischen Kern des Gottes, das sind die Hauptkonstituenten seines Wesens, die beiden großen Säulen, auf denen es ruht. Wir erinnern uns gleich jenes Kantischen Wortes, das die Zeitgenossen ihm auf die Wand seiner Grabkapelle setzten: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit

beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Kant hätte damit vor 3000 Jahren ein Prophet des Varuna werden können! Und auch ein anderer großer Arier der Neuzeit greift, wenn er von Gott reden will, gleich nach dem Bilde des allumfassenden, gestirnten Himmels:

Der Allumfasser, der Allhalter,  
 Faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?  
 Wölbt sich der Himmel nicht da droben?  
 Liegt die Erde nicht hier unten fest?  
 Und steigen freundlich blickend  
 Ewige Sterne nicht herauf? — —

Was in Kants und Goethes Worten sich offenbart, ruht, wie ich glaube, auf uralter arischer Anschauung, — unbeschadet der individuellen Größe des Gedankens und des Ausdrucks.

Neben Varuna aber stehen seine Brüder, die andern Adityas, die sich alle nur als selbständig gewordene Abspaltungen seines Wesens, persongewordene Namen und Eigenschaften des großen Gottes erweisen. Als Personen sind sie nichts, blutlos, interesselos. Doch in wertvollster Weise ergänzen sie jenen in seinem Wesen. So Mitra, der Freund, der die Menschen freundschaftlich verbindet, der seit uralter — wie die Vergleichung des avestischen Mitra lehrt — über der Freundschaft, der Treue, den Verträgen, dem gegebenen Wort, dem Eid, den Bündnissen wacht. Nicht ein alter Sonnengott, wie man wohl gemeint hat, — das ist er weder im Veda, noch im Avesta, er ist das bei den Persern erst später geworden —, sondern seit Alters das höchste Wesen als Wächter über der Treue, in Wort und Freundschaft,<sup>1</sup>

<sup>1</sup>) Unter Freundschaft ist hier natürlich etwas anderes gemeint, als spätere Zeiten darunter verstehen. Es handelt sich nicht um sentimentale Beziehungen, sondern um ein weit primitiveres Treueverhältnis. Die Freunde, das sind in der alten Zeit die Stammesgenossen, die Verwandten und die Verbündeten, mit denen man durch Bund und Vertrag in ein Friedensverhältnis getreten ist. Es ist sehr charakteristisch, daß das slavische Wort Miru, welches dem indischen Mitra „Freundschaft“ entspricht, die doppelte Bedeutung „Volksversammlung“ und „Frieden“ hat. In der Volksversammlung finden sich eben die Stammesgenossen, die Blutgenossen und Verwandten zusammen, — das ist die „Freundschaft“ im älteren Sinne; wird aber durch Bund und Vertrag zwischen zwei Stämmen die Fehde beendet, der Friede geschlossen, dann ist das auch „Freundschaft“. — Ebenso wird durch die Verheiratung eine neue „Freundschaft“, d. h. Verwandtschaft, gewonnen — und in diesem Sinne, für „Verwandtschaft“, ist uns das Wort aus älterer Zeit auch noch geläufig. — Nur um Freundschaft in diesem Sinne handelt es sich bei Mitra und auch bei Aryaman.

Bund und Vertrag. Er ist so wenig Sonnengott und so ganz mit Varuna Eins, daß die Sonne im Veda das Auge des Mitra und des Varuna genannt werden kann, d. h. des höchsten Wesens, des Himmelsgottes in dieser Doppelfassung. Dem Mitra nächstverwandt ist Arjamañ, der Getreue, der gute Freund und Genosß, ein anderer Gott der Treue und Ergebenheit, der ursprünglich über dem ehelichen Bunde, insbesondere wohl der treuen Ergebenheit des Weibes gegenüber dem Manne zu wachen scheint.

Eine ganz andre Seite des höchsten guten Wesens repräsentiert Bhaga, der milde, freundliche Gott, der gütig und reichlich Spendende, — eine sehr charakteristische Konzeption des höchsten Wesens als des durchaus gütigen und wohlwollenden. Ihm nächst verwandt, ja nur ein bloßer Doppeltgänger des Bhaga ist Amça, der freundlich theilgebende Gott. Endlich Dakßha, das höchste Wesen als weiser Schöpfer und Vater der Götter gedacht. Der 7. Abitya wird nicht genannt, — welcher Gott diese Stelle ursprünglich einnahm, welche Hypostase des Himmelsgottes die Reihe ursprünglich in vorvedischer Zeit ergänzt haben dürfte, läßt sich, wie ich meine, mit ziemlicher Sicherheit ausmachen. Es fehlt in dieser Reihe eine sogar sehr wichtige Gestalt des Himmelsgottes, die eigentlich nicht fehlen dürfte, — der Himmelsgott als der gewitternde, als der im Gewitter zürnende und schreckende, aber auch segnende und befruchtende Gott. Später sehen wir Indra an dieser Stelle, zu den Abityas gerechnet (Väl. 4, 7 und TBr 1, 1, 9, 1—3), — aber Indra, der derbsinnliche, trink- und ecklustige Gewitterriese, paßt seinem ganzen Wesen nach nicht in die Reihe dieser Götter. Er hat hier aller Wahrscheinlichkeit nach einen älteren Gewittergott verdrängt, der den Abityas wesensähnlicher war, und das kann kein anderer gewesen sein als Parjanya, — ein Gott, der in der erhabenen Schilderung des Rigveda sehr deutlich gerade als das hervortritt, was wir vermiften, als der im Gewitter zürnende, die Übeltäter schreckende und schlagende Gott, der aber doch auch im Regenguß befruchtet und segnet, — ein Gott, der ganz frei von Indras Schwächen, groß und rein dasteht, der Abityas würdig, ein Bestrafer des Bösen. Ihn allein neben Dyaus und Varuna nennt der Rigveda „Herr“ und „unser Vater“ zugleich (ásurah pitā nah); und

deutlich entsprechen ihm bei den verwandten Völkern die verwandten Gestalten des Vertunas-Behrtons-Fjörgynn.<sup>1</sup>

Varuna und seine Brüder heißen Adityas, Söhne der Aditi, d. i. der Nichtgebundenheit, der Freiheit. Welche Freiheit gemeint ist, halte ich nicht für zweifelhaft. Nichts ist charakteristischer für diese Götter, als daß sie fort und fort angefleht werden um Befreiung von den Fesseln und Stricken der Schuld, der Sünde. So ist Aditi nicht die Unendlichkeit, wie man wohl gemeint hat, sondern die Freiheit von Schuld und Sünde, die sittliche Freiheit.

In diesem Sinne singt der große Dichter Vasiṣṭha:

Wir möchten frei von Banden sein, ihr Adityas,  
Vor Göttern und vor Menschen eine feste Burg! <sup>2</sup>

Aditi ist eine abstrakte Gottheit rein indischer Prägung, ihre Söhne aber sind älter als sie. Schon die indopersische Einheitsperiode kannte einen entsprechenden Götterkreis, den höchsten Himmelsgott mit ethischem Kern, umgeben von sechs wesensverwandten Genien, Hypostasen, Abspaltungen seines eigenen Wesens. Auf diesen Kreis geht der persische Ahuramazda mit seinen sechs Amesha Spentas zurück, nur daß die Reformation des Zarathustra aus den letztern rein abstrakte Gestalten gemacht hat. Sie hat auch den alten Himmelsgott in eine höhere, geistigere Sphäre hinaufgehoben, hat die Naturseite seines Wesens so gut wie ganz abgestreift, hat ihn zum rein geistigen Schöpfer und Lenker der Welt gemacht und das Ethische seines Wesens so scharf, so energisch herausgearbeitet, wie kein andres arisches Volk, so daß nur die ganze Weltentwicklung als ein Kampf dieses höchsten guten Wesens mit dem ihm entgegenstehenden Reiche des Bösen erscheint. Hier wird er auch nie mehr Himmel genannt, sondern nur Ahuramazda, der weiße Herr. Bagha, der Gütige, aber blieb

<sup>1</sup>) Bezüglich der Form müssen wir annehmen, daß Parjanya auf älteres Parcanya zurückgeht (vgl. Grassmanns Wörterbuch s. v.); die Erweichung von c zu j findet eine genaue Parallele in dem vedischen tūj f. „Kinder, Nachkommen“ neben dem ganz gleichbedeutenden tūc. Sie läßt sich auch durch andre Erweichungen noch stützen, wie z. B. die Wahrnehmung prakritischer Formen im Veda, namentlich aber durch Annahme volksetymologischer Anlehnung an die Wurzeln par „füllen“ und jan „zeugen“. Parjanya ist ja ein durch den Regen in hervorragendem Maße befruchtender, zeugerischer Gott.

<sup>2</sup>) Rv 7, 52, 1: ādityāso āditayah syāma  
pūr devatrā vasavo martyatrā.

sein Beinamen und bedeutet hier geradezu so viel wie Gott. Neben ihm blieb Mithra als ein großer Gott der Treue bestehen, mit Ahura eng verbunden, ja bisweilen ihm gleich hoch gewertet.

Wie der große Gott, der Vorfahr des Ahura und Baruna zugleich, in der indopersischen Zeit genannt wurde, steht nicht ganz fest. Er trug wohl mehr als einen Namen. Man nannte ihn vielleicht Dyäus Asura „Himmelherr“, wie Bradke vermutet hat, oder auch Asura „Herr“ allein; vielleicht auch noch Dyäus pitar „Himmelvater“, vielleicht daneben auch Baruna-Varena „der Umfasser“. Es sind das alles Namen desselben alten Himmelsgottes und höchsten guten Wesens. Die Siebenzahl des Kreises, dessen Mittelpunkt er bildet, beruht wohl nur darauf, daß die Sieben schon der indopersischen Einheitsperiode als heilige Zahl galt, — vielleicht, ja wahrscheinlich, zufolge babylonischen Einflusses. Im übrigen sind es rein arische Götter, und Oldenbergs Theorie, nach welcher Baruna ursprünglich ein semitischer Mondgott wäre, ist ganz ohne Boden, — wie ich schon früher gezeigt habe.

Wenden wir uns zu den Griechen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir in ihrem Zeus oder *Zeus πατήρ* den direkten Abkömmling des urarischen Himmelsvaters vor uns haben, wie schon der Name besagt. Hier dürfen wir uns vor allem nicht irre machen lassen durch jene Liebes- und Ehebruchsgeschichten, die von künftigen Dichtern so viel und gern variiert worden sind. Sie ruhen auf der uralten Vorstellung von der allgewaltigen Zeugungskraft des Gottes, aber sie sind zweifellos erst später, erst auf griechischem Boden entwickelt, vielleicht zum Teil unter fremdem Einfluß. Weder der altrömische Jupiter, noch die entsprechenden Götter der Inder, Perser, Germanen usw. wissen etwas davon. Und es lebt im griechischen Kultus ein echteres, reineres Bild des Gottes und spiegelt sich auch in den Gedanken ernsterer Dichter und Philosophen. Zeus ist unbestritten der höchste Gott des ganzen hellenischen Volkes, — er ist der Himmels-gott, nicht nur Licht-himmelgott, im Ather wohnend, sondern auch der Wolfensammler, der in Donner und Blitz zürnt und schreckt. Er ist der Vater der Götter und Menschen, ihr Regierer und Lenker, der König der Welt. Zeus ist aber auch

der Gott der heiligen Ordnung, auf welcher alle menschliche Gemeinschaft ruht; der Gott, der Familie und Staat, das häusliche und eheliche Leben schirmt; der über der Volksversammlung wie über der Vereinigung der hellenischen Stämme schützend und überwachend tront; der Gott, der über der Treue, über Eiden und Verträgen wacht, der Schwurgott; der Gott, der Freundschaft und Völkerbündnisse schützt und heiligt; der Gott, der den Frevel furchtbar straft, der ihn aber auch milde und gnädig zu sühnen und zu tilgen vermag; kurz, der große sittliche Gott, der es wohl verdient, wenn er auch „der Gott“ schlechthin, *ὁ Θεός*, genannt wird.

Es ist kein Zweifel, wir haben in ihm den Himmelsgott und das höchste gute Wesen in einer Person, wie in Varuna. Er ist aber auch Gott des Krieges und Sieges, der Siegverleiher, — eine Eigenschaft, die wir bei Varuna und seinen Brüdern kaum ausgeprägt finden. Eine geschlossene, herrlich künstlerisch ausgeprägte Gestalt, die als Eigenschaften und Beinamen jene verschiedene Züge in sich vereint, welche in den Brüdern des Varuna sich von diesem selbständig abgelöst haben. Der *Ζεὺς πατήρ, αἰθέρι νάων, μελίχχιος, ἕτατος, ὄμβριος, πίσιος, ὄρκιος, ζήριος, γαμήλιος, φίλιος, ἑταιρείος, ἀγοραῖος, βουλαῖος, ἐλευθέριος, ἀλιτήριος, καθάρσιος, σωτήρ* usw. usw. ist doch immer derselbe eine Zeus! Nur ein alter Name des Himmelsgottes hat sich hier selbständig als Person abgelöst: Uranos, der Großvater des Zeus und Urvater des Göttergeschlechtes, der Gatte der Erde, — der hier also wesentlich in derselben Stellung erscheint wie Dyäus im Rigveda. Sein Name fällt mit dem des Varuna zusammen, wie der des Dyäus mit Zeus. Dem Wesen nach aber entspricht vielmehr Varuna dem Zeus, Uranos dem Dyäus. Der urarische Himmelsgott trug beide Namen, der Leuchtende und der Umfasser, Lichthimmel und Firmament. Sie konnten bei einer Spaltung sich so oder so verschieben und verteilen, es konnte ebensowohl der Lichthimmel wie der Umfasser den ethischen Kern des alten Himmelvaters erben, — das war nicht wesentlich. Wenn man aber früher, pedantisch an die Namen sich haltend, nur immer Dyäus mit Zeus, Varuna mit Uranos verglich, dann mußte das freilich ergebnislos bleiben, — aber nur, weil man nicht richtig zu vergleichen mußte und ganz unter dem Banne der sprachlichen Formen stand.

Die Römer bieten uns in ihrem Jupiter ebenso unzweifelhaft den urarischen Himmelvater, nur in römischer Prägung. Er ist unbestritten seit Alters der höchste Gott der italischen Arier. Er ist Himmelsgott, Lichthimmelsgott, Herr des lichten Tages wie des strahlenden Nachthimmels; ebenso auch der Regen-, Donner- und Blitzgott, Jupiter Pluvius, Tonans, Fulgur. Er ist der Vater, ist der Lenker und Regierer der Welt, der Götter und Menschen. Er ist der gute, freundliche, spendende, segnende Gott: Jupiter Almus, Frugifer, Ruminus, Liber. Er ist aber auch nicht minder der ernste, strenge, große Gott der geheiligten sittlichen Ordnung, des Rechtes, der Treue, der Schwüre, der Verträge und Bündnisse. Als Jupiter Terminus schützt er das Grundeigentum, als Dius Fidius, Jupiter Lapis und Feretrius ist er der große Treugott und Schwurgott im privaten wie im öffentlichen Leben. Besonders eindrucksvoll ist dieser letztere Jupiter Lapis-Feretrius, der Jupiter „Stein“, der schlagende Gott — Feretrius von ferire —, dessen Priester, die Fetialen, im Namen des Gottes die Völkerbündnisse zu schließen, den Schwur im Namen des römischen Volkes zu leisten hatten. Der Stein, das Symbol des Gottes, ein Kiesel, im ältesten Jupitertempel Roms aufbewahrt, ist ein Donnerstein. Es ist unzweifelhaft der im Gewitter zürnende und schlagende Himmelsgott, der hier als Rächer des Treubruchs angerufen wird. Dieser Gott wacht über dem Bunde der latinischen Völker, wie Zeus über dem der hellenischen, er ist insbesondere Schutzgott des römischen Staates. Er wacht aber auch über dem ehelichen Bunde, spielt bei der Eheschließung eine Rolle, ist Glücks- und Segensgott in der Familie. Ein reiner und heiliger Gott, dem die bekannten Liebeshändel des Zeus ganz fremd sind. Noch mehr fast als dieser erscheint er aber auch als großer Krieger- und Siegesgott seines Volkes. Auch er ist wie Zeus eine einheitliche, große Gestalt, noch strenger geschlossen wie jener. Dius Fidius, Terminus, Liber spalten sich freilich im Laufe der Zeit als selbständige Gestalten von ihm ab, — doch ohne daß der Zusammenhang ganz abreißt, ohne daß dadurch der große Gott an Einheit und Größe etwas verliert.

Noch energischer ist bei den Germanen der alte Himmelsgott zum Kriegsgott geworden. Dabei ist es nicht von wesent-

licher Bedeutung, ob der Name Zio-Tyr mit Dyaus und Zeus unmittelbar zu identifizieren ist, oder ob er, wie jetzt einige wollen, auf altes Deiwos zurückgeht und eigentlich „der Gott“ bedeutet. Im letzteren Falle wäre er eben als der Gott schlechthin bezeichnet, wie auch Sitauer und Letten ihren höchsten Gott nannten, wie nur der höchste Gott heißen kann. Sehr möglich übrigens auch, daß hier beide Formen — Dyaus und Deiwos — in einer zusammengelassen sind, nachdem sie durch lautliche Prozesse identisch geworden. Daß Zio aber nicht nur oberster Gott und Kriegsgott<sup>1</sup> war, sehen wir deutlich aus dem altfriesischen Ziu Thingaz, — dem kriegerischen Zio, der zugleich über der Recht sprechenden Volksversammlung, dem Thing, wacht und ihm idealiter vorsitzt, — ähnlich wie der Zeus ἀγοραῖος, βουλευαῖος. Das kann nur der Gott sein, der über Recht und Unrecht wacht, der ethische Gott, das höchste gute Wesen. Ihn kannten noch andre germanische Stämme, wie der Name des Dienstag als Dingstag, Dingsedach, neben Ziestac, beweist. Die Friesen aber besaßen in ihrem Fosite auf Helgoland die kraftvolle Parallelgestalt eines großen Gottes, der alles Rechtes Urquell ist. Baiern und Österreicher haben einen ganz anderen Namen für den Dienstag: Eritag, Erchtag, — und schon längst hat man mit Recht einen anderen Namen desselben Gottes daraus erschlossen: den Namen Ere, Eri, Erch. Dieser Name wird jetzt ganz richtig, z. B. von Mogk, mit dem vedischen Adjektiv arya zusammengebracht. So erklärt sich am besten die Form Erch neben Eri, ähnlich wie Ferge, Scherge auf fario, scario zurückgehen. Arya aber bedeutet „freundlich, hold, treu zugetan“ und wird im Veda nicht selten von Göttern wie auch von Menschen gebraucht. Es ist aufs nächste verwandt mit Arjaman, welcher Name nur durch das Suffix man erweitert erscheint, — ja man kann es geradezu Arjaman gleichsetzen, als wesentlich gleichbedeutende Nebenform. Und so finden wir, daß der kriegerische Himmels-gott der Germanen auch einen Namen trug, der von dem des Aditya Arjaman nur durch den Mangel eines erweiternden Suffixes abweicht. Auch er hieß

<sup>1</sup>) Wenn Sagnôt, wie die Germanisten annehmen, ebenfalls ein Beinamen des germanischen Himmels-gottes ist, dann spricht sich in demselben seine kriegerische Natur unmittelbar deutlich aus, denn Sagnôt heißt „Schwertgenoß“ (vgl. W. Goltzer, Handbuch der germanischen Mythologie, p. 214).

der Freund, der Getreue, der gütige, freundliche Gott. Das in Gri fehlende Suffix man zeigt ein anderer Name des germanischen Himmelsgottes, der in anderer Art wohl auch mit Arjman verwandt sein dürfte: Irmin, Ermin, nach dem sich die Erminonen nannten. Andre Namen desselben Gottes stecken in den Namen der Ingvaenon und Istvaeonon. Ingvi hieß der Freund, der enge, nahestehende Freund<sup>1</sup>, wie Much gezeigt hat, bedeutete also ganz dasselbe wie Mitra, resp. auch Arjman; Istvi, „der Echte, Wahre, Wahrhaftige“, mit slavischem istowü, istü „wahr, recht“, verwandt, wie Heinzel gezeigt hat. Ingvi begegnet uns auch in Scandinavien und ist ein Beinamen des Freyr, der — wie Mogk ganz richtig darlegt — ebenfalls als eine Hypostase des altgermanischen Himmelsgottes zu betrachten ist. Freyr bedeutet der Herr (= frauja, frö), dasselbe also wie Ahura-Msura bei Persern und Indern. Seinen Doppelnamen Ingvi-Freyr könnte man geradezu durch Mithra-Ahura, resp. Mitra-Msura, übersetzen. Bevor Odin im Norden zum großen Himmelsgott aufstieg, nahm wahrscheinlich Freyr diese Stellung ein, wenigstens in Schweden.<sup>2</sup> Noch nennt ihn die Edda einmal den Fürsten der Götter und es heißt, die Götter seien vom Geschlechte Ingvisfreys. Freyr ist Lichtgott und Herr über Regen und Sonnenschein, der alles gedeihen läßt. Er erscheint vor allem als der reichlich spendende, segnende Gott, ein Jupiter Liber und Almus, ein Bhaga. Aber er ist auch der Schirmer des Friedens und des Rechtes, der Rächer erlittener Unbill, er ist, wie Jupiter und Zeus, in ganz hervorragendem Maße der altskandinavische Schwurgott, — neben Njördhr, einer andern Hypostase des Himmelsgottes, einem ganz zurückgedrängten Göttervater und Segensgott, einem älteren Freyr oder Bhaga, — wie andererseits auch neben Odin und Thörr, dem späteren Himmelsgott und dem späteren Gewittergott. Und in diesen Eigenschaften erkennen wir seinen alten ethischen Kern. Auch Heimdallr ist eine verbunkelte Hypostase des alten

1) Vgl. goth. aggwus „enge“, für den Bedeutungsübergang das griech. ἀγγιστος, englisches strait, close.

2) Schon Freyr hatte wohl in Schweden den Tyr in den Hintergrund gedrängt, ehe Odin kam. In Norwegen blieb Tyr wohl noch länger in seiner alten Stellung. Nach Profop wäre Tyr noch im 6. Jahrh. der höchste Gott in Scandinavien gewesen (vgl. W. Golther a. a. O., p. 212).

Himmelsgottes, was schon Grimm geahnt hat, — Heimballr, der über der Welt Leuchtende, der himmlische Wächter, dessen Kinder und Söhne die Menschen heißen. Der ganze, alte, durch den Obinkult zurückgebrängte Götterkreis der Vanen, der lichten freundlichen Himmelsgötter, der „Freunde“, wie Much den Namen überzeugend erklärt hat, ist dem der indischen Adityas wesensverwandt. Es fehlt aber auch nicht daneben die Hypostase des donnernden Himmelsgottes, und das ist der alte, verdunkelte *Fjörgynn*, — während *Thörr* einer völlig andren Gestalt, dem Gewitterriesen *Indra* verwandt ist. *Fjörgynn* fällt mit *Parjanya* zusammen, den ich als den 7. *Aditya* reklamiere; nicht minder mit den *Perkunas-Behrkons* der Litauer und Letten.

Ehe ich von diesen rede, nur ein Wort von den *Letten*. Wir wissen ja nur wenig von ihrer Religion, dennoch hat Much es sehr wahrscheinlich gemacht, daß auch bei ihnen der Himmels-gott wesentlich kriegerisch gedacht ist, wie bei den Germanen. Auch königlich ist er gedacht, auch ein Lichtgott, ein Donnergott, — in mehreren Hypostasen. Das muß uns heute genügen.

Bei den *Letten* und *Litauern* wurde, wie es scheint, der alte Himmelsgott als „der Gott“ schlechthin oder „Gottchen“ bezeichnet, *diēvas*, *deewinsch*. Es geht dies schon aus der Rolle hervor, welche dieser Gott oder Gottchen in den Mythen und Liedern jener Völker spielt, wie schon *Mannhardt* gesehen hat. Es wird weiter durch den Umstand bestätigt, daß die benachbarten finnisch-estnischen Völker den Himmel geradezu mit dem altarischen Namen für „Gott“ benennen: *taivas*, *taevas*, aus dem arischen *deivos* „Gott“ entstanden. Daneben aber finden wir den Donnergott *Perkunas-Behrkons*, den gewitternden Himmels-gott — ein *Jupiter Tonans*, *Fjörgynn-Parjanya* — bald als besondere Gestalt neben ihm, bald aber auch garnicht von ihm zu unterscheiden, mit ihm identisch. Denn, wie schon *Grimm* bemerkt und *Solmsen* bestätigt, den *Litauern* ist ihr *Perkunas* geradezu „der Gott“, *diēvas*, *deivaitis*. Wir sehen, die Ablösung, die Hypostasierung ist hier nicht völlig vollzogen, sie ist gewissermaßen nicht bis zur Wurzel durchgeführt. Lichthimmels-gott und Gewittergott sind unterschieden und doch auch wieder eins.

Bei den *Slawen* steht es ähnlich, nur daß wir da doch wenigstens etwas mehr wissen. Sowohl die südlichen wie auch die

nördlichen Slawen glaubten schon in der Heidenzeit, nach dem Zeugnis des Prokopius, Helmold u. a., an einen höchsten Gott, der im Himmel waltet und alles regiert. Es erscheint aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich, daß die Slawen diesen höchsten allwaltenden Himmels-gott einfach Bogu nannten, d. h. den „Gott“ schlechthin, denn bogu ist die allgemeine Bezeichnung für Gott bei den Slawen. Bogu ist nichts anderes als das indisch-persische Bhaga (Baga), es bezeichnet den Gott also als den gütigen, wohlwollenden, milden, den freundlich und reichlich spendenden<sup>1</sup>. Aber die Slawen haben auch ihren gewitternden Himmels-gott Perun, die kraftvollste und gewaltigste Gestalt unter ihren Göttern, der von dem großen freundlichen Himmels-gott bald unterschieden, bald auch mit ihm eins zu sein scheint, ganz ähnlich wie wir das bei den Litauern sahen. Die Spaltung ist nicht so weit durchgeführt wie bei Indern und Germanen, die Einheit aber auch nicht so kraftvoll deutlich wie bei Zeus und Jupiter. Doch nennt schon der Prokopius jenen höchsten Gott der Slawen „den Bewirker des Blitzes, den alleinigen Herrn über alle Dinge“, wonach also dieser höchste Himmels-herr auch zugleich der Gewitter-gott ist, also Perun. Der Name des Perun hängt nicht mit Perkunas-Parjanya zusammen. Er kommt von einer slawischen Wurzel per und bedeutet den „Schläger“, den schlagenden, treffenden Gott, — bedeutet also ganz dasselbe wie der alte Jupiter Feretrius, in dessen Tempel der Donnerstein, der Jupiter Lapis, aufbewahrt wurde. Ja die Slawen nennen den Donnerstein Perun kamenj, Perun Stein, eine Bezeichnung, die sich mit dem „Jupiter Lapis“ merkwürdig deckt. — Bei Bogu und Perun schwuren die Slawen ihren Treueid, wie uns die Chronik des Nestor zeigt, — daneben auch noch bei dem Viehgott Wolos, der vielleicht ein alter Sonnengott war, dem Rūssan verwandt. Der Name Bogu zeigt die milde, freundliche Seite des Himmels-gottes, der Name Perun die dreuende, schreckende, strafende. Als

<sup>1</sup>) Daß die Slawen diese Gottesbezeichnung von den Persern entlehnt hätten, ist eine fast ungeheuerliche Vermutung neuerer Zeit. Weder in der Form noch im Inhalt des Wortes liegt irgend etwas, was für diese Annahme sprechen könnte. Der Umstand aber, daß das ganze weite Gebiet der Slawen, bis zur Ostsee herauf, einmütig diese Gottesbezeichnung aufweist, macht dieselbe total unmöglich.

der himmlische Wächter über den Treueid zeigt Bogu Perun seinen ethischen Kern.

Dieselbe Doppelgestalt eines gütigen, segnenden und eines gewitternden Himmelsgottes tritt uns bei den Phrygern entgegen, einem nach Kleinasien gewanderten thrakischen Stamme. Neben dem donnernden und bligenden Zeus, dem *Zeús Bροντῶν καὶ Ἀστράπτων*, verehrten sie nach griechischem Zeugnis den Zeus *Bagaíos*, d. h. den Himmelsgott mit dem Beinamen Baga, das ist eben der gütige, milde, segnende Himmelsgott. Der Name Baga ist uns schon wohlbekannt. Die Phryger hatten also auch gewissermaßen ihren Bogu und Perun nebeneinander; deren ursprüngliche Weseneinheit wohl noch deutlich empfunden wurde, wie der übereinstimmende Hauptname Zeus uns beweist.<sup>1</sup>

Die den Phrygern stammverwandten Bithynier hatten ihren Zeus *Papas* oder *Pappos*, d. h. einen Himmelsgott, welchen sie *Pappa* „Väterchen“ nannten, gerade so wie uns das auch von den Skythen mit ihrem Zeus *Pappaios* bezeugt ist. Vielleicht kannte die Urzeit schon bei der Bezeichnung des Himmelsgottes als des Vaters auch diese vertrauliche Kosform „Väterchen“, — der Pappa, der Alte da oben. Sicher feststellen läßt sich das natürlich nicht.

Wenn wir bei diesen letzteren Völkern, wie auch bei Kelten und Litauern, von dem ethischen Kern des Himmelsgottes nichts erfahren, so darf daraus bei der großen Dürftigkeit des Materials selbstverständlich kein negativer Schluß gezogen werden. Im Gegenteil werden wir, nach dem Zeugnis der Inder, Perser, Griechen, Römer, Germanen und auch Slawen, bei dem urarischen Himmelsgotte den großen ethischen Kern vielmehr unbedingt voraussetzen müssen, — wir werden annehmen müssen, daß derselbe diesen Völkern eben nicht nur Himmelsgott, sondern auch das höchste gute Wesen war.

<sup>1</sup>) *Bagaíos* heißt nicht etwa „Eichengott“, wie Lorp vermut hat, sondern ist genau ebenso zu erklären wie der *Zeús Πατρίος* der Skythen. Das ist ein Zeus der Skythen mit dem Beinamen Pappa = Vater, Väterchen; so ist Zeus *Bagaíos* ein Zeus der Phryger mit dem Beinamen Baga, — gewissermaßen der Baga-ische Zeus, wie dort der Papa-ische Zeus. — Das alte Baga lebt auch bei den mit den Phrygern nahe verwandten Armeniern wenigstens in Zusammenhängen, in der Form *bag-* (= Gott), weiter fort. Dies armenische Wort als eine Entlehnung aus dem iranischen Sprachgebiet zu betrachten, wie einige meinen, scheint mir nicht notwendig.

Damit ist für die Urzeit durchaus keine höhere Kulturentwicklung postuliert, denn — wie wir schon gesehen haben — findet sich dieser Glaube ja vielmehr gerade bei den primitiven Völkern sehr deutlich vor.

Überschauen wir das ganze Gebiet, so fällt es in die Augen, daß sich die arischen Völker bezüglich ihres Glaubens an einen großen Himmelsgott ganz natürlich in zwei große Gruppen sondern lassen:

1. in eine östlichere Gruppe, in welcher der Gott als Bhaga-Bogū hervortretend milde und gütig charakterisiert erscheint; — dazu gehören die Inder und Perser mit ihrem Bhaga (Bagha, Baga), die Phryger mit ihrem Zeus Bagaios, resp. auch die Armenier, und die Slaven mit ihrem Bogū;

2. in eine westlichere Gruppe, welcher die Bhaga-Bezeichnung ganz zu fehlen scheint und welche dafür den großen Himmelsgott als Kriegsgott ausgeprägt hat, welche Eigenschaft er in der östlichen Gruppe gar nicht oder kaum besitzt; dahin gehören die Griechen, die Römer, die Kelten und insbesondere die Germanen.

Diese Scheidung der arischen Völker in Bhagavölker und Kriegsgottvölker, wie ich sie nennen möchte, erscheint aus dem Grunde noch besonders bedeutsam, weil sie geradezu zusammenfällt mit einer andern tiefgreifenden Unterscheidung derselben Völker, resp. ihrer Sprachen, zu welcher man neuerdings im Kreise der Sprachforscher unter allgemeiner Billigung gelangt ist. Es ist dies die Unterscheidung von Centum- und Satemsprachen, resp. Centum- und Satemvölkern, welche auch durch das geographische Moment des ursprünglichen räumlichen Zusammenhanges dieser Völkergruppen in bemerkenswerter Weise unterstützt wird. Zu den Centumvölkern, welche den Westen des arischen Sprachgebietes einnehmen, rechnet man die Griechen, Italiker, Kelten und Germanen; zu den Satemvölkern, die sich im Osten ausbreiten, gehören die Inder, Iranier, Armenier, Phryger, Thraker, Illyrier (Albanesen) und Slaven-Litauer. Man sieht deutlich: Die im Westen wohnenden Centumvölker fallen ganz zusammen mit unseren Kriegsgottvölkern, die im Osten lebenden Satemvölker

mit unseren Bhagavölkern, — soweit uns überhaupt ausreichende religionsgeschichtliche Nachrichten vorliegen<sup>1</sup>.

Dieser Gegenjag der arischen Kriegsgott- und Bhagavölker, der sich in ihrer Ausprägung der Gestalt des großen Himmelsgottes geltend macht, ist ohne Zweifel psychologisch tief begründet. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Ersteren, daß Germanen, Kelten, Römer und Griechen sich von allen Ariern durch Kriegslust und Kriegstüchtigkeit besonders auszeichnen, während die letzteren, namentlich Inder und Slawen, entschieden weicher angelegt, weniger zu Kampf und Streit geneigt, in höherem Maße von der Idee des Mitleids beherrscht sind. Ich erinnere an die früh entwickelte weiche, weibliche Moral der Inder, ihr *tat tvam asi*, ihren Buddhismus, die Behandlung der Tiere usw. Ich erinnere an die zum Mitleid geneigte weiche Volksseele des Russen, ihre Beurteilung der Verbrecher als der „Unglücklichen“, an Tolstois Ideen usw. usw.

Es läßt sich aber noch ein andres charakteristisches Moment ergänzend hinzufügen, durch welches sich Kriegsgott- und Bhagavölker in ihrem Himmelsgottglauben unterscheiden. Der Himmelsgott erscheint bei den Centum- oder Kriegsgottvölkern als der ideale Vorführer und Schutzherr der Volksversammlungen, der Stammes- und Völkerverbände, der Schutzherr endlich auch des Staatswesens, wo sich ein solches schon entwickelt hat. Bei den Satem- oder Bhagavölkern fehlen diese Züge dem Bilde des Gottes. Ich denke, auch dieser Unterschied erklärt sich einleuchtend durch den Umstand, daß die Centum- oder Kriegsgottvölker zugleich in hervorragendem Maße die staatenbildenden Völker unter den Ariern sind. Die Inder haben sich in dieser Beziehung nie

---

<sup>1</sup>) Da die Phryger ein Stamm der Thraker sind und die Armenier nach glaubwürdiger Tradition sich von den Phrygern abgezweigt haben, dürfen uns die letzteren wohl als Repräsentanten auch für die Thraker und Armenier gelten, von denen uns entsprechende Nachrichten fehlen. Von der alten Religion der Albanesen wissen wir leider nichts, so daß diese weder pro noch kontra in Betracht kommen. Auffallend ist bloß, daß die Bhaga-Bezeichnung nicht, wie zu erwarten wäre, auch bei Litauern und Letten nachweisbar ist. Indessen werden wir diese Völker darum doch von ihren nächsten Verwandten, den Slawen, nicht trennen können. Zu den Kriegsgottvölkern gehören sie keinesfalls, da ihnen eine derartige kriegerische Ausprägung des Himmelsgottes durchaus abgeht, — und ihr „Gottchen“ steht dem slavischen Bogü dem Wesen nach jedenfalls näher, wenn auch die letztere Bezeichnung fehlt. Immerhin muß zugegeben werden, daß hier eine, wenn auch nicht bedeutende Lücke in der Beweisführung vorliegt.

ausgezeichnet, auch die Perser nur mäßig; den Russen mußten erst die Germanen zur Gründung ihres Staates verhelfen, und von den anderen Slawen, von Litauern, Letten, Phrygern, Thrafern oder Albanesen ist in dieser Beziehung schon gar nicht zu reden, — während Römer und Griechen, Germanen und Kelten seit bald drei Jahrtausenden fort und fort staatschöpferisch und sozialpolitisch wirken. So erscheint auch dieser Unterschied völkerpsychologisch wohlbegründet. Die energischeren Kriegsgottvölker sind auch die sozialen und staatlichen Bildner, — und das prägt sich schon in dem Charakter ihres Himmelsgottes gegenüber demjenigen der Bhagavölker offensichtlich aus.

Noch auf eins will ich kurz hinweisen. Die hier besprochenen Götter sind fast durchweg mythenlose oder zum mindesten mythenarme Götter. Nur Zeus macht da eine auffallende Ausnahme, — Freyr eine sehr viel geringere. Die reichen Mythen des Zeus sind aber auch ohne Zweifel erst auf griechischem Boden, unter besonderen Umständen und Einflüssen erwachsen, die ich hier nicht schildern kann. Nichts oder fast nichts davon geht in die Urzeit zurück. Das aber ist gerade charakteristisch für diese mehr abstrakten, ethischen Göttergestalten. Von Naturgöttern und Seelengöttern wuchert der Mythus üppig überall, beim höchsten guten Wesen findet er nicht den entsprechenden Boden. Der Mythen erzähler geht an ihm ehrfurchtsvoll schweigend vorüber. Nur wo eine sehr starke Verschmelzung dieser Religionswurzel mit den anderen, eine völlige Assimilation stattfindet, wie in Griechenland, wird das anders. Unter diesen Umständen habe ich Sie mit den heute so diskreditierten und sogar weit über Gebühr geringgeschätzten vergleichend mythologischen Betrachtungen nicht zu behelligen nötig gehabt. Was ich Ihnen hier geboten habe, war nicht vergleichende Mythologie, sondern vergleichende Religionsgeschichte. Das höchste gute Wesen ist mythenlos, — seine Bedeutung liegt auf ganz anderem Gebiete. So läßt uns der ange deutete Umstand nur um so gewisser die besprochenen Göttergestalten gerade dieser Religionswurzel zuweisen.

Und noch eins! Die Vergleichung lehrt uns eine Fülle primitiven altarischen Kultes erkennen. Es ist aber immer Naturkult oder Seelentkult, — Kult der Sonne, des Feuers, der Vegetationsgeister und sonstiger Lebensmächte, wie auch der Seelen

und Seelenheerführer. Von einem urzeitlichen Kult des höchsten arischen Gottes, des Himmelsgottes, wissen wir wenig oder nichts zu sagen. Das darf uns nicht irre machen, im Gegenteil! Es ist ja bekannt: das höchste gute Wesen wird von den primitiven Völkern meist nur wenig oder gar nicht kultlich verehrt, während dieselben Völker den Naturmächten und Geistern Gebete, Ehrung, Opfer aller Art in Menge darbringen. So kann uns mangelnder Kult in der Urzeit nur noch mehr in der Ansicht bestärken, daß der Himmelsgott der alten Arier wirklich das war, was wir behauptet haben: ihr höchstes gutes Wesen!



# Psychische Entropie.

Ein Vortrag.

Aus dem Nachlaß von **H. v. Samson-Himmelfjerna** †.\*

Verehrte Anwesende!

Schweren Herzens, mit einer ausführlich motivierten *captatio benevolentiae*, beginne ich, und mit der Bitte, das Wort möge mir nicht entzogen werden, wenn mein Vortrag nicht nur die festgesetzte, sondern auch die übliche Zeitdauer beträchtlich überschreitet.

Alle ersinnliche Mühe habe ich mir gegeben, meinen Vortrag zu kürzen; ja, eine dritte Person habe ich gebeten, alles überflüssig Erscheinende zu streichen; mir ist, was ich schon zu wissen glaubte, erwidert worden: nichts könne fortgelassen werden.

Da bleibt mir kaum Anderes übrig, als Ihre Nachsicht zu erbitten; freilich auch die Hoffnung verbleibt mir, daß es mir gelingen werde, Sie über das Verstreichen der Zeit hinwegzutäuschen. — Worauf diese Hoffnung sich wohl stütze? Auf ein Zwiefaches.

Zunächst auf Ihr sachliches Interesse. Mein Thema berührt nämlich eine Frage, die von allen möglichen Fragen der Welt die allerernsteste ist; und ich darf wohl erwarten, daß Sie begierig sein werden, zu erfahren, zu welcher Lösung diese Frage, die ich, meines Wissens, als erster aufwerfe, gebracht werde, und ob die Lösung befriedige, und ich darf erwarten, daß Sie schon darum mir geduldig folgen werden.

\*) Dieser bisher unveröffentlichte Vortrag ist uns aus dem literarischen Nachlaß Hermann v. Samsons in liebenswürdiger Weise zum Abdruck in der „*B. M.*“ überlassen worden. Auch wer etwa einer andern philosophischen Weltanschauung huldigt, als H. v. Samson sie vertrat, wird ohne Zweifel den Ausführungen unsres vielseitigen, geistvollen und bis ins höchste Alter geistesfrischen Landmanns mit lebhaftem Interesse folgen. Die Red.

Indessen könnte diese Erwartung denn doch getäuscht werden, wenn nicht ein Zweites — ein persönliches Moment — meine Hoffnung unterstützte.

Nicht nur auf Ihr sachliches Interesse baue ich, sondern auch auf Ihr persönliches Wohlwollen, welches Sie abhalten wird, dort zu verdammen, wo Entschuldigung möglich ist; und ich baue auf die bis zuletzt offen bleibende Ungewißheit: ob Sie verdammen müssen? oder ob Sie entschuldigen dürfen? — Diese andauernde Ungewißheit wird, denke ich, beitragen, Sie über das Verrinnen der Zeit hinwegzutauschen.

Die Schuld- und Entlastungsfragen lassen sich in wenigen Worten feststellen. Ich kann ja nicht umhin, Selbstankläger zu sein, und Sie werden mir wohl auch die Selbstverteidigung gestatten.

Jugendlicher, sich selbst überschätzender Übermut ist ja wohl dabei gewesen, als ich zum ersten Male es wagte, in ein Wespenest zu stechen, da ich als noch junger Mann Bienenzüchter gewesen und immun geworden war gegen Bienenstiche. Da habe ich wohl gewähnt, es auch mit Wespen aufnehmen zu dürfen. Es wäre aber nicht zu entschuldigen, verdammenswert dürfte man es nennen, wenn im Verlaufe eines halben Jahrhunderts, bis nahe an die Achtziger gelangt, ich immer nur allein durch jugendlichen Übermut mich hätte verleiten lassen, wiederholt, wie noch heute, den Kampf gegen Wespen aufzunehmen. — Aber es sind dabei wohl auch andere Motive ausschlaggebend gewesen.

Ein Erbfehler ist es wohl gewesen, daß ich es nie habe über mich gewinnen können, gelassen zuzuschauen, wo man fünf gerade sein ließ; und daß mich der Aberglaube nie verlassen hat: es sei eines Jeden Pflicht, gegen erkannte Irrtümer anzugehen, auch wenn sie von bösen Wespen gehütet werden; auch wenn die Wurzeln altgewohnter Irrtümer so tief hinabreichen, daß sie auszureuten dem Einzelnen nicht gelingen könne, und daß dazu eine ganze Reihe geduldiger Arbeiter gehöre; — sowie der Aberglaube: daß gerade wegen der Langwierigkeit der Ausreutearbeit damit zeitig begonnen werden müsse.

Ein Erbfehler mag solchem Aberglauben zugrunde liegen; denn ich trage den Namen dessen, der zur Zeit der Gegenreformation das allerböfeste sämtlicher Wespengeschlechter aus Riga und aus diesem Lande vertrieben hat, mit keinen andern Waffen aus-

gerüstet, als mit seinem Mute und seinem Worte. Von daher mag mir die wohl angeerbte Idiosynkrasie gegen Irrtum hütende Wespen gekommen sein.

Wie dem auch sein mag, — ich erwarte: Sie werden es zulassen, daß ich auch heute in ein Wespennest steche, indessen nicht in ein solches, wo ich schon wiederholt bedauerlichen Unwillen erregen müßte, — sondern heute in ein philosophisches Wespennest —: mit gewissen Philosophen will ich heute anbinden, mit den Herren Mystikern aller Art, — sowohl mit den spiritualistischen, den Mystikern im engeren Sinne, wie auch mit den materialistischen, den offenen und den versteckten und verschämten, — denn sie, die Herren Materialisten, sind allesamt — gleichfalls Mystiker.

Da habe ich denn gemeint, daß es Ihnen scherzhaft und unterhaltend sein wird, wenn auch nicht einer Batrachomyomachie, so doch einem Kampfe gegen Wespen beizuwohnen, und daß Sie dadurch über das Verrinnen der Zeit sich werden hinwegtäuschen lassen. — Somit bitte ich nochmals darum, Sie mögen mir Ihre Aufmerksamkeit andauernd zuwenden, — aber nicht mißgünstig, nicht ärgerlich mögen Sie es tun, sondern wohlwollend.

Nach dieser sehr ausführlichen und wohl auch ungewöhnlichen, weil Persönliches berührenden *captatio benevolentiae* wende ich mich meinem Thema zu.

\*            \*            \*

Eine nicht gewöhnliche Kühnheit darf es genannt werden, wenn kürzlich ein Gesellschaftsvortrag über Entropie gehalten worden ist. Ein außerordentliches Wagnis in der That ist es, in einer Versammlung von Vertretern der verschiedensten Wissenschaften und Künste — vor Juristen und Historikern, vor Theologen und Philologen und Pädagogen, vor Ärzten und Chemikern, vor Malern und Architekten, kurz in einer Versammlung, die im guten Sinne des Wortes eine äußerst gemischte genannt werden darf, — in einer solchen Gesellschaft den Begriff der Entropie zu entwickeln, — also zu einer Höhe der Abstraktion hinanzuführen, welche zu den erhabensten Gipfeln gehört, zu dem Steilsten und Abruptesten, zum Unzugänglichsten, was auf dem Gebiete der Physik, ja vielleicht der gesamten Naturphilosophie überhaupt, zu finden ist.

Jener Vortrag, der die Entropie nur von der physikalischen Seite betrachtet hat, und sie nur von dieser Seite betrachten konnte, da bisher von Entropie, wie es scheint, in keinem anderen Sinne geredet worden ist, — jener Vortrag verlockt zu noch kühnerem Wagnis: noch höher hinaanzuführen, bis zu einem Punkte, wo sich die Aussicht eröffnet auf einen Hochgipfel, den die Menschheit mit ihrem beschränkten Erkenntnisvermögen wohl niemals bis oben hinan wird zu ersteigen vermögen, nämlich die Frage aufzuwerfen, ob nicht auch das Gebiet des geistigen Geschehens vom Verhängnis der Entropie bedroht wird? ob es nicht unaufhaltsam ihm entgegengetrieben wird? — eine Frage, die von allen möglichen Fragen der Welt wohl die allerernsteste ist. — Wenn es gelingt, davon zu überzeugen, daß die hier behandelte Frage in der That von allen möglichen Fragen der Welt die allerernsteste ist, dann werde ich meinen nächsten Zweck erreicht haben, und ich werde es nicht bedauern, zu dem Wagnis der nachfolgenden Ausführungen mich entschlossen zu haben.

Aber ich konnte zu dem Wagnis mich nur unter den beiden Voraussetzungen entschließen: daß einmal mir gestattet sein werde, anstatt abgerissene Aphorismen zu bringen, vielmehr möglichst ganze Arbeit zu tun und gleichsam eine Art Rundbeleuchtung zu veranstalten, um einen Gegenstand von allen Seiten betrachten und prüfen zu lassen, was, in Betracht seiner eminenten und ernstern Wichtigkeit, um so mehr unerlässlich ist, als er, meines Wissens, bisher noch nie eingehend untersucht worden ist; — und daß mir ferner gestattet sein werde, daß ich das, was in dem vorangegangenen Vortrage über Entropie gesagt worden ist, werde rekapitulieren dürfen. Denn es ist mir unerlässlich, meine Ausführungen an einen in Ihrer Überzeugung durchaus festen Punkt anzuknüpfen; ein solcher aber muß erst beschafft werden. Denn gar manche von den heute Anwesenden haben jenem vorangegangenen Vortrage garnicht beigewohnt, und von seinen Zuhörern sind gar manche, wie ich bemerkt habe, noch nicht voll überzeugt worden von der Richtigkeit und unumstößlichen Wohlbegründetheit der Entropielehre.

Ich unternehme das Wagnis, obschon ich im Voraus dessen sicher bin, daß hinsichtlich des Weges, der, meines Erachtens, um der Lösung der Frage näher zu kommen, eingeschlagen werden muß, kaum von irgend einer Seite mir zugestimmt werden wird.

Denn ich sehe voraus, daß aus den beiden Lagern, welche heutzutage sich in die Beherrschung der Geister teilen, widersprochen werden wird, sowohl seitens der Materialisten wie auch von seiten der spiritualistischen Mystiker, in welche beiden Hauptklassen ich sämtliche Systeme der heutigen Philosophie, mit nur wenigen Ausnahmen, einzureihen mich für berechtigt halte. Den ersteren sowohl wie den letzteren wird es nicht genehm sein, wenn ich auf meine schon wiederholt ausgesprochene Behauptung zurückkomme, daß man von der unseligen, verderblichen Sucht, die letzten Welträtsel lösen zu wollen, abzulassen habe. Von dieser Sucht aber wollen weder die materialistischen noch die spiritualistischen Mystiker sich abbringen lassen.

Die Herren Materialisten nämlich unter den Naturforschern behaupten die Erkennbarkeit der Welt mittels der sinnlichen, der äußeren Erfahrung; sie verspotten den Du-Bois-Raymond'schen Satz vom „Ignorabimus“, und wollen es nicht einsehen, daß man mittels der sinnlichen Erfahrung nicht gar weit kommt; sie wollen es nicht zugeben, daß man mittels der sinnlichen, der äußeren Erfahrung garnicht weit kommen kann, weil durch die Antinomieen, die Selbstwidersprüche des Denkens, dem Erkennen enge Grenzen gesetzt sind. Ihr Postulat von der Erkennbarkeit der Welt ist ein Dogma wie jedes andere, das gedankenlos nachgesprochen wird, obgleich seine Widersinnigkeit offen zutage liegt. Und weil ich im Nachfolgenden gegen dieses Dogma mich versündige, so kann ich die Zustimmung der Herren Materialisten nicht erwarten, muß ich vielmehr ihres Widerspruches gewärtig sein, ebenso wie des Widerspruches der Herren spiritualistischen Mystiker, welche gleichfalls das „Ignorabimus“ verspotten und gleichfalls die Erkennbarkeit der Welt behaupten, — aber nicht mittels der sinnlichen oder äußeren Erfahrung, sondern vielmehr mittels einer übersinnlichen oder sogenannten „inneren Erfahrung“, mit welcher es indessen noch schlimmer bestellt ist, als mit der äußeren oder sinnlichen Erfahrung. Denn während die Ergebnisse dieser letzteren geprüft und kontrolliert werden können und von jedem geistig Gesunden als tatsächlich und richtig akzeptiert werden müssen, so kann man von der Richtigkeit und Realität des innerlich Erfahrenen niemanden zwingend überzeugen.

Dennoch werden alle Beide, sowohl die Materialisten als auch

die Mystiker im engeren Sinne, Beide werden, hoffe ich, zugeben müssen, daß die hier angeregte Frage von der geistigen, von der psychischen, Entropie von allen möglichen Fragen der Welt die allerernsteste ist; und da ich vorläufig nichts anderes als dieses Zugeständnis anstrebe, so gehe ich getrost der Behandlung dieser Frage entgegen.

Fern liegt es mir übrigens, zu einem vergeblichen Versuche des Ersteigens jenes aufzuweisenden Hochgipfels zu verleiten; keineswegs will ich zum Grübeln über psychische Entropie verführen. Mein Zweck ist vielmehr, darauf aufmerksam zu machen, daß am Fuße jener unersteiglichen Hocheinöde eine Straße sich hinzieht, die über eine Passhöhe hinüberführt in das jenseits der unwirtlichen Region belegene Gebiet, wo „hinter den Bergen“ auch Menschen leben, und zwar zufriedener und friedlicher leben, als wir Diesseitigen, wir Bewohner des Abendlandes, es zu tun jemals vermocht haben.

Wir Bewohner des Abendlandes sind noch immer weit entfernt von der „hinter den Bergen“ herrschenden Geistesfreiheit; wir sind weit entfernt von der Lebensweisheit, welche es ablehnt, sich in den Bemühungen um das Daseinswohl beirren zu lassen durch die faszinierende, erblich gewordene Sucht, nach Mitteln auszuschaun, wie wohl die letzten Rätsel des Daseins zu lösen, wie wohl jene unnahbaren Hochgipfel der Erkenntnis zu erklimmen seien? — deren Unerreichbarkeit für menschliche Wesen doch klar auf der Hand liegt.

Noch immer dünken wir Bewohner des Abendlandes uns erst dann menschenwürdig edel, wenn wir, die Sorge für das Daseinswohl vernachlässigend, nicht nur selbst, gleichsam als geistige Bergfexe, trotz aller Gefahren des Abstürzens, die fruchtlose und vergebliche Höhentour angetreten, sondern auch unsere Mitmenschen verleitet und womöglich, sei es auch gewaltfam, gezwungen haben, den öden Geistesport mitzumachen.

Vielleicht gelingt es, durch Betrachtung der geistigen, der psychischen Entropie Einen oder den Anderen dem öden Geistesport abwendig zu machen und beizutragen zur Heilung von der unheiligen, endemisch grassierenden Metaphysik-Geisteskrankheit, welche alle den Leiden unserer Zeit, ja beständig den besonderen Leiden des gesamten Auslandes, zugrunde liegt und zugrunde

gelegen hat; vielleicht gelingt es, auf diesem Wege Sehnsucht zu erwecken nach dem glücklicheren Dasein der Bewohner des Landes der Geistesfreiheit, der „hinter den Bergen“ wohnenden Menschen, deren Denkweise sich fast ausschließlich mit solchen Fragen beschäftigt, die der Erfahrung zugänglich sind oder ihr zugänglich werden können.

\*  
\*  
\*

Um zum Begriff der Entropie zu gelangen, muß von demjenigen der Energie ausgegangen werden. Fragt man, was Energie sei? — so erteilt die Physik eine Antwort, die anscheinend vollkommen allgemeingültig und umfassend ist, die aber, genauer besehen, im tiefsten Grunde gar nichts besagt.

Energie — erfahren wir — ist zunächst dasjenige, was zur Arbeit, zum Wirken, befähigt; da aber keine Arbeit denkbar ist ohne Bewegung, ohne Änderung, so ist, allgemeiner gefaßt, Energie dasjenige, was zur Bewegung befähigt, Bewegung und Änderung hervorbringt; und weil die ganze Welt, das ganze Universum lediglich durch die darin sich vollziehenden Bewegungen und Änderungen uns zum Bewußtsein gelangt, so ist schließlich Energie der Urgrund alles möglichen, alles uns bewußt werdenden Geschehens\*.

Wie umfassend und allgemeingültig diese Begriffsbestimmung auch erscheinen mag, so bedarf sie zunächst noch einer Ergänzung. Wenn nämlich die Energie das Befähigende ist, so wird selbstverständlich vorausgesetzt, daß etwas vorhanden sei, was von ihr befähigt wird; und das ist, nach physikalischer Auffassung, der Stoff oder die Materie. Fragt man aber danach, was der Stoff, was die Materie sei? — so erhält man von der Physik im Grunde keine andere Antwort, als die folgende: Der Stoff, die Materie ist das sinnlich Wahrnehmbare, dasjenige, was gesehen, gehört, gegriffen, geschmeckt und gerochen wird, sobald die darin innewohnende Energie sich geltend macht; sobald die im Stoffe waltende Energie auf unsere Sinnesorgane einwirkt. Und dabei ist von der Physik postuliert und für beweisbar erklärt worden,

---

\*) Ja, noch mehr: da, nach dem biblischen Weisen, das Leben nur dann köstlich war, wenn Mühe und Arbeit war, und weil Energie dasjenige ist, was zur Arbeit befähigt, so ist (geistige) Energie auch dasjenige, was das Leben köstlich macht, was zum Lebensglück befähigt, was ihm zugrunde liegt.

daß der Stoff, ebenso wie die Energie, daß beide von Unbeginn bestanden haben und immerdar bestehen werden in unveränderlicher Weise, weder vermehrbar noch verminderbbar, — woher die „Erhaltung der Energie“ und die „Ewigkeit der Materie“ zu Axiomen geworden sind, die ohne weiteres für gültig gehalten und nachgesprochen werden.

\*            \*            \*

Mir ist von einer Seite, wo schulgemäß philosophiert wird, von einem metakosmischen Standpunkte aus, eingewendet worden, daß unbefugter Weise einerseits die Energie und andererseits die Materie, der Stoff, daß die beiden gesondert betrachtet werden; denn die beiden ständen doch offenbar, nach den Lehren der Philosophie, als Wirkendes und Bewirktes, als Befähigendes und Befähigtes zu einander im gegenseitigen Verhältnis des Subjektes zum Objekt, welche beide doch nur Formen der Vorstellung seien, Formen der einigen, einheitlichen, ungetrennten Wesenheit, die, wenn auch für unsere Erkenntnis unsfaßbar, doch erst in unserem Bewußtsein in Subjekt und Objekt sich zerlege.

Ich erwähne diesen Einwand nicht eigentlich, um ihm entgegenzutreten und um ihn zu widerlegen, sondern lediglich um zu zeigen, daß er mir nicht überraschend ist, und um mich gegen den Vorwurf, daß der Einwand unbeachtet geblieben, zu rechtfertigen. Eine gewisse Berechtigung kann ich dem Einwande nicht absprechen. Ich muß zugeben, daß ich Stoff ohne Kraft und Kraft ohne Stoff mir nicht vorstellen kann, und daß ich es nicht für unberechtigt halten kann, wenn man geneigt ist, den Stoff ohne die in ihm wirkende Kraft, und ebenso die Kraft ohne den Stoff, auf den sie wirkt, für noch weniger denn Gespenster, für vollkommen leere Hirngespinnste zu erklären, und wenn man daher geneigt ist, beide als die verschiedenen Seiten einer und derselben Wesenheit anzusehen. — Dennoch aber wage ich getrost zu behaupten: es wäre eine total müßige Beschäftigung, eine nutzlose Gedanken-Equilibristik, ein unfruchtbarer Gedankensport, — ja noch mehr: eine wahrhaft gefährliche metaphysische und mystische Grubelei wäre es, wollte man zu ergründen suchen, ob etwas außerhalb unseres Bewußtseins Liegendes, Subjekt und Objekt ungetrennt Insi-

schließendes (etwa vor unserer Geburt, während unseres tiefen, traumlosen Schlafes Vorhandens) der Welt zugrunde liege, das erst, wenn wir zum Bewußtsein erwachen, eben in unserem Bewußtsein sich in Subjekt und Objekt spalte.

Es hat ja zahlreiche und berühmte tiefe Denker und unergründlich grübelnde Weltweise gegeben, namentlich im indischen Altertum, und unter den Jüngern des von Indien her inspirierten Lao-tse, des „Propheten unter den Heiden“, wie er von den Missionären genannt worden ist\*, — und es gab auch im Abendlande und es gibt hier noch heute dunkle Metaphysiker und Mystiker, welche dieser und ähnlichen unbeantwortbaren Fragen nachhängen und ob solcher Beschäftigung sich gewaltig viel zugute halten.

\*) Noch mehr als das ehrende Epitheton: „Prophet unter den Heiden“ verdient Lao-tse die Bezeichnung „Champion unter den mystischen Philosophen“; denn er dürfte seinen Kollegen allen mindestens um eine Kopfeslänge über und voraus sein, namentlich in der Erkenntnis, daß Subjekt und Objekt von derselben Wesenheit umschlossen werden. (Siehe die nächste Fußnote.)

Bezeichnend für diesen großen Grübler sind die folgenden seiner Lehrsätze: Das göttlich Absolute ist und ist zugleich nicht; es ist das namenlose und das eigenschaftslose Prinzip; es ist weder gut noch böse, weder Geist noch Materie; es ist leer, d. h. fremd jeder Eigenschaft des Geistes und der Materie; es ist rein, weil seine Substanz von jeder Existenz verschieden ist; es ist ewig, weil es außerhalb jeder Zeitfolge steht; es ist erhaben über die Vorstellung eines jeden persönlichen Gottes; es bestand vor dem Herrn der Himmel; es ist das Muster und Bild aller Wesen; erscheint es nach außen, so teilt es sich und gewinnt Namen usw. usw. —

Lao-tse hat sich gerühmt, daß er eigentlich von niemandem verstanden worden sei; ja er hat es als Grundfay hingestellt: der Weise müsse unverständlich sein; seine größte Tugend sei, als Unsinniger (insensé) zu erscheinen; einen gefundenen Schatz pflege man zu verbergen; es verlohne sich nicht, von Faßbarem zu reden, denn das sei nicht der λόγος. . .

Alle diese Hirnspinnste wurden durch Lao-tse u. a. folgendermaßen exemplifiziert: Ueberall sei das Leere das Wesentliche; am Wagenrade seien Felgen, Speichen und Nabe nur um der zentralen Leere wegen da, durch welche es erst brauchbar werde; das Haus mit seinen Mauern werde erst zugänglich und bewohnbar durch die Leere in diesem, durch die Türen und Fenster; welchen Gebrauch böten doch des Topfes Ton und Gläser ohne die von ihnen umschlossene Leere.

Auch zu der folgenden Lehre erhebt sich Lao-tse: Des Menschen Bedürfnis nach Ruhe finde nur in der Erkenntnislosigkeit Befriedigung, wie das neugeborene Kind sich ihrer erfreut, gleichsam im Finstern. (Vgl. Remusat, „Philosophie professée par Laotse“ in Journal asiatique III, Paris 1823, und Ampère, „La troisième religion de la Chine, Lao-tseu“ in Revue des Deux Mondes, 1842, aout 15 p. 310 u. fg.). — Uebrigens erfreuen sich die Anhänger des Lao-tse, die Taoisten, einer analogen Beliebtheit, wie diejenigen, die ihn als den „Propheten unter den Heiden“ rühmen. Aufständische suchen sich dadurch populär zu machen, daß sie sowohl Lao-Bonzen wie Missionäre niedermetzeln. Der Taoist dient auf der Volksbühne zur Belustigung etwa in der Rolle des mittelalterlichen „Hans Wurst“ und des türkischen Karagöz; er ist der Löpel, der überall sich Prügel holt. —

Dieſen großen Männern gegenüber muß ich aber in aller Demut bekennen, daß ich mich für alle Zeit als unfähig und inſonſequent weiß, auf jenes dunkle Gebiet der unbeantwortbaren Fragen zu folgen. Begegnen mir ſolche unbeantwortbare Fragen, ſo werde ich ganz unwillkürlich erinnert an jene abendländiſchen Hochmeiſter der Metaphyſik und Myſtik, an die Omphalopsychoi des Berges Athos. Dieſe Omphalopsychoi übten nämlich als Hochmeiſter und Hoheprieſter eine theologische Wiſſenſchaft und Kunſt aus, für welche ſie reich bezahlt wurden: die ganze orientaliſche Chriſtenheit kollektierte, um dieſen ehrwürdigen Athos-Mönchen eine behagliche Exiſtenz zu gewähren. Dieſe Omphalopsychoi benutzten ein ſehr einfaches Mittel, um ſich die Einheit von Subjekt und Objekt zu vergegenwärtigen; ſie brauchten dazu nur beharrlich — mit Erlaubnis zu ſagen — ihren eigenen Nabel zu betrachten, und ſie gelangten dadurch zum Erfaffen der Gottesidee, welche Ungetrenntheit von Subjekt und Objekt mit ſich bringt\*.

\*) Von dem Standpunkte aus des ſoeben vorgeführten „Propheten unter den Heiden“, des tieffinnigen λόγος-Dichters, Lao-tſe's — von ſeinem Standpunkte aus kann hier ſelbſtverſtändlich nur von der Idee der „absoluten Gottheit“ die Rede ſein, wie ſie vor der Erſchaffung der Welt, von Ewigkeit her, beſtanden hatte und nach dem „jüngſten Tage“ wieder bis in alle Ewigkeit beſtehen wird, — es ſei denn, daß es ihr dann wieder einmal gefallen ſollte, von der Abſolutheit herabzuſteigen, ſich wieder einmal zur Wirklichkeit zu erniedrigen oder (mit anderen Worten) ſich in Subjekt und Objekt zu ſpalten, d. h. zu einer bewußten Perſönlichkeit, zu einem perſönlichen Gotte, zu werden, — zu dem Subjekte, welches als Schöpfer der Welt dieſe, als ſein Objekt, aus ſich entlaſſen hätte.

Leztere Auffaſſung wird wohl von Manchem unverſtändlich genannt werden, weil ſie die Vorſtellung involviert: als ſei die dem Abſoluten, dem λόγος, zugeſprochene Ewigkeit nicht etwas Homogenes, wie ſie es doch ſein ſollte, ſondern als ſchwämmen in ihr virtuelle Wirklichkeits-Inſeln umher. Indeſſen würde dieſe Auffaſſung von dem „Propheten unter den Heiden“, gerade wegen ſeiner Unverſtändlichkeit, als etwas ihm Kongeniales begrüßt werden, ſowie auch von jenem tieffinnigen Philoſophen, der das bekannte Wort: „Credo quia abſurdum eſt“ mit überwiegender Gelassenheit ausgeſprochen hat.

Hierbei dürfte zu bemerken ſein, daß die Lehre, welche eigenſinnig auf dem Fundamentalsatze beſteht: Gott ſei ein perſönlicher Gott, -- daß dieſe Lehre doch darauf verzichten ſollte, ihn gleichzeitig als „absolute Gottheit“ darzuſtellen, — es ſei denn, daß ſie ſich auf die, hier weiter unten beſprochene, Taſache ſtützen wollte, wonach auch die Energie jeweils und nach Umſtänden, ſei es als kinetiſche, ſei es als potenzielle, beſteht.

Dem Erfinder und Vertreter der „Philosophie des Unbewußten“, Eduard von Hartmann, müßte der Begriff einer „potenziellen Gottheit“ ſehr willkommen ſein, weil offenbar überaus geeignet zu weiterem Ausbau ſeines Systems. Oder vielleicht verſucht ein anderer, etwa ein junger ſtrebſamer Philoſophie-Befiſſener, auf den Begriff „potenzielle Gottheit“ ein funktelnagelneues Philoſophieſystem zu gründen und dadurch einem ſchon lange empfundenen Bedürfnis zu genügen.

Ich meinerseits wage es garnicht, dieses Experiment anzustellen. Denn ich bin im Voraus sicher, daß ich dadurch, durch beharrlich gebückte Stellung, zum Betrachten — mit Erlaubnis zu sagen — meines eigenen Nabels, unfehlbar in hypnotischen Schwindel und in Stumpfsinn verfallen würde.

Hier aber soll diese müßige Frage: ob Subjekt oder Objekt im Grunde bei einander wohnen, ganz außer Acht gelassen werden. Hier wird lediglich von der Grundvoraussetzung der ganzen uns bekannten Welt, von dem Grund- und Urphänomen alles geistigen Geschehens, nämlich vom Bewußtsein, ausgegangen, von dieser ersten Grundbedingung der ganzen uns erkennbaren Wirklichkeit. Das Bewußtsein aber enthält eo ipso die Spaltung in Subjekt und Objekt, und diese Spaltung könnte erst verschwinden, wenn vorher jedes Bewußtsein aufgehoben und verschwunden wäre. — Mithin sind wir, als bewußte Wesen, vollkommen berechtigt, uns um jene metafysische Frage nicht weiter zu kümmern, sondern zuversichtlich und dreist von Subjekt und Objekt zu reden, von Wirkendem und Bewirktem, von Energie und Materie\*.

\* \* \*

Wenn somit kurz und bündig und mit einem Worte die Energie das Wirkende, das Bewirkende genannt wird, so scheinen auf den ersten Blick alle sie betreffenden Fragen beantwortet zu sein; denn auf die Frage: wo und wann wirkt die Energie? —

In entfernter Zukunft gelangt vielleicht unser philosophierendes Abendland bis zur Höhe des antiken Indien, wo bekanntlich, wie Köppen es ausführlich darstellt, die heterogensten Philosophenschulen, Spiritualisten, Materialisten und Zweifler aller Art sich gegenseitig für orthodox erklärt haben; als Vorläufer solchen wahrhaft „idealen“ abendländischen Syntretismus darf der Graf Shaftesbury gelten, nach welchem „alle weisen Männer der nämlichen Religion angehört haben“, — welche das aber sei, hätten sie niemals gesagt, wohl aus der Besorgnis: sie möchten dann verstanden werden. Denn nach Lao-tse's Lehre muß der Weise unverstanden bleiben. — Wahrhaft großartig wäre es doch, wenn in Zukunft einerseits römische und orientalische Orthodoxe, Aklutheraner, Calvinisten, Zwinglianer, Quäker usw. und andererseits die Schüler von Baron von Hüllbach, Pädels, Kants, Fichtes, Schellings, Herbarts, Schopenhauers, Hartmanns usw. usw. übereinkämen, sich gegenseitig als gleichmäßig orthodox anzuerkennen.

\*) Und man wird nicht vorenthalten wollen die Berechtigung, die Schulphilosophie höflichst zu ersuchen, sie möge gefälligst beiseite treten und nicht weiter stören; sie möge — um Schopenhauers Worte zu gebrauchen — sich in die Bedientenstube verfügen, da man ihrer Bemerkungen und ihres Mitredens nicht bedürfe.

wird uns bündig geantwortet: überall und immer; und fragt man: wodurch wirkt sie? — so heißt es: aus sich selbst und aus eigener Macht.

Dennoch ist damit noch nicht alles, was über die Energie gefragt werden kann, beantwortet; namentlich ist uns nichts über das warum? und wozu? — über das woher? und seit wann? — und wohin? und bis wann? gesagt worden, und schwerlich wird man jemals diese Fragen beantworten können; denn es ist nun eben das Schicksal unseres menschlichen, endlich beschränkten Verstandes, vor den sogenannten „letzten Fragen“, zu denen auch diese gehören, vollkommen ratlos stehen zu bleiben, mithin auf die „Erkennbarkeit der Welt“ verzichten zu müssen.

Ja, mehr noch! Selbst auf die allererste und dringlichste aller möglichen Fragen: Wer und was ist die Energie? wird man uns die Antwort schuldig bleiben. — Ist die Energie etwa eine selbständige, für sich bestehende Wesenheit? oder ist sie nicht vielmehr der kurze Ausdruck, gleichsam die mathematische Formel für das Ergebnis einer rechnerischen Operation? Wohl das Letztere! etwa so wie wir — um das allereinfachste Analogon zu wählen —, wie wir  $a + b$  eine Summe nennen, ohne auch nur im entferntesten daran zu denken, der „Summe an sich“ eine selbständige Wesenheit zuzusprechen, — so auch kommt der Energie, die sich schließlich, wenn man ihr Maß bestimmen will, als ein „algebraisches Produkt“\* darstellt, keine selbständige Wesenheit zu.

Die gleiche Unbestimmtheit und Ungewißheit besteht hinsichtlich dessen, worauf die Energie ihre Wirksamkeit ausübt, — hinsichtlich des Stoffes oder der Materie; denn nach dem soeben Gesagten würde denn doch die Frage offen bleiben: ob die Materie wirklich eine selbständige Existenz besitze? ob sie nicht vielmehr als Wesenheit nur vorgetäuscht werde? ob die Materie gar nicht für sich selbst erscheine, sondern lediglich als Äußerung der Energie, als ein Rechnungsergebnis anzusehen sei? — so daß das Weltall schließlich nichts anderes wäre, als ein Spiel der Energie? Diese Fragen würden in der Tat dann gestellt werden dürfen, wenn wir nicht nach den Denkgesetzen des Bewußtseins uns für überzeugt halten dürften, daß einem wirkenden Subjekte jedenfalls ein Objekt,

\*) nämlich als die halbe Masse multipliziert mit der Differenz zwischen den Quadraten der Anfangs- und Endgeschwindigkeit, also  $\frac{1}{2} m (v^2 - v_1^2)$ .

als Bewirktes, worauf das Subjekt einwirkt, gegenüberstehen müsse. Wenn wir hiernach auch zugeben müssen, daß die Materie kein Spinnweb, sondern wirklich vorhanden sei und Realität besitze, so ist doch niemand imstande uns einwandfrei zu sagen: was die Materie denn eigentlich sei? wie sie denn eigentlich beschaffen sei? ja nicht einmal: worin ihre wichtigsten konstitutiven Eigenschaften bestehen? ob sie ein lückenloses Continuum sei? oder aber die Gesamtheit von separaten, unterschiedlichen, besonders gearteten und in besonderer Bewegung einerschwingenden Partikelchen, von Molekeln oder Molekülen? Denn zu welcher dieser beiden Hauptanschauungsweisen von der Materie man sich auch bekenne, so ist doch erwiesen, daß keine der beiden fähig sei, alle Erscheinungen der Materie einwandfrei und widerspruchlos zu erklären. Gänzlich ohne Aussicht auf eine endgültige Entscheidung streiten die Vertreter der beiden Anschauungen gegen einander, ein jeder dem andern die handgreiflichsten Selbstwidersprüche entgegenhaltend, wie noch gegenwärtig die Führer im Streite, Ed. von Hartmann und Wilh. Ostwald, unveröhnlich sich gegenüberstehen. Und wie es ausgeschlossen erscheint, daß dieser Streit jemals seine Endschafft erreichen wird, ebenso unwahrscheinlich ist es, daß künftig eine dritte Theorie die Rätsel von der Konstitution der Materie einwandfrei lösen wird; und zwar erscheint das heute unwahrscheinlicher als jemals, heute, da Tatsachen bekannt geworden sind, die geeignet erscheinen, nicht nur alles bisher über die Materie angeblich Gewußte über den Haufen zu werfen, sondern auch den darüber ruhenden Rätsel-Schleier vollends undurchdringlich zu machen, wie z. B. die verblüffenden, in verschiedener Weise unbegreiflichen Eigenschaften der X-Strahlen, der  $\alpha$ -,  $\beta$ - und  $\gamma$ -Strahlen, der Kathodenstrahlen, der Becquerelstrahlen, der Kanalstrahlen, der aktiven, anscheinend immateriellen „Emanationen“ des Radiums, der Uran- und Poloniumstrahlen, der induzierten Strahlung, ja sogar der spontanen Umwandlung des Radiums in Helium, also des einen chemischen Elements in ein anderes! wobei, sozusagen, „alles aufgehört hat.“

Somit dürfte erwiesen sein, daß hinsichtlich der Energie und der Materie die Auskünfte der Physik wohl auf den ersten Anblick ebenso allgemeingültig wie auch erschöpfend erschienen waren, daß sie aber bei genauerem Zusehen im Grunde gar nichts besagen.

Nur mehr oder weniger nebensächliche Antworten auf die Frage nach dem wie? hinsichtlich der Modalitäten des Geschehens, des Wirkens der Energie, werden uns nach dem gesetzmäßigen Verlaufe beschrieben, aber absolut gar nichts Bestimmtes und Vorstellbares erfahren wir über das innere Wesen dessen, woran das Geschehen sich vollzieht — des Stoffes, der Motive.

Und dennoch, trotz aller dieser Unklarheiten und Verschwommenheiten vermögen die Physiker, bezw. die Naturforscher, sich bei den auf die Fragen nach der Natur der Energie und des Stoffes erteilten Antworten zufrieden zu geben — (und sie sind genötigt, es zu tun, weil bessere nicht zu erwarten sind) — und zunächst beruhigt man sich bei ihnen, gerade ebenso wie man bei dem mit ungelösten Problemen behafteten Gottesbegriffe Genüge findet, — man gelangt eben überall schließlich, wo man mehr zu wissen begehrt, als uns Menschenkindern zu wissen vergönnt ist, — schließlich gelangt man an die Grenze, jenseits welcher das Gebiet des Unfaßbaren, das Gebiet der Metaphysik und Mystik beginnt, mit dem unterschiedlichen Verhalten jedoch, daß der exakte, der strenge Naturforscher sich untersagt, seinen Blick über die Grenzen der sinnlich wahrnehmbaren Welt hinausschweifen zu lassen, während im Gegenteil den gottesgläubigen Forschern vornehmlich darum zu tun ist, das übersinnliche, unfaßbare Gebiet zu ergründen\*.

Im Übrigen unterscheidet sich die Weltauffassung des Naturforschers insofern durchaus nicht wesentlich von derjenigen des Gottesgläubigen, als beide (wie wir sogleich sehen werden) von einem unverständlichen Anfangszustande der Welt ausgehen, um schließlich bei einem ebenso unverständlichen End- oder Vollendungszustande anzulangen; und alle beide akzeptieren oder leugnen es doch nicht ab, daß inzwischen zwischen diesen Extremen des Anfangs

\*) Was Graf Alexander von Keyserling (in „Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern“, Berlin 1902 bei Georg Reimer, I, S. 460) in scharfer Ausprägung also bezeichnet: „Der Religionsgründer muß den, der nicht glaubt, verurteilen; der Naturforscher muß verbieten, im Sinne des Religionsgründers zu glauben.“ Indessen ist diese überraschende Antithese mehr blendend als erleuchtend. Denn mag der Naturforscher sich und den Seinigen noch so kategorisch im Allgemeinen das Glauben verbieten, so gelangt er doch auf Schritt und Tritt an die Grenze, wo alles Verstehen und Begreifen aufhört; wo nichtsdestoweniger das Bestehen von Realitäten unabweislich ist und wo ihr Bestehen nicht anders erfasst wird, als durch Glauben, d. h. durch fürs wahr und wirklich Halten dessen, was unverständlich ist. —

und des Endes alles nach fest geregelter, etwa von Gott vorausgewollter und gleichmäßig angeordneter Gesetzmäßigkeit sich vollzieht. Besonders aber ist hervorzuheben, daß hinsichtlich der Lehre von der Entropie (wie wir sogleich sehen werden) die Anschauungen der Beiden, der Theologen und der Naturforscher, sich keineswegs widersprechen, vielmehr analog sind und in der Hauptsache sich decken.

\*                      \*                      \*

Die Physik zeigt uns, daß die Energie keineswegs immer in einer und derselben Weise sich geltend macht, daß sie vielmehr in vielfältiger Gestalt, gleichsam proteusartig, auftritt: einmal als aktive, ein andermal als sozusagen latente, d. h. als „kinetische“ oder aber als „potenzielle“, „virtuelle“ Energie, also einmal als treibende, als bewegende Federkraft, als treibendes, bewegendes Uhrgewicht; das andere Mal aber als Spannkraft in der aufgezogenen, aber gehemmten Feder, und als Spannkraft in der Unterlage des gehobenen, aber gestützt ruhenden Uhrgewichts\*, — und sodann in verschiedenen Formen, wie in derjenigen der Gravitation oder Anziehungs- und Abstoßungskraft, der Spannkraft, der Wärme, der Elektrizität, des Magnetismus, des Chemismus und vielleicht noch in anderen Formen, die der Entdeckung noch harren, Formen, die alle in gesetzmäßigen Verhältnissen zu einander stehen, so daß

\*) Von einer Seite, wo man sich gern mit schulgerechtem Philosophieren abgibt, wo jedoch physikalische Vorstellungen offenbar nicht geläufig sind, wird eingewendet: „Die Unterscheidung von aktiver oder kinetischer und potenzieller oder virtueller Energie sei nur ein Anschauungs-Notbehelf, geeignet zu verwirren; denn sie nehme eine Kraft an, die zeitweilig keine sei, was unlogisch und dem Begriffe der Kraft ganz zuwider sei; der Begriff der potenziellen Energie sei einer der unglücklichsten.“ — Dennoch hat man mit der Tatsache der potenziellen Energie sich vertraut zu machen; wie wir doch am Bestehen der Tatsache nicht zweifeln, wonach bei Verwandelung eines Pfundes Wasser von 100° C. in ein Pfund Wasserdampf von 100° C. eine gewisse, dazu angewandte, meßbare Wärmemenge „latent“ wird, d. h. total verschwunden erscheint, obschon sie in Wirklichkeit, wenn auch in anderer Form, noch vorhanden ist und genau in der vorigen Menge wieder zutage tritt, wenn der Dampf sich wieder zu Wasser verdichtet; so gut wie wir mit einer andern analogen Tatsache vertraut sind: daß beim Versinken in tiefen, traumlosen Schlaf das Bewußtsein total schwindet, aber beim Erwachen als genau ebendaselbe Bewußtsein, mit genau demselben Bewußtseinsinhalt (Vorstellungen, Erinnerungen usw.) sich wieder einfindet. — Es gibt eben Realitäten, deren Vorhandensein man zuzugeben genötigt ist, obschon man sie vorläufig nicht zu begreifen vermag, wohl darum nicht, weil sie mit den geläufigen Begriffen unvereinbar erscheinen, woher denn diese gewohnt gewordenen Begriffe als falsch anerkannt und abgeändert werden müssen.

Energiemengen der einen Art in bestimmte Mengen der anderen Art sich umsetzen.

Nun aber will es scheinen, als ob die verschiedenen Energieformen insofern nicht vollkommen gleichartig seien, als sie nicht in gleicher Unabhängigkeit von einander, nicht in gleicher Selbständigkeit und Spontaneität auftreten, ihre Wirksamkeit entfalten und anscheinend zeitweilig verschwinden, d. h. sich umwandeln, um dann in der vorigen Weise wieder zu erscheinen. — Vielmehr bemerken wir, daß beim Übergehen der einen Energieform in eine andere jedesmal diejenige der Wärme als Übergangsform, die zu Anfang und zu Ende der Wandlung auftritt, sich geltend macht, wie z. B. beim Durchleiten eines elektrischen Stromes durch eine um einen Eisentern gewickelte Kupferdrahtspirale der Eisentern nicht anders magnetisch wird, als indem zugleich in dem Kupferdraht entsprechende Wärmeentwicklung stattfindet, oder wie bei lebhaftem chemischem Vorgange, z. B. bei Oxydation eines brennbaren Körpers, oder bei Stromhemmung in einem elektrischen Leiter, oder bei Umsetzung des Magnetismus in Elektrizität in der Dynamomaschine, nicht anders Lichtentwicklung stattfindet, als unter Freiwerden entsprechender Wärmemengen. Daher hat es den Anschein, als gingen die verschiedenen Energieformen niemals unmittelbar ineinander über, sondern als müßten sie dazu jedesmal vielmehr die Durchgangsform der Wärme passieren, als wären sie nur besondere Betätigungen und Ausdrucksformen der Wärme, als bildete die Wärme für jede andere Energieform sowohl das Anfangs- wie auch das Endstadium ihres Wirkens. Überall scheint die Wärme sozusagen die Hand im Spiele zu haben und das Spiel zu leiten.

Es wäre vergeblich, wollte man vom Gebiete der Energieumformungen, die sich mit genügender Klarheit nur in mathematischen Formeln vorführen lassen, wollte man davon umfassende begriffliche Deutlichkeit gewinnen, — vergeblich wäre es, weil eben das innere Wesen der Energie und ihrer Erscheinungsformen sich selbst begrifflich deutlicher Darstellung entzieht. — Indessen kann von jenem Gebiete doch eine anschauliche Vorstellung gegeben werden mittels eines Vergleiches, der freilich wie jeder Vergleich sein Sinkendes hat.

Man stelle sich vor, daß die Energie in einer gewissen Form, z. B. in derjenigen der Elektrizität von gewisser Menge,

an dem einen Ufer eines Grenzflusses ihre Wirksamkeit entfaltet. Will sie dann auf das andere Ufer gelangen, um dort in einer anderen Form, z. B. in derjenigen des Magnetismus von gewisser Menge, aufzutreten und zu wirken, so kann das nicht anders geschehen, als nachdem sie eine hinüberführende Brücke passiert hat; dazu aber war es nötig gewesen, daß sie zuvor, den Charakter der Elektrizität ablegend und als solche verschwindend, die Form einer gewissen Wärmemenge angenommen hatte; denn die Brücke ist nur für Wärme passierbar; Jenseit angelangt, legt sie den Charakter der Wärme ab und tritt dann als Magnetismus von gewisser Menge auf.

Wie dem auch sei, so scheint doch die Annahme statthaft, daß in der Wärme die eigentliche Urform aller Energie zu erblicken ist, und daß mit dem Versiegen der Wärme zugleich alle übrigen Energieformen, als ihre Wirkungen, zugleich erlöschen müssen; daß alsdann, beim Versiegen der Wärme, alle Bewegung und alles Geschehen in der physischen Welt zum Stillstande gebracht und ihre Endschafft erreichen würden. Und daß in der That die Welt solchem Ziele absoluter Ruhe entgegengeht, das ergibt sich mit unbezweifelbarer Gewißheit aus der Betrachtung des ganzen Weltgeschehens, und namentlich aus dem Verhalten der Wärme, der Energie-Urform und -Quelle, oder mit anderen Worten: aus der Lehre von der Entropie.

\*            \*            \*

Um die Lehre von der Entropie zu erfassen, ist vor allem notwendig, das Eine festzuhalten: daß nämlich die Wärme sich spontan, d. h. ohne Zuhilfenahme von Arbeit, also ohne Energiezuschuß, niemals mitteilen und übertragen kann, als immer nur in einer Richtung, nämlich von einem wärmeren Körper zu einem kälteren; aber niemals spontan in umgekehrter Richtung — niemals von einem kälteren Körper zu einem wärmeren, welcher Grundsatz um die Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts von dem großen Sadi (Bazare) Carnot als unerschütterlich erwiesen worden ist.

Wie das von Bergeshöhe herabgeströmte Wasser nie und nimmer selbsttätig zu seiner Quelle zurück emporzusteigen ver-

mag, so kann auch die von einem warmen auf einen kälteren Körper übergegangene Wärme nie und nimmer von hier zurück zu dem ersteren, nie und nimmer von dem kälteren zu dem wärmeren selbsttätig zurückkehren, um dort Arbeit irgend welcher Art zu verrichten, bezw. Bewegung hervorzubringen; und alle die, in den verschiedenen Energieumwandlungen freigewordenen Wärmemengen gehen mittels Leitung oder mittels Strahlung auf kältere Körper über: sie zerstreuen sich auf Nimmerwiederkehr.

Somit stellt sich der ganze physische Weltprozeß dar als ein beständiges, ununterbrochenes Über- und Abströmen aus dem Gesamt-vorrat freier, aktiver Energie bezw. Wärme in die Region ihrer Gebundenheit und Inaktivität, ihres Verloschenseins; und die Gesamtheit der im Weltall vorhandenen Energie- oder Wärmemenge läßt sich in Gedanken in zwei Abteile zerlegen, von denen der eine sämtliche noch aktive oder aktionsfähige Energie und Wärme umfaßt, der andere aber die durch Umwandlung schon latent gewordene, inaktiv, aktionsunfähig gewordene, verloschene.

Der ganze physische Weltprozeß besteht demnach in der allmählichen, beständig fortschreitenden Verminderung des ersten Anteils zu gunsten der Vermehrung, des Anwachsens, des anderen Anteiles; und das theoretische Endergebnis dieses Prozesses ist das Anlangen des letzteren Anteils, nämlich der Energie- und Wärme-Entropie des Weltalls, bei seinem Maximum; und zugleich das Anlangen des ersteren Anteils bei seinem gänzlichen Verschwinden und Nullwerden. —

Ist — so sagt die physikalische Theorie — ist, etwa nach unzählbaren Jahrmillionen, ist dieses Endziel erreicht, dann ist, beim Anlangen an dem überall gleichmäßig herrschenden absoluten Wärmenullpunkte von  $-273^{\circ}$  C., beim Stillestehen aller Bewegung, beim Zusammengechrumpftsein und Zusammengeballtsein der heute noch unermesslich ausgedehnten Materie des Weltalls in einen einzigen indifferenten Punkt, — — dann ist das Weltende herangekommen, ein für unser Fassungsvermögen total unvorstellbares, aber doch unweigerlich zu postulierendes Ergebnis.

\* \* \*

Können wir auch den Zustand, bei welchem das Weltende notwendigerweise anlangen muß, nicht erfassen, so sind wir doch

imstande die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit dieses Zustandes uns durch eine Analogie, durch ein der irdischen Wirklichkeit entnommenes und den irdischen Vorstellungen entsprechendes Bild anschaulich vor Augen zu führen.

Das Wasser, welches von den Wolken herabströmt und von den Bergen herniederfließt, kann eine tiefere Lage nicht erreichen, als diejenige des Meeresniveaus, eine noch tiefere ist undenkbar. Hier müßte alles Wasser der ganzen Erde sich ansammeln, und hier müßte es für alle Zeit verharren, wenn es nicht durch eine Arbeit wieder emporgehoben werden würde, d. h. wenn es nicht durch die Sonnenwärme zu einer inneren Arbeit angeregt werden würde, durch welche es befähigt wird, sich wieder zu höheren Regionen zu erheben und dort den Kreislauf wieder zu beginnen.

Dieser Kreislauf des Wassers wird dadurch angeregt und in Gang erhalten, daß aus dem vorhandenen Vorrat freier Energie und Wärme beständig zum verdichteten Meereswasser Wärme herzutritt, die es zu der inneren Arbeit befähigt, welche sich im Entfernen seiner Moleküle von einander äußert, mithin in Zunahme des Volumens und infolgedessen in Abnahme der Dichte, wodurch es befähigt wird, der irdischen Attraktionsrichtung entgegen, in Dampfform aufzusteigen zu kalten Regionen, wo es, unter Abgabe von Wärme, die sich zum Teil zerstreut, wieder verdichtet wird usw. usw.

Wie ersichtlich, ist dieser Kreislauf nur möglich insofern und so lange aus einem verfügbaren Energievorrat Wärme zur Verrichtung von Arbeit abgegeben werden kann, ohne welche Abgabe der Kreislauf zum Stillstand gelangen müßte. Der vorhandene Vorrat an aktiver Energie aber verringert sich beständig durch Wärmezerstreuung, wie soeben dargelegt wurde.

Dieser Kreislauf hat vormals, vor Jahrmillionen, als der Vorrat an freier Wärme in dem noch weniger abgekühlten Erdkörper, in der noch aktiveren Sonne ein größerer war, vormals hat dieser Kreislauf sich viel rascher, viel stürmischer vollzogen. Es hat eine Zeit gegeben, wo es auf der Erde niemals wolkenlosen Himmel gab, sondern nur eine feuchtigkeitschwangere, schwüle und düstere Atmosphäre, sagen wir eine düstere Treibhausatmosphäre, mit beständigen, sozusagen tropischen, heiß-warmen Regengüssen. Je weiter der Weltprozeß fortgeschritten ist, um so mehr

hat das Bild sich verändert, um so spärlicher ist die Wolkenbedeckung, um so spärlicher der Regenfall geworden, und es kommt schließlich ein Stadium heran, da — bei mehr abgefühilter Erde und bei kühlerer Sonne, bei größerem Mangel an verfügbarer freier Wärme zur Arbeitsverrichtung —, da der Wärmekreislauf sich immer mehr verlangsamt und schließlich zum Stillstande gelangt, wo Wolkenbedeckung und Regen nicht mehr möglich sind.

Ähnlich wie der Wasserkreislauf auf unserem Planeten, so muß auch im Univerjum der Weltprozeß dereinst zum Stillstande gelangen, wenn zufolge vollständiger Wärmezerstreuung und Wärmeausgleichung allüberall der absolute Wärmepunkt von  $-273^{\circ}$  C. (das Analogon des größten Tiefstandes unserer Wasserfluten im Meere) erreicht sein wird, von wo ein Wiederaufsteigen zu erneuter Arbeitsbetätigung der Wärme darum undenkbar und unmöglich ist, weil es eben an verfügbarer, freier, aktiver Wärme durchaus gebricht. Nun hat der Weltprozeß des Überganges und der Umsetzung der Wärme in Arbeit und umgekehrt der Arbeit in Wärme seine definitive Endschafft erreicht. —

\* \* \*

Selbstverständlich ist, nach den Forderungen der Logik, daß solchem bereinstigen unvorstellbaren Weltende auch vormalig ein gleich unvorstellbarer Weltanfang vorausgegangen sein muß, wo es nur aktive, ungebundene Wärme und Energie gab, und wo Bewegung und Wärmebindung eben erst einsetzten, und wo mithin der Wert der Entropie, des „Wandlungsinhalts“, noch gleich Null war.

Auch darf als selbstverständlich gelten und bedarf keiner ausführlichen Herleitung: daß der Mensch, wie alles organische Leben, sehr spät nach dem Weltanfange erschienen, sehr früh vor dem Weltende verschwunden sein wird.

Dieses Bild vom Geschehen im Weltall, von dessen Entstehen und Vergehen, wie es soeben in kurzer Zusammenfassung vorgeführt wurde und wie es im Grunde nur eine Übersetzung des bekannten Satzes von der Unmöglichkeit eines perpetuum mobile, eine Übersetzung aus dem Terrestrischen in das Kosmische ist, — dieses Bild mag den Einen oder Andern wild phantastisch anmuten. Indessen ist es doch nicht um eines Haares Breite phantastischer

erschienen, als das Weltbild, welches uns täglich vorgeführt wird und an welches wir uns allgemach gewöhnt haben, — nicht phantastischer als das Weltbild, welches die Glaubenslehre von der Erschaffung der Welt und vom Weltuntergange am „jüngsten Tage“ entwirft. In beiden Fällen sind Anfang und Ende unvorstellbar und daher unbegreiflich. Von dem letzteren unterscheidet sich die physikalische Darstellung nur in zwiefacher Hinsicht wesentlich.

Erstlich entstammt das Weltbild der Glaubenslehre in der That nicht vernünftiger Schlussfolgerung an erfahrungsmäßigen Prämissen, sondern der Phantasie entstammt es, oder, wenn man will, der Inspiration. — Ferner wird, nach Auffassung der Glaubenslehre, alles Geschehen zwischen Anfang und Ende Welt, bis in die geringfügigste Einzelheit, bis zum Ausfallen eines jeden Haares aus jedem Haupte, in unbegreiflicher Weise durch jedesmaligen göttlichen Spezialwillen bewirkt und geregelt, während im Gegenteil die Lehre von der Entropie behauptet, daß alles Weltgeschehen nach ein für alle Male festen, unabänderlichen und unserem Verständnisse, wenn auch nicht im ganzem Umfange bekannt gewordenen, so doch unverschlossenen und zugänglichen Gesetzen sich vollzieht.

Sodann ist den Zweiflern an der Entropielehre zu entgegnen, wie das in dieser Lehre sich abschließende Bild vom Weltgebäude durch die genialsten Männer und exaktesten Forscher hingestellt worden, welche die Welt jemals erlebt. Die ersten Fundamente der Entropielehre sind von dem großen Sadi Carnot um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gelegt worden; weitere Werkstücke hat der hochverdienstliche Rudolf Clausius im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinzugetragen, und gekrönt worden ist das Gebäude von William Thomson, dem heutigen Lord Kelvin, — das alles ist bewirkt worden durch drei Männer, die gleich Newton, Leibniz, Euler usw. alles überragen, was das Altertum, ja was die Menschheit überhaupt jemals an scharfsinnigen und klaren Denkern besessen hat.

\* \* \*

Die Lehre von der Entropie hat freilich Widerspruch hervorgerufen; doch ist bemerkenswert, welcher Art und welchen Gewichts dieser Widerspruch gewesen ist.

Da ist z. B. von Seiten des wohl nur in „Naturphilosophen“ hervorragend starken, sonst aber, besonders in Mathematicis äußerst schwachen Otto Caspari eingewendet worden: die Welt könne nichtsdestoweniger ein perpetuum mobile sein; denn es sei nicht ausgeschlossen, daß im Kosmos Gesetze walten, die unser terrestrisch beschränktes Auge nicht zu erträumen vermag, und welche gestatten könnten, ein abweichendes, der Entropielehre widersprechendes Weltbild aufzustellen. Zudem sei das Universum kein Descartesscher Mechanismus, der sich abnütze, Reparaturen bedürfe und nur durch Zufuhr „entlehnter“ Kraft in Tätigkeit erhalten werde; sondern das Weltall sei nach Leibniz' Auffassung ein Organismus, und ein Organismus erhalte sich selbst, erneuere sich selbständig und fungiere aus eigener Kraft.

Um das Gewicht dieses gegen Carnot, Clausius und Thomson gewagten Widerspruchs zu kennzeichnen, würde es genügen zu bemerken, daß Leibniz, dem Erfinder der Infinitesimalrechnung, der die Theorie der prästabilierten Harmonie aufgestellt hat und dadurch sich im Einklange befindet mit dem heute allgemein akzeptierten „psychophysischen Parallelismus“, daß dem großen Leibniz in die Schuhe geschoben wird die Absurdität, als sei das Universum ein perpetuum mobile, welches vom Verzehren der eigenen Excremente sich nährt und dadurch für ewige Dauer zu allen seinen Funktionen sich befähigt. — Doch ist noch anderes, eine fast noch ärgere Absurdität, dem Herrn Naturphilosophen entgegenzuhalten, dem es ganz einleuchtend ist, daß die kosmischen Zentralsonnen, wenn sie, wie er sich ausdrückt, „gealtert“ sind, sich zu neuem Leben verjüngen dadurch, daß sie ihre vormals abgeschleuderten, inzwischen aber „verwesten“ oder „verbrannten“ oder „zerstäubten“ Planeten nebst deren Trabanten wieder an sich ziehen und — wie der göttliche Chronos mit seinen Kindern es tat — „verzehren“, nach welcher Mahlzeit sie sich wieder zu Gas- und Nebelmassen aufblähen usw., worauf ein neuer Turnus der „ewigen Wiederkehr“ beginnen könne, — und so immer wieder und immer weiter mit Grazie ad infinitum.

Dabei hat der Herr Fachphilosoph, der in Heidelberg zum Proklamieren seiner Weisheit ein akademisches Katheder hat mißbrauchen dürfen, — der Herr Fachphilosoph hat dabei außer Acht gelassen, daß alle uns bekannten „Organismen“ keineswegs selbst-

ständige perpetua mobilia sind, wie er es darstellt; denn alle Organismen besitzen eine zeitlich beschränkte Lebensdauer, alle weisen Stoffwechsel auf; alle erhalten sich nur dadurch am Leben, daß sie verbrauchte Materie abstoßen und neue „entlehnte“ Materie in sich aufnehmen, daß sie fortwährend „entlehnte“ Energie in sich aufnehmen, sie umwandeln und die umgewandelte wieder abgeben, daß sie alle von Voreltern Nachkommen und Kinder sind, und alle nach Beendigung ihrer Existenz selbst zu Eltern und Vorfahren werden. — Das alles, auch das letztere Charakteristikum, welches neuerdings vom Grafen Alexander von Keyserling a. a. O. I S. 453 u. 460 hervorgehoben worden ist, — das alles hätte der Fachphilosoph wissen müssen, bevor man ihn für würdig erklärte, akademischer Lehrer der Philosophie zu werden. Aber noch ärgere Unwissenheit, noch ärgere Absurdität kann ihm nachgewiesen werden.

D. Caspari hatte das Vorhandensein von Gesetzen für möglich gehalten, die uns unbekannt sind und unbekannt bleiben werden. Freilich ist, mehr noch als die meisten es ahnen, unser Wissen für alle Zeit nur „Stückwerk“. Freilich mögen, wie D. Caspari es sagt, im Weltall Gesetze walten, von denen wir nichts ahnen und vielleicht nie etwas ahnen werden. Freilich kann es jederzeit geschehen, daß z. B. unsere Anschauung von der Natur des Lichtes durch neue Entdeckungen umgeworfen werde und daß man etwa von der Undulations- oder Vibrationstheorie zur Emissionstheorie zurückkehre, wie gewisse kürzlich entdeckte Tatsachen dazu einzuladen scheinen. Ebenso kann allenfalls das Unwahrscheinliche geschehen: daß die herrschende Ansicht von der kinetischen Konstitution der Materie der gegenteiligen Platz mache, wonach die Materie ein lückenloses starres Kontinuum wäre. — Aber was es in der Welt gewiß nicht gibt, und was nie und nimmer geschehen wird, das ist, daß der Satz  $2 \text{ mal } 2 = 4$  jemals umgeworfen werden sollte. Für alle Orte und Zeiten steht es fest, daß die mathematischen Wahrheiten nicht nur für das terrestrische Dasein, sondern für den gesamten Kosmos ihre Gültigkeit behalten werden. Gänzlich ausgeschlossen ist es, daß es irgend wo und irgend wann einen Kosmos, eine Welt geben könne, wo ein Satz  $2 \text{ mal } 2 = 5$  zu Recht bestehe oder eine vierte Dimension nachgewiesen würde, es sei denn in dem Hirne eines Paralytikers der

Irrenanſtalt. — Und das Weltgebäude, welches durch die Entropielehre charakteriſirt wird, es iſt von Carnot, Clausius und Thomſon durchaus auf mathematiſcher Grundlage und ſo zu ſagen mit mathematiſchen Werkſtücken und mathematiſchem Mörtel aufgebaut worden, und es kann daran nicht im mindeſten gerüttelt werden, vollends nicht mit Eventualitäten und Nebensarten, wie der Fachphiloſoph D. Gaſpari es zu thun verſucht.

Aber nicht nur hat man es unternommen, die Entropielehre mittels derartiger Bemängelungen und Nebensarten zu untergraben, ſondern man hat ſogar geglaubt, ſie umſtürzen zu können lediglih mit dreißtem Widerſpruch, — und wer es tat, war ebenfalls Fachphiloſoph, Philoſophieprofeſſor, der Prophet aller „Modernen“: Friedrich Niezſche. — Indem Friedrich Niezſche ſeine mit tropiſch glühender, mit blendender Diktion ausgemalte „Ewige Wiederkehr“ dem mathematiſchen Entropie-Weltbilde entgegenſetzte, bewies er ſelbſt, wie ernſt er überhaupt zu nehmen ſei: daß er nicht auf das akademiſche Ratheder, ſondern in die Irrenhauszelle gehöre. Nach Niezſche iſt die Welt in des Wortes vermegenſter Bedeutung ein perpetuum mobile. Er braucht eben ſolch wahnwitzige Vorſtellung als entſprechenden und würdigen Hintergrund für ſein „modernes“, größenwahnsinniges Hirngespinnniß vom Übermenſchen. Aber ſicherlich wird ſein Gerede von der „Ewigen Wiederkehr“ ſchon längſt verſtummt und vergeſſen ſein, ſchon lange bevor in deutlicheren Umriſſen das Entropie-Verhängniß auf der Weltbühne aufgetreten ſein wird.

Wer aber nichtsdeſtoweniger ſagen ſollte: „Trotz alledem und alledem iſt mir die Entropielehre der Carnot, Clausius und Thomſon antipathiſch; ich entſcheide mich lieber zu Gaſparis und Niezſches Lehre von der „Ewigen Wiederkehr“, — wer ſo reden ſollte, dem iſt eben nicht anders zu helfen, als mit dem Räte: er möge eine Lücke ſeiner Ausbildung zu ergänzen ſuchen und dabei namentlich die Mathematica nicht vernachläſſigen. Folgt er dem Räte, ſo wird er nicht mehr Genüge daran finden, allein von ſeinem dunklen und blinden Gefühle ſich leiten zu laſſen, ſondern er wird Bedürfnis empfinden nach dem Lichte des Verſtandes und der Vernunft\*.

\*) Solchen Gefühlswiderſpruch führe ich nicht willkürlich vor; ſondern ich konſtatire ausdrücklich, daß er bei Philoſophierenden taſächlich und häufig vor-

Übrigens kann gelegentlich und zufällig auch das Gefühl, die Phantasie, auf den richtigen Weg leiten. Eine übereinstimmende Parallele zu dem Weltbilde, aus welchem die Entropielehre hervorgeht, findet sich, wie schon angedeutet worden, in der christlichen Vorstellung, welche lehrt, daß die Welt vormals von Gott aus sich selbst heraus geschaffen und hervorgebracht worden sei, um nach von ihm vorgeschriebenen Gesetzen sich zu erhalten, bis sie am sogenannten „jüngsten Tage“ ihre Endschafft erreicht und wieder in das Wesen und Sein der ewigen Gottheit zurückkehrt. Also auch die christliche Lehre nimmt nicht an, daß die Welt ein perpetuum mobile sei; sie findet sich in dieser Anschauung in Übereinstimmung mit der Wissenschaft. Dagegen ist Casparis und Nießsches „Ewige Wiederkehr“ nicht nur widersinnig, sondern auch absolut kegerisch.

\* \* \*

Alles bis hierzu Vorgebrachte ist nur eine Rekapitulation und Ausführung dessen, was in dem erwähnten vorausgegangenen Gesellschaftsvortrage, und wohl auch schon anderweitig, über die Lehre von der Entropie dargestellt worden ist. Diese ausführliche Rekapitulation konnte nicht umgangen werden, weil ich meiner ernststen Frage mich nicht zuwenden konnte, ohne vorher dessen sicher zu sein, daß der Ausgangspunkt meiner Betrachtungen in Aller Überzeugung vollkommen feststehe. Das aber war, wie ich befürchten mußte, vorher noch nicht der Fall. Gar manche haben den vorausgegangenen Entropie-Vortrag nicht angehört, und von seinen Zuhörern haben mache geäußert, daß sie von seinen Ergebnissen nicht völlig überzeugt worden seien.

Daher mußte allem zuvor darauf hingewirkt werden, daß über die Wohlbegründetheit der Entropielehre nicht der mindeste Zweifel bestehen bliebe.

Nachdem mir, wie ich hoffe, gelungen ist, darüber alle Zweifel zu beseitigen, darf nun meine ernste Frage einsetzen, eine Frage,

kommt, und zwar nur vorkommen kann zufolge der von den Herren Fachphilosophen eingebürgerten Methode: dasjenige, was einem lieb und bequem ist, mittels sophistischer Künste zu stützen. Unsere heutige Fachphilosophie kann eben insofern nicht mehr eine Wissenschaft genannt werden, als sie aufgehört hat, allein dem Aufsuchen der Wahrheit zu dienen, und begonnen hat, sich in den Dienst beliebiger Voreingenommenheit zu stellen.

die vielleicht noch nie aufgeworfen worden ist, die Frage nämlich: ob die Vorgänge des geistigen und moralischen Lebens gleichfalls auf einen Zustand der Entropie abzielen? — ob nicht gewisse Vorgänge, die uns die Geschichte schon vielfach in mehr oder weniger umfassender Weise vorgeführt hat, ob nicht gewisse Erscheinungen, die uns Heutigen zu beunruhigen und zu ängstigen begonnen haben, ob nicht, was wir als Vorboten geistiger und moralischer Dekadenz auffassen, — ob das alles nicht als mehr denn als lokale, zufällige Erscheinungen aufzufassen sei, ob nicht vielmehr als untrügliche Vorboten dafür, daß das geistige und moralische Leben der Menschheit allgemeiner, unvermeidlicher, stetig fortschreitender Erniedrigung, Verrohung und Verwilderung, einem Zurücksinken auf das tierische Niveau, ja vielleicht noch weiter abwärts, mit einem Wort: einer geistigen und moralischen Entropie entgegengeht?

Wenn das der Fall wäre (wird man zunächst und sofort erwidern), wenn es nachweisbar wäre, daß in der Tat das geistige und moralische Leben der Menschheit notwendig und unaufhaltsam einer Art von Entropie-Zustand entgegengeht, dann müßte doch auch der entgegengesetzte Zustand anzunehmen sein, wo, dem psychischen Anfangszustande entsprechend, die moralische Energie noch in ihrer ganzen Fülle, ganz unvermindert, gewaltet hat.

Nun, den Vorstellungen der Menschen hat überall und von jeher ein solcher Anfangszustand vorgeschwebt, ja es ist nachweisbar, daß noch heute, in der Gegenwart, Reste von Menschengruppen bestehen, welche, wie die Petrefakten für frühere Perioden des Erdballes, als Zeugen gelten können für das vormalige Bestehen jenes geistigen und moralischen Anfangszustandes, wo die moralische Energie noch frei und unverfümmert gewaltet hat. Allüberall wird ein vormaliges „goldenes Zeitalter“ vorausgesetzt, wird von vormaligen „paradiesischen Zuständen“ geträumt, und noch heute hat ein kleiner Rest solchen Erdenparadieses sich erhalten, auf welches ich wiederholt hingewiesen habe\*.

\*) Der wahrhaft primitive Charakter der Weddas auf Ceylon und ihre wahrhaft paradiesische Lebensverhältnisse, unberührt durch den „Sündenfall“, werden, im Gegensatz zu den Verhältnissen der degenerierten „Wilden“, sie werden streng naturwissenschaftlich und einwandfrei dargelegt durch die monumentale Monographie der Herren Paul und Fritz Sarasin: „Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon.“ Dritter Band: „Die Weddas auf

Diese, die geistige Entropie betreffende Frage ist mir nicht nur durch ganz allgemeine Erwägungen angeregt worden, sondern auch durch neuzeitliche Beobachtungen, die ich hier vorzuführen beabsichtige. Mir sei gestattet, zuerst jene allgemeinen Erwägungen darzulegen und dann die neuzeitlichen Beobachtungen daran zu knüpfen, welche jene Erwägungen zu stützen scheinen.

\*            \*            \*

Sehen wir von der Vorstellung aus, die von der Lehre von der physischen Entropie aufgedrängt wird, so müssen wir notwendig annehmen, daß der Mensch verhältnismäßig sehr spät nach dem Beginn des Weltprozesses erschienen ist und seinen Entwicklungsgang begonnen hat, dann erst, als die Gesamtsumme der Weltenergie oder sagen wir der Gesamtwärme bereits einen gewissen Teil ihrer Aktivität eingebüßt hatte und zu einem gewissen Teile in Latenz oder in entropische Inaktivität versunken war. Und folgerichtig müssen wir annehmen, daß dereinst ein Zeitpunkt eintreten wird, wo, zufolge eines gewissen Verhältnisses zwischen der noch aktiven und der bereits inaktiv gewordenen Energie, — wo alles organische und vollends alles menschliche Leben erstorben sein wird. Dann aber, wenn keine Menschenleiber, keine Menschenhirne und Menschenherzen, wenn kein Urheber und kein Wirkungsgebiet für geistige Tätigkeit vorhanden, — wie sollte es dann noch geistiges und moralisches Leben geben, geistige Energie, deren Schauplatz eben des Menschen Hirn und Herz ist?

Niemand wird zu der unfassbaren Vorstellung sich versteigen, daß alsdann, wenn alle physisch-aktive Energie erloschen und alle Materie auf einen einzigen indifferenten Punkt zusammengeschrumpft sein wird, — daß dann das Weltall erfüllt sein wird von körperlosen, schemenhaften Wesen, von Gespenstern, welche geistige Energie, moralische Wärme ad infinitum fortbetätigen werden — gegen wen? — ins Leere hinein? Das ist, wie man auch ohne näheren Nachweis zugeben wird, nicht nur total unvorstellbar,

---

Ceylon, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Rätsel ihrer Lösung näher zu bringen.“ (Wiesbaden in C. W. Kreydels Verlag 1892—94.)

Dieses Werk ist, zufolge seines hohen Ladenpreises, noch immer sehr Wenigen bekannt geworden. — Seine Hauptergebnisse finden sich auszugsweise in Anhang A zu meiner Schrift: „Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre.“ (Leipzig, bei Dunder und Humblot. 1894.)

sondern geradezu widersinnig, und zwar widersinnig darum, weil zum Philosophieren wohl ein einziges Individuum ausreicht, zum moralischen Leben es aber deren mindestens zwei bedarf.

Wir sind daher zu der Annahme gedrängt, daß bereinst, wohl erst nach Jahrsmillionen, alles geistige und moralische Leben erlöschen sein wird, und zwar dürfen wir annehmen, daß das geistige Erlöschen, ja das Aufhören alles organischen Lebens lange vorher eintreten wird, bevor die physische aktive Energie gänzlich erschöpft ist, bevor die physische Entropie ihr Maximum erreicht hat und bevor das Weltende herangekommen sein wird. Inzwischen aber wird noch unabsehbar viel Glück und Wohlfsein erlebt werden können und unsäglich viel Unheil angestiftet.

\* \* \*

Hier drängt sich eine Zwischenfrage auf: welche Erscheinung darf uns im geistigen und moralischen Leben als die Grundtriebskraft, als das zentrale Agens gelten, etwa in der Rolle, welche wir auf dem physischen Gebiete der Wärme zusprechen müssen? Wie auf dem physischen Gebiete die Wärme als die Urform aller übrigen Energieformen und als Urquelle alles Geschehens zu gelten hat, so auch steht im Mittelpunkte des ganzen moralischen und namentlich des sozialen Lebens offenbar die Liebe da. Die Liebe ist im moralischen Leben das Analogon zu der die physische Welt bewegenden Wärme.

Darin haben alle Philosophien der Welt übereingestimmt: wie die biblischen Schriftsteller lehren: Gott, der Urheber und Erhalter alles Geschehens, Gott sei die Liebe, — so ist den des Confucius Lehren folgenden Völkern des Ostens die Kindes- und die Elternliebe die Grundlage aller Moral und zugleich das Vorbild für das Verhalten der Menschen zu einander und zu ihrer Obrigkeit; so auch stellt Buddha in den Mittelpunkt seiner Lehre: der Mensch solle in seinem Nächsten sich selbst erblicken und ihn wie sich selbst lieben; und so auch lehrt Hesiod: von allen Göttergestaltungen, die aus dem Chaos hervorgingen, sei die Liebe die erste gewesen; die Liebe habe das widersinnige Wesen des Chaos entwirrt und geordnet\*. Daß diese

\*) Wären Zeit und Raum ausgiebiger, so hätte sich hier ein Exkurs anzuschließen, zum Hinweise auf die überraschenden Analogien, welche sich darbieten

Analogieen schon längst von der Menschheit zutreffend geahnt worden sind, ergibt sich nicht nur aus den soeben erwähnten übereinstimmenden Lehren, sondern auch aus manchen populären Aussprüchen des Volksmundes, wie z. B. aus dem jedermann geläufigen Ausdrucke: „Liebeswärme“, sowie aus dem tief sinnigen russischen Spruche, den die organisierte Krankenpflege sich zum Wahlspruch gewählt hat: СИЛА НЕ ВЪ СИЛѢ, а СИЛА ВЪ ЛЮБИ, was sich etwa so übersetzen ließe: „Kraft beruht nicht auf Gewalt, sondern Kraft beruht auf Liebe.“

\* \* \*

Nun fragt es sich: Ist, nach unsrer Erfahrung, in der Menschheit die Summe der aktiven Liebe im Zunehmen oder im Abnehmen begriffen? — Mich dünkt, wenn wir alle uns zugänglichen Tatsachen gegen einander abwägen, so steigt die Schale, welche die Liebestaten enthält, beständig als die leichtere aufwärts, und die andere, die Selbstsuchtsäußerungen enthaltende, wird täglich mehr und mehr belastet und sinkt immer tiefer hinab. Namentlich will es scheinen, daß es das Schicksal menschlicher Kultur und Zivilisation sei, die aktive Nächstenliebe immer mehr und mehr zurückzudrängen, den Individualwillen, der sich um jeden Preis „auszuleben“ und „durchzusetzen“ verlangt, in den Vordergrund zu stellen, Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit zu entfesseln, — das alles nicht nur zwischen Individuen, zwischen Nachbarn und „Nächsten“, sondern auch zwischen Gesamtheiten, zwischen den Ständen und gesellschaftlichen Kreisen, ja zwischen Nationen und Nationchen.

Wollte jemand sagen: diese Auffassung sei das Resultat persönlichen, einseitigen Empfindens; von anderer Seite, objektiv betrachtet, stelle sich die Sache vielleicht ganz anders dar, — so wäre ihm entgegenzuhalten, wie neuerdings mit voller Objektivität und Exaktheit nachgewiesen worden ist, daß in der Tat die Kultur und Zivilisation in beunruhigendster Weise, unwiderstehlich, auf

---

beim Vergleiche der Wärmewirkungen auf dem physischen Gebiete mit den Wirkungen der Liebestätigkeit auf dem geistigen und namentlich auf dem moralischen Gebiete, — Analogien, die den Versuch nahe legen können, allen Ernstes der „Thermodynamik“ oder „mechanischen Wärmetheorie“ eine „Liebedynamik“ oder „moralische Liebestheorie“ gegenüberzustellen,

Destruktion der Gesellschaft hinwirken. Das ist auf der jüngsten Versammlung deutscher Ärzte und Naturforscher, im September 1903, in unwiderleglicher Weise nachgewiesen worden durch den Sanitätsrat Dr. W. Alsberg in einem Vortrage, betitelt: „Erbliche Entartung, bedingt durch soziale Einflüsse.“ -- Seiner Wichtigkeit wegen mag das Referat darüber, wie die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (1903 Nr. 26) es gebracht hat, in seinem erschütternden Wortlaut hier in extenso folgen:

\* \* \*

„Zur Entscheidung der Frage, ob nicht die bei den Kulturvölkern beobachtete konstitutionelle Schwäche in Verbindung mit herabgesetzter Widerstandsfähigkeit gegen äußere Schädlichkeiten platz greife? — dazu ist die Rekrutierungsstatistik leider nicht zu verwenden, weil die Untersuchungsgrundsätze in den verschiedenen Ländern nicht gleichartig sind. Freilich hat in einigen Ländern des Kontinents die Körpergröße der Dienstpflchtigen während der letzten 2—3 Jahrzehnte zugenommen; das ist aber nicht verallgemeinbar. — Die Fortschritte der Hygiene scheinen zur Rassenverschlechterung beizutragen, die in Herabsetzung der körperlichen Widerstandskraft, sowie in Verallgemeinerung gewisser Krankheitsanlagen und Schwächezuständen zum Ausdruck gelangt. Als wichtigstes ursächliches Moment der erblichen Entartung ist der Umstand zu bezeichnen, daß die Auslese, die bei den Naturvölkern durch Ausmerzungen aller minderwertigen Elemente die Rasse stark und kräftig erhält, bei den Kulturvölkern gänzlich in Wegfall kommt. Die ärztliche Kunst schädigt bei Erfüllung ihrer humanitären Aufgabe: auch schwächliche und minderwertige Individuen möglichst lange zu erhalten; durch Erfüllung dieser humanitären Aufgabe schädigt die ärztliche Kunst doch zugleich die Rasse, da so den am Leben erhaltenen Schwächlingen Gelegenheit geboten ist, ihre gesundheitliche Minderwertigkeit auf Nachkommen zu vererben. Während bei den Naturvölkern beständige Kriege und Fehden insofern günstig einwirken, als durch sie die schwächeren Volkselemente ausgesondert werden, wird in den Kriegen der Kulturnationen das gerade aus der Blüte des Volkes zusammengesetzte Heer dezimiert. — In den meisten europäischen Staaten heiratet der schwächliche Mann, von der Dienstpflcht befreit, im Allgemeinen frühzeitig und zeugt dem entsprechend eine größere Anzahl von Kindern; der kräftige Mann dagegen wird von der Wehrpflcht verhindert frühzeitig in den Ehestand zu treten. Der Schwächere wird also unter sonst gleichen Verhältnissen sich zahlreicher fortpflanzen als der Kräftige. — Ebenso

„wie die militärischen Verhältnisse dazu beitragen, den minderwertigen Volkselementen das Uebergewicht bei der Fortpflanzung zu sichern, so gibt es eine Anzahl von anderweitigen Umständen, die in der gleichen Richtung wirken. Allgemein bekannt ist z. B., daß bei den Kulturnationen nicht körperliche und geistige Vorzüge, sondern Besitz und Lebensstellung bei der Gattenwahl den Ausschlag geben. — Ein anderes Moment der Rassenverschlechterung ist in der Tatsache zu erblicken, daß die Angehörigen gewisser Berufe entweder garnicht oder verhältnismäßig spät zur Ehe schreiten; daß hiernach durch das den katholischen Geistlichen und Ordensbrüdern auferlegte Cölibat Jahr für Jahr Tausende von kräftigen Männern von der Fortpflanzung frei werden; daß endlich in unserem Offizierstande durchschnittlich 80—85 pZt. (!) unverheiratet bleiben. — Ein weiterer sehr wichtiger Umstand liegt darin, daß in den meisten Ländern Europas eine fortwährende Einwanderung der Landbevölkerung nach den städtischen Industriezentren erfolgt, und die vom Lande in die Stadt ziehenden Männer nachweislich entweder garnicht oder erst in vorgeschrittenem Lebensalter heiraten, woraus eine weniger zahlreiche und zugleich minderwertige Nachkommenschaft resultiert. Wenn auch dank der bedeutenden Fruchtbarkeit der arbeitenden Klassen in den Industriegegenden die Gesamtbevölkerung im Deutschen Reiche gegenwärtig noch zunimmt, so machen sich doch gewisse Erscheinungen bereits bemerkbar, die für die Zukunft auch in unserem Vaterlande eine fortschreitende Abnahme der Geburtsziffer, wie das in Frankreich schon seit Jahren beobachtet wird, befürchten lassen. — Daß der Alkoholismus als Ursache erblicher Entartung einen unheilvollen Einfluß ausübt, ist maniglich bekannt. Auch für den Naturforscher und Arzt gilt das Bibelwort von dem Gott, der „die Schuld der Väter rächt bis ins dritte und vierte Geschlecht.“ — Unter den Krankheiten bezw. Krankheitserscheinungen, die sich vornehmlich auf erbliche Entartung infolge sozialer Einflüsse zurückführen lassen, steht die schreckenerregende Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten obenan. Ferner bildet in sehr vielen Fällen die auf erblicher Entartung beruhende Verminderung der körperlichen Widerstandsfähigkeit speziell die Grundlage für die Entstehung der tuberkulösen und anderer Infektionskrankheiten. Die vorher erwähnte späte bezw. Nichttheirat vieler Männer führt diese vielfach der Prostitution in die Arme und damit allzu häufig der Syphilis, die auch nach erfolgter Heilung nicht selten vererbte Schwächezustände zurückläßt. — Auch die Gonorrhöe führt, wie jedem Frauenarzt bekannt ist, durch Uebertragung des Leidens vom Manne auf die Ehefrau bei dieser zu schweren Schädigungen der Gesundheit. Speziell bei dem weiblichen Geschlecht sind es

„zwei Erscheinungen, die auf eine zunehmende Rassenverschlechterung hindeuten, nämlich einmal die Tatsache, daß die Zahl der den korrekten Ablauf der Geburt störenden, das Eingreifen des Arztes nötig machenden Zwischenfälle in steter Zunahme begriffen ist; und dann die fortgesetzt wachsende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen. Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so ist die Brustdrüsenverkümmerng, die jene Unfähigkeit bedingt, nur zum Teil durch die Modetorheiten des weiblichen Geschlechtes verschuldet; es ist vielmehr durch von Bunge festgestellt worden, daß dieser Defekt mit Alkoholmißbrauch im engsten Zusammenhange steht; daß die Gesundheitschädigung und die Konstitutionschwäche, die der Vater sich durch unmäßigen Alkoholgenuß zugezogen, häufig bei der Tochter in Form von Unfähigkeit zum Stillen in die Erscheinung tritt. — Zum Schluß erörtert Redner noch kurz die Maßnahmen, die zur Bekämpfung der aus der sozialen Entartung für das Volkswohl resultierenden Gefahren unerläßlich erscheinen. Während einerseits die energische Bekämpfung des Alkoholismus Pflicht ist, werden anderseits Bestimmungen nicht zu umgehen sein, die die Erlaubnis (sc. zur Eheschließung) von der Veibringung eines Gesundheitszeugnisses abhängig machen.“ —

(Schluß folgt.)



# Die estnische Presse 1908/9.

Von

Pastor G. Paller — St. Martens.\*

Als neue Erscheinungen in der estnischen Presse aus dem letzten Jahre (Aug. 1908 — Aug. 1909) sind folgende erwähnenswert:

1) „Peterburi Teataja“<sup>1</sup> — erscheint seit dem September 1908 in Petersburg unter der Redaktion von A. Einer auf sozial-freisinniger Basis.

2) „Töö“<sup>2</sup>, eine Zeitschrift für Arbeiter und Gewerksvereine, erscheint seit dem 20. Dez. 1908 in Reval. Herausgeber und Redakteur ist G. Karstenson in Reval. Gleich die erste Nummer wurde, wie der „Virulane“ behauptet, vom Zensur nur mit allerlei Streichungen und Schwärzungen durchgelassen.

3) „Rahva Väewaleht“<sup>3</sup> — erscheint seit Anfang dieses Jahres in Dorpat. Es wurde von anderen estnischen Blättern mit Mißtrauen begrüßt. Sie zerbrachen sich den Kopf darüber, wie das Blatt es möglich macht für 450 Kop. jährlich zu erscheinen und dabei als Gratisbeilage ein Buch zu versprechen, das allein 525 Kop. kostet! Es hieß, daß estnische Kapitalisten dahinter stecken, denen die politische Richtung des „Postimees“ zu liberal wäre. Doch wurde das von anderer Seite in Abrede gestellt, und das Rätsel blieb ungelöst.

\*) Vortrag, gehalten auf der Estländischen Predigersynode am 8. August 1909.

<sup>1</sup>) = Petersburger Anzeiger. — <sup>2</sup>) = Arbeit.

<sup>3</sup>) = Volkstageblatt.

4) „Uus Ilm“<sup>1</sup> — erscheint seit dem Juni 1909 wöchentlich in New-York und will die Lage der Arbeiter behandeln. Redakteur ist Peter Speef, Mitarbeiter andere bekannte Flüchtlinge aus der Revolutionszeit, wie Hans Pögelmann, Wilde u. a. Auch M. Martna wurde als Mitarbeiter genannt, erklärte aber (im „Peterburi Teataja“), daß solches ohne sein Wissen geschehen sei, woraufhin die Verlagsgeellschaft des „Uus Ilm“ ihn der Lüge bezichtigte: er habe sich nicht nur zur Mitarbeit bereit erklärt, sondern auch schon Artikel eingesandt, und erst als er erfuhr, daß der „Uus Ilm“ fürs erste nur gratis Mitarbeiter brauchen kann, habe er erklärt, da nicht mithalten zu können.

5) Seit dem 15. Juli 1909 erscheint in Reval wöchentlich die erste estnische Kunst- und Literaturzeitschrift „Räitelama“<sup>2</sup> mit, wie der „Wirulane“ behauptet, hübschem Äußeren, aber nichtigem Inhalt und ziemlich unmöglichem Stil. Es kommen darin Worte vor wie „eralnesin“, „poisikselikufest“, „surnuailalus“, „panoramaneda“ usw.

An anderen Veränderungen ist zu nennen, daß nach Aufhebung des Kriegszustandes am 15. Sept. 1908 einige fistierte Blätter wieder unter ihrem alten Namen erscheinen konnten. So heißt das Töniffonsche Tageblatt seit dem 15. Sept. 1908 nicht mehr „Elu“, sondern wieder „Postimees“, während „Elu“ wieder zur zweimal wöchentlich erscheinenden Nebenausgabe des „Postimees“ degradiert wurde. Seine Pernausche Nebenausgabe hieß noch bis zum Dezember 1908 „Pärnu Elu“, dann aber wieder „Pärnu Postimees“. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur des „Postimees“ war vom 4. Okt. 1906 bis 28. März 1909 der Kunstgärtner Jüri Töniffon, der als solche eine Arreststrafe abfaß, aber sonst nicht irgendwie hervortrat. Derselbe zeichnet auch eben noch als verantwortlicher Redakteur. Herausgeber darf sich aber seit dem 28. März a. c. wieder sein Bruder cand. jur. Jaan Töniffon nennen.

In Reval war im Sommer 1906 der „Wirulane“ und ebenso ein Jahr später auch sein Nachfolger der „Uus Wirulane“ fistierte worden. Die Abonnenten wurden dann durch die Zusendung eines neuen Blattes „Digu“ entschädigt, an dessen Stelle nun nach Aufhebung des Kriegszustandes vom 1. November

1) = Neue Welt. — 2) = Bühne.

1908 an wieder der „Wirulane“ erscheint, herausgegeben und redigiert von Järw.

Das Felliner Blatt „Sakala“ begann, nachdem es drei Jahre sistiert gewesen, am 1. Januar 1909 wieder 2mal wöchentlich zu erscheinen unter Redaktion von J. Ripper und H. Turp und Mitarbeit des früheren Redakteurs A. Peet, wurde aber am 20. April 1909 vom Herausgeber des „Meie Kodumaa“ angekauft und hat seitdem meines Wissens gleichen Inhalt wie dieses (wohl als Ausgabe für Fellin?). Bei der Gelegenheit sprach der „Postimees“ seine Freude darüber aus, daß das Verständnis und der Geschmack des estnischen Volkes soweit geklärt und gewachsen sei, daß bloßes Lärmen es nicht mehr anlocke. Einige Monate hätten genügt, um die Leute aufs Trockene zu setzen und zu zwingen, das Blatt aus der Hand zu geben. Ein Revaler Blatt (gemeint ist wohl der „Wirulane“) könne sich daraus eine Lehre ziehen.

Endlich ist zu nennen, daß im Oktober 1908 ein Revaler Estnischer Verlagsverein gegründet wurde, der von A. Pert das „Päewaleht“ (redigiert von P. Grünfeld) mit seiner Nebenausgabe dem „Meg“ für 6000 Rbl. und von Mäns den „Roit“ und „Cesti Kodu“ für 4000 Rbl. abkaufte. Alle diese Blätter werden nun von G. E. Luiga redigiert unter Mitarbeit von Advokat J. Karlson und A. Hanko, während als Herausgeber in Vertretung des Verlagsvereins Dr. J. Luiga und B. Mäns zeichnen.

Über die Tendenz der Blätter dieses Verlagsvereins sprach sich der Redakteur Luiga im ersten Leitartikel nicht näher aus, erklärte vielmehr: es gebe keine solche Formel, die das Programm kurz zusammenfaßt und von jedem Leser richtig verstanden würde!

Die Veranlassung zur Gründung dieses Verlagsvereins waren wohl die damals bevorstehenden städtischen Wahlen, bei denen eine einheitliche Propaganda in die Wege geleitet werden sollte.

\* \* \*

Soviel über die äußeren Schicksale der estnischen Presse. Nun will ich dazu übergehen, was sie in diesem Jahre speziell uns Pastoren zu sagen gehabt hat.

Sehr unzufrieden war sie mit den gedruckt vorliegenden Berichten der Generalsuperintendenten. Wie der „Postimees“ (1908 Nr. 87) mitteilte, soll der Rustatöische Mäßigkeitsverein auf seiner Sitzung am 21. Dezember 1908 sogar beschlossen haben, den liwländischen Generalsuperintendenten zur Verantwortung zu ziehen, weil er ihn in seinem Bericht einen Högverein ersten Ranges genannt habe. Und vom estländischen Kirchenbericht schreibt der „Wirulane“ (1909 Nr. 13):

„Der Kirchenbericht des estländischen Generalsuperintendenten findet in allen estnischen fortschrittlichen Blättern die gleiche Wertung. So bemerkt das Blatt „Meie Kodumaa“, vom genannten Bericht redend: „Ein besonderes, ödes Gefühl überkommt einen, wenn man die Berichte der lutherischen geistlichen Institutionen und Personen unseres Landes durchsieht. Nur Klagen, Beschuldigungen, Tadel! Hiebe werden ausgeteilt nach allen Seiten, in allen Lebenserscheinungen, die die neuere Zeit mit sich gebracht, werden nur Schlechtigkeiten gesehen.“ Und wenn man den geistlichen Herren die Wahrheit zu sagen wagt, so wird das ohne viel zu reden Högerei genannt.“

Der „Postimees“ (1908 Nr. 80) bespricht den liwländischen Bericht unter der Überschrift: „Ein einseitiges Urteil“, meint, daß das darin gebotene Material auf schwachen Füßen stehe, weil es sich vielfach nur auf das Geschwätz alter Leute stütze, und deutet an, der Bericht sei wohl absichtlich so schwarz gefärbt gewesen, damit der Kriegszustand nicht aufgehoben werde!

Der „Wirulane“ überschreibt seine Kritik der kirchlichen Berichte: „Richter“, klagt auch, daß wir Pastoren in unserem Urteil einseitig seien und daß sogar auch die „Kirchenmänner“ („kirikumehed“) estnischer Nationalität der Bildung entgegenarbeiten, und ruft uns zum Schluß pathetisch zu: „Suchet zuerst eure eigenen Fehler auf und dann erst redet über die Fehler und Irrtümer der Gemeind'igleder. . .“

Vielleicht färben wir Pastoren unsere Berichte, die wir jährlich dem Konsistorium einzusenden haben, aber auch wirklich etwas zu schwarz? Das kommt ja ganz unwillkürlich dadurch, daß man im Bericht natürlich vor allem alles Auffallende, Unnormale aufzählt, während alles Normale als etwas Selbstverständliches nicht weiter geschildert wird. Im Generalbericht werden

dann alle aus den einzelnen Kirchspielen gemeldeten Flecken und Fehler addiert und ergeben natürlich eine Summe, die an sich erschreckend groß erscheint, aber vielleicht viel weniger Entsetzen erregend wäre, wenn alles als selbstverständlich ungeschildert gebliebene normale Gute auch addiert und diese Summe daneben gestellt wurde.

So fürchte ich, daß auch mein Bericht, den ich alljährlich der Estländischen Synode abstatte, die estnische Presse vielleicht etwas schwärzer erscheinen läßt, als sie wirklich ist, weil ich hauptsächlich alles Auffallende an ihr hervorhebe, dagegen unmöglich alles wirklich zur Bildung und Aufklärung des Volkes beitragende Gute, das ja jede Presse selbstverständlich hat, aufzählen kann. Das bitte ich die Amtsbrüder nicht zu vergessen, wenn ich nun fortfahre zu berichten, was die Presse uns vorzuwerfen gehabt hat.

Der „*Digus*“ (1908 Nr. 242) veröffentlicht in allem Ernste die neueste Entdeckung eines stud. med. L. B. Wedru, der kürzlich behauptet: das sprachlich elendeste estnische Buch sei die Bibelübersetzung! Was der Herr Studiosus aber unter gutem Estnisch versteht, das sieht man aus seinem Artikel: seiner Meinung nach ist offenbar gutes Estnisch — wenn man statt estnisch — lateinisch schreibt! So lautet schon gleich die Überschrift des Artikels: „*Facienda ajanõndel*“. Ich möchte wissen, was für ein Wundertier sich die meisten Leser des „*Digus*“ unter „*Facienda*“ vorgestellt haben, und würde gern ihre Gesichter beobachten, wenn sie dann weiterlesen: „*Genialse peensussega on kulturarahwas teda tõlkinud, kogu oma keelewõimu piiblissee kontsentree-rinud. Klassiklise ilmakirjanduse kõige inspireeriwam ja genialsem toode jäi muutumata tuksmsaks elusooneks, ainnüksikumaks raamatuks, mis keisrikojast, taluhurtsikust ja wast ka . . . Zarathustra koopast leidub . . . katslikeel on wähe inspireeriw. . . Ta hingelisi reflexionisid tunneb igamees Eestis . . .*“ usw.

Ogleich viele Leser der „*Baltischen Monatschrift*“ wohl kein Estnisch verstehen, werden sie von diesem Estnisch vielleicht doch noch mehr begreifen, als mancher Este. Die Bibelübersetzung dagegen ist freilich in einem andern Estnisch verfaßt.

Einer noch schärferen Kritik unterzieht die estnische Bibelübersetzung im „*Wirulane*“ der Redakteur J. Järw., indem er be-

hauptet, sie sei von den Übersetzern absichtlich gefälscht worden. Als Beweis zieht er den Spruch an: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Matth. 5, 48). Hier sei das Wort „vollkommen“ deswegen nicht mit „täielik“, sondern mit „täieste waga“<sup>1</sup> übersetzt worden, weil der Erste sich doch nicht mehr knechten und für ein rechtloses Vieh halten lassen würde, wenn man ihm sagte, er solle vollkommen sein! Auch der Este Bergmann habe bei der Revision der Bibel diesen Fehler nicht korrigiert, sondern sogar den so boshaft falsch übersetzten Spruch gesperrt gedruckt<sup>2</sup>, so daß man annehmen müsse, auch er sei der Meinung, daß die Esten ein anderes Gotteswort haben müssen, als die Deutschen.

Diese ganze Beweisführung ist derartig, daß ein deutsches Blatt die Vermutung aussprach, irgend ein Spatzvogel habe diesen Artikel dem „Wirulane“ eingeschickt, um zu sehen, ob er den größten Unsinn aufnehmen würde, wenn er nur gegen die Pastoren gerichtet ist, — und der „Wirulane“ habe sich wirklich dupieren lassen. Das wies aber Herr Järw mit Entrüstung zurück, nahm die volle Verantwortung für den Artikel auf seine Schultern und erklärte, schon vor 30 Jahren darüber nachgedacht zu haben, warum dort „vollkommen“ mit „täieste waga“ übersetzt sei!

Der betreffende Artikel des „Wirulane“: „Die Herde und die Hirten“ ging durch mehrere Nummern (1909 Nr. 69 ff.), warf den Pastoren und ihrer geistlichen Obrigkeit Heuchelei und vieles andere vor, was aber meist ebenso, wie der Vorwurf der absichtlichen Bibelfälschung, an den Haaren herbeigezogen war, so daß es sich nicht lohnt, darauf näher einzugehen.

In einem anderen Artikel „Von estnischen Moden“ wendet sich der „Wirulane“ (1909 Nr. 162) speziell gegen die Pastoren estnischer Nationalität und behauptet kühnlich, Männer wie Gurt, Kallas, Bergmann hätten nur deswegen Theologie studiert, weil es damals gerade Mode gewesen sei. Unter den

<sup>1</sup>) „Täieste waga“ heißt wörtlich „vollkommen fromm“. Es gibt im Estnischen kein Eigenschaftswort, das dem deutschen „vollkommen“ (griechisch τέλειος) ganz entspräche. Daher hat der Uebersetzer das Wort hier, ebenso wie an allen anderen Stellen, wo es in der Bibel vorkommt, umschrieben. Das vom „Wirulane“ proponierte Wort „täielik“ hat die Nebenbedeutung „hinreichend“, „völlig“, erschien daher wohl dem Uebersetzer nicht passend.

<sup>2</sup>) In dieser Bibelausgabe sind alle bekannteren und beachtenswerteren Sprüche gesperrt gedruckt.

Ersten hätte es wohl Pastoren gegeben, die da Predigten schrieben, die Gebote erklärten, Antiquitäten sammelten, Pastoren, die Historiker, Dichter, Landwirte waren, aber keine Männer des Glaubens, Reformatoren und Märtyrer.

Welche Reformation dem „Wirulane“ gefallen würde, darauf deuten einige Bemerkungen hin, die er über die Konfirmandenlehre macht. So schreibt er in einem „Gesetzeskenntnis im täglichen Leben“ oder ähnlich überschriebenen Artikel (1909 Nr. 130):

„Wir haben noch eine Institution, die bisher eine recht traurige Rolle spielt, das Gehirn der jungen Leute mit jüdischer Geschichte und Bibelsprüchen beladet, — das ist die Konfirmandenlehre. Eine drei- bis sechswöchentliche Lehrzeit wird für das praktische Leben im wahren Sinne des Wortes ganz nutzlos vergebend. Wie viel würde es der Gesetzeskenntnis aufhelfen, wenn ihr von der Lehrzeit wenn auch nur eine Stunde am Tage gewidmet würde! Etwas Ähnliches habe ich an einigen Orten (in der griechisch-orthodoxen Konfirmandenlehre) gesehen.“

In einem anderen Artikel des „Wirulane“ (1909 Nr. 138, 141, 142) bespricht ein Lehrer A. Kask die Frage: „Wie kann man die Bildung unter unserem Volke heben?“ Er sieht die Konfirmandenlehre als eine „Kontrollstation“ der Bildung an, durch die die jungen Leute hindurch müssen. Diese sei in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der schwedischen Regierung zum Gesetz erhoben worden und hätte für damalige Verhältnisse wohl genügt, seitdem aber habe sie sich garnicht weiter entwickelt und genüge daher jetzt nicht mehr. Das Wichtigste wäre, wenn die Pastoren in der Konfirmandenlehre anfangen außer Religion auch „weltliche Weisheit“ zu lehren. Unsere lutherische Kirche stände ja auf viel freierer Basis, als die römisch-katholische. Herr Kask proponiert daher, daß die gegenwärtige Repetitionsschule<sup>1</sup>, in der nur Religion repetiert werde, umgewandelt würde

1) Die estländischen Volksschulkinder besuchen die Schule obligatorisch 3 Winter hindurch von ihrem 11. bis zum 13. Jahre. Daran schließt sich die sogenannte Repetitionsschule, d. h. die 14—16jährigen Kinder versammeln sich wöchentlich ein Mal im Schulhaus, um unter Anleitung des Lehrers das in den drei Wintern Gelernte zu repetieren. Leider wird von der weltlichen Schulobrigkeit auf diese Repetitionsschule gar kein Gewicht gelegt, daher kommt es, daß sie vielfach eingegangen ist oder daß in ihr fast nur die dem geistlichen Schulkandidaten unterstellten Fächer, also Katechismus, bibl. Geschichte, Gesang und Lesen in der Muttersprache durchgenommen werden.

in allgemeinbildende Kurse, in denen Geschichte, Geographie, Geometrie und besonders Naturgeschichte vorgetragen wird, und all dieser Stoff müßte dann in der Konfirmandenzeit repetiert, ergänzt und in logischen Zusammenhang gebracht werden.

Die Redaktion des „Wirulane“ unterstützt diese Vorschläge natürlich aufs wärmste, denn die Repetitionsschule habe bisher nichts geboten. Was wird dort getrieben? „Immer und immer dieselbe alte Geschichte: wie die Leute von Sodom im Vorhause Lots die Engel Jehovas überfallen wollten; wie der Glaubensmann Abraham auf Gottes Befehl seinen Sohn auf den Scheiterhaufen band, um ihn dort zu opfern; wie der fromme Gottesmann Jakob seinen Vater betrog, seinen Bruder betrog usw.; wie die mageren Rüche Egyptens die fetten Rüche auffraßen usw. Diese und viele andere gleichwertige „Glaubensobjekte“ müssen die die Repetitionsschule besuchenden 15—16jährigen Knaben und Mädchen dort von neuem lernen, von neuem wiederholen. Wie kann das alles sie auch nur etwas interessieren, wie ihnen fürs Leben Gewinn bringen? Sie fangen an, sich auf andere Weise Unterhaltung zu suchen, ihre Kraft zu probieren, auf diese oder eine andere Weise zu tollen. Zwischen den Knaben und Mädchen beginnt eine bestimmte, besondere Lust zu wehen, eine Lust, die die Kirche nicht duldet. Der arme Lehrer ist in Not, vermag die zur Repetition Versammelten auf keine Weise in Ordnung zu halten, wie der Seelsorger es möchte, vermag die Lebensfrische so vieler junger Leute nicht genug zurückzuhalten, ihre Interessenansprüche („huwitingimisi“) mit nichts zu erfüllen, zu befriedigen, bei nichts festzuhalten. Denn da ist fast nichts, womit er das könnte, was dem Geiste des Menschen nötig und seinem Charakter und Leben entsprechend wäre. Es ist klar, daß die jetzige Wiederholung der genannten Dinge und auch ihr strammes Einpaufen in der Stammschule den Geist des Menschen, noch weniger den Geist eines Kindes nicht erleuchtet noch vervollkommnet, sondern daß solche „Bildungsmittel“ sogar den Geist abstupfen, die junge Seele in ihrer geistigen Entwicklung verwirren, hindern.“

Wenn in der Biblischen Geschichtsstunde nur das gelehrt würde, was der „Wirulane“ davon behalten hat, und das in der Weise vorgetragen würde, wie er es vorbringt, dann wäre es allerdings traurig. . .

Natürlich wäre es aber wünschenswert, daß in der Repetitionschule außer Religion auch andere Fächer — je gründlicher, desto besser — durchgenommen und die Repetitionschule zu dem Zwecke von der weltlichen Schulobrigkeit erweitert und besser fundiert würde. Doch dabei haben wir Pastoren ja nichts zu sagen. Was aber die angeführten Vorschläge für die Konfirmandenlehre anbetrifft, so könnte mit gleichen Rechte verlangt werden, daß etwa eine medizinische Fakultät statt Medizin orientalische Sprachen doziere!

Auch der „Roit“ (1908 Nr. 66, 68) wünscht eine Reformation der baltischen Kirche, und zwar in nationalem Geiste. Das Luthertum sei deswegen nicht zum estnischen Volksglauben geworden, weil es nur von Deutschen in deutschem Geiste den Esten gepredigt worden sei. So enthalte z. B. das alte Gesangbuch nur und das neue fast nur deutsche Lieder mit estnischen Worten. Im finnischen Gesangbuche finden sich Lieder wie: „O Herr, segne Finnland“, „O Herr, segne das finnische Volk“; solche Lieder müßten aufs Volk eine tiefe Wirkung ausüben, aber im estnischen Gesangbuche sei das Wort „Gesti“ verpönt gewesen, habe als Sünde gegolten. Der erste Schritt zur Besserung müsse die Gründung einer estnischen theologischen Professur sei. Dabei erklärt aber der „Roit“, daß, wenn er die Wahl hätte zwischen einer estnischen theologischen oder einer estnischen philologischen Fakultät, er die letztere für wichtiger halte.

Auffallend ist in diesem Artikel ein eklatanter Selbstwiderspruch, der dem „Roit“ in seinem Eifer Konfession und Nation durcheinanderzuwerfen entschlüpft: Nachdem er eben erst behauptet hatte, daß das Luthertum eine spezifisch deutsche Konfession sei, die überall da aufhöre, wo das Deutschtum aufhört, und nie zum Glauben anderer Nationen geworden sei, erwähnt er nur 10 Zeilen weiter selbst, daß in Finnland das Luthertum zum Volksglauben geworden ist!

Der „Postimees“ (1909 Nr. 123) möchte auch die baltische Kirche in liberalem Geiste reformiert sehen. Seiner Meinung nach geht auch noch durch das vom Petersburger Generalsuperintendenten Bingoud ausgearbeitete Projekt einer neuen Kirchenverfassung der „Geist eines starren Konservatismus“ hindurch. Er schreibt inbezug auf dies Projekt:

„Vom Gemeindeleben sind die Frauen nach wie vor ganz ausgeschlossen — nur Männer können an der Gemeindeversammlung mit Stimmrecht teilnehmen, nur Männer kann man zu Gemeindevertretern wählen.

„Als ob die Seele der Frau mit ihren Anforderungen im religiösen Leben etwas Minderwertiges wäre, so daß man sie unter die Vormundschaft des Mannes stellen muß!

„Ferner wird gefordert, daß an Gemeindeversammlungen mit Stimmrecht nur selbständige Männer teilnehmen dürfen, die mindestens 24 Jahre alt sind, ein Jahr in der Gemeinde Abgaben gezahlt und vom Kirchenrat das Recht erhalten haben; die keinen selbständigen Haushalt noch ein Geschäft haben, müssen fern bleiben, als berühre es die Seele und das Glaubensleben, ob jemand ein Geschäft und eine Werkstätte hat oder nicht.

„Besonders eigentümlich ist noch, daß man zur Teilnahme auch bei Erfüllung der anderen Forderungen noch vom Kirchenrat das Recht bekommen muß, bevor man am Gemeindeleben teilnehmen darf.

„Alles ist darauf abgesehen, daß in die Gemeindeführung keine Personen gelangen, die in die Kirche eine Bewegung hineinbringen können. . .“

Darüber spricht sich der „Postimees“ leider nicht aus, ob er auch die Pflichten der Kirche gegenüber ebenso an alle gleichmäßig verteilt sehen möchte, wie die Rechte, und ob seiner Meinung nach die Frau auch dann für „etwas Minderwertiges“ angesehen wird, wenn der Mann für sie die kirchlichen Abgaben zahlt?

Beachtenswert ist ein Artikel im „Etu“ (1908 Nr. 174, 175), der die Überschrift trägt: „Vaterlose Kinder und freie Ehe.“ Der Verfasser wendet sich gegen die freie Ehe, indem er auf die traurige Lage außerehelicher Kinder und ihrer Mütter hinweist. Das Weib bedürfe des Rechtsschutzes, den die Trauung ihm gewährt. Daher sei die in Rußland bestehende kirchliche Trauung wenn auch reformbedürftig, so doch besser als freie Ehe.

Den Pastoren wirft derselbe Artikel vor, daß sie gegen das Überhandnehmen außerehelicher Geburten nicht auf die rechte Weise

vorgegangen seien und noch vorgingen. So sei in einer Bierländischen Kirche folgender Fall passiert:

„Die große Kirche ist gedrängt voll: Konfirmandinnen werden eingeseget. In weißen Kleidern mit glücklichen Gesichtern gehen die Mädchen paarweise zum Altar. Hinter ihnen schreitet in schwarzen Kleidern mit niedergeschlagenen Augen, von den andern getrennt, ein blaßes Mädchen. Es wird nicht mit den andern zusammen vor dem Altar zum Abendmahl genommen, sondern allein in der Sakristei. Und von der Kanzel erklärt der Pastor, daß in diesem Jahre unter den Lehrkindern eine schwere Sünderin sei, — ein Mädchen, das vor der Konfirmation ein Kind geboren hat. Die Sache sei um so schlimmer, als dies Mädchen selbst ein „Bastard“ sei, und daß es hier klar zu sehen sei, wie die Sünden der Eltern das Kind belasten.

„Als der Gottesdienst zu Ende war, blieben die Leute neugierig vor der Kirchentür stehn, um das Mädchen, das so tief gefallen ist, daß es schon mit 16 Jahren ein Kind gebar, als Wundertier zu betrachten.

„Der Pastor ahnte gewiß selbst nicht, wie großes Unrecht und wie bitteren Schmerz er dem armen Mädchen antat. Wahrlich, welche Tragödie! Als ein von allen verachteter „Bastard“ wächst das Mädchen auf, ohne Unterricht, ohne Erziehung. Freundlos und leer sind die Tage seiner Kindheit. . . Da beginnen auch des Mädchens Augen zu leuchten: warme Teilnahme an seinem Leben strahlt ihm aus den Augen des sich ihm nähernden jungen Mannes entgegen.

„Der herzlose Mann mißbraucht das Vertrauen des törichten 15jährigen Kindes, um es in seine Netze zu ziehen und in noch größeres Unglück zu stoßen. Erschreckende Lebenswahrheit tritt vor das Mädchen: 16jährig, zu einer Zeit, wo anderen die goldene Jugend zu lachen beginnt, ist sie bereits ein vom Manne verlassenes, vom Volke verachtetes und verlachtes Weib, das die Sorgen um das Kind niederzudrücken drohen. Eine Zufluchtsstätte bleibt ihm noch — vor den Altar Gottes, zum Beschützer der Mühseligen und Beladenen zu fliehen. Jedoch auch die Kirche nimmt es wie ein verachtetes Stiefkind auf: der Tag, der den jungen Leuten Stunden reiner Freude zu bringen pflegt, bringt ihr die größte Schande und Verzweiflung: von der Kanzel wird

ihre Schande der Welt verkündigt und vor der ganzen Gemeinde auf sie mit dem Finger gezeigt. . .

„Das außereheliche Kindergebären ist eine traurige Erscheinung, doch dagegen kann man nicht mit den bisher gebräuchlichen Mitteln kämpfen. Das Ermahnen von der Kirche aus und die Geringschätzung solcher Frauenzimmer macht die Sache in vieler Hinsicht schlechter. Die schreckliche Folge davon ist, daß viele Frauenzimmer, um der Schande zu entgehn, anfangen die Hilfe von allerlei „Engelmachern“ zu benutzen, dadurch ihre Gesundheit ruinieren und zu Verbrechern an der Natur werden, oder daß sie gar ihr Kind töten. Ein schrecklicher Weg, — aber wie leicht ist es, darauf zu geraten!

„Die Frauen, die den Keim künftigen Lebens in sich tragen, sind krank und bedürfen zarter Pflege und Inachtnahme vor jeder Aufregung. Dem schwangeren Mädchen aber fehlt die Liebe und Fürsorge des Gemahls; nicht Achtung und zarte Fürsorge erfährt es, sondern Verachtung und Geringschätzung. Mit Schrecken denkt es an die Zukunft, die seine erregten Sinne noch schwärzer ausmalen, als sie ist. Wenn dann noch die Verwandten dringend raten, daß sie sich und sie vor der Schande zu bewahren versuche, dann ist es kein Wunder, wenn das kranke Frauenzimmer die Stimme seines Verstandes und Gewissens betäuben läßt und zum Verbrecher wird.“

Denselben Gegenstand behandelt der „Roit“ (1908 Nr. 65) in einem „Eine interessante Frage“ überschriebenen Artikel. Er geht davon aus, daß in Kappin die alte Sitte herrschen soll, daß diejenigen Frauenzimmer, die als Mädchen Mutter geworden, vor der Gemeinde bis zum Tode einen Schandfleck tragen müßten. Denn sie müßten bei der Einsegnung, Trauung, Kommunion usw. immer ein Kopftuch tragen, während die anderen ohne Kopftuch diese kirchlichen Gebräuche erfüllten<sup>1</sup>. Ältere „Gefallene“ trügen diesen Schandfleck ruhigen Herzens, jüngere dagegen versuchten zuweilen heimlich — besonders zum Abendmahl — ohne Kopftuch zu erscheinen. Wenn aber der Pastor davon

<sup>1</sup>) Gegen eine solche Art von Kirchengucht, die dort, wo sie besteht, abzuschaffen dem Pastor nicht leicht ist, weil ein großer Teil der Gemeinde selbst zäh daran festhält, ist auch schon vor einigen Jahren in den „Mitteilungen und Nachrichten für die evang. Kirche in Rußland“ von einem Pastor geschrieben worden.

erfährt oder selbst eine solche erkennt, so unterziehe er die „verlorene“ Seele sofort kirchlicher Abmonition.

Der „Roit“ wirft nun nicht die Frage auf, ob ein solcher Brauch mit dem Evangelium übereinstimme (obgleich wir wohl wüßten, was Christus in solchem Falle getan habe), denn in unserer kirchlichen Praxis widerspreche schon so vieles dem Evangelium, daß es auf eins mehr oder weniger nicht ankomme. Daher will der „Roit“ bloß fragen, was den Pastoren das polizeiliche Recht gibt, den Kirchgängern vorzuschreiben, wie die Eine gekleidet sein muß und die Andere nicht gekleidet sein darf? Und wenn nun ein gefallenes Mädchen darauf besteht, mit einem Kranz getraut zu werden oder ohne Kopftuch zu kommunizieren, darf ein Prediger es zurückweisen oder es zwingen, den Kranz abzunehmen; der „Roit“ meint, das Kirchengesetz gestatte ihm das nicht, und wenn ein Prediger es trotzdem tue, so sei es um des Prinzips willen wünschenswert, daß ein solches Mädchen die Sache vor Gericht bringe und, wenn nötig, damit bis in den Senat ginge.

Dabei verwahrt sich der „Roit“ dagegen, als wolle er mit seinem Artikel Unfittlichkeit schützen, er sei vielmehr der Kirche dankbar, wenn sie dagegen vorgeht, aber durch solche äußere und barbarische Sitten werde die Sache nicht besser, sondern nur schlechter gemacht. Denn dadurch würde gleichsam nur das Kindergebären bestraft, aber nicht das unfittliche Leben, während doch die, bei denen es dazu kommt, daß sie Mutter werden, noch die Besseren von denen sind, die unfittlich leben. Auch würden dadurch nur die Mädchen bestraft. Dagegen sei es dem Rappinschen Pastor niemals eingefallen, die jungen Herren, die er zu trauen hatte, vor der Gemeinde öffentlich zu strafen, obgleich er von der Universität her wohl wissen werde, wie es mit der sittlichen Reinheit der meisten von ihnen bestellt sei.

Auch mit der Tätigkeit der Unterstützungskasse für die evang.-luth. Gemeinden in Rußland ist der „Roit“ (1908 Nr. 80—81) nicht zufrieden. Er wirft ihr eine zu bürokratische Geschäftsführung vor und sagt unter anderem:

„Wir haben auch schon lange auf andere Weise versucht, die Aufmerksamkeit der Unterstützungskasse auf diese Mißstände zu lenken, aber es ist uns, wie immer beim heiligen Bürokratismus,

nicht gelungen, darum müssen wir öffentlich die Leitung der Unterstützungskasse um Aufklärung darüber bitten, nach welchem Prinzip sie eigentlich verfährt, wenn sie solchen alten und ohne Zweifel reichen Kolonien, wie Ryschtowo, Omsche Kolonie, Werchnij Suetuf, Werchnaja und Nischnaja Bulanka u. a. alljährlich große Summen, 500—600 und mehr, schenkt, während jüngere, unter viel schlimmeren Bedingungen gegründete Dörfer, wie Solotaja Niwa, Drawa, Nikolajewka und viele andere zum Bau ihres Schul- und Bethauses nicht einmal eine einmalige Unterstützung bekommen können? . . .“

Der „Digus“ ist speziell mit dem Bericht des Estländischen Bezirkskomitees der Unterstützungskasse unzufrieden. Er sagt (1908 Nr. 238): „Das Klage lied des Estländischen Bezirkskomitees ist — gerade wie der „Düna-Zeitung“ aus dem Munde genommen. Dieselbe Verdächtigung vom Standpunkte eines Polizeigehilfen, dieselbe Verständnislosigkeit in bezug auf die Verhältnisse und die Geschichte. Das Fallen der Moralität legen die Vertreter der Kirche ohne viel zu reden der Revolution zur Last. Die Geschichte zeigt aber, daß gerade die Reaktion bei solchen Erscheinungen die Hauptrolle spielt. Offenbar stehen die Geistlichen mit ihren Gemeinden so wenig in Zusammenhang, daß sie auf keine Weise verstehen, mit den letzteren zusammen zu singen. Wenn fünf Gemeinden zum Besten der Unterstützungskasse nicht einmal eine Kopeke zusammengebracht haben, so ist es sehr fraglich, wer dabei mehr schuld ist, ob die Gemeinde oder ihre Geistlichen. Uns scheint“, — und darin hat ja der „Digus“ allerdings Recht, — „daß es dem Pastor bei gutem Willen allerdings möglich ist, im Laufe eines Jahres zum Besten der Unterstützungskasse eine kleine Summe zusammenzubringen, denn ihren Teil treuer Anhänger hat die Kirche noch in jedem Kirchspiel. Wegen des Fehlens von Kollekten müßte die geistliche Obrigkeit also vor allem die örtlichen Seelsorger beschuldigen.“

Der „Postimees“ sagt in Anlaß des Berichtes der Unterstützungskasse zum Schluß seines „Ein schlechtes Zeugnis“ überschriebenen Artikels (1908 Nr. 23):

„Das Jahr 1905 war in unserem Leben ein Wendepunkt. Wir wünschen, daß die frühere Zeit nie mehr zurückkehre, und hoffen, daß wir in der Freiheit in jedem Tätigkeitszweige schneller fortschreiten,

„Auch in der Tätigkeit der Unterstützungskasse war das Jahr 1905 ein Wendepunkt. Jedoch die Macher („tegelased“) auf diesem Gebiet fühlen sich in den neuen Verhältnissen bedrückt und hilflos und sehnen sich nach den alten Zeiten zurück. Das ist ein schlechtes Zeugnis, ein Zeugnis von der Schwäche und Kränklichkeit der Macher des kirchlichen Lebens. Wenn keine innere Kraft hinzukommt, so sind alle äußeren Mittel, wie die Hauskollekte, zeitweilig und schwach. Die Unterstützungskasse muß dann wirklich mit Sorgen in die Zukunft blicken.

„Die Macher der Kirche müssen nicht vergessen, daß sie künftig mit der Gedanken- und Gewissensfreiheit ernstlich zu rechnen haben.“

Das sind Worte, die gegen Windmühlensflügel kämpfen, denn die evangelische Kirche hat von jeher mit der Gedanken- und Gewissensfreiheit gerechnet, und es liegt ihr nichts ferner, als die Zeit vor dem 17. April und 17. Oktober 1905 wieder herbeizusehnen.

Die Heidenmission wird von der „Wirulane“ (1909 Nr. 32) verdammt, einerseits weil das Geld im eigenen Lande nötiger sei, andererseits aber, weil die Geistlichen, die ja der Kultur feindlich gegenüberständen, wohl nicht die rechten Männer seien, um die Heiden zu Menschen zu erziehen!?

Auch das „Päewaleht“ (1908 Nr. 187, unter der früheren Redaktion) kann sich eines Ausfalls gegen die Heidenmission nicht enthalten, indem es mit Recht auf die Notwendigkeit einer Seemannsmission hinweist. Es schreibt:

„Tausende von Rubeln vom Gelde des Volkes werden jedes Jahr ins Ausland geschickt, besonders aber durch Vermittlung der deutschen Leipziger Missionsgesellschaft zur Hebung der Kultur deutscher Kolonien, während die Söhne der Heimat als Seeleute sich hungernd, als Stiefkinder, mit den Brocken, die vom Kulturtisch anderer Völker fallen, begnügen oder, wenn ihnen auch das nicht gelingt, als die allerngebildetsten Heiden den Namen eines Kulturvolkes tragen müssen.“

Daß die baltische Kirche bereits Seemannsmission betreibt, (wenn allerdings auch noch viel zu wenig), schien dem „Päewaleht“ ebenso unbekannt zu sein, wie der Umstand, daß Indien, das Hauptarbeitsfeld der Leipziger Missionsgesellschaft, nichts weniger als eine deutsche Kolonie ist.

Über die angeblich schlimme Lage der Rüster klagt ein Artikel des „Wirulane“ (1909 Nr. 34). Diese können jederzeit vom Pastor und Kirchenvorsteher entlassen werden und würden dadurch zu demütigen Sklaven, die keine eigenen Ansichten, kein Rückgrat haben dürfen. (NB. Der Redakteur des „Wirulane“ kann seine Mitarbeiter wohl auch jederzeit entlassen; sollten diese seien aus ihnen solche lächerliche Typen hervorgegangen, wie sie estnische Novellisten gewandt geschildert hätten, und daher benutzten vielfach die reaktionären Kreise die Rüster zu ihren politischen Werkzeugen.

Wie die „Pfarrherren“ sich auch in die Privatangelegenheiten der Rüster hineinmengen und ihnen absolut keine Selbständigkeit gewähren, davon zeuge die Estländische Rüster-Unterstützungs-Kasse<sup>1</sup>, in bezug auf deren Statuten ein Rüster einmal scharfsinnig bemerkt habe: „Der Rüster darf ohne Erlaubnis des Pastors nicht einmal ein Stückchen Brod in den Mund stecken.“

Doch nahm der „Wirulane“ auch eine Antwort auf diesen Artikel auf, in der von Pastor Schmid-Kreuz unter anderem darauf hingewiesen wurde, daß die Estländische Synode im Jahre 1906 den Vorschlag gemacht habe, die Verwaltung der genannten Kasse ganz den Rüstern zu überlassen. Dieser Vorschlag sei am 21. Febr. 1907 einer Versammlung der Kassenmitglieder, an der 18 Rüster teilnahmen, vorgelegt worden, die Rüster selbst aber hätten die fernere Mitarbeit der Pastoren gewünscht („Wirulane“ 1909 Nr. 92).

In bezug auf die Schulfrage traten in der estnischen Presse hauptsächlich zwei Richtungen zutage. Bekanntlich wurde in diesem Jahre den meisten Gemeindeverwaltungen durch die Volksschulinspektoren der Vorschlag gemacht, ihre Gemeindeschulen in 1 oder 2klassige ministerielle Schulen zu verwandeln. Der „Postimees“ besonders trat in wirksamer Weise gegen eine solche Umwandlung auf, weil die Gemeinde das Recht der Lehrerwahl nicht aus der Hand geben dürfe usw., während der „Wirulane“ für die ministeriellen Schulen Propaganda machte.

<sup>1</sup>) Obgleich diese Kasse nur den Rüstern zugute kommt, sind doch viele Pastoren zahlende Mitglieder und einige auch Glieder des Vorstandes.

Über den Schulbericht aus Estland, den die „Rigaische Zeitung“ im vorigen Jahre brachte, regt sich das „Bäewaleht“ (1908 Nr. 262) auf. Es schreibt:

„Während dort (scil. im Auslande) die besten Pädagogen dagegen protestieren, daß Schulkinder überhaupt in Religion examinieren werden, fordert der Korrespondent des Rigaer Blattes für die Kirche das Recht, die gläubige Gesinnung der Lehrer zu examinieren. Was muß ein Mensch, der seinen Verstand beisammen hat, zu einer solchen Forderung sagen? Mit Hilfe welcher Instrumente will der Korrespondent eines anderen Menschen „Herz und Nieren“ prüfen, um zu erfahren, ob er gläubig oder ungläubig ist?“

Das „Bäewaleht“ gibt zu, daß der Unglaube unter der Jugend groß ist, meint aber, das käme daher, weil den Kindern zu früh Religion eingetrichtert und sie gezwungen würden zu viel auswendig zu lernen. Ein Mißstand sei es auch, daß bei uns die Pastoren, die von Berufs wegen Religionslehren seien, überhaupt keinen Religionsunterricht in den Schulen erteilen, sondern darin nur examinieren. In Gebietschulen sei ersteres allerdings nicht möglich, aber, so fährt er fort:

„unsere Pastoren wollen sich überhaupt nicht mit dem Erteilen von Religionsunterricht abmühen, denn sonst hätten sie das doch in den Parochialschulen getan, wo die Entfernung kein Hindernis ist. Wir haben aber nicht gehört, daß das irgendwo geschehen wäre. Sie verlangen das nur von den Lehrern. Sogar die Konfirmandenlehre wird an einigen Orten zum großen Teil den Küstern zugeschoben. Gehört nicht hierher das Wort: „Ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rührt sie nicht mit einem Finger an?“

„Der Korrespondent des deutschen Blattes weiß zur Besserung der Sache nichts anderes zu empfehlen, als mehr Gewalt über die Lehrer der Kirche zu verleihen, um sie wirksamer zu zwingen. Wir wollen nicht davon reden, wie eine solche Gewalt die Lage des Lehrers ganz unmöglich machen würde, wir behaupten bloß, daß das die Feindschaft der Kirche gegenüber noch vergrößern würde. Auch wir brauchen „freie Bahn“, wie Professor Rein in Deutschland es wünscht. Darum wäre das Verhältnis zwischen Kirche und Schule so zu gestalten, daß sie nicht mit einander

Krieg zu führen brauchten. Die Kirche sorge selbst für Religionsunterricht und Religionslehrer, so wie sie es für nötig hält, dazu bleibe ihr volle Freiheit, aber die Gewalt der Aufsicht über die Schule steht ihr nicht zu, denn jeder Zwang in Glaubensangelegenheiten ruft Protest hervor. Auch unsere Lehrer brauchen Gewissensfreiheit.“

Merkwürdig inkonsequent ist das „Päewaleht“, denn es verlangt von den Pastoren, daß sie eo ipso zugleich Lehrer seien, nicht aber von den Lehrern, daß sie zugleich Pastoren seien. Auch macht es den Pastoren einen Vorwurf daraus, daß sie einen Teil ihrer Arbeit ihren Gehilfen, den Küstern, zuschieben, würde aber darin gewiß nichts Schlimmes sehen, wenn ein Lehrer einen Teil seiner Stunden einem Hilfslehrer abgibt. Endlich verlangt es offenbar für den Volksschullehrer die Freiheit, keine Religionsstunden zu geben, dehnt aber diese Freiheit nicht auch auf alle anderen Fächer aus, was doch nur konsequent wäre. Solange Religion in unsrer Volksschule ein obligatorisches Fach ist, ist es doch selbstverständliche Pflicht der Kirche, darüber zu wachen, daß kein Lehrer angestellt wird, der keinen Religionsunterricht erteilen kann, ebenso wie etwa die weltliche Obrigkeit darüber wachen muß, daß kein Analphabet Volksschullehrer werde. Die „gläubige Gesinnung“ eines Lehrers kann freilich nicht „examiniert“ werden, aber wenn ein Lehrer sich offen zum Unglauben bekennt, so ist doch die natürliche Konsequenz die, daß er eben nicht Volksschullehrer sein kann, da zu den Obliegenheiten des Letzteren einmal Religionsunterricht gehört.

Unsere Dorfgemeinden sind kaum imstande einem Lehrer eine ausreichende Gage zu zahlen; da kann man von ihnen nicht erwarten, daß sie noch einen zweiten Lehrer nur speziell für Religionsunterricht anstellen.

In einigen Kirchspielen herrscht die Sitte, jedes Jahr im April diejenigen Kinder, die 3 Jahre die Schule besucht haben, im Lehrhaus zu einer Schlußprüfung zu versammeln, damit sie dort — jede Schule von Lehrern einer andern Schule — in Gegenwart des Pastors geprüft und entlassen, resp. veranlaßt würden, die Schule noch ein viertes Jahr zu besuchen. Von dieser Sitte meint der Ampelsche Korrespondent des „Päewaleht“ (1909 Nr. 94), sie scheine gar keine Bedeutung zu haben, da nur die

wenigsten Kinder erschienen, und es sei daher an der Zeit, sie in die Klumpelkammer zu werfen, wie es in einigen anderen Kirchspielen bereits geschehen sei.

Der Nissische Korrespondent des „Wirulane“ meint sogar, diese Sitte sei eine Sklaverei, die den armen Kindern auferlegt werde. Des Pastors Sache sei es, ins Schulhaus zu gehn, aber nicht die Schule in sein — natürlich ungeheiztes Lehrhaus zu rufen. Es sei kein Spaß, 20 Werst durch den Kot zu marschieren, und es gebe wohl auch kein Gesetz, das die Veranstaltung solcher Späße erlaubt. Aber die armen Schulmeister müßten gehorchen, um sich nicht dem Zorn des Pastors auszusetzen.

Auch ich hielt früher solche Prüfungen ab, weil die Lehrer selbst mich darum gebeten hatten, gab es aber auf, seit der Volksschulinspektor die Vorschrift erließ, resp. das bestehende Gesetz nach seinem Buchstaben dahin erläuterte, daß kein Kind, welches das dreizehnte Jahr vollendet hat, veranlaßt werden dürfe, die Schule noch ein viertes Jahr zu besuchen, möge es mit seinen Kenntnissen auch noch so schwach bestellt sein. Da hatten diese Prüfungen allerdings Hauptzweck verloren.

Der Et. Katharinenische Korrespondent des „Wirulane“ (1908 Nr. 24) klagt darüber, daß die Jömpersche Schule ganz unter dem Einfluß des Gutsbesizers sei, der jeden Frühling mit dem Geistlichen darüber berate, ob der Schulmeister es wert sei, die 40—50 Rbl. Zuschuß, die er ihm jährlich zahlt, auch weiter zu bekommen. Wenn der Schulmeister dem Baron und seiner Familie keine Ständchen bringt, den Jungherrn nicht grüßt, wenn er ihm im Dunkeln begegnet, oder nicht genug Religion den Kindern beibringt, dann muß er sich mit den hundert bis hundertzwanzig Rbl. begnügen, die das Gebiet ihm zahlt. — Ein Schulmeister müsse durchaus sein Gehalt nur vom Gebiet bekommen. Der Gutsbesitzer könne, wenn er will, zur Hebung der Bildung einige Groschen zahlen, aber nur durch Vermittlung der Gemeindeverwaltung!

Dabei kämen aber die Lehrer am Ende aus dem Regen in die Traufe, denn nur von der Gemeindeverwaltung abhängig zu sein ist auch nicht immer angenehm, wie folgende Anekdote zeigt, die das „Bäewaleht“ (1909 Nr. 155) bringt:

„Ein Deselischer Volksschullehrer, der im Sommer Gräben

stach und im Winter Kinder unterrichtete und dafür vom Gebiet im Ganzen 40 Rubl. jährlich an Gage erhielt, wagte es die Gemeindebelegiertenversammlung mit folgenden Worten um seine Gage zu bitten:

„Ich habe die Ehre, hochgeehrte . . .“

Leistwe-Hans, welcher der allgemeinen Meinung nach der würdigste Deputierte war, hörte kaum diese Worte, als er wie eine Kugel in die Höhe sprang, mit der Faust auf den Tisch schlug, daß es krachte, und rief:

„Teufel, wer gab ihm diese Ehre? Er und Ehre! Herunter von seiner Gage!“

Und die hochgeehrte Delegiertenversammlung zog dem Lehrer für seine unvorsichtigen Worte wirklich 5 Rubel von seiner Gage ab. . .“

Der Rissische Korrespondent des „Wirulane“ (1909 Nr. 21) weiß übrigens noch von einem Einfluß zu erzählen, unter dem die armen Schulmeister stehn, nämlich dem Einfluß alter Weiber. Er erzählt:

„Am 20. Januar revidierte der Ortspastor die Laiische Schule. Vorher hatten die alten Weiber der Umgegend dem Lehrer eine Vorschrift gesandt, in der erklärt und gefordert wurde, wie er den Pastor empfangen muß. Die Forderungen waren ungefähr folgende: der Lehrer muß an dem betreffenden Tage die Wohnung reinigen und die mehr ins Auge fallenden weltlichen Dinge wegräumen; auf dem Tisch muß außer dem Tischtuch noch eine Bibel und ein Gesangbuch bereit liegen; das Klassenzimmer muß am Morgen vor der Ankunft des Pastors ordentlich „gestäubt“ sein usw.“

Leider werden nicht alle Pastoren in den Schulhäusern so gastlich aufgenommen. So passierte es dem Walschen Pastor, daß er im Lokal der Kirchenschule eine Bibelfstunde oder einen Kindergottesdienst ansagte, aber, als er hinkam, die Türen verschlossen fand. Er mußte, nach dem Bericht der estnischen Zeitungen, durchs Fenster klettern, um die Tür loszumachen und die Gemeinde hereinzulassen. Und das kam nicht etwa durch einen Zufall, sondern der Leiter der Kirchenschule hatte wirklich auf diese Weise die Bibelfstunde verhindern wollen.

Dies Vorgehen des Lehrers verurteilte der „Postimees“ in

einem Artikel „Gegen den Geist der Unduldsamkeit“ („Post.“ 1908 Nr. 31), wobei er jedoch nicht unterlassen konnte zu bemerken, daß der Walksche Pastor selbst durch seine „vom Geiste der Unduldsamkeit getragenen Predigten“ die modernen Menschen zu Feinden der Kirche mache. Trotzdem behagte dieser Artikel des „Postimees“ dem Lehrer Herrn S. Ollino nicht und er veröffentlichte im „Digus“ (1908 Nr. 250) folgende Rechtfertigung, die wohl durch ihre Gehässigkeit sich selbst verurteilt:

„Geehrte Redaktion des „Digus“!

In Nr. 31 des „Postimees“ werde ich beschuldigt, dem Walkschen Pastor Wühner gegenüber gewalttätig geworden zu sein, den ich am vorvorigen Sonntag nicht in die Walksche estnische Kirchenschule hereinließ und der durchs Fenster in die Klassenräume drang und eigenmächtigerweise eine Betstunde abhielt. Habe ich wirklich Vergewaltigung verübt, als ich vom Hausherrnrecht Gebrauch machend die Türen vor dem Eindringling verschlossen hielt? Ohne Erlaubnis der direkten Obrigkeit hatte ich ja garnicht das Recht, die Klassenräume zum Abhalten einer Betstunde zu erlauben. Da der Leiter der Schule fürs Schulinventar verantworten muß, so hätte Pastor Wühner sein Kommen zum mindesten anmelden müssen, aber nicht von der Straße eine große Herde Weiber und Kinder mit sich nehmend direkt kommen sollen, um zu zeigen, ein wie großes Recht ein geistlicher Mann hat. (Seit Abhaltung der Bibelfstunde ist das Schulharmonium verdorben.) Hat Herr Wühner zum Abhalten eines Kindergottesdienstes nicht einen andern Raum, als das Schulhaus? Vor ungefähr 5 Jahren baute die Walksche estnische Gemeinde dem Pastor ein in jeder Hinsicht zeitgemäßes Pastorat zugleich mit einem geräumigen Lehrzimmer. In diesem Lehrzimmer hat Pastor Wühner schon an die 10 Jahre sowohl Missions- als auch andere Betstunden gehalten, warum konnte er nicht daselbst auch einen Kindergottesdienst halten? Wahrscheinlich sind die Schulklassen zum Hineintragen von Schmutz geeigneter, als die Räume des Wohnhauses des Herrn Pastors.

Hochachtungsvoll S. Ollino,

früher Leiter der Walkschen estnischen Kirchenschule,  
jetzt Leiter der ministeriellen Schule in Marienburg.“

Walk b. 25. Okt. 1908.

\* \* \*

Mit dieser schönen Blüte estnischen Zeitungswesens aus der Feder eines der Erzieher unserer Jugend will ich für dies Mal meine Auslese schließen. Sie genügt wohl, um zu zeigen, daß die estnische Presse an der Kirche und uns Pastoren nicht wenig auszusetzen hat. Und wenn darunter mancher Vorwurf vielleicht mehr als nur ein Körnlein Wahrheit enthält, so ist es um so mehr zu bedauern, daß er häufig in einer Art vorgebracht wird, die jede sachliche Diskussion von vorn herein ausschließt und unwillkürlich zur Annahme drängt, daß jenes estnische Blatt Recht hat, wenn es schreibt:

„Hier ist kleinlicher Eigennutz die Triebfeder. Gegen die Kirche wird deswegen geschrieben, weil die Leute es haben wollen, weil halbgebildete Massen dazu aufgehetzt sind. Und dann . . . das Blatt geht.“

Das sagt in einem guten Moment die „Sakala“, die es doch wirklich wissen mußte, warum gegen die Kirche geschrieben wird, da sie es selbst so oft getan hat! Und zwar sagt sie es inbezug auf das Blatt „Meie Kodumaa“, mit dem sie, wie oben berichtet, bald darauf stets gleichen Inhalt erhält!

Trotzdem möchte ich es ihr nicht aufs Wort glauben. Jedenfalls hätte sie kein Recht von sich auf alle andern estnischen Journalisten zu schließen. Es gibt darunter gewiß auch solche, denen es wirklich um die Sache selbst zu tun ist und die darum Beachtung verdienen.

Jedenfalls aber spiegelt doch zweifellos die estnische Presse die Gedanken und Empfindungen — wenn auch nicht, wie sie gern behauptet — des ganzen estnischen Volkes, so doch eines großen Teiles unserer Gemeindeglieder wieder. Und was unsere Gemeindeglieder denken und reden, kann uns nicht gleichgültig sein. Wir müssen vielmehr versuchen, auf ihre Gedankengänge einzugehn und sie, wo es nötig ist, in bessere, richtigere Bahnen zu lenken.

Daher schließe ich mein Referat mit dem ceterum censeo, das ich auf jeder Synode vorgebracht habe, nämlich mit der an die Amtsbrüder, die unter Esten zu wirken haben, gerichteten Bitte, die estnische Presse nicht unbeachtet zu lassen, sondern zu bedenken, daß sie, wenn auch leider vielfach keine gute, so doch eine Macht ist, mit der wir zu rechnen haben.

Dabei bin ich natürlich weit davon entfernt, der estnischen Presse gegenüber Gewaltmaßregeln anempfehlen oder die Hilfe der Polizei anrufen zu wollen, wie M. Fürsion, der Verfasser des Buches „Punased aastad Gestis“ (Die roten Jahre im Estenlande) anzunehmen scheint, wenn er S. 83 schreibt: „Besonders scharfe Geister, wie von Haller, werden auf Synoden zu Gendarmen der Volkspresse gewählt, die sorgfältig alles durchspionieren und durch die deutsche Presse ihren Prinzipalen und Amtsbrüdern berichten müssen, was sie an — ihrer Meinung nach — Schlechtem finden.“

Ich bin von der Estländischen Synode von Jahr zu Jahr wieder beauftragt worden, über die estnische Presse zu referieren, obgleich — oder ich meine: gerade weil — die Synode wohl gesehen hat, daß ich die estnische Presse nicht besonders scharf, sondern eher milder beurteile, als viele andere, und weil sie aus den oben von mir angeführten Gründen über die Presse orientiert sein wollte. Meine oben ausgesprochene Bitte geht bloß dahin, daß die Amtsbrüder sich über die Presse nicht bloß referieren lassen, sondern womöglich jeder ein Blatt selbst lesen möchten.

Meiner Meinung nach müssen wir Pastoren mehr als bisher dem gedruckten Worte mit dem gedruckten Worte entgegenreten. Die guten christlichen Blätter, oder solche, die das sein möchten, leiden vielfach darunter, daß sie zu wenig Leser und tüchtige Mitarbeiter haben, während es einer pikanten Sezpresse weder an Mitarbeitern noch an Abonnenten fehlt. Manche Blätter klagen oft selbst über die große Unzuverlässigkeit ihrer Korrespondenten.

Estnische Broschüren unchristlichen Inhalts erscheinen genug, Broschüren christlichen Inhalts viel zu wenig, und auch die, die erscheinen, sind häufig kritiklos geschrieben und stammen aus methodistischen Kreisen.

Im Hinblick auf die vielen kirchenfeindlichen Artitel in der estnischen Presse muß man sagen: die Feinde Christi sind so fleißig wie die Ameisen. In den Sprüchen Salomonis aber heißt es: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne!“

---

## Kulturgeschichtliche Miscellen.

### Soldatenwerbung in Livland während des Dreißigjährigen Krieges.

Während des 30jährigen Krieges haben sehr zahlreiche Livländer unter den schwedischen Fahnen Kriegsdienste getan — ein stolzes, kampferprobtes Geschlecht von Offizieren, die von den Schweden gerne im Heere eingestellt wurden, obgleich es nicht immer leicht sein mochte mit ihrem ausgeprägten Selbstbewußtsein und festem Zusammenhalten unter einander ohne mancherlei Konflikte auszukommen. Und es waren ihrer in der That nicht wenige, ja zu Zeiten fand man nur wenige von den „Junkern“ auf ihren Gütern im Lande — sie waren alle fort und lagen im Felde. Es wäre eine nicht uninteressante Aufgabe, nach den Musterrollen im schwedischen Reichsarchiv aus der Zeit des 30jährigen Krieges einen Überblick über Namen und Zahl all dieser Livländer zu gewinnen.

Aber nicht nur in den Reihen der Offiziere fanden sich viele Livländer: auch unter den Soldaten stammten viele aus Livland, Deutsche, Letten, Esten. Es hat sich ein fliegendes Blatt erhalten — leider nicht bei uns im Lande, sondern in der Stadtbibliothek zu Ulm —, das 18 Verse über die mit der schwedischen Armee nach Deutschland gekommenen Mannschaften anderer Nationalität enthält; es beginnt mit den Worten: „Aus Lap- und Liefßlandt diese traben . . .“ und gibt dazu Abbildungen in Kupferstich (vgl. Winkelman, Bibl. Nr. 5724). Uns sind diese Verse bisher leider nicht zu Gesicht gekommen.

Wie zahlreich diese aus Livland stammenden Mannschaften waren, läßt sich nicht angeben; jedenfalls gingen nicht selten Werber durchs Land, die mit allen Praktiken ihrer Zeit und ihres Gewerbes Leute zu gewinnen suchten. Vor uns liegt der Bericht eines solchen Werbeoffiziers (aus dem schwed. Archiv in Riga), der uns einen sehr lebendigen Einblick in die nicht immer angenehmen Erlebnisse gewährt, die dieser Offizier, Hugo Hamilton (der einige Jahre später, 1646, schwedischer Kommandant in Greifswald war) und seine Leute bei ihren Verrichtungen im Lande im J. 1642 hatten. Wir lassen diesen Bericht hier wortgetreu folgen:

Sw. Kgl. Mitt. sein meine unterthänigste und treupflichtschuldigste Dienste jederzeit bevor. Sw. Kgl. Mitt. habe aus hochtringenden Ursachen ich den Zustand meines Regimentes, und die große Beschwernisse meiner Werbung zu advertiren keinen Umgang haben sollen. Wie das alle Beschwernisse, Wiederwertigkeiten und Behinderungen in meiner Werbung von Tagen zu Tagen je mehr und mehr sowohl in der Stadt als aufm Lande sich häuffen und die Ueberhand nehmen. Aufm Lande wollen sie mir nicht gestatten Edelleute, Diener, Bauern, Knechte und Churlender, wie für diesem geschehen, zu werben. Auch dieselben Soldaten, so für (vor) diesen rechtmäßig geworben und von meinem Regimente ausgerissen, wann sie von meinen Officirern ausgeforscht und ertappet werden, wollen sie dieselben laut E. Kgl. Mt. und der hochlöblichen königl. Herren Reichsregierungsräthen Befehl, wie auch S. Exc. hiesigen H. Generalgouverneuren erteilten Patent nicht ausantworten, sondern die Edelleute, Hauptleute, Arrendatoren und Amtleute rottiren sich mit ihrem Gefinde und Bauern zusammen, überfallen meine Officirer, nehmen ihnen nicht allein die ausgerissene Soldaten, sondern die neugeworbenen auch, vorwunden sie aufn Tod, und werfen sie über das noch in Thurm und Gefengnisse, wie denn einer meiner Leutnamte zu Fellin bei 40 Wunden bekommen. Ebnermaßen mein eigen Fenrich, den ich auch auf die Werbung ausgesandt. Der hat im fellinschen einen ausgerissnen Soldaten ertappet und handfest bekommen, demselben hat der Hauptman von Fellin mit 20 Soldaten nachsetzen lassen, den Fenrich nebst seinen bei sich habenden Soldaten gefangen und gebunden nach Fellin führen, alda im Thurm und Gefengnis gehalten, von dannen weiter nachher Helmet, alda auch etliche Tage im Thurm

und gefengnis sitzen lassen, und also mit dem Jenrich übler, als wann er ein Schelm und dieb gewesen, umbgesprungen, und solche greuliche Gewalt und Uebermuth an ihm vorübet, daß auch nunmehr meinen Officirern grauet aufs land auf die Werbung heraus zu ziehen. Hoffe aber in diesem Falle von den landrichtern alhie genüßlich recht zu bekommen. In der Stadt aber wollen sie mir nicht gestatten, Bürgerkinder, Gesellen, Hausknechte, Handwerksbursche und Frembde, so in der Stadt logiren, zu werben, und wann noch eßliche sein, so sich gutwillig und ungezwungen werben lassen, und doppelt Werbgelde bekommen, dieselben nimbt S. C. Rath dieser Stadt in ihren schuß, geben sie mir nicht aus, daß ich fast nicht weiß, wie ich mich in der Werbung vorhalten, und was für Völcker ich werben soll. Ich hatte auch nach Wieburg und Carelen in Meinung, weilten viele ausgerissene Soldaten sich alda aufhalten thun, dieselben abzufordern und wo möglich eßliche andere dazu zu werben, ausgesandt, solches aber ist ihnen von H. Landshöfding auf Wieburg nicht verstattet, besondern Befehl gegeben worden, daß sie sich ohne einiges Aufenthalt von dannen weg packen solten; würden sie zu werben sich unterstehen, solten sie sich für Schaden und Schimpf zu hüten wissen. Haben also von dannen ohne einige vorrichtung weg müssen, daß mich fast alle in dero Werbung zuwieder sein, ohne allein S. Exc. hießiger H. Generalgouverneur |: den ich unterthenig bedanke :| leisten mir die möglichste Abßistenz; und die Soldaten, so ich noch bekommen, da habe S. Exc. ich für zu danken. Halte es also, so lange ich alhie liege, wiewohl ich meinen höchsten fleiß bei der Werbung anwenden thue, für ein unmöglich Werck fast, diese Regiementen bei solcher Wiederwertigkeit zu complettiren. Als bitte Ew. Kgl. Mtt. ich ganz unterthänigst, sie geruchen allergnedigst diese beschwerliche Werbung zu consideriren und in beharrliches Bedencken zu nehmen, und daferne eßliche Klagen wegen dießer beschwerlichen Werbung dahin kommen möchten, Ew. Kgl. Mtt. wollen solchem gnedigst ganz keinen glauben geben, bis sie bessere Information von S. Exc. hießigem H. Generalen und anderen, so der sachen besser bekannt, bekommen. . . .

Actum Riga den 29. Martij No. 1642.

Ew. Kgl. Mtt. unterthäniger und gehorsamer diener  
Hugo Hamilton.

# Psychische Entropie.

Ein Vortrag.

Aus dem Nachlaß von G. v. Samson-Dimmeltjerna †.



Schluß.

Wer den vorstehenden Darlegungen die gebührende Beachtung schenkt, wird ihr Schwergewicht nicht verkennen, und wird zur Überzeugung gelangen, daß das Menschengeschlecht mit unentrinnbarer Notwendigkeit seinem Verhängnis entgegengeht, daß es unabwendbarer Entartung verfallen ist. Denn alle die soeben ange deuteten Momente des Verfalles sind insofern untrennbar mit Kultur und Zivilisation verbunden, als sie in deren Gefüge notwendig gleichsam selbstverständliche Einschlagfäden bilden; als in dem Gesamtbilde, zum Hervorheben der Lichtpartien, sie die unentbehrlichen Schatten- und Lichtseiten liefern. Schatten und Nacht aber werden, — das ist zu befürchten und steht bevor, — sie werden sich ausbreiten und werden allmählich auch das überdecken, was heute durch sein helles Licht erfreut.

Man stelle sich doch vor den Anblick, den die heute noch ob ihrer Errungenschaften stolze Kulturwelt darbieten wird, wann Generationen hindurch, in immer sich erweiternder Vererbungsbreite, alle die Momente fortgewirkt haben werden, welche Schwachzustände aller Art, Mangel an Widerstandskraft und Ausdauer, Nervosität, Sensibilität und Neigung zu Irfsinn in ihrem Gefolge nach sich ziehen. Und nähme man auch das Unwahrscheinliche an: daß inzwischen, sei es mittels staatlicher Maßnahmen, sei es mittels energischer Vereinstätigkeit, daß dadurch die beiden am allerakutesten wirkenden, die sozusagen allergiftigsten Quellen der Volksentartung, daß Alkoholismus und Syphilis sich haben, wenn auch

nicht ganz absperrern, so doch erheblich eindämmen lassen, so bleibt immerhin die garnicht hinweg- und fortdenkbare Tatsache bestehen: daß unserer Kulturwelt und unserem gesellschaftlichen, sozialen Gefüge gerade dasjenige Moment fehlt und notwendig wird fehlen müssen, mittels dessen die Natur die Konstanz der Art zu gewährleisten sucht, aber auch nicht vollständig zu gewährleisten vermag, nämlich die Auslese. — Selbst mittels der Auslese vermag die Natur es nicht zu verhindern, daß Arten sich ausleben und von der Bildfläche verschwinden, um nur noch in prähistorischen Schichten Zeugen ihrer vormaligen Existenz zu hinterlassen. Nun aber fehlt dem Menschengeschlechte, insonderheit der Kulturwelt, — nicht nur fehlt uns das konservierende Moment der Auslese fast gänzlich, sondern unsere Kultur bringt es sogar mit sich, daß gerade das Kräftigste und Tüchtigste allmählich aus ihr verdrängt, ausgeschaltet, ausgemerzt und vernichtet wird zu gunsten des Überlebens der Schwächeren und zum Leben weniger Tüchtigen, zu gunsten derjenigen, welche unfähig sind zum Erzeugen kräftiger Nachkommenschaft. Dazu hat unsere Kultur die wohlgemeinte, anscheinend hochherzige, aber tatsächlich unheilvolle, verderbliche Tendenz.

Wenn nun, nach dem Vorstehenden, unsere Kulturwelt, was die Körperkonstitution betrifft, einer äußerst trüben Zukunft entgegengeht, so ist damit leider zugleich zugegeben, daß für ihre geistige Zukunft nichts Besseres zu erwarten ist. Denn jeder Arzt wird wohl damit einverstanden sein, daß das alte wahre Wort: *mens sana in corpore sano* — auch in umgekehrtem Sinne Gültigkeit behält: *in corpore debili mens insana*. — Welche Aussicht eröffnet sich dadurch unserer Kulturwelt, wenn in ihr künftig gesund und normal denkende und fühlende Menschen nur als höchst selten anzutreffende Ausnahmen gelten werden, und wenn der weitaus überwiegende Anteil der Kulturmenscheit aus Schwächlingen bestehen wird, die zu keiner Art geistiger Anstrengung und Ausdauer fähig sind, aus krankhaft Reizbaren, Sensitiven, Nervösen, Neurasthenikern, zu Irrsinn Neigenden, — wenn das, was heute erst ausnahmsweise sich als „modern“ rühmt und brüstet, künftig die allgemein herrschende Stimmung und Tonart geworden und übertroffen sein wird! —

Und was das Schlimmste ist: kein überhaupt denkbarer Ausweg läßt sich finden aus solcher Sackgasse. Rückkehr aus ihr

zum Eingange ist unmöglich. Nur totale Unbesonnenheit könnte allen Ernstes auf ganze Völkerschaften das Wort „Wiedergeburt“ anwenden und sie als mystische Panacee empfehlen, wenn auch diese Vorstellung für den Einzelnen Bedeutung haben sollte. Wohl mag aus einem Strome ein Eimer vollgeschöpft und zur Quelle zurückgetragen werden, aussichtslos aber ist es, den ganzen Strom zu seinen Quellen zurückzuleiten.

Nur ein einziger Ausweg schiene sich aus der Sackgasse darzubieten, wenn nicht die flüchtigste Überlegung genügte, sich von ihm abzuwenden und ihn aufgeben zu lassen. In Auffrischung der Rasse durch Kreuzung, gleichsam durch in großem Maßstabe betriebene Bluttransfusion von frischen Naturvölkern her, — daran könnte ein Phantast denken, wie Zimmermann es in seinem „Münchhausen“ darstellt, den Fürsten von Bückler-Muskau parodierend, — daran könnte allenfalls gedacht werden, wenn nicht ausreichende Erfahrung darüber belehrte, daß die Naturvölker total unfähig sind, am Kulturvolke Rassenverbesserung zu bewirken, noch weniger als das Steppenrind zur Veredelung des überzüchteten und degenerierten Kultur-Rindes zu brauchen ist. Unzählige Male, ohne daß auch nur eine einzige widersprechende Tatsache anzuführen wäre, unzählige Male ist die Erfahrung gemacht worden, daß bei Berührung eines Naturvolkes mit der Kultur sein Schicksal besiegelt ist, daß es dem Verderben, der Austilgung geweiht ist. Wie durch einen von ihr ausgehenden Pesthauch tötet die Kultur das von ihr berührte Naturvolk. Wie viele Naturvölker hat schon die amerikanische Kultur so vollständig ausgetilgt, daß von ihnen die Erinnerung kaum noch die Namen aufbewahrt hat! Wohin sind die Naturvölker hingeschwunden, die vormals Europa besiedelt haben, und welche die Altertumsforschung vergeblich aus dem Dunkel der Prähistorie hervorzuziehen versucht! — wohin sind sie geschwunden, ehe noch durch Alkohol und Syphilis das Austilgungswerk unterstützt wurde?! — allein durch die Berührung mit der abendländisch-antiken Kultur sind sie dahingeschwunden. Heute würde ihre Ausrottung noch schneller sich vollziehen.

Man lese doch Karl von Dittmars inhaltreiches Werk: „Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851 bis 1855“ (in „Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reiches“, III. Neue Folge, Bd. VI, St. Petersburg 1890) und man wird ein

entsetzliches Bild erhalten von den Segnungen, die dem schlichten Naturvolke Christianisierung, Kultur und Zivilisation gebracht haben: von den Wirkungen des Alkohols garnicht zu reden, gab es damals ganze große Dorfschaften, wo jeder Einwohner ohne Ausnahme, wo Männer und Weiber, Greise und Kinder durch importierte, hereditär gewordene Syphilis aufs schaudervollste entsetzt waren, — ganze Dorfschaften wären damals unvermeidlichem Verderben preisgegeben, und heute, nach fünfzig Jahren, gibt es schwerlich einen einzigen genuinen Kamtschadalen mehr! Da kann doch niemand, auch nicht der robusteste Optimist vermöchte es, auf Rassenverbesserung durch Vermischung mit jungfräulichen Naturvölkern rechnen.\*

\*) Zwei Einwände, die von einer Seite, wo gern schulmäßig philosophiert wird, gemacht werden, können nicht unbeachtet bleiben.

1) „Es werde“ — wird gesagt — „über ein viel zu geringes Maß historischer Erfahrung verfügt, als daß man es wagen dürfte, auf Grund desselben über die Geschichte der Menschheit allendlich zu entscheiden.“ — Hierauf ist zu erwidern, daß keineswegs selbständig, keineswegs allein aus der Historie und aus den Kultur Tendenzen etwas für die Geschichte der Menschheit gefolgert worden ist; sondern daß Historie und Kultur Tendenzen nur Hilfsargumente geliefert haben, zum Unterstützen und Bekräftigen der Vorhergesagungen, die aus der Lehre von der Entropie sich zwingend ableiten.

2) „Die Lehre von der Entropie“ — wird ferner gesagt — „erhebe sich freilich vom sicheren Boden der Erfahrung; die daraus abgeleiteten Schlüsse aber überschreiten das Gebiet der Erfahrung, wagen sich hinaus auf das Gebiet des Unerfahrbaren, der Metaphysik, und können daher nicht als zwingende gelten.“

Dieser Einwand könnte nur dann als begründet und berechtigt anerkannt werden, wenn nachgewiesen würde, daß die aus der Lehre von der Entropie abgeleitete Behauptung einen Paralogismus, eine Widersinnigkeit, einen Verstoß gegen das mathematische Denken enthalte. — Solange solcher Nachweis nicht beigebracht worden, muß den aus dieser Lehre weiter gehenden Schlüssen Erfahrbarkeit zugesprochen werden, d. h. darf behauptet werden, daß die Vorhergesagungen sicher eintreffen werden, auch wenn wir Heutigen ihr Eintreffen nicht werden erleben können.

Es besteht eben ein wesentlicher Unterschied zwischen dem verstandesmäßigen Gewußten und dem Geglauten, das nur gefühlsmäßig und metaphysisch ausgegrübelt worden. Das Letztere hat Gültigkeit nur für denjenigen, der es eben zufällig glaubt; es ist, wie der Franzose sich ausdrückt: à prendre ou à laisser. — Dem auf Erfahrung wohl begründeten, aus Erfahrenem logisch erschlossenen Wissen aber kann sich kein geistig Gesunder entziehen, und das derart wirkliche Gewußte wird früher oder später von der Erfahrung bestätigt. — So hat L e v e s s i e r im J. 1845 mit Bestimmtheit vorausgesagt, daß in einer gewissen Region des Weltalls ein Planet sich befinden müsse, von dem bisher niemand eine Ahnung gehabt hatte, und kein Jahr später, 1846, ward das Vorhandensein des Planeten Neptun in der bezeichneten Region konstatiert. — So auch, lediglich vermöge konkreter Schlußfolgerungen, die auf wohlkonstatierte Erfahrungstatsachen sich aufbauten, hat Mendelejew vom Jahre 1869 vorausgesagt, daß in der Reihe der bekannten chemischen Elemente, in gewissen Lücken des periodischen Systems, weitere, noch unbekannte Elemente bestehen müssen, und

Es ist eben nicht anders: wie die physische Welt dem graufigen Verhängnisse der Entropie verfallen ist, so wird auch dereinst von demselben Verhängnis der Austilgung die geistige und moralische Menschenwelt ereilt werden, — und einen Ausweg, ein Entrinnen kann es nicht geben.

Dieser Gedanke, das ist, wie eingangs gesagt wurde, das ist der Punkt, von welchem aus, in schwindelnder Höhe, der erhabenste Hochgipfel, das äußerste, unerreichbare Ziel menschlicher Erkenntnis dem Auge sich darbietet, — unerreichbar in der That; denn die Vorstellung, daß die moralische Welt allendlicher Vernichtung entgegengehe, diese Vorstellung ist ebenso unfaßlich, wie auch die andere ihres einstmaligen Entstehens unfaßlich ist. —

Dieser Gedanke, wird man zugeben, ist doch gar geeignet, uns alle, die wir bisher gewöhnt waren, an unbegrenzte Perfektibilität des Menschengeschlechtes zu glauben, uns alle zu veranlassen, daß wir unsere bisherigen Gedanken und Lehren über Moralität und Erziehung ernstlich prüfen und überdenken.

Denn dieser Glaube an die unbegrenzte Perfektibilität des Menschengeschlechtes, das ist auch einer von den tief eingewurzelten Aberglauben, für welchen die Herren Philosophen verantwortlich zu machen sind, und zwar fast alle ohne Ausnahme. Sie haben sich nicht damit begnügt, fühle Erkenntnistheorie zu treiben und Erkenntniskritik zu üben, es im Sinne des Naturforschers zu tun, sondern mit wenigen Ausnahmen haben die Herren Philosophen sich darauf verlegt, tiefsinnig darüber zu grübeln, was aus dem Menschengeschlecht gemacht werden könne. —

Da sind z. B. die pessimistischen Idealisten, welche mit Eduard von Hartmann annehmen, daß die Menschheit zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit herangezüchtet werden könne, daß es zur allgemeinen Überzeugung werde, die Vernichtung des Willens zum Sein, nicht nur des Lebens, sondern des Seins überhaupt, — das sei das einzige würdige Lebensziel; und wenn in allen Menschen ohne Ausnahme diese Überzeugung Platz gegriffen haben werde, dann werde, etwa auf telegraphischem Wege,

---

seine Voraussetzung ist aufs glänzendste bestätigt worden durch die spätere Entdeckung der Elemente Gallium, Germanium und Indium, die mit überraschender Uebereinstimmung die vorhergesagten Eigenschaften aufwiesen.

ein großes Menschheitsplebiszit vereinbart, zum Beschließen, daß diese schlechteste aller möglichen Welten vernichtet werden müsse, indem man sie einfach fortdenke oder zerdenke; und wenn dann an dem vorausbestimmten jüngsten Tage, zur bestimmten Stunde, der Beschluß gefaßt worden, dann ist — eins, zwei, krack! — diese aller möglichen Welten definitiv aus der Welt geschafft worden und in das jelige Nichts befördert worden; und dann ist zugleich — (was vielleicht das köstlichste an dieser philosophischen Phantastik) —, dann ist durch das Menschheitsplebiszit zugleich die ob- der verfehlten Welterschöpfung unselige Gottheit vernichtet und für immer erlöst, — die Gottheit erlöst durch die Menschheit!! — Diese Leistung war der „Philosophie des Unbewußten“ vorbehalten geblieben; Kühneres hat wohl kein anderes Philosophie-System sich geleistet. Man vergegenwärtige sich gefälligst die Beschaffenheit der Moral, die aus dieser philosophisch konstruierten Überzeugung sich notwendig ableiten muß.

Ein hiervon sehr verschiedenes Lebensziel haben andere pessimistische Idealisten unter den abendländischen philosophischen Mystikern in Aussicht genommen. Alle Leiden der Welt, sagen sie, entstammen einem mystischen Prinzip: dem Bösen oder der Sünde, dem durch den Sündenfall acquirierten erblichen Drange nach Erkenntnis und Freiheit. Sobald es der Menschheit gelungen sein werde, auf dem Wege der Vervollkommnung, das Böse oder die Sünde fortzuschaffen, dann werden alle Leiden aufhören und es werde das Reich Gottes beginnen mit allen seinen unsäglichen Freuden und Herrlichkeiten. — Es bedarf wohl keines Hinweises auf die Beschaffenheit der Moral mit ihren praktischen Konsequenzen, wie sie aus dieser philosophischen Stucubration sich abgeleitet hat. Wie wohl man sich dabei befindet, das hat uns bald zweitausendjährige Erfahrung mit allen ihren Religions- und politischen Kriegen, ihrer Geistesfreiheitsbeschränkung und allen übrigen Leiden unsrer Kultur gelehrt.

Dann gibt es noch die ultra-darwinistisch angehauchten Materialisten und Mechanisten aus der Schule der Aug. Weismann und Konsorten, welche unter Führung Friedrich Nietzsche, des Philosophieprofessors, des Apostels der „Modernen“, darauf ausgehen, auf mechanistischem Wege, durch Auslese und Zuchtwahl, durch Naturzüchtung, die Menschheit zum Übermenschentum empor-

zuheben, welches so geschieht sein wird, daß es sich zu einem einzigen — selbstverständlich republikanischen — Weltreiche zusammen-tun wird; in diesem universellen Weltreiche werden sich dann wieder zentrifugale Kräfte geltend machen und das Weltreich in politische Splitter zersprengen; diese werden sich dann im Kampfe ums Dasein, wie heute, besehden, bis sie sich wieder zu einem Weltreiche zusammentun, das wiederum zerfallen wird, usw. usw. mit Grazie ad infinitum: die soziale und politische „ewige Wiederkehr“.\* — Was aber geschieht inzwischen jedesmal auf dem Wege zu jenen hohen Zielpunkten? Das sehen wir heute: wie bei solchen Bestrebungen die „moderne“ Menschheit außer Rand gerät, und neben Frauenemanzipation, Gebärstrikte und Anarchismus alle die lieblichen Erscheinungen hervortreiben, die man an der Hand der Darlegungen des Sanitätsrates Dr. M. Moberg sich ausmalen mag.

Alle diese perfektibilistischen Theorien werden hinfällig werden, dieser ganze philosophische Unfug, welcher unbegrenzte Perfektibilität der Menschheit in Aussicht nimmt, — dieser ganze philosophische Unfug wird aber in allen seinen Spielarten aufhören müssen, sobald man die Wichtigkeit der Entropielehre wird begriffen haben, und dann tritt an uns die ernste Frage heran, die ich eingangs als von allen möglichen Fragen der Welt als die allerernsteste bezeichnet habe, die Frage: wie wir unsere Überzeugungen über Moralität, über Erziehung, über Lebenshaltung, über unsere Beziehungen zur Mitwelt usw. werden zu modifizieren haben, damit sie dem schrecklichen Verhängnisse der Entropie entspreche.

Zu welchem Resultat uns solche Überlegung führen wird, wer vermöchte das wohl schon heute zu sagen? Und dieser Gedanke ist es, der mich berechtigt hat, eingangs zu behaupten, daß die Frage nach der geistigen Entropie von allen möglichen Fragen der Welt die allerernsteste ist.

Denn man wird zugeben müssen, das alle unsere Moralgrundsätze, alle unsere Erziehungsprinzipien und unsere ganze Lebenshaltung, alle unsere gesellschaftlichen und politischen Beziehungen, — daß das alles eine gänzlich veränderte Gestaltung

\*) Vgl. u. a. Dr. Wilhelm Schallmayer: „Berebung und Auslese im Lebenslaufe der Völker“ (Leipzig 1903) passim.

erhalten wird, sobald wir uns davon überzeugt haben, daß die Menschheit dem Verhängnisse der geistigen Entropie gegenübersteht.

Wie dem auch sei, so sollten wir doch inzwischen, — um auf das Eingangs gebrauchte Bild zurückzukommen, — inzwischen sollten wir doch auf das Erklimmen jener unersteigbaren Erkenntnis-Gipfel für immer verzichten, und den über die Passhöhe hinüberführenden Weg einschlagen und, dem trostlosen, aller Art Gefahren darbietenden Hochgebirge metaphysischen Grübelns für immer den Rücken kehrend, d. h. auf Lösung an sich unlösbarer Probleme für immer verzichtend, — um es den dahinter, in der ältesten und immer noch jugendfrischen Kulturwelt, — den „hinter den Bergen“ wohnenden glücklicheren und zufriedeneren Menschen gleich zu tun, nämlich wie sie sollten wir, unbekümmert um alle theoretische Weltweisheit, sollten wir der jedermann einleuchtenden Lehre folgen, welche allgemeinverständlich lautet:

Du sollst so leben und danach trachten, daß deine Nachkommen und ihre Mitmenschen eines besseren Daseins würdig und teilhaft werden, als du es selbst erlebt und verdient hast. —

\* \* \*

Hier könnte ich abbrechen, bei dem wohlbegründeten Rate: abzulassen von allen metaphysischen und mystischen Grübeleien über Unerfahrbares, und sich zu beschränken auf die Ergebnisse der vernünftigen Erfahrung; abbrechen könnte ich bei diesem Rate, wenn es nicht unerlässlich erschiene, auf das Eingangs gebrauchte Bild nochmals zurückzukommen und einige Worte hinzuzufügen zur Kennzeichnung der Straße, welche, über die Passhöhe hinweg, in das „hinter den Bergen“ liegende Gebiet hinüberführt.

Allem zuvor ist zu betonen, nicht nur was schon Eingangs angedeutet wurde, daß alle mühseligen Versuche, jene unnahbaren Hochgipfel zu ersteigen, allein schon wegen der Beschränktheit unsres Erkenntnisvermögens haben vergebliche bleiben müssen und vor Abstürzen nicht haben sichern können; sondern daß auch darum die Versuche haben vergebliche bleiben müssen, weil die Menschen, welche, nur mit Metaphysik und Mystik ausgerüstet, sich zur Söhentour anschickten und auch andere zum Mitmachen verleiteten und zwangen, weil sie es immer für ihre heilige Pflicht gehalten

haben, den Mitwanderer, den Nachfolger, wenn er nicht genau in ihre dogmatischen Fußspuren tritt, hinab in die Abgründe zu stoßen — (sie, die Mystiker, dulden eben keinen breiten, für jedermann gangbaren Weg) — und weil darum die Höhenwanderung, statt gegenseitige, hilfsbereite Förderung zu gewähren, jedesmal ausartet in einen mörderischen, jedes Vorwärtstommen behindernden Hochmuts-, Selbstsuchts- und Herrschsuchtskampf derer, die sich zu Führern aufgeworfen haben. —

Dagegen dient die Eingangs angedeutete, in das Gebiet der Geistesfreiheit und des Friedens hinüberführende Straße zu gemeinsamer, einhelliger Wanderung und bietet weder Absturzgefahren noch Anlässe zu mörderischen Kämpfen zwischen den auf ihr friedlich einherziehenden Wanderern, die sich gegenseitig unterstützen und fördern. — Wo aber hat man diese gangbare und sichere Straße zu suchen?

Ein einfacher Hinweis allein auf die Straße wird nicht genügen; es wird nicht genügen zu sagen: lebe und handle so, daß deine Nachkommen und ihre Mitmenschen eines besseren Daseins würdig und teilhaft werden, als du selbst erlebt und verdient hast; es wird nicht genügen zu zeigen, wo das Ziel der Straße belegen sei und von wo sie ausgehe; auch nähere Angaben über die Richtungsänderungen der Straße werden notwendig sein; sonst könnte es gehen, wie wenn jemand, der von Dorpat nach Libau reisen wollte und auch auf dem richtigen Bahnhof eingestiegen war, doch, statt nach Libau — nach Pleskau gelangte, weil er den Wagenwechsel in Walk versäumt hatte. Es wird auch notwendig sein zu sagen: wie im Besondern zu handeln und zu leben sei, um den Nachkommen und ihren Mitmenschen ein besseres Dasein zu sichern, als man es selbst erlebt und verdient hat; denn andernfalls bliebe man argen Enttäuschungen ausgesetzt.

Jene gangbare und sichere Straße ist wohl, vor allem und im allgemeinen, die Straße der jedermann zugänglichen Erfahrung, aber nicht der Erfahrung allein, die gar oft, für sich allein, nicht zur Befriedigung führt; denn wie oft hört man von unerwarteten, unerwünschten, unliebsamen Erfahrungen; auch die „Erfahrung“ gehört nicht zu jenem selbständigen, mystischen Wesen, die den Menschen, man weiß nicht von woher, anfliegen wie Malaria-

Bazillen; unerwünschte Erfahrung hat noch niemand ohne eigenes Zutun gemacht; und wer auf jener Straße zu seinem Ziel gelangen will, hat gleichsam einen Kompaß zu seinem Reisegepäck zu tun; denn es ist nicht nur im Allgemeinen die Straße der Erfahrung allein, sondern es ist, im Besonderen, auch die Straße der Liebe, durch welche die Menschenherzen zu einander geführt werden, jedoch nicht jener ätherischen und mystischen Liebe, die sich aus unbekanntem und unerkennbarem Regionen herleitet, über deren Herkunft und Natur tödliche Kämpfe geführt werden, — nicht jene unfaßliche Liebe, die erfahrungsmäßig für das irdische Dasein nicht taugt und hienieden zumeist nur als Maske gebraucht wird zum Verbergen der Selbstsucht und Herrschsucht; — es ist nicht jene theoretische Liebe, für welche „Kirchentanten beiderlei Geschlechts“ sich Vormittags erwärmen lassen, um Nachmittags, bei der Kaffeeschlacht, den lieben Nächsten zu zerfleischen und ihn Schagaray's Riesen Galeolo, den man gemeiniglich „Klatsch“ nennt, als Opfer dazubringen; — es ist nicht jene sublimie Liebe des Pater seraphicus der Franziskaner, die mit Stolz sich des rühmt, blind zu sein, und die, in der Tat, in völliger Blindheit die abendländische Kultur und Zivilisation dem Abgrunde der Selbstvernichtung zutreibt, indem sie, wie uns Dr. W. Asberg gezeigt hat, nicht nur das naturgemäß erhaltende Moment der Auslese außer Wirkung setzt, sondern sogar auf Kosten der Tüchtigen die Aufzucht der Entarteten und der Schwächlinge begünstigt; — sondern jene Straße dient der terrestrischen, nicht blinden, sondern zielbewußten Liebe, die naturgemäß vernünftiges Verhalten der Eltern zu ihren Kindern voraussetzt, die vernünftiges Verhalten der Kinder zu ihren Eltern fordert, und zugleich von dem vernünftigen Verhalten der Geschwister zu einander und der Menschen zu einander und zu ihrer Obrigkeit ausgeht. —

So ist die Straße der Erfahrung und der Liebe, die über die Paßhöhe hinüberführt, die der Geistesfreiheit zustrebt, die zu dem Zwecke von metaphysischen und mystischen Ahnungen sich abwendet und der Erfahrung, d. i. der von irdischen Tatsachen ausgehenden Erkenntnis und zugleich der vernünftigen Zielen zustrebenden Liebe sich zuwendet, — es ist mit einem Worte die Straße der vernünftigen Liebeserfahrung.

\*

\*

\*

Seit Jahrtausenden hätte die abendländische Menschheit erkennen können, was zu erkennen sie beständig sich gestraubt hat: daß nämlich es keinen anderen zu Geistesfreiheit und Friede führenden Weg des Heils gibt, als eben diesen Weg der einträchtig wirkenden Lebenserfahrung und der vernünftig wirkenden Liebe. Dagegen ist im Abendlande beständig und immer wieder versucht worden, auf anderen abweichenden Fußstiegen zum Ziele zu gelangen: entweder auf dem, auch von der unvernünftigen Kreatur verfolgten Wege des rücksichtslos selbstsüchtigen „Kampfes ums Dasein“, oder aber auf der Straße, deren Weiser nur auf ätherische, mystische Liebe abzielt, welche letztere Straße aber nicht lange ihre besondere Richtung beibehält, sondern unvermeidlich alsbald in jene der Herrschsucht und Selbstsucht, in die Richtung des „Kampfes ums Dasein“ einmündet; denn die bestellten Verwalter der mystischen Liebesgaben erkennen sehr bald, wie sehr sie durch bevorzugte Stellung zum Erlangen ihrer selbstsüchtigen Zwecke befähigt werden. Und so hat das Abendland in seinen Bestrebungen, zu friedlichen Zuständen zu gelangen, nichts anderes dargeboten, als fortwährende Selbstsuchtskämpfe, als fortgesetzten, im Grunde tierischen „Kampf ums Dasein“. Alle Bestrebungen und Versuche zu dauernd glücklichem Dasein sind mißglückt, und wo sie zu glücken schienen, da war, was man erlangte, nicht friedliches, freiheitliches und frisches Leben, sondern was man erreicht hat, das war der Friede und die Todesstille des Kirchhofes, der Friede totaler Geistesunfreiheit.

Nach Belegen für das soeben Gesagte braucht man nicht lange zu suchen. Alle Priesterherrschaften des Abendlandes haben, angefangen von denen des indischen Altertums bis herab zu der heutigen römischen Hierarchie, alle haben vorgegeben, im Namen göttlicher Liebe zu regieren, aber alle sind sie tatsächlich zu Gewalt herrschaften geworden, die nur mittels dumpfer Geistesknechtschaft und blutiger Regerverfolgung ihre geistlichen Satrapien aufrecht erhalten konnten; sie sind gewalttätig geworden, im Namen ihrer Liebe gewalttätig, gewalttätig nach dem Muster der weltlichen Despoten. Unter diesen hat keine größeres geleistet, als das römische Imperium, das den ganzen bekannten Orbis Terrarum wohl unterworfen, aber, zur Niederhaltung beständiger Aufstände der ausgeplünderten Unterdrückten, unaufhörlich Kämpfe zu bestehen

gehabt hat, bis es zuletzt selbst vom apokalyptischen Verhängnisse in schmähhcher Weise niedergeworfen wurde. Nichts Besseres ist zu erwarten von allen späteren Versuchen des Abendlandes, mittels Verfassungs- und Volksvertretungskünsten, mittels nationalistischen, chauvinistischen, imperialistischen Ringens und Jagens um die Welt-herrschaft zu dauernd friedlichem Dasein zu gelangen. Alle solche Versuche sind mißlungen und werden auch ferner an den anarchistischen Gelüsten derer scheitern müssen, welche man zu Geistesfreiheit nicht hat gelangen lassen und welche daher die vernünftige Liebe aus den Augen verloren haben.

So treibt unser Abendland, in geistigen und in politischen Kämpfen sich erschöpfend, ohne der Erniedrigung seines Kultur-niveaus zu wehren, seinem schrecklichen, seinem tragischen Verhängnisse entgegen.

\* \* \*

Wie auch wäre es möglich und denkbar, vom Abendlande das drohende Verhängnis fernzuhalten, da hier noch niemals eine Stimme sich Gehör verschaffte und Beachtung fand, die davon abgemahnt hätte, mit dem systematischen Heranzüchten zu Geistesunfreiheit und zu Unfrieden fortzufahren.

Von jeher hat im Abendlande die Erziehung darauf abgezielt, durch alle ihre Mittel die Jugend schon frühzeitig unter ein gewisses dogmatisches Joch zu beugen, sie an unbefangenen Anschauen der Welt und ihrer Geschehnisse zu hindern, sie alles nur in gewisser Beleuchtung und Färbung sehen zu lassen, sie an Geistesunfreiheit und Geistesknechtschaft, die unvermeidlich zu Unfrieden führt, schon frühzeitig zu gewöhnen, — kurz um aus der jugendlichen Pflanze, die dem innwohnenden Triebe folgen möchte, ein verschnittenes und verkünsteltes Wesen zu machen, zuwider dem Dichterworte, wonach

„Das am freudigsten sich wollte ranken,  
Was ich wachsen ließ nach seinen eig'nen Gedanken.“

Noch heute ist man im Abendlande entschlossener als jemals, bei diesem Erziehungsprinzip stehen zu bleiben, an ihm festzuhalten. Nicht nur im kirchlichen Lager wird ihm gehuldigt; auch aus dem Munde von Schulmännern, die sich freisinnig und unabhängig dünken, ertönt das gefinnungslüchtige Bekenntnis: „der Jugend

müssen Ideale beigebracht werden.\* Erfundigt man sich aber nach der Beschaffenheit dieser „beizubringenden“ Ideale, so erfährt man kaum mehr als: es seien die Ideale der antiken, der römischen und griechischen Grammatik; wenn es hoch kommt, so sind es die Ideale der antiken Welt; das aber war eine Herrengesellschaft, die den Nichtvollbürger, den Unfreien, den Sklaven dem Viehe gleich bewertete. Die antiken Herren-Ideale aber passen in keiner Weise in unser XX. Jahrhundert, welches die Herrengesellschaft perhorresziert. — Wohl mochten die antiken Stoiker, die Cicero, die Seneca und Mark Aurel in größter Behäbigkeit und Behaglichkeit und im Wohlleben ihre stoischen Ideale sich auskügeln, und dann, wenn diese Ideale im Leben nicht ausreichten, wenn sie damit scheiterten, dann mochten die überfüchtigten Herren, mit einem gewissen Behagen selbstbewußter Überlegenheit, im molligen warmen Bade sich die Adern öffnen.\*\*

Freilich hatte in der antiken Welt auch der niedere, gemeine Mann sein Ideal: mit einer Art idealem Schwunge traten die, gleich dem Schlachtvieh, zum Tode bestimmten Gladiatoren vor die Kaisertribüne und riefen mit Emphase: Ave Caesar! Morituri te salutant! Sklavensideale aber waren es, die zu solcher Hochherzigkeit, zu solcher Höhe erhoben! Uns Heutigen genügen diese antiken Ideale nicht. Wonach wir Heutigen verlangen, was uns nottut, das sind die Ideale sittlich freier Männer. Solche aber dürfen uns von der Schule nicht geboten werden, bei Leibe nicht!

Noch hat keine Schule des Abendlandes zu fordern gewagt: man möge es zulassen, daß sie allem zuvor ihre Zöglinge zu sittlich

\*) Professor Dr. August Forel in seiner „Hygiene der Nerven und des Geistes in gesundem und krankem Zustande“ (Stuttgart 1905 bei Heinrich Moritz) warnt dringend davor, den Kindern fertige abstrakte Begriffe beigezubringen. (Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904 Nr. 75.)

\*\*) Hier könnte, wenn Zeit und Raum ausreichten, noch manches zur Charakteristik der antiken Herren-Ideale beigebracht werden; wie z. B. die antiken Philosophen, zur Erholung vom Auskügeln ihrer Ideale, sich in Symposien-Hallen mit anstoßenden Bomitorien sich ergözten, nicht nur mit tiefsinnigen und selbstgefälligen Reden, sondern auch im Kosen mit Hetären beiderlei Geschlechts, und das zwar nicht in cabinets particuliers, sondern ganz unverstoren öffentlich, in conspectu omnium. Wem eine solche „ideale“ Szenerie, sei es durch Friedländer's „Sittengeschichte Roms“, sei es durch Thomas Coutures erschütterndes Gemälde in der Galerie du Luxembourg vor Augen geführt worden, der vergißt es sein Lebtag nicht.

freien Männern erziehe; allem zuvor möge ihren Zöglingen Geistesfreiheit gestattet oder gar „beigebracht“ werden.

Die Tauglichkeit und Brauchbarkeit der antiken Ideale kann auch in folgender Weise exemplifiziert werden: Wie lange wohl behalten die in der Schule „beigebrachten“ Ideale im Leben ihre Wirksamkeit? Wird wohl jemals im praktischen Leben daran gedacht, an den „beigebrachten“ Schulidealen Stütze zu suchen, wenn es gilt prostituierten Zumutungen des Vorgelegten gegenüber männliche Selbständigkeit zu bewahren? Dann erhebt man sich zumeist nicht einmal zur Höhe des Gladiatoren-Ideals; man sagt dann zumeist nicht: ich tue es nicht, lieber gehe ich zugrunde: moriturus te saluto; sondern zumeist läßt man alles über sich ergehen, in blasser Furcht, um nur das liebe Leben zu retten; um den Preis des lieben Lebens küßt man gehorsamst die Rute, mit welcher Stäupung angedroht war.

Das sind die Früchte, die aus der Wurzel der in der Schule „beigebrachten“ Ideale erzielt werden. Wenn aber, ausnahmsweise, jemand im praktischen Leben unter gar keiner Bedingung in unwürdiger Weise den Nacken beugt, dann stützen ihm das Rückgrat Ideale, die er von wo anders her als aus der Schule, der Schule zuwider, erworben hat.\*

Überall gehört die Frage nach der Schul- und Erziehungsreform zu den brennendsten aller Tagesfragen. Aber in unerreichbarer Ferne steht eine Einigung über die Ziele der Reform. Vollends ist noch nirgends die Forderung erhoben worden: die Schule solle allem zuvor sich zur Aufgabe machen, die Jugend zu Geistesfreiheit zu erziehen. Vielmehr erscheint überall nur Eines als selbstverständlich: daß nämlich die Schule beizutragen habe zur Errichtung und Befestigung eines überall gemeingültigen Foches, darunter die Jugend schon frühzeitig zu beugen, wobei freilich mancher Schulmann beschönigend sich vorbehalten mag, nachträglich über die Beschaffenheit dieses Foches zu bestimmen: ob es z. B. hyperidealistisch-monotheistisch zu gestalten sei, ob hypermaterialistisch-monistisch, oder wie anders; jedenfalls aber solle geistige Unifor-

[\*) Diese Ausführungen des Verf. über die Schule werden wohl um so weniger ohne Widerspruch bleiben, als er den Nachweis schuldig bleibt, daß eine neue Schule in seinem Sinne ohne „Beeinflussung“ ihrer Zöglinge auskommen könnte, daß sie nicht genau ebenso wie die von ihm so scharf verurteilte jetzige versuchen würde, ihre Ideale „beizubringen“. Die Red.]

mität und Gleichmäßigkeit hergestellt, bei Leibe aber solle keine Geistesfreiheit zugelassen werden.

Gänzlich aussichtslos ist es, daß der Kampf um die Schul- und Erziehungsaufgaben jemals zu aller Welt Befriedigung werde ausgekämpft werden. Denn noch nirgend ist der Gedanke aufgetaucht, daß die einzig mögliche, die einzig denkbare Lösung des Schul- und Erziehungsproblems in gänzlicher Freigebung der Schule zu suchen sei, wie solche „hinter den Bergen“, im Lande der Geistesfreiheit, wo Erziehungsprobleme garnicht in Frage stehen, schon seit Jahrtausenden besteht. Freilich muß zugegeben werden, daß unter den im Abendlande obwaltenden Umständen und Wirkungen der öffentlichen Meinung, die noch nie Geistesfreiheit als den Einigungspunkt aller vorwärts drängenden Bestrebungen erkannt hat, daß unter den obwaltenden Verhältnissen der Gedanke: Schule und Erziehung gänzlich freizugeben, vorläufig sein Bedenkliches, ja sein Gefährliches hätte. — Denn wer wohl könnte zusichern, daß keine der mit einander blind ringenden Parteien, im Falle des Obfiegens, nicht weit über das Ziel hinausjchöffe, nicht, aus der Scylla befreit, in die noch schlimmere Charybdis hineintreiben, nicht aus dem Regen fort unter die Traufe bringen würde. — Es ist doch eine gar ernste Frage: ob die französische Nation gewönne, wenn sie, losgelöst aus den Banden des Ultramontanismus, der Rohheit und Barbarei des monistischen Materialismus überliefert würde?

Mit einem Worte: durch unerbittliche Tragik scheint unser Abendland in den *circulus vitiosus*, oder zutreffender: in den *circulus culposus* so oder anders gearteter Geistesunfreiheit eingeschlossen zu sein; von keiner Seite ist Befreiung aus dem Bannkreise zu erwarten, von keiner Seite scheint sie zu erhoffen zu sein. Unrettbar scheint die abendländische Menschheit ihrem tragischen Verhängnisse geistiger und moralischer Entartung und Entropie entgegenzugehen. —

\*  
\*  
\*

Nun sagt wohl jemand: ist nun einmal dereinstiger Untergang sicher und unvermeidlich, und können wir daran nichts ändern, dann ist es ja überflüssig, sich darüber aufzuregen, ob der verhängnisvolle Hergang, ob die Tragik sich dereinst so oder anders vollziehe.

Indessen steht uns denn doch, für unberechenbar weite Zeiträume noch, die Freiheit der Wahl offen, und es ist wohl Geschmacksache, sich für das Eine oder für das Andere zu entscheiden.

Dem Einen ist es unabweisliches Bedürfnis, mannhaft, in treuer Pflichterfüllung, aufrecht stehen zu bleiben, sei es auch bis zu einem Ende mit Schrecken.

Anderen dünkt es bequemer, in indolenter Trägheit in der trüben und trägen Strömung der Mystik dahinzutreiben, in ödem und wüstem Sparte, als Tagediebe, sich genug zu tun, als Neurastheniker, als Nervöse, als entartete Schwächlinge Alles über sich ergehen zu lassen, — bequemer dünkt es ihnen, statt in gesunder Tätigkeit, sei es auch einem Ende mit Schrecken entgegenzugehen, vielmehr mit im Schoße gefalteten Händen, unsäglich und zahllose Schrecken ohne Ende im Siedenhaufe zu erleiden.

Vielleicht aber gibt es noch ein Drittes: vielleicht läßt sich Gefallen erwecken an der straffen Haltung der einigen Wenigen, vielleicht läßt der Geschmack sich beeinflussen und ändern, vielleicht richten dann die niedergebeugten Schwächlinge sich auf; vielleicht läßt sich bewirken, daß dann unter ihnen zur Mode oder gar zur Gewohnheit werde, den aufrecht Einhererschreitenden zu folgen, — vielleicht würde es dann schließlich als schimpflich gelten, der eigenen Neurasthenie sich wohlgefällig zu rühmen und energielos einherzutreiben; vielleicht gelingt es derart der unverdroffenen Arbeit der wenigen Altmodischen, den Rest der dahinschwindenden moralischen Energie zu sammeln, erneute Lebens- und Liebeswärme anzufachen, und die geistige Entartung und Entropie, die Verkümmernung des Geschlechtes, doch noch h i n t a n z u h a l t e n .

\* \* \*

Und dieses letztere Bestreben könnte sich schließlich als mehr erweisen, denn als ein *pium desiderium*, als mehr denn als ein frommer Wunsch. Gewiß könnte nicht daran gedacht werden, in den entarteten und geschwächten Körpern geistige Frische und moralische Kraft zu erwecken. Wohl aber ließe sich, nach der von der Wissenschaft neuerdings geschaffenen Sachlage, nicht nur in erster Linie darauf ausgehen, dem weiteren Umsichgreifen der körperlichen Entartung und Schwächung zu steuern und das Heran-

wachsen eines gesünderen und kräftigeren Geschlechtes zu fördern, sondern auch in zweiter Reihe darauf zu rechnen und zu hoffen, daß dann in den kräftigeren und widerstandsfähigeren und frischeren Konstitutionen normales Leben wiedererwachen werde. Zu solcher Regeneration sind neuerdings freilich noch nicht die ausreichenden Mittel geboten worden, aber die sichere Aussicht hat sich eröffnet, daß solche Mittel gefunden werden können, und schon ist die Richtung bekannt, in welcher sie zu suchen seien. Solche Aussicht eröffnet sich auf Grund des Folgenden.

Geradezu als eine frohe Botschaft darf Elie Metschnikoff's Schrift gelten: „Etudes sur la nature humaine, essai de philosophie optimiste“ (Paris, chez Maron & Co. 1903, auch in deutscher Übersetzung 1904), dadurch der Menschheit, für die ihr noch vergönnte lange Frist, die Mittel gewiesen werden, den Schrecken ohne Ende einer siechen und qualvollen Greisenhaftigkeit zu entgehen und in gesundem und kräftigem Alter bis zum natürlichen Ende zu gelangen.

Nicht nachdrücklich genug kann auf die Metschnikoffsche Schrift hingewiesen werden; denn keine andere in neuerer Zeit erschienene ist ihr gleich zu stellen. Seit einem halben Jahrhundert, ich kann es bezeugen, ist keine andere Erscheinung so sehr, wie diese, dazu angetan gewesen, die öffentliche Aufmerksamkeit in gleichem Maße zu fesseln.

Allenfalls könnte damit verglichen werden Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“, welche vor einem halben Jahrhundert in der damaligen schwülen Atmosphäre wie ein frischer, belebender Hauch empfunden ward, der den mystisch-muffeligen Dogmatismus auszulehren bestimmt schien. Indessen sind auf Büchners Schrift, bei ihrem ersten Erscheinen, allzu große Hoffnungen gesetzt worden; denn schließlich hat sich erwiesen, daß sie nur eine Austreibung des Teufels durch Beelzebub bewirkt hat, daß dadurch die eine Mystik und der eine Dogmatismus durch einen anderen mystischen Dogmatismus ersetzt ward: mystischer Superspiritualismus durch mystischen Supermaterialismus, und dieser letztere reicht noch mit seinen Ausläufern, in seinen versteckten und verschämten Formen, zu unserer Verwirrung, in die neueste Gegenwart hinein.

Dagegen findet sich in Metschnikoffs Schrift nicht die geringste Spur mystischer Tendenzen, wie sie auch Ausfälle gegen solche Tendenzen vermeidet. Metschnikoff bewegt sich ausschließlich auf dem Boden gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnis; er verzichtet freilich nicht auf weit ausschauende Hypothesen, aber enthält sich wohlbewußt und gewissenhaft, ihnen allzu ausgedehnte Tragweite beizulegen. In dieser Hinsicht darf die bezeichnete Schrift als ein Muster gesunder, besonnener Methodik gelten. —

Nun aber weist Metschnikoff nach, daß der Menschheit die Mittel offen stehen, sich von der pathologischen, von der krankhaften Greisenhaftigkeit zu befreien, die bei geschwächtem Körper und geschwächtem Geiste von mystischen Todeschrecken sich plagen läßt, um zu gesundem und normalem Alter zu gelangen, — dazu zu gelangen, daß bei hohen Lebensjahren die Lebensucht, der Lebenshunger verlösche und daß an dessen Statt die Sehnsucht nach dem natürlichen Ende, die lebenssatte Sehnsucht nach Ruhe, sich einstelle; daß an Stelle des Lebensinstinktes alsdann der Todesinstinkt trete. —

Hieraus aber würde sich alsdann, in solchem Falle: wann das reife, noch gesunde, ruhig überlegende, an Erfahrung reiche Alter die überwiegende Majorität der Bevölkerung bildend, an bestimmender und entscheidender Stelle stünde, — daraus würde sich ein völlig verändertes Bild unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens ergeben, ein Bild von wahrhaft fesselnder und anziehender Schönheit, — dann und unter solchen Verhältnissen wird vielleicht Emanzipation von der durch die Herren Philosophen systematisch betriebenen mystischen Geistesknechtung, — und dann wird vielleicht, wenn freier Blick erlangt worden, auch Freigebung der Schule und Erziehung sich erreichen lassen, — dann könnte die Menschheit, für die ihr vergönnte Frist, gar wohl frei von Schrecken ohne Ende dem Verhängnis der geistigen Entropie ruhig, besonnen und würdig entgegengehen. —

---

# Aus den Jugendjahren von Karl Ernst von Baer.

Briefe von K. E. v. Baer an Ed. Ahmuth.

Herausgegeben

von

H. Hausmann.

Auf dem Gute Piep im Kirchspiel Marien-Magdalenen in Jerwen in Estland ist Karl Ernst v. Baer am 17. Februar 1792 geboren worden. Die Ehe seines Vaters, des verdienten späteren Ritterschaftshauptmanns und Landrats Magnus Johann v. Baer mit seiner Cousine Juliane Louise v. Baer war mit zehn Kindern gesegnet, von denen eine Tochter Louise (geb. 1787) und ein Sohn Ludwig Heinrich, genannt Louis (geb. 1789) älter als Karl Ernst waren<sup>1</sup>. Seine ersten Lebensjahre verbrachte dieser im Hause seines kinderlosen Oheims Karl Heinrich v. Baer in Lassa in Bierland, wo dem kleinen Neffen sowohl vom Oheim wie von dessen Gemahlin Ernestine v. Kanne herzliche Zuneigung zuteil wurde. — In seinem achten Lebensjahre kehrte der Knabe ins Elternhaus zurück. Hier begann bald regelmäßiger Unterricht, den vor allem zwei Hauslehrer, Steingrüber und nach diesem Glanström erteilten. Rasch entwickelte sich der fröhliche, begabte Knabe; Latein, aber auch die neueren Sprachen, französisch und englisch trieb er mit Eifer, daneben beschäftigte er sich viel mit Botanik.

Im J. 1807 trat Karl Ernst, fünfzehn Jahre alt, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Andreas (geb. 1796) in die unter der Leitung des tüchtigen Direktors, des Philologen Joh. Conr. Wehrmann stehende Domschule in Reval ein, wo er bis zum Jahre 1810 blieb und Zögling der mit der Schule verbundenen Pension war, die auch unter Wehrmanns Aufsicht stand. Baer selbst bezeichnet diese seine Schulzeit als den poetischen Abschnitt seines

<sup>1</sup>) Ein zweiter Sohn Friedr. Wilhelm (geb. 1790) starb jung.

Lebens und er hat als bejahrter Mann dieser seiner ersten Bildungsstätte, der Pflegerin seiner Jugend, mit warmer Liebe gedacht, als er auf sein Leben zurückblickte<sup>1</sup>. Zum 50jährigen Doktorjubiläum ihres berühmten Schülers überreichte 1864 die Domschule ihm eine wertvolle Festschrift: in einem lateinischen Dankschreiben erwiederte er, daß er allezeit dessen eingedenk sei, wie die Domschule in ihm den Kern der Liebe zur Wissenschaft gelegt habe; und offenbar zu ihrem bald darauf 1869 gefeierten 550jährigen Jubiläum wünscht er, daß Gott die Domschule noch durch Jahrhunderte erhalte, damit sie auch fernerhin in deutscher Sprache die von den Vorfahren gelegten Grundlagen der Bildung und des Wissens ausbreite zum Wohl und Heil des engeren und weiteren Vaterlandes<sup>2</sup>.

Der begabte, fröhliche, für alles gute und edele begeisterte Jüngling gewann rasch die Zuneigung seiner Kameraden, die er achten und lieben lernte. Sein Humor, der ihm bis ins höchste Alter erhalten blieb, hat ihm allezeit Freunde erworben. So auch auf der Schule. Am nächsten traten ihm Ahmuth, Hoffmann, Hippus. Sie vereinten sich zu einem Kränzchen mit regelmäßigen Zusammenkünften: deutsche Dichter wurden hier gelesen, die kennen zu lernen Baer allezeit eifrig bemüht war; auch eigene Verse werden vorgetragen sein, ein Heft „Poetische Aufsätze“ hat sich bereits aus dem Herbst 1807 erhalten; vor allem aber wurden lateinische Dichter gelesen, — Baer ist stets ein guter Lateiner gewesen, aus Virgil und Horaz führen seine Briefe gern Zitate an, die ihm aus der Schulzeit geläufig waren, da er Stellen aus den alten Klassikern vielfach memorierte<sup>3</sup>.

Vor allem verband Baer enge Freundschaft mit Eduard Ahmuth. Dieser war der Sohn des Pastors in Kosch Anton Frdr. Ahmuth, der die Tochter seines Amtsvorgängers Charlotte Gertrud Schwabe geheiratet hatte, die ihm 11 Kinder schenkte, deren fünftes, der einzige Sohn Eduard, am 5. Juni 1792 geboren wurde, also nur ein Vierteljahr jünger war als Karl Ernst v. Baer. Bereits im J. 1802 starb der Vater Ahmuth. Von den damals lebenden acht Töchtern wurde die älteste Anna Wilhelmine Pflegetochter und später Schwiegertochter des Rathsherrn Johann Hoffmann in Reval, dessen Sohn Peter sie 1813 heiratete; eine andere Tochter Katharina fand Aufnahme bei der

<sup>1</sup>) Nachrichten über Leben und Schriften des Dr. R. G. v. Baer, mitgeteilt von ihm selbst. 1886; über die Domschule handelt er S. 47—109. Neben dieser Hauptquelle konnten Notizen entnommen werden: der biographischen Skizze über R. G. v. Baer von L. Stieba. 1878, und dem Aufsätze des Großsohnes M. v. Ringen in dem Sammelwerk „Aus vereinten Kräften“ 1895; auch hatte der Sohn, Herr Landrat A. v. Baer die Freundslichkeit, mir auf meine Bitte Nachrichten über die Familie zuzustellen.

<sup>2</sup>) Ringen 23. — <sup>3</sup>) Brief Nr. 4.

Generalin Hagemann in Narva, eine dritte Luise bei der Landrätin Engelhardt auf Koddasem im Kirchspiel St. Peters<sup>1</sup>. Auch andere freundliche Menschen, besonders der Schwager, der Schulinspektor Konrad Ahmuth in Riga unterstützten die verwitwete Pastorin, die zuerst auf dem zum Gute Hallinap (Kirchsp. St. Johannis) gehörigen Beigute Kaunisaar, das anmutig an einem Bach lag, wohnte, darauf im J. 1810 nach Sommerhof zog, das zum Gute Balser (Kirchsp. Kosch) gehörte, dessen Besitzer der Graf Manteuffel war. Bereits im J. 1814 starb die Pastorin Ahmuth am Nervenfieber. In Kaunisaar und Sommerhof ist auch R. E. v. Baer oft gewesen, wo die von ihm verehrte Mutter seines Freundes dessen Kameraden gern begrüßte, wo er die ganze Familie Ahmuth kennen lernte, an die er in seinen Briefen fort und fort herzliche Grüße sendet.

In die Domschule trat auch Ed. Ahmuth ein und gewann bald durch die Lauterkeit seiner Gesinnung Einfluß auf seine Kameraden, obgleich er eine nicht leicht zugängliche Natur war, die der Freund wiederholt mahnt<sup>2</sup>, froh zu sein, nicht sich abzuschließen, nicht sich zurückzuziehen. Wie seine älteste Schwester fand auch er Aufnahme in der Familie des Ratsherrn Hoffmann. Durch Ahmuth erlangte auch Baer zu seiner Freude Zutritt zu diesem gastlichen Hause<sup>3</sup>, in dem stets lebhafter Verkehr herrschte. Den beiden Freunden schloß sich dann der etwas jüngere, 1794 geborene Sohn dieses Hauses Georg Hoffmann an.

Zu Eduard Ahmuth, der auf derselben Schulbank saß, trat seit dem Sommer 1809 Baer in innige Beziehungen. Wiederholt<sup>4</sup> erinnert er an die abendlichen Spaziergänge unter den heiligen Linden bei der Domkirche in Reval, wo die Jünglinge gemeinsam geschwärmt, wo sie ihren Freundschaftsbund bekräftigt haben. Beide liebten sie die Natur, beide trieben gern botanische Studien.

Unterbrochen die Ferien den persönlichen Verkehr, so trat für ihn der briefliche ein. Der Niederschlag dessen liegt hier vor: eine Reihe Freundesbriefe aus den Jahren 1809—1819, aus der Zeit der Reise des Jünglings zum Mann, vom 17. bis zum 27. Jahre. Daß wir hier diesen Uebergang verfolgen können bei einem großen edlen Manne, dem alles Kleinliche fern lag, das ist der Wert dieser Briefe. Wir hören einen Jüngling sprechen, der früh erklärte, er wolle kein Alltagsmensch sein, der aber auch kein Uebermensch zu sein meinte.

Wie der alte Herr selbst über seine Jugendzeit dachte und urtheilte, das hat er uns in ebenso lebenswürdiger wie lehrreicher Weise in seiner Autobiographie berichtet, die er auf Wunsch der

<sup>1</sup>) Elisabeth Hoffmann, Hoffmannsche Familienchronik (1899) 14.

<sup>2</sup>) Briefe Nr. 11. 12. 16. 22. — <sup>3</sup>) Brief Nr. 5. 17.

<sup>4</sup>) Brief Nr. 7. 17.

estländischen Ritterschaft bei Gelegenheit seines 50jährigen Doktor-Jubiläums 1864 veröffentlichte. Spricht dort der Greis, so hören wir hier den Jüngling. Und wie trefflich stimmen beide zusammen, wie früh hat er sich über die ihn umgebende Welt eine feste Auffassung gebildet, die das Alter dann gereift, aber nicht geändert hat. Wie im Alter ist er bereits auch in der Jugend ein treuer Sohn der von ihm geliebten baltischen Heimat, aber auch dem großen Reiche, dem sie angehört, treu ergeben<sup>1</sup>. Gern genießt der Jüngling mit offenem Sinn und warmem Herzen die Freuden, die der Tag bringt, für alles edele und gute ist er begeistert, seinen Freunden steht er allzeit zur Seite, sein Humor erfreut viele und hilft ihm auch über schweres hinweg. Als der große napoleonische Krieg über das ganze Reich Zeiten der Noth bringt, zögert er nicht, als junger Mediziner wie viele andere zu helfen, und als dann der volle Sieg errungen wurde, hat er das Lied verfaßt, in dem sich in Dorpat die allgemeine Freude öffentlich laut aussprach. So lebt er ganz mit der Zeit, getragen von der Begeisterung, die alle Kreise erfaßte und einte, die in Kaiser Alexander den Retter Europas pries.

Aber höher als all das steht Baer doch das Studium, die Wissenschaft. Er schwankt wohl, welchem Fache er sich widmen sollte, in späteren Jahren hat er gemeint, daß die Natur ihn eigentlich zum Historiker berufen hätte<sup>2</sup>, seit frühester Jugend hat ihn die Botanik immer wieder angezogen. Unermülich ist er bestrebt, auf verschiedenen Gebieten<sup>3</sup> sein Wissen zu vermehren, die junge Universität Dorpat mit ihren zahlreichen Mängeln an Lehrkräften und Lehrmitteln genügt ihm vielfach nicht. Das fühlt er schon als Jüngling, erkennt er voll, als er auf deutsche Hochschulen übergehen konnte, das hat er als Greis offen ausgesprochen.

Es sind seine Briefe ein wertvoller Beitrag nicht nur für die Lebensgeschichte ihres Verfassers, sondern auch der Zeit, vor allem seiner Bildungsstätten, der Domschule und der Universität Dorpat. Das Bild, das wir hier von dem jungen Baer erhalten, ist ein so geschlossenes ansprechendes lehrreiches, stimmt so sehr mit dem, das uns seine Selbstbiographie gibt und an dem sich diejenigen erfreuen konnten, die das Glück gehabt haben, den Greis noch an seinem Lebensende kennen zu lernen, daß es doppelt wünschenswert erscheint, diese Zeugnisse unserer Zeit vorzuhalten und die Bedenken zu unterdrücken, daß der alte Baer

<sup>1</sup>) Aber nach Moskau geschickt zu werden, um russisch zu lernen, erschien dem Jüngling schrecklich. Brief Nr. 6.

<sup>2</sup>) Stieda 14.

<sup>3</sup>) Er hörte in Dorpat Vorlesungen über alte Klassiker, über Astronomie. Brief Nr. 4. Leben 138.

dagegen war, „den Toten allerhand Nachreden, Briefe und Zettel nachzusenden.“ „Es ist einmal alles interessant und wichtig, was den alten Herrn von Baer betrifft<sup>1)</sup>“

Die Briefe sind vom Empfänger Ed. Nkmuth aufbewahrt worden und befinden sich noch heute als kostbarer Schatz im Besitz der Familie. Es scheinen allerdings einige an Nkmuth gerichtete Briefe verloren zu sein, nicht alle, die erwähnt werden, liegen auch noch vor. Als im J. 1859 ein ungenannter Freund [Loffius] ein Lebensbild Nkmuths erscheinen ließ, standen ihm diese Briefe nicht zur Verfügung, er bedauert lebhaft, daß er genauere Nachrichten über die Jugendzeit Nkmuths nicht habe erlangen können. — Dann aber sind bald nach dem Tode Baers im J. 1877 in einem mit —y— unterzeichneten Artikel, dessen Verfasser L. Stieda ist, in der Baltischen Monatschrift Bd. 25 S. 515 die weiter unter Nr. 17—22 verzeichneten Briefe abgedruckt, die Baer aus Riga schrieb, als er dort im Herbst 1812 im Kriegshospital tätig war, und die die Not schildern, die dort herrschte, vor allem durch den Typhus, der auch Baer selbst erfaßte. Da jedoch bereits ein Menschenalter verflossen ist, seitdem diese Briefe, deren Adressat nicht genannt wird, gedruckt worden sind, erschien es angezeigt, auch sie hier aufzunehmen, wo sämtliche Briefe Baers an Nkmuth veröffentlicht und kommentiert wurden. — Auch in seiner biographischen Skizze über K. E. v. Baer hat Stieda 1878 einige wenige Abschnitte aus diesen Briefen abgedruckt.

Als Baer seine Autobiographie vorbereitete, sollen ihm (nach einer Mitteilung des Dr. Joh. Nkmuth) diese Briefe zugestellt sein. Es wäre dann die innere Harmonie zwischen diesen Zeugnissen der Jugend und dem Urteil des Alters eher erklärlich. Erwähnt hat Baer diese seine Briefe hier nicht, aber wo er Seite 70 von seiner Jugendfreundschaft spricht, die in schwärmerische Form übergegangen sei, meint man den Einfluß dieser Briefe zu spüren.

Nach der formalen Seite lassen die Briefe bereits den Schüler und Studenten in sehr vorteilhaftem Licht erscheinen. Schon in seiner Jugend ist Baer ein trefflicher Stilist. Schreibfehler und Korrekturen sind selten. Auf die wichtige Vorschrift für einen guten Brief, schreibe wie du sprichst, beruft er sich schon früh<sup>2)</sup>. Die Schilderungen der Erlebnisse und auch der Natur, für welche der Schreiber ein so feines liebevolles Auge hatte, sind lebendig<sup>3)</sup> anschaulich warm, und auch wo er breiter wird, herrscht keine Phrasen, wenn auch jugendliche Ueberschwänglichkeiten nicht fehlen. Die Vorliebe für Poesie tritt wiederholt zutage, Zitate, besonders lateinische, kommen häufig vor. Die Briefe sind voll

1) Moritz v. Engelhardt an Gr. v. Selmsen. Lingen 17. 18.

2) Brief Nr. 3.

3) Fast dramatisch ist die Schilderung in Brief Nr. 6.

Humor, so in den Anreden: My dear, Mein Asmobi, My bramin, armas, wend (= leber Bruder), desgleichen auch in den oft scherzhaften Unterschriften: ursus, ursinus u. ä.<sup>1</sup> Wo er seinen Vornamen braucht, nennt er sich immer Carl, noch nicht Karl Ernst<sup>2</sup>. Durchgehend sind die Briefe Zeugnisse warmer, herzlicher, oft schwärmerischer Freundesliebe, die aber auch ein ernstes offenes Wort nicht scheut.

Die Handschrift ist oft nicht ganz deutlich, insofgedessen konnte sie an einigen Stellen nicht sicher entziffert werden, an anderen waren durch Löcher im Papier Stellen des Textes verloren gegangen. Nicht selten fehlen Angaben von Ort und Zeit, nach Möglichkeit sind sie im Druck durch Zusätze in [ ] ergänzt worden, Zeichen die auch bei manchen anderen Ergänzungen gebraucht sind.

Häufig ist die Anrede My dear [= mein Lieber], mehrere Briefe sind ganz in englischer Sprache, die Baer gut beherrschte, geschrieben, diesen sind beim Abdruck Uebersetzungen beigelegt. Sodann ist die Interpunktion geregelt worden. Der größte Teil der Briefe ist hier vollständig abgedruckt. Kürzungen sind nur bei einigen breiten Schilderungen vorgenommen worden oder wo von zarteren Regungen des Herzens der Freunde gesprochen wurde. Denn solche wollen, heißt es in der Autobiographie 71, bei aller Offenheit auch im Alter im heiligen Schrein der Verschwiegenheit verschlossen bleiben.

Beigegeben habe ich den Briefen zahlreiche Personalnotizen und besonders wo es sich um die Universität Dorpat handelt, ausführlichere Mitteilungen, welche mehrfach den Akten der Universität entnommen werden konnten. Handelt es sich doch um die ersten Jahre des Bestehens der Dorpater Universität, über welche, wie Julius Eckardt<sup>3</sup> sagt, „ein romantischer Zauber liegt, den jede aus jener Zeit erhaltene Zeile, jedes von der Tradition erhaltene Wort so frisch und so reich über den Forscher und Freund vergangener Dinge ausgießt, daß dieser sich bis ins Herz hinein erquickt fühlen muß. Man hat diesen Abschnitt nicht mit Unrecht

<sup>1</sup>) Mit den vorliegenden an Ahmuth gerichteten Briefen sind, auch nach der formalen Seite, nah verwandt gleichzeitige Briefe Baers an W. v. Ditmar. Dieser war 1795 geboren, studierte 1812–15 in Dorpat Jura, wo gemeinsame, namentlich auch botanische Interessen ihn Baer näherten, dessen Genialität Ditmar früh erkannte. Er ging 1816 nach Berlin und Heidelberg, trat in nahe Beziehungen zu Elisa v. d. Rede, war 1818–1819 Privatdozent in Dorpat, † 1826 in Fennern. Aus den Jahren 1816–18 liegen sechs Briefe Baers an Ditmar vor, die L. v. Schroeder in der Balt. Monatschr. 1893 herausgegeben hat. Anreden wie armas wend, carissime carorum finden sich auch hier, desgleichen der Schluß *fac valeas &c.* Ueber Ditmar vgl. Baer, Leben 221.

<sup>2</sup>) In seinen gedruckten Schriften nennt er sich Karl Ernst, so schon 1814 in seiner Doktor-Dissertation; es ist Ausnahme, wenn 1821 eine Schrift (Zwei Worte) als Verfasser Carl v. Baer anführt.

<sup>3</sup>) Baltische Provinzen 369.

als das heroische oder goldene Zeitalter Dorpats bezeichnet.“ Hier erhalten wir nun Zeugnisse des größten Sohnes der Universität über diese ihre erste Zeit.

\*

Von Briefen, die Ackmuth an Baer gerichtet hat, scheinen sich nur drei erhalten zu haben, die Professor L. Stieda die Freundlichkeit hatte, mir aus Königsberg zu übersenden. Sie ergänzen Briefe Baers, so schien es angezeigt, sie hier an gehöriger Stelle einzufügen = Nr. 35, 39, 40. Zugleich lernen wir aus ihnen den warmherzigen ruhigen Freund kennen, der Baer ganz angehörte, obgleich er sich sonst nur schwer anderen anschloß.

Und nun mögen diese Briefe, deren ältester genau vor hundert Jahren geschrieben ist, folgen als Zeugnisse eines der größten und besten Söhne unserer Heimat.

Dorpat 1909, Sept. 1.

K. Hausmann.

---

Piep d. 9. Juli 1809 [Freitag].

Ich habe Dir so viel zu sagen und doch schwieg ich so lange. Aber laß mich vom Anfange an erzählen. Denselben Tag, als Du zu mir kamst, um von mir Abschied zu nehmen, kam am Abend Wehrmann<sup>1</sup> zu mir. Es war nach Tische und so konnte ich also nicht zu Heinrichsen<sup>2</sup> gehen, wie ich wollte. Er war einige Augenblicke bei mir gewesen, als er mir vorschlug einen Spaziergang mit ihm zu machen; ich war es zufrieden, und wir gingen. Wir sprachen mancherlei, und wie natürlich von seiner Reise nach Dorpat, von Dorpat, vom Studiren zc. Er erzählte, daß er ungefähr eine Woche vor dem Anfange des Semesters<sup>3</sup> reisen wollte, und versprach mir, in Piep<sup>4</sup> anzukommen und von mir Abschied zu nehmen (daß mir das sehr angenehm war, kannst Du Dir wohl denken), jedoch bat ich ihn, mir den Tag zu bestimmen; er konnte das sogleich nicht thun, versprach mir aber bei der nächsten Gelegenheit oder Post es mir zu schreiben. Statt dessen habe ich noch bis jetzt keine Sylbe von ihm gelesen, keine von ihm gehört. Ich schrieb ihm wieder und bat ihn sehr, mich doch ja den Tag seines Hierseins wissen zu lassen, sed nequicquam<sup>5</sup>. Weil ich Dir gerne etwas gewisses in Ansehung unserer Reise schreiben wollte, so habe ich bis jetzt gewartet und einen Posttag vorbeigehen lassen.

1) Joh. Ernst Wehrmann, geb. 1792 in Neval, Sohn des Gymnasialprofessors Daniel Ernst W., und Nefte des Direktors der Domschule Joh. Conr. W., studierte in Dorpat Medizin 1809–11, wurde 1811 Inspektor der Domschule, war 1814, 1815 im Auslande, 1822–1834 Direktor der Domschule, wurde Erzieher in Petersburg, wo er 1860 starb.

2) Joh. Friedr. Heinrichsen aus Estland, geb. 1791, stud. phil. in Dorpat 1811–1813, Kreis-schul-Inspektor in Werro 1813–43, † 1856.

3) An der Universität begannen die Semester am 1. Febr. und 1. August.

4) Das Gut Piep liegt an der Fahrstraße von Neval nach Dorpat.

5) = aber vergebens.

Jetzt aber kann ich nicht mehr es aufschieben, da die Post von hier doch nur einmal in der Woche geht. D. 12ten<sup>1</sup> kommt die Post aus Reval hier wieder an und dann hoffe ich gewiß von Wehrmann einen Brief zu bekommen, und werde Dir gleich darauf schreiben.

Auf diesem selben Spaziergange fragte mich Wehrmann, ob ich nicht in Dorpat mit ihm zusammen wohnen wollte?<sup>2</sup> — Ich sagte ihm allerlei leere Entschuldigungen, weswegen ich es nicht thun könnte, muß aber dabei so roth wie ein Krebs gewesen seyn, so verlegen war ich; zum Glück konnte er wegen der Dunkelheit nichts sehen.

Für Deinen Brief danke ich Dir, guter Asmuth. Du verlangst eine Beschreibung meiner Reise. Du sollst eine umständliche erhalten. Dann fragst Du, wie ich hier lebe. Du kannst es Dir ungefehr denken. Wenn ich ziemlich spät erst aufgestanden bin, so arbeite ich bis gegen Mittag etwas. Der Nachmittag ist ganz für die Naturgeschichte bestimmt. Fast alle Tage machen wir (denn mein ältester Bruder ist auch jetzt hier) ziemlich lange botanische Excursionen<sup>3</sup>. Zuweilen machen wir Besuche in der Nachbarschaft, auch wohl Fahrten von 40—50 Wersten. Wir reiten zuweilen; wir baden uns fast täglich, wir schreiben unserem lieben Asmuth und sind froh und vergnügt dabei.

Vorzüglich aber bearbeiten wir ein Garten, den unsere Väter auch in der Jugend bearbeitet haben, und den Du, wenn Du jetzt neben mir sähest, rechts sehen würdest, wo sein grünes Laub das Auge freudig ergötzt. Diesen Garten, den wir schon in unserer Jugend bebauten, der aber nachher verwildert ist, ziehen wir aus seinen Ruinen hervor<sup>4</sup>. Gestern vollendeten wir eine Nasenbank, die wir dort angelegt haben. — Bei allen diesen Beschäftigungen

<sup>1</sup>) Montag.

<sup>2</sup>) Wehrmann verließ im Sommer 1809 die Domschule und bezog die Universität, Baer sollte ihm erst nach einem Jahr folgen, und wollte durchaus mit Asmuth zusammen wohnen.

<sup>3</sup>) Seit seiner frühen Kindheit beschäftigte sich B. lebhaft mit Botanik, trieb sie eifrig mit seinem älteren Bruder Ludwig Heinrich, gen. Louis (geb. 1789), der seit 1805 in Hamburg die Handelsakademie besuchte, später Riep und Sellie besaß, im J. 1817 Auguste Arvelius heiratete, 1834 starb. Vgl. Baer, Leben 40; Stieba 6.

<sup>4</sup>) In Laxilla in Bierland fesselte B. in seinen frühesten Kinderjahren der von seinem Oheim Karl gepflegte Garten, in Dorpat hörte B. beim botanischen Gärtner Weinmann ein Privatissimum über Gartenbau. Leben 139.

habe ich immer noch nur den Gedanken an die, die meinem Herzen nahe sind, vorzüglich an Dich lieber Asmuth.

NB. Ich übersehe, was ich geschrieben habe und erstaune über den Unsinn und das Geschmier. Wenn Du es nicht lesen kannst, so ist ja auch nicht viel dabei verloren; nur erfülle mir die Bitte, daß Du das eine Ende dieses sogenannten Briefs schon in hellen Flammen auflobern läßt<sup>1</sup>, während Du das andere noch zu entziffern suchst.

Von meinen Arbeiten schweige ich, quia nihil habeo, quod dicere possim<sup>2</sup>.

Was macht denn unser lieber Hippus<sup>3</sup>. Er studirt gewiß den Buttman<sup>4</sup>. Thue mir den Gefallen und nehme ihm alle griechischen Bücher weg (sie sind Gift für ihn). Laß ihn durchaus nichts griechisches vornehmen und theile ihm unsern strengen Befehl mit, daß er, wenn wir im August zusammen kommen, er nichts mehr wissen darf als  $\acute{o} \eta \tau\omicron$ <sup>5</sup>, denn das versteht unsereins auch noch. (Was wir noch mehr verstehen, z. B. das edle  $\tau\omega\tau\omega$ <sup>6</sup>, das wollen wir verschweigen). Will er durchaus noch was lernen, so laß ihn das Passivum von  $\tau\omega\tau\omega$  praktisch durchgehen.

Auch Ehren Hoffmann<sup>7</sup> muß in seinem Eifer für die literae graecae gezügelt werden.

Jetzt mache ich einen Spaziergang in den botanischen Garten des Oberstleutenants von Brede in Sitz<sup>8</sup>.

Abends. Ich bin aus Sitz zurück und habe 10 oder 12 ausländische neue Sträucher und Stauden für das Herbarium mitgebracht. — Fac Vale[s]a]s mutuoque diligas<sup>9</sup>

Ursum tuum.

<sup>1</sup>) Auf der ersten Seite dieses Briefes steht die Aufschrift „Fidibus“.

<sup>2</sup>) = weil ich nichts habe, was ich sagen kann.

<sup>3</sup>) Carl Friedr. Hippus, geb. 1792, Sohn des Aeltermann Hippus in Neval, stud. jur. in Dorpat 1811–14, Beamter in Petersburg, † 1875.

<sup>4</sup>) Ph. C. Buttman (1764–1829), berühmter Graezist, seine bekannte griechische Schulgrammatik erschien zuerst 1792.

<sup>5</sup>) = der, die, das.

<sup>6</sup>) = schlagen. Baer hatte nur geringe Kenntnisse im Griechischen, als er 1807 in die Domschule eintrat. Leben 44.

<sup>7</sup>) Georg Hoffmann, geb. 1794 in Neval als Sohn des Ratsherrn Joh. Georg, wird 1811 stud. med. in Dorpat und dort 1812 ermordet. Vgl. Baer, Leben 71; Ghs. Hoffmann, Familien-Chronik 13. — Brief Nr. 22.

<sup>8</sup>) Nach Westen gelegenes nächstes Nachbargut von Piep. Leben 30.

<sup>9</sup>) = bleibe gesund und liebe wieder deinen Baeren. — Dieselbe Schlußformel steht im Brief an Ditmar vom J. 1816 in Balt. Mon. 40, 275.

Grüße mir den Hippus, den alten guten Knafter (ob er zuweilen an mich denken sollte!) und den lieben Hoffmann.

2. Freund, Piep d. 23. July 1809 [Freitag].

Welche Freude, guter Asmuth, hast Du mir mit Deinem Briefe gemacht!

Mit heißer Sehnsucht habe er auf Briefe von Asmuth und Wehrmann gewartet, sei glücklich gewesen, als sie endlich am Abend eintrafen.

Dann eilte ich in den Garten in eine entlegene Laube, um hier, ungestört, umbuftet von lieblichen Linden, beim Schein der Abenddämmerung, die zwar nur färgliches Licht verbreitete, die Briefe zu entziffern. — — Kaum vergönnte die einbrechende Dunkelheit der Nacht mir das Ende der Briefe zu lesen. Dieser Abend war mir einer der angenehmsten, die ich je genoß.

Wehrmann schreibt mir, daß er d. 28. od. 29. in Piep seyn wird, und da ich noch nicht von ihm Abschied genommen<sup>1)</sup>, so wünschte ich ihn abwarten zu können. Wichtiger als dieses Hinderniß unserer Reise sind folgende. — Fürs erste legt ja schon der Schnitter die Sichel ans Korn und Asmuth, wenn der Wind schon über die Stoppeln fährt, so flieht Flora ja schon die äßen Gefilde, und nur einige ungestaltete Spätlinge, stachelige Disteln und dürre Gräser bleiben übrig, wo sonst ihre bezaubernde Gegenwart so mannigfaltige Farben auf die fruchtbaren Fluren verschwenderisch ausbreitete. — Ferner verspricht auch der Regen, den der kalte West so reichlich uns hernieder bläst, kein angenehmes Reisewetter, sein kalter Hauch tobt in der Atmosphäre und fauß bei nächtlicher Stille mir, der ich Dir schreibe, ins Ohr. — Deswegen halte ich es für das beste, wir geben den Plan zu dieser Reise auf. Du lächelst Asmuth, weil ich es schon wieder bin, der zum Abzug räth. Aber Asmuth, wenn Du die Aussicht bedenkst, die uns das Wetter gibt, wirst Du mir dann auch noch rathen nach Reval zu kommen, um vielleicht unnütz eine ganze Woche<sup>2)</sup> da zuzubringen.

Es ist Nachts ein Viertel auf 12 (die Geisterstunde) und ich schreibe Dir noch Asmuth, was noch mehr ist, ich gedenke morgen

<sup>1)</sup> Vgl. Brief Nr. 1.

<sup>2)</sup> Bis zum Beginn des Schulsemesters.

wieder um 3 Uhr aufzustehn, um noch zu Mittag nach Cassila<sup>1</sup> zu fahren. Wie werde ich unterwegs immer denken, hier ist vor wenigen Tagen auch Asmuth durchgefahren! —

Du schreibst mir, daß Du den Schiller in der Hand im gleitenden Rachen durchfährst die spiegelnde Fläche des Flusses.

Ich habe den Schiller nicht — den unvergleichlichen —  
 Mir aber würzt den Genuß der Natur, Göthe der Edle.  
 Mit ihm schwingt sich mein Geist durch ewige endlose Räume,  
 Erhebt seinen Flug, ein Nar, zu den bleichsten Gestirnen des Äthers,  
 Stürzt in den Orkus hinab, in Plutos nächtliche Herrschaft,  
 Taucht in die Fluthen des Styx, aus dem Lethe Vergessenheit trinkend,  
 Vergessenheit alles, was oben verhaßt ihm war oder theuer,  
 Schwingt sich dann zum Olymp ein Gott zu unsterblichen Göttern. —  
 Aber, o Asmuth, nicht im dumpfen Gemäuer der Stube,  
 Nicht gelagert ins Gras, auch nicht auf der Welle des Wassers  
 Zaubert mir reichen Genuß Göthes unsterblicher Geist.  
 Fern der grünenden Erde, nah dem umfassenden Himmel  
 Sitz ich im obersten Gipfel der majestätischen Birke,  
 Die sich dreiarstig erhebt am Ufer des großen Kanals.<sup>2</sup> —

Lebwohl, es ist spät, die Uhr zeigt ein Viertel auf 1.

Den 24ten Morgens in der Dämmerung.

Noch ist es nicht ganz hell, doch will ich versuchen, ob ich vor meiner Abfarth noch einige Zeilen Dir schreiben kann — ich bin aber sehr schläfrig. —

Wundern muß ich mich, daß Du meinen Brief noch nicht erhalten hattest, als Du Deinen zweiten schriebst. — Die Post muß sehr langsam gehn.

Gern möchte ich wissen, ob Du auch an die edle Botanik denkst, —

Ob Du den Koch<sup>3</sup> in der Hand blühende Fluren durchirrst.

<sup>1</sup>) Das Gut des Vatersbruders R. v. Baer, in Bierland im Kirchspiel Katharinen gelegen, in der Luftlinie etwa 30 Werst von Piep. Baer hatte dort seine frühesten Kinderjahre verlebt. Vgl. S. 251.

<sup>2</sup>) An poetischen Versuchen hat es B. nicht fehlen lassen. Sie sind z. T. von ihm, z. T. von Asmuth gesammelt in einem kleinen Oktavheft mit der Aufschrift: Poetische Aufsätze, gesammelt von C. G. Baer aus den Jahren 1807 und 1810. Vgl. Stieda 11.

<sup>3</sup>) J. J. W. Koch (1759 1832) Domprediger zu Magdeburg: Botanisches Handbuch. 3 Bde. 1797, 1824<sup>3</sup>. Wie er das Buch zu seiner Freude kennen gelernt, erzählt B. Leben 40. Stieda 7.

Denke Dir, ich habe auf Piepschem Grund und Boden, den ich schon so sehr durchsucht habe, wieder neue Pflanzen gefunden. Wie viel angenehme Stunden hat sie mir nicht verursacht, vorzüglich auf den kleinen Reisen, die wir immer gemacht haben. Vor einer Woche durchirrte ich mit meinem ältesten Bruder, von ihm geleitet, die Benneferschen<sup>1</sup> undurchbringlichen Wälder. Und hier hat sie einen Menschen vom Tode gerettet, agga sedda juttu ma tähhan sulle sust suhhu räkida<sup>2</sup>.

Welch ein Geschmier habe ich mit halb verschlossenen Augen verfertigt. Ich denke Du ließt ihn nun auch mit halb verschlossenen Augen. Grüße mir den Hoffmann und den Hippus. Es schüttelt Dir traulich die Hand  
Dein Baer.

Piep d. 23. Dezember 1809 [= Donnerstag].

3. Bester Asmuth,

Womit soll ich anfangen, womit enden? Ich habe Dir so viel zu sagen und doch ist es so wenig, so gar nichts, daß es der Mühe nicht werth seyn würde, wenn ich mich quälte, alles nach einer vernünftigen Folge zu erzählen, oder wenn ich mich zwänge, alles den Regeln, die die Gränzen eines guten Briefes bestimmen, anzupassen. Laß mich immer (wie ich sonst bin) abspringend in meiner Rede seyn. Haben wir doch manchen frohen Abend so verplaudert! Und warum sollte ich schriftlich anders sprechen als mündlich? warum anders schreiben als denken? —

Wie gerne möchte ich Dich jetzt in Staunisaar<sup>3</sup> sehen, wie Du bald im Virgil und Homer Dich berauschest, bald am Klavier mit Mozart Dich entzückst, bald im Freien auf dem Eise der Glieder Gelenkigkeit übst, und endlich am Abend im häuslichen Kreise ein Pfandspiel oder was ähnliches spielst. Doch ich sehe Dich schon im Geiste, wie Du mit Hippus und Hoffmann schon um 5 aus dem Bett steigtst, um den Horaz *zc. ad succum et sanguinem*<sup>4</sup> zu convertiren.

<sup>1</sup>) Im Kirchsp. St. Simonis. Das Gut gehörte, Jak. v. Wangel, dem Gemahl von Eva v. Baer, der Schwester von Magnus v. Baer, dem Vater von Karl.

<sup>2</sup>) = aber diese Geschichte will ich dir mündlich erzählen.

<sup>3</sup>) Eine zum Gute Hallinap gehörige Landstelle im Kirchsp. St. Johannis in Harrien, wo damals die Familie Asmuth wohnte. Vgl. S. 253.

<sup>4</sup>) = in Saft und Blut, in Fleisch und Blut.

Grüß mir recht herzlich den ἑπτοτα Nestor<sup>1</sup>. Sed fuge Asmodi<sup>2</sup> in Deutsch umzukleiden das edele griechische Wort.

Denn wahrlich, es ist nicht sehr fein,  
Wenn Du das ἑπτοτα umsetzt  
in drey treuherzige Silben<sup>3</sup>.

Auch Hoffmann und alle, die mich in Raunisaar kennen, erinnere einen Augenblick an mich. — Hör, Asmuth, eine Herreise haben wir gehabt — abentheuerlich und wunderbar, wie alle Heldenthaten, welche Don Quigote, Sancho Panza und sein Esel zusammen erlebten, nur mit dem Unterschiede, daß wir keine eigentlichen Heldenthaten verübten, sondern größtentheils nur neutra und passiva abgaben, doch nicht so, daß wir wie Don Quigote das Passivum von τωπειω<sup>4</sup> hätten aufgeführt<sup>5</sup>.

4.

My dear,

Piep d. 27ten December 1809 [Montag].

Den wärmsten Dank, Asmuth, für Deinen Brief. Schon wieder bin ich in Deiner Schuld. Denke Dir ein Posttag ist verflossen und ich habe keinen Brief an Dich abgeschickt, Zwar hatte ich Dir schon einen geschrieben<sup>6</sup>, aber eine plötzliche, gerade am Posttage unternommene Farth nach Roil<sup>7</sup> hinderte die Absendung desselben; und nun schreibe ich Dir lieber einen neuen.

Du machst mich aufmerksam, wie schnell ein Tag uns verfließt, den wir nach langer Trennung im älterlichen Hause erleben. Ach, Asmuth, ich bemerke eben, wie schnell uns eine ganze Woche verfließen kann. Wenn ich bedenke, daß die Ferien schon 9 Tage gewährt haben, und wenn ich dann berechne, wie viel ich in dieser Zeit gearbeitet habe, so muß ich gestehen, so schwindelt mir. Aber von morgen an will ich mich recht ermannen. Noch kann ich's nicht begreifen, wo die Zeit seit dem Schluß hinge schwunden ist. Aber denke Dir, wenn man eine Schwester zu Hause vor sich findet, die man in 5 Jahren nicht gesehen hat,

1) Bei Homer wird Nestor vielfach ἑπτοτα bezeichnet, = reifig, Hoffelenter. Hier offenbar = Hippus.

2) = Aber stieh Asmodi; hier Asmodi = Asmuth. Vgl. Buch Tobias 3, 8: der böse Geist Asmodi.

3) ? = Pferdenecht. — 4) = schlagen.

5) Eine Unterschrift fehlt. Vielleicht wurde dieser Brief nicht abgeschickt; siehe den folgenden. — 6) Wahrscheinlich Nr. 3.

7) Wohl das nur ca. 10 Werst von Piep gelegene Roil im Kirchspiel Simonis; entfernter liegt ein Roil im Kirchsp. Dagers.

die 900 Werst hergereist kommt<sup>1</sup>, denke Dir ob man da die Stunden und Tage genau zählen kann. Ich wenigstens vermag diese Rechnung nicht zu führen. Aus Deinem Briefe sehe ich, daß Ihr drei<sup>2</sup> wieder außerordentlich fleißig arbeiten werdet; aber ich weiß nicht wie es kommt, ich kann mich dieses Mal viel leichter als sonst trösten, daß ich nicht dabei bin. Von meinen Arbeiten also will ich wenig oder nichts sagen; ein Mehreres sollst Du erfahren, wenn ich mehr gearbeitet haben werde. Setz nur folgendes: Mit meiner Astronomie sieht es sehr übel aus; denn es fand sich leider beym Einpacken, daß ich den großen Bode<sup>3</sup> nicht mitnehmen konnte. Ich werde mich also begnügen müssen, meine Excerpte mir recht eigen zu machen<sup>4</sup>. — Auch ich repitire den Virgil und zwar so, daß ich die Stellen, die mir besonders gefallen, anmerke und auswendig lerne, z. B.

cur dextrae conjungere dextram

Non datur, ac veras audire et reddere voces?<sup>5</sup>

Ja wohl müssen wir ausrufen: Noch ein ganzes Vierteljahr schläft die Natur diesen Todeschlaf! Eine lange Zeit! doch sie wird endlich verfließen, und es wird wieder erwachen die nährende Natur, die uns so hold im May anlächelt. Flora und Zephyr werden wieder ihren reichen Ueberfluß ausschütten. Und denke Dir nur, Asmuth, recht lebhaft die zarten, die lieblichen Kinder, womit sie den Aprill und May beschenken, — die zarte Schneeanemone, die so schüchtern und etwas gebeugt ihre bescheidenen Blumen aus dem Moose hervorhebt, als fürchtete sie von der Wuth des Windes zernickt oder vom Hauche des wiederkehrenden Frostes erstarrt zu werden. Dann bald darauf die Busch-Anemone (*A. nemirosa*), die *Caltha palustris*, die Freude unserer jüngeren Jahre: das versteckte Weilchen, das *Ornithogalum* und endlich am Ende des Mays der *Trollius* und die . . .<sup>6</sup>, aus denen ich mir manches Kränzchen wand, und stolz es auf dem

<sup>1</sup>) Louise (1787–1862), hatte 1802 Carl v. Sagemann geheiratet, der in Polen Beamter wurde. — <sup>2</sup>) Asmuth, Hoffmann, Hippus.

<sup>3</sup>) Joh. E. Bode († 1826), Vorstellung der Gestirne auf 24 Kupfertafeln. 1782. 1805<sup>2</sup>. Baer trieb als Schüler eifrig mathematische Studien, daneben auch kriegswissenschaftliche, man dachte daran, ihn Militär werden zu lassen. Sieda 10.

<sup>4</sup>) Auszüge und Nachschriften hat Baer oft angefertigt.

<sup>5</sup>) Virgil, Aen. 1, 408: warum nicht darf ich Hand einfügen in Hand, und Wahrheit hören und reden. — <sup>6</sup>) ausgestrichen *Primula farinosa*.

Haupte tragend ein Cäsar mich dünkte oder ein Krösus. Und wahrlich, worin war ich in diesem Augenblicke ärmer als der römische Triumvir oder der Lydische König. — Ich weiß nicht woher es kommt, daß die Erstlinge von Florens Gaben, welche der kaum erwärmte Schoos der Erde hervortreibt, mir so lieb sind! Vielleicht weil sie so viel Aehnlichkeit mit dem Kindesalter zu haben scheinen. Unschuldsvoll wie die Jahre der Kindheit sind die schönfarbigem Blumen des Lenzes, die am zarten Stengel froh und unbesorgt zu hengen scheinen. Prachtvolle und schon stärkere Gewächse machen den Uebergang zwischen den Gaben des Mays und des Julis, wie der Jüngling in der Mitte steht zwischen dem Kinde und dem Manne. Stolz und mächtig voll üppigen Wuchses erheben sich die Kinder des Sommers. Brechen mußt Du den Schaft, denn er biegt sich nicht geschmeidig nach Deinem Willen. Er gleicht der Festigkeit des Mannes. Jetzt aber auch erscheint das kriechende Unkraut, daß sich um die nahestehenden Stämme schlingt, sie fest umarmt und sie aussaugt. Der Herbst des Lebens gibt wenig mehr als rauhe Disteln und verwundende Dornen. Immer leerer werden die Fluren, das grüne der Wiesen verschwindet. Es erstirbt allmählig die Schöpfung, bis die kalten Stürme die Bäume des Schmucks ihrer Jugend, der Blätter berauben, und der starre Winter das müde Jahr zur Stätte der Ruhe begleitet. Ja Asmuth, das menschliche Leben ist ein Apriltag, der mit Sonnenschein beginnt und nach manchen Abwechslungen mit Sturmwind beschließt, sagt ein brittischer Dichter<sup>1)</sup>, und er hat [Recht].

5.

D. 31. Dezember [1809] Nachmittags [Freitag].

Eben komme ich aus Weißenstein, wohin ich gestern mit meinen Brüdern gefahren war. Stelle Dir mein Erstaunen und meine Freude vor, als ich meinen Lehrer Glanström<sup>2)</sup> dort vorfand. Ich habe lange und viel mit ihm gesprochen und wie Du Dir leicht vorstellen kannst von seinem und meinem Studiren. Schon

<sup>1)</sup> Etwas Shaakespeare, Veroneser I, 3, wo aber die Liebe mit einem Apriltag verglichen wird.

<sup>2)</sup> Theod. Friedr. Glanström, geb. im Pastorat St. Johann in Ostland 1784, besuchte die Domschule, studierte Medizin in Jena, 1808 in Dorpat, war 1807–1850 Pastor zu St. Michaelis. Von 1803–1807 war er Hauslehrer in Piep, trieb eifrig neuerer Sprachen. Ein begabter, aber unruhiger Mann. Vgl. Leben 38–46. Stieba 6.

ehe er aus reiste, pflegte er nur mit Enthusiasmus an Deutschland zu sprechen, doch weil er oft und von vielen Dingen eingenommen war, von denen er, sobald er sie näher kennen lernte, mit Ueberdruß zurückkehrte, so glaubte ich: es würde mit seiner Vorliebe für Deutschland eben so gehen; aber wie habe ich mich getäuscht! Mit welchem Entzücken hat er mir von diesem Lande, und besonders von Franken erzählt. Vorzüglich konnte er nicht aufhören, die Liebe für die Wissenschaften, die dort ungeachtet des Krieges<sup>1</sup> noch herrscht, zu rühmen. Obgleich ich überzeugt bin, daß ein Theil dieses Enthusiasmus, sowie die Antipathie gegen Dorpat, Vorurtheil ist, so hätte GJanström mich doch fast zu dem Entschlusse gebracht, bloß in Deutschland zu studiren, wenn Dorpat nicht einen Schatz für mich enthielte, den ich nirgends anders finden werde. Ja, guter Asmuth, jetzt erst fühle ich ganz, wie theuer, wie unentbehrlich Du mir bist. Warum lernt der Mensch doch dann erst seinen ganzen Reichthum kennen, wenn eine Möglichkeit oder nur ein Gedanke daran da war, ihn zu verlieren? Asmuth, ich sollte nach einem kurzen halben Jahr Dich verlassen. Eine weite Strecke Landes sollte schon nach dieser Zeit Dich von mir trennen! Nein das kann, das soll nicht geschehen! Erst müssen wir näher zusammen treten, erst uns fester und fester verbinden, und wenn dann die Zeit gekommen ist, daß wir ins Geschäfts-Leben eintreten, daß wir am Scheidewege stehen und sich ein jeder eine Heimath erwählen muß, dann, Asmuth, steht es in der Hand der Vorsehung uns auf Pfade zu leiten, die vielleicht nach entgegengesetzten Polen zuführen. Es wird einst der schwere Augenblick der Trennung eintreten müssen, der uns nichts von einander übrig läßt als die Erinnerung. Aber, wenn auch diese ein so reiches Geschenk ist, daß sie uns für den Ueberrest unseres Lebens süße Freudengenüsse sichert, warum sollten wir ehr uns trennen als eine Nothwendigkeit da ist? —

Du siehst, der Gedanke an die Möglichkeit einer nahen Trennung hat mich so fortgerissen, daß ich jetzt mich nicht enthalten kann über mich zu lächeln. Sollte man nicht glauben, daß mich jemand zu einer Reise ins Ausland hätte zwingen wollen. Daß nur Hippus nichts von dem Entzücken merken, mit dem

<sup>1)</sup> Die Kriege Napoleons gegen Deutschland in den vorhergegangenen Jahren. 1809 hatte er zahlreiche deutsche Truppen zum Kriege gegen Oesterreich herangezogen.

Glanström von Deutschland spricht, auf daß Du nicht Del ins Feuer gießeßt.

Außerordentlich viele Freude hat es mir gemacht, von meinem Lehrer zu hören, daß er wahrscheinlich eine Stelle in Reval annehmen wird<sup>1</sup>. Dann werde ich gewiß manchen Abend bei ihm zubringen. Asmuth, Du mußt mit dabei seyn. Ich habe ihm schon von Dir erzählt, und er wird gewiß Dich auch persönlich kennen lernen wollen. Und Du wirst gewiß an diesen lehrreichen Unterhaltungen Vergnügen finden. Ich sprach ihn nur wenige Stunden in Weißenstein, was hat er mir nicht in diesen Stunden erzählt!

D. 31. December in der Nacht.

Mit raschen Schritten nähert das Jahr sich seinem Ende. Wie mir die darin verlebten Tage und Stunden vor der Seele vorbei schweben. Ich genieße sie gleichsam noch einmal. Denkst Du noch Asmuth, an den Anfang unserer genaueren Bekanntschaft, an unsere botanischen Spaziergänge, an jenen Tag, seit dem wir anfangen uns Du zu nennen. Es war ein schöner heiterer Tag, ich glaube das erste warme Wetter im Jahr. Birse<sup>2</sup> hielt zum Glücken nicht. Ich kam daher zu Dir und wir machten eine botanische Excursion. Erinnerst Du dich noch, wie ich nach Tisch zuweilen zu Dir kam. Wie schweben mir die in Cathrinenthal zugebrachten Nachmittage wie magische Bilder vor der Seele! und dann die im Hoffmannschen Hause froh verlebten Abende. Asmuth, wie vielen Dank bin ich Dir nicht schuldig! Besonders daß Du mich etwas näher mit eurem Hause bekannt gemacht hast<sup>3</sup>.

D. 1. Januar 1810.

Es hat 12 geschlagen, das neue Jahr ist angegangen, das Jahr, das uns vereinigt in Dorpat sehen wird. Quod deus bene vertat!!<sup>4</sup>

P. S. Grüße recht herzlich alle in Raunisaar, die sich meiner erinnern! Die Grüße, die Du mir von ihnen sandtest, haben mich sehr gefreut.

P. S. 2. Meinen ersten Brief schicke ich Dir nicht mit.

1) Glanström blieb Pastor in St. Michaelis. — 2) ?

3) Ein ähnlicher Dank im Brief Nr. 17. Asmuth war während seiner Schulzeit Pensionär im Hause des Rats Herrn Hoffmann. Später, im J. 1813 heiratete der ältere Sohn des Hauses, der Kaufmann Peter Hoffmann Asmuths ältere Schwester Anna Wilh. Vgl. S. 252.

4) = Wolle Gott das gut wenden.

6.

P[iep]. D. 1. Januar 1810 [Sonnabend].

Es scheint, daß der heutige Tag für mich sehr wichtig werden wird. — Laß Dir alles nach der Reihe erzählen<sup>1</sup>. — Einer der hiesigen Nachbarn liegt in den letzten Zügen. — Mein Vater war heute Nachmittag zu ihm gefahren und hatte Glanström auch dort gefunden. Dieser hat wieder mit vieler Beredsamkeit den Zustand der deutschen Universitäten bis in die Sterne erhoben und Dorpat tief in den Orcus geschleudert. Nun mußt Du wissen, daß mein Vater in Erlangen studirt<sup>2</sup> hat und daher eine außerordentliche Vorliebe für Franken hegt. Es wurde Glanström also nicht schwer, ihn für seine Sache einzunehmen, da er ihn nur an alles erinnert, was er selbst gesehn und gehört hatte.

Kurz, mein Vater kam wieder zurück ganz eingenommen von jenen Ländern, und versetzt in jene Zeiten, da er noch in Franken studirte.

Ferner muß ich Dir erzählen, daß meine Tante von Laffila eine Ausländerin und zwar aus Koburg gebürtig ist<sup>3</sup>. Sie hat meinen Vater und meinen Onkel zuerst in Erlangen kennen gelernt. Diese Tante nun ist heute hier. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß mein Vater kaum zu Hause angelangt war, als auch schon vom Studiren, von Deutschland, von Franken, von Erlangen und allen den dortigen guten und bösen Menschen die Rede war. Meine Tante nahm gleich den lebhaftesten Antheil daran und ging es an ein wechselseitiges Erinnern an manchen frohen Tag, den sie zusammen verlebt hatten, an mancherlei Vorfälle, die sie erfahren und mancherlei Orte, wo sie gewesen waren. Kurz, Du magst Dir dies Bild selbst weiter ausmalen; Du kannst Dir ja wohl vorstellen, wie es ist, wenn zwey Personen, die einige Jahre sehr vergnügt und froh zusammen verlebt haben, sich nach 2 Jahrzehenden wieder recht lebhaft daran erinnern. Mir kam es alles vor wie ein aufbrausender Strom. Endlich aber legte sich die Wuth der Wellen, und mit ganzer Macht brach der Strudel auf mich ein und drohte mich fortzureißen. Nun sollte ich gleich nach

<sup>1</sup>) Ueber diese Vorgänge berichtet Stieda 11 auf Grund vorliegenden Briefes.

<sup>2</sup>) Drei Jahre Jura. Leben 32, Stieda 2.

<sup>3</sup>) Baronesse Ernestine v. Kanne, die Frau von Karl Heinrich v. Baer, Besitzer von Laffila. Sie war Karls zärtliche Pflegemutter bis zu seinem 8. Jahre gewesen. Vgl. S. 251.

Franken reisen, und wenn ich da wäre, diesen und jenen Ort besuchen, und diesem und jenem sagen, daß seine Freunde in Ostland seiner mit Innigkeit gedächten. Ich fragte ganz betreten, ob ich denn jetzt gleich am Neujahrstage hinreisen sollte? und nun erst schienen meine Eiferer zu bedenken, daß Franken ziemlich weit ist. Jetzt ging es an ein Ueberreden, ich sollte meine Studien gleich in Erlangen oder Würzburg oder Heidelberg, kurz in Deutschland anzufangen. Mein Vater wollte mich selbst begleiten. Aber (unter uns gesagt) es wird bey der ganzen Geschichte nichts werden, denn ich bleibe bey Dorpat.

NB. (Die beiden Gemählde<sup>1</sup> auf dieser Seite sind von einem großen Künstler in Dergleichen, und wahre Meisterstücke, deswegen schicke ich sie mit.)

D. 2ten.

Mein Schicksal ist bestimmt. Gestern Abend forderte mein Vater von mir eine entscheidende Antwort, wie es mit meinem Studiren bleiben sollte. Ich bat ihn, mich in Dorpat studiren zu lassen und sagte ihm den wahren Grund, weswegen ich mich dorthin sehne, nehmlich um mit Dir zusammen wohnen zu können. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß er nichts dagegen hatte. So wurde denn am Ende beschlossen, daß ich ein Jahr in Dorpat bleiben und dann ausreisen sollte. Doch bin ich nur einmal in Dorpat, so lassen sich aus einem Jahr leicht 2 machen. Zu einer Hauptbedingung hat mein Vater es mir gemacht, daß ich in Reval so wohl als auch in Dorpat das Russische recht eifrig treiben soll, oder ich muß auf ein halbes Jahr nach Moskau. Dieses letztere kommt mir vor, als wenn ich nach Sibirien verschickt werden sollte.

7. My dear! [Reval] 1. Febr. [1810, Dinstag].

Nur eine sehr, sehr kurz zugemessene Zeit ist mir vergönnt mit Dir zu plaudern. Ich hatte mich sehr darauf gefreut, Dir heute Abend recht herzlich zu sagen, was ich Dir gesagt hätte, wenn Du hier wärest<sup>2</sup>. Aber der Graf Nehbinder<sup>3</sup>, der eben von mir ging, hat fast 2 Stunden mit mir gesprochen, auch höre

<sup>1</sup>) Zwei Tintenflecke.

<sup>2</sup>) Ahmuth war wahrscheinlich in Petersburg.

<sup>3</sup>) Vielleicht der Besitzer von Loewenwolde, einem Nachbargut von Piep. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gehörte einem Graf Nehbinder das Gut Rönnikorb, Kirchsp. Katharinen. Leben 34.

ich, daß ich morgen im Livius<sup>1)</sup> übersezen soll. Und glaube mir, es thut mir doch nicht leid, daß Rehbinder so lange hier gewesen ist, denn ich habe eine große Entdeckung gemacht, d. h. einen recht sehr, sehr guten Menschen kennen gelernt. Wie man doch so lange mit einander leben kann, ohne einander recht zu kennen. Er hat mir zwar einen Theil der Zeit, die ich Dir allein bestimmt hatte, geraubt, aber das wollen wir, wenn wir wieder zusammen kommen, recht reichlich ein holen. Dann will ich Dir sagen, wie sehr ich Dich vermisse, wie beständig ich an Dich gedacht, mit welcher tiefen Ehrfurcht ich unsere heiligen Linden<sup>2)</sup> angesehen, mit welcher süßen Erinnerung ich an jenen Sonntag und Montag zurückgedacht habe. Forsan et haec meminisse juvabit sagt Virgil<sup>3)</sup>. Am vorigen Montag<sup>4)</sup> hatten wir eine herrliche Religionsstunde<sup>5)</sup>. Sie schlug so sehr in unser Linden-Kapitel ein. Asmuth, hättest Du doch damals neben mir gesessen. Wir hätten uns die Hände gereicht und tiefern, bleibendern Eindruck hätte alles auf uns gemacht, wenn es durch diesen Druck in unsere Herzen geleitet wäre.

Ein sonderbares Gespräch habe ich mit Heinrichsen<sup>6)</sup> heute gehabt. Er ist ein vortrefflicher, aber ein sonderbarer Mensch. Offen und verschlossen, zutraulich und zurückhaltend. Er sucht Freundschaft, aber er kehrt ihr den Eispol entgegen: Ich sehe, Asmuth, ich sehe

Es ist der Wurf ihm nicht gelungen.

Eines Freundes Freund zu seyn. —

Seze diesen Vers fort und rufe aus:

Er, der's nie gekonnt, der stehle

Weinend sich aus unserm Bund.<sup>7)</sup>

Das ist ungefähr alles, was ich Dir Neues zu sagen habe, Altes habe ich noch recht, recht viel auf dem Herzen. Wenn es überfließen kann durch die Feder, so werden die Worte: Vergiß mein nicht, Dich alles fühlen lassen, was ich jetzt fühle.

1) Den Livius las B. auch gemeinsam mit den Freunden in Privatlectüre. Leben 71.

2) Die Linden vor der Domkirche in Reval. Vgl. S. 253. Brief 17.

3) Aen. 1, 203: Künftig vielleicht ist auch des zu gedenken erfreulich.

4) 31. Januar.

5) Bei dem von Baer, Leben 57, gerühmten Reinh. v. Holz, der 1786 geboren war, die Domschule besucht, in Dorpat und Göttingen studiert hatte, 1808 Diaconus der Domkirche wurde, aber bereits 1810 April 29. starb.

6) Vgl. Brief 1. — 7) Nach Schiller, An die Freude.

Während Du in der Hauptstadt<sup>1</sup> die Wunder der Natur und der menschlichen Kunst anstaunst, während Du Dich mit in das Gewühl unzähliger Menschen aus verschiedenen Weltgegenden mischest, lebe ich hier ganz wie gewöhnlich.

Uebrigens, daß dieser Brief so sonderbar gerathen ist, das ist bloß die Schuld des Livius und einer Recension. Thue mir den Gefallen und zerreiße ihn — Nur ohne Umstände

Der Augenblick hat ihn geboren,

Der Augenblick zerstör ihn uns.

Ich muß den Brief abgeben an Hippus.

Baer.

8.

Roißfer<sup>2</sup> d. 11ten Morgens [von Asmuths Hand  
zugefügt: 1810 im Juli, dann = Montag].

My dear.

Eigentlich solltest Du Deinen Brief nicht mit Vorwürfen beginnen, da ich einen ganzen Nachmittag, obgleich in der Nähe der schönen Mamsel GZ, mich doch immer zu Dir gesehnt habe und immer alles mögliche aufgeboten habe, um zu Dir kommen zu können. Du solltest mich vielmehr bedauern, daß es mir nicht gelang meinen Bruder<sup>3</sup> zu bereben, mit mir zu kommen, und daß ich ohne ihn nicht kommen konnte, weil es wegen der Equipagen nicht anging, und weil mein Vater noch nicht bestimmen wollte, wann er abfahren würde, und — ich würde nicht aufhören, wenn ich alle und aufzählen wollte.

Woher kommt es doch, Asmuth, daß unsere Stimmung und unsere Laune sich ändert wie der Wetterhahn auf der Rosch'schen Kirchthurmspizengstange?<sup>4</sup> Vielleicht erbrichst Du heute meinen Brief in der Hoffnung recht was vernünftiges zu lesen und findest lauter albernes Zeug. Gestern schrieb ich Dir einen Brief, der das Gegenteil des heutigen war, den habe ich aber zerrissen. Heute bin ich hingegen so vergnügt wie Polykrates, als er von

<sup>1</sup>) Offenbar Petersburg.

<sup>2</sup>) Im Kirchsp. St. Annen in Zerwen, in der Luftlinie etwa 30 Werst von Piep. Baers Vater hatte Roißfer vom Landrat Baron Ungern-Sternberg arrendiert, später arrendierte er auch das Gut Sellie im Ksp. Jörden.

<sup>3</sup>) Wohl Ludwig Heinrich, geb. 1789, vgl. Brief 1; ein anderer Bruder war Andr. Joh., geb. 1796, gestorben als Obristleutnant 1856.

<sup>4</sup>) Die verwitwete Pastorin Asmuth war ins Kirchspiel Rosch übergesiedelt auf die Postlage Sommerhof, die zum Gute Balser gehörte, etwa 15 Werst südlich von ihrem bisherigen Wohnsitz Kaunisaaer im Kirchspiel St. Johannis. Hier war sie noch zu Ostern 1810 = April 17., wird zu Georg = April 23. nach Sommerhof fortgezogen sein. Vgl. S. 253.

seines Daches Binnen sein Samos beschaute. Ob es daher kommt, daß ich heute lebhafter an Sommerhof denke als gestern, weiß ich nicht, doch das weiß ich sehr gut, daß ich in der vergangenen Nacht einen Traum gehabt habe, der mich eigentlich desperat machen sollte. —

Ich lebe hier so, daß ich sagen kann:

Beatus ego qui procul negotiis

Paternis ruribus equum exerceo meum.

Solutus omni studio<sup>1</sup>.

Mein Tagwerk ist, daß ich täglich 20 Vokabeln<sup>2</sup> lerne, und daß ich zur Erholung<sup>3</sup> von dieser angreifenden Arbeit täglich an Sommerhof denke. Uebrigens lese ich *Les voyages du jeune Anacharsis*<sup>4</sup>, und Matthison's Gedichte, Moriz über die römischen Alterthümer<sup>5</sup> und den Wandsbecker Bothen, den Hölti, den Schiller und — zweilen mich selbst, wenn ich nehmlich was schreibe. — Die Gegend von Roistfer ist kein Paradies, jedoch auch keine Wüste. Indessen habe ich auch hier einen *angulus terrarum*<sup>6</sup> gefunden, nämlich einen Birkenhain und dicht an demselben einen Erlenbach, die wohl ein poetisches Lob verdienen. — Morgen werden wir mit Mann und Maus? ins Piepsche fahren und dort eine Zeit verweilen — und heute — heute werden wir nicht fahren. — —

Deine Einladung nach Sommerhof brauchtest Du mir gar nicht mit so lieblichen Farben auszumalen. Ich freue mich schon lange darauf, nur ist das wann noch nicht bestimmt. Da Du nach Reval reisen willst, so bin ich nicht sicher Dich zu Hause zu treffen. — — Drum schreibe mir über alles dieses in Deinem nächsten Brief etwas Bestimmtes. Ob ich Dir am nächsten Montage<sup>7</sup> werde antworten können, weiß ich noch nicht gewiß, da wir vielleicht noch in Piep seyn werden, wenn die Post von hier abgeht.

Ich werde Heinrichsen in Absicht dessen, was Du mir von ihm geschrieben hast, auch ganz herzlich meine Meinung sagen.

<sup>1</sup>) Glücklich bin ich, der ich frei von Geschäften

Auf väterlicher Hufe mein Ross tummele,

Erlöst von aller Gelehrsamkeit. — Nach Horaz, Epod. 2. — Baer und Ahnuth hatten die Schule verlassen und sollten zur Universität übergehen.

<sup>2</sup>) wahrscheinlich russische, vgl. Brief 6. — <sup>3</sup>) Orig.: Erzählung.

<sup>4</sup>) J. J. Barthélemy († 1795), *Les voyages de jeune Anacharsis*. 1788.

<sup>5</sup>) Karl Ph. Moriz († 1793), *Anthusa oder Geist der römischen Altertümer*. 1791. — <sup>6</sup>) Erdenwinkel. — <sup>7</sup>) = 18. Juli.

Seh Du nur ganz unbesorgt, wenn er, wie es mir fast scheint, gegen mich davon zu schweigen gebeten hat. — Von den Lehrern habe ich meine Stammbuchblätter erhalten, nur Optimus Rickertius war ausgegangen, und hat also mein Blatt noch. Hirschhausen und Carlberg wie auch Nydenius haben mir Deine Blätter abgegeben<sup>1</sup>. Ich werde sie nach Sommerhof bringen.

Mein alter treuer Gottlieb (ich meine meinen Ueberrock) liegt noch irgend wo in der Stadt. Kannst Du ihn mir herausbringen, wenn Du einreifest?

Und nun lebhohl und grüße von mir alle in domo tua καλλιγυναει<sup>2</sup>. So seyd ihr denn alle vereinigt. Schade daß es nicht mehr in Kaunisaar geschehen ist. Du kannst Dir nicht denken, was für eine Vorliebe für dieses trauliche Hüttchen habe. Obgleich ich Ostern<sup>3</sup> dort krank war, so wird diese Zeit doch immer eine angenehme Rückerinnerung in mir hervorbringen.

Dein Baer.

Im Sommer 1810 verließen die beiden Freunde Karl v. Baer und Eduard Ahmuth die geliebte Domschule und bezogen voll hochgeschwelter Hoffnungen die Universität Dorpat. Baer erzählt später, als er zuerst die Stadt mit der imposanten Ruine auf dem Dome erblickt habe, wäre ihm gewesen, als sähe er von dort das Licht ausstrahlen auf die ganze Gegend, wie aus dem Christuskinde auf Correggios Bilde. Aber nur zum Teil hat sich das, was er erwartete, erfüllt. In seiner Biographie hat er in dem Abschnitt<sup>4</sup> über die Universität Dorpat ein scharfes Urtheil über die Zustände, vor allem in den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächern gefällt. Die Universität bestand erst seit acht Jahren, ihre Mittel waren nicht reich, die Zahl der Lehrstühle nicht groß, vor allem es waren mehrfach Persönlichkeiten ins Lehramt berufen, die nicht genügten. Dazu waren mehrere wichtige Katheder erledigt, und es fiel schwer, sie gut zu besetzen. Die großen Kriege, die Rußland in jenen Jahren gegen Türken und Schweden, vor allem aber gegen Napoleon führte, erschütterten die russischen Finanzen.

<sup>1</sup>) Rickers, geb. 1753 in Narva, studierte in Halle, 1781 Lehrer an der Domschule, 1811–12 Direktor, † 1826. — Hirschhausen aus Estland, studierte in Jena, Inspektor und Lehrer 1796, Direktor 1812–24, † 1843. — Carlberg aus Estland, studierte in Jena, Inspektor und Lehrer 1801–39, † 1852. — Nydenius aus Reval, 1806–34 Lehrer, † 1847.

<sup>2</sup>) = In deinem Hause frauenschön. Ahmuth hatte acht Schwestern und diese hatten Freunbinnen. Vgl. S. 252. Homer nennt Hellas, Achaja, Sparta frauenschön. — <sup>3</sup>) = 17. April. <sup>4</sup>) Kap. 6 = S. 109–148.

Der Banko-Rubel, nach welchem allgemein gerechnet und in welchen auch den Professoren ihr Gehalt von 2000 Rbl. jährlich ausgezahlt wurde, fiel, besonders seit 1808, und galt im J. 1812 nur noch 25 Kopfen Silber. Die steten Klagen und Bitten, die deswegen an den Kurator Klinger nach Petersburg gingen, wollte dieser schließlich nicht mehr hören, das ganze Reich leide in gleicher Weise. Auf diese finanzielle Not, die noch jahrelang andauerte, wird man es zurückführen, wenn 1813 der Mathematiker Paucker die ihm angetragene Professur ablehnte und Lehrer in Mitau wurde, wenn 1810 der Chirurg Kauzmann und 1814 der Chemiker Grindel ihre Professuren niederlegten und nach Riga übersiedelten, jener Arzt, dieser Apotheker wurden. Erst als man 1814 Moier berief, wurde es mit der Chirurgie besser.

Wenn in Folge dieser Zustände Baer chirurgischen Unterricht kaum in Dorpat genossen hat, wenn er Mineralogie nicht hören konnte, weil es nicht gelesen wurde, wenn er nie im Anatomikum präpariert hat, auch nicht als 1811 der tüchtige Anatom Burdach Professor wurde, weil dieser und sein eifriger Gehilfe Pietsch das spärliche Leichenmaterial nicht den Studenten preisgaben, — wenn wir das und mancherlei ähnliches erfahren, so wird es erklärlich, daß Baer über die Universität Dorpat zur Zeit seiner Studienjahre ungünstig urtheilt. Dankbar gedenkt er dagegen des anregenden Verkehrs, dessen er sich im Hause des Physikers Parrot, des Botanikers Ledebour, des Anatomen Burdach erfreuen durfte.

Anfänglich wohnte Baer, wie es schon als Schüler sein lebhafter Wunsch gewesen war, mit Ahmuth zusammen<sup>1</sup>. Dann aber hat er mit Hoffmann, Hippus, Wehrmann eine gemeinsame Wohnung inne gehabt im Hause Henning<sup>2</sup>. Hier, im Schloß Henning, dem Hauptsitz der Burtschenwelt, wie er, der Graf Ursinus, es selbst in einem scherzhaften Panegyricus auf seinen Freund stud. jur. Ed. Baranius nennt, wohnte Baer im J. 1811. Im Dezember zog er von hier fort und im folgenden Jahre wohnte er wahrscheinlich im Hause Stiernhielm wieder mit Ahmuth zusammen und mit Alex. Hoepfener<sup>3</sup>.

An näheren Freunden hat es Baer nie gefehlt, eine größere Zahl wird in einem Gedichte Baers<sup>4</sup> genannt, das sich auf den stud. theol. Wiedermann bezieht: Baumann, Knüpper<sup>5</sup>, Riesen-kampff, Gloy, Bustedt, Mohrenschild.

<sup>1</sup>) Leben 113.

<sup>2</sup>) In den Jahren 1810, 1812 wird bequemes Logis, angenehme Erkerwohnung im Hause der Naisverwandtin Henning vermietet (Dörptsche Zeitung 1810 Jan., 1812 Juli). Ein Grobschmied Henning hatte ein Haus an der Ecke der Karlowa- und Lodgen-Straße, wo jetzt das Haus Brasch liegt.

<sup>3</sup>) Ringen 30. Brief Nr. 17. Auch Weiße war eine Zeit lang Baers Stubengenosse. Leben 211.

<sup>4</sup>) Ringen 31. — <sup>5</sup>) Brief Nr. 11.

Trotz seines lebhaften Interesses für Poesie, zu den vielen handschriftlichen Sammlungen, die er sich schon als Knabe anlegte, gehört auch eine von Gedichten, die ihm besonders gefielen<sup>1)</sup>, trotz zahlreicher eigener poetischer Versuche<sup>2)</sup>, die freilich oft auch recht formlose humoristische Erzählungen waren, ist Baer nicht einem in seiner Studienzeit in Dorpat bestehenden Dichterbunde beigetreten. Ein solcher hatte sich 1812 gebildet und bestand bis 1816, er zählte freilich nur Theologen zu seinen Mitgliedern<sup>3)</sup>, mochte darum dem Mediziner ferner stehen. Ein zweiter solcher Bund trat 1814 zusammen, als Baer bereits die Universität verließ.

Dagegen hat Baer einem engen Freundeskreis angehört, der durch den von ihm verehrten stud. med. Ernst Const. Stoffregen ins Leben gerufen war<sup>4)</sup>, dem Orden der Harmonia, der einen verebelnden Einfluß auf das Leben der Kommilitonen ausüben wollte. Eine Anzahl tüchtiger Jünglinge, die später im bürgerlichen Leben ihren Platz gut ausgefüllt haben, standen hier als fratres Harmoniae nah bei einander, und bewahrten die Geheimnisse ihres Ordens in unverbrüchlichem Schweigen. Auch Kmuth hat ihm angehört, da Baer in den Briefen an ihn wiederholt des Ordens mit Begeisterung gedenkt. Nach Baers Abgang von der Universität 1814 löste sich der Verein bald auf, sein Archiv wurde verbrannt. Das Schweigen über den Bund bewahrte auch der Kreis, in seiner Biographie spricht er nicht von der Harmonia<sup>5)</sup>.

Aber nicht nur im engen Kreise hat Baer auf die Genossen eingewirkt. War ihm auch alles Lärmende im Grunde des Herzens zuwider, so sagten ihm doch der Frohsinn und die Unabhängigkeit der Studenten zu, er überwand den Widerwillen, um auch als „flottes Haus“ zu gelten<sup>6)</sup>.

Die kaiserlichen Vorschriften für die Studierenden vom J. 1803 verboten im § 17 streng Ordensverbindungen, Landsmannschaften, weil solche zu Schlägereien Veranlassung gäben. Und später als nach den Freiheitskriegen an den deutschen Universitäten die freiheitliche Bewegung unterdrückt werden sollte, wurde auch in Dorpat im J. 1819 verfügt, daß Studierende, die Sitten und Gebräuche ausländischer Universitäten oder dort bestehende Verbindungen einführen wollen, ohne weiteres ausgeschlossen und aus der Stadt ausgewiesen werden.

Aber seit der Gründung der Universität war in Dorpat die Studentenschaft bemüht, sich zu organisieren<sup>7)</sup>. Anfänglich einte

1) Nützliche und unterhaltende Lieder. Singen 21.

2) Vgl. Brief 2.

3) Darunter Kaupach, Ploschkus, Dehn, Neus, Frese u. a., im ganzen 18 Mitglieder. Bienemann, Dorpater Sängerbünde. 1896.

4) Wahrscheinlich war der 23. Oktober der Stiftungstag; vgl. Brief 16. 31.

5) Stieba 24 gibt einige kurze Nachrichten. — 6) Leben 139.

7) Sernet, Geschichte der Estonia. 1893.

sie sich zu einer allgemeinen Burschenschaft. Bald aber traten die aus einer Provinz stammenden zu einer landsmannschaftlichen Verbindung zusammen und lange hat in der Studentenschaft die allgemein burschenschaftliche mit der partikularistisch-landsmannschaftlichen Organisation gerungen. Als Baer 1810 zur Universität kam, bestanden dort Landsmannschaften, geschieden nach den geographischen Grenzen der Provinzen, zwar nur heimlich, aber um so mehr von den Studierenden wert gehalten. „In meinem dritten Semester (1811 Herbst), berichtet er, wurde der Verband der Landsmannschaften mit einer gewissen Feierlichkeit aufgelöst.“ Die estländische hatte, wie auch Baer angibt, 19 Mitglieder gezählt, zu ihnen hatten auch Baer und Akmuth gehört, sie beide werden unter den vier letzten Repräsentanten der estländischen Landsmannschaft genannt, hatten also Ansehen und Vertrauen gewonnen.

Aber Baer genügte nicht dieser kleine Kreis, er suchte auch außerhalb Verkehr, so mit den Kurländern, er wünschte geistigen Zusammenhang unter Genossen, die durch verwandte Studien verbunden waren. Unter seiner regen Mitarbeit wurde wieder eine allgemeine Burschenschaft eingeführt, die sämtliche Studenten umfaßte. Groß war ihre Zahl noch nicht: im J. 1810 zählte die Universität 217 Studenten, 1811 waren es 259, im Kriegsjahr 1812 sank die Zahl auf 209. Diese allgemeine Burschenschaft grupperte sich nach Fakultäten, und an der Spitze dieser Fakultätsgenossenschaften standen Senioren. Und es sind zu solchen hervorragende Personen durch das Vertrauen ihrer Kommilitonen erwählt worden: bei den Theologen der spätere Professor und Bischof Ulmann, bei den Juristen J. C. Schwarz, der spätere hochangesehene Bürgermeister von Riga, Baer selbst wurde Senior der Mediziner. Wenn auch nicht offiziell, so wurden diese Senioren doch faktisch von der Universitäts-Obrigkeit als Vertreter der Studenten anerkannt. Als im August 1812 zu Ehren des scheidenden Rektors Grindel und des neuen Parrot ein festlicher Aufzug der Studenten veranstaltet wurde, führte Baer die Mediziner. Diese Fakultätsgenossenschaften haben bis zum Jahre 1816 bestanden, worauf sich doch wieder Landsmannschaften bildeten, zuerst eine kurländische.

Aus den ersten Studienjahren Baers sind die folgenden Briefe.

9. [Noißfer] Den 9ten Januar 1811 [Montag].

Aus Sommerhof kam kein Brieflein mit der Post an mich. Daß aus Noißfer keins an Dich kam, war Schuld der unbedingten Unmöglichkeit: denn statt am 2ten d. M. hierherzukommen, zogen wir erst den 5ten her<sup>1</sup>. Wahrscheinlich glaubtest Du mir des wegen

<sup>1</sup>) Von Piep.

auch nicht schreiben zu können, hättest Du aber Deinen Brief im Sommerhoff'schen Krüge abgegeben mit dem Auftrage dem Postkerrl aufzupassen, wer weiß, ob ich dann nicht am vorigten Sonnabend<sup>1</sup> eine große Freude gehabt hätte. Auch wäre ich dann nicht in der Ungewißheit wegen Deines Aufenthalts, in der ich mich jetzt befinde. Denn höre nur, ich hatte so ein allertiebstes Pländchen. Uebermorgen<sup>2</sup> wird mein Vater mit meinen jüngeren Geschwistern<sup>3</sup> nach Reval und am Freytag oder Sonnabend werden die Pferde Sommerhof leer vorbey. Da gedachte ich nun, mich heute als am Montage in den Schlitten zu setzen, nach Sommerhof zu rutschen<sup>4</sup>, Pferd und Schlitten zurückzuschicken und am Sonnabend<sup>5</sup> mich mit meinem Eduard von den aus Reval zurückkommenden Pferden nach Koistfer ziehen zu lassen. Für die Rückreise hätten wir dann schon sorgen wollen. Das war alles so schön angeordnet; aber da bekomme ich Sonnabend<sup>6</sup> einen Brief von unfrem Friedrich<sup>7</sup>, worin er mir erzählt, daß er den 4ten zu Dir fahren würde und fährt mit den Worten fort: Freytag<sup>8</sup> kommen die Städter alle ein<sup>9</sup>, also auch ich, uns begleitet Eduard. Da war nun alles in nichts verwandelt. Wenn Du Freytag nach Reval reisest, so bist Du gewiß so bald nicht wieder zu Hause. Da habe ich denn nun auf ein andres Pländchen finnen müssen. Schreibe mir daher mit der rückkehrerenden Post, ob Du in der nächsten Woche zu Hause bist oder nicht. Sind alle Umstände günstig, so eile ich dann am nächsten Sonnabend<sup>10</sup> zu Dir, kann es am Sonnabend nicht geschehn, so wird es vielleicht gar nicht geschehen können (denn wir werden den 20ten auf 8 Tage nach Piep), und ich habe Dir doch so viel, so viel zu sagen, das sich in einen Brief nicht fassen läßt, besonders bey so unruhigen Umgebungen, als die meinigen sind.

Die Post wird bald abgehen und mein Brieflein ist erst kurz und enthält fast nichts, aber ich hoffe bald mündlich mit Dir sprechen zu können. Mir ahndet immer, ich werde eine Irrfahrt

1) 7. Januar. — 2) Mittwoch, 11. Januar.

3) Andreas 1796—1856, Julie 1798—1834, Emilie 1799—1866, Adeline 1806—1879.

4) Von Koistfer nach Sommerhof sind etwa 30 Werst.

5) 14. Jan. — 6) 7. Jan.

7) Wahrscheinlich Friedr. Wilh., geb. 1790, der ältere Bruder von Karl; er starb jung. Vgl. S. 251.

8) 6. Jan. — 9) nach Reval. — 10) 14. Jan.

nicht scheuen, sondern werde bald nach meinem Schreiben eintreffen. — Grüße Deine liebe Mutter und Deine Schwestern recht herzlich von meiner Mutter und mir.

Farewell<sup>1</sup>, my dear, don't forget your friend, whose heart is yours now and eternally. A new year has begun — the heaven bless you, my Eduard, with all, that can make us happy, he may pour out over you the sweetest gifts of youth, the happiness of friendship and love. For me, I wish, that you might ever love me, and I hope, I will be happy. A new year has begun, my Eduard, let the end of it see us better and happier. — But what are the hopes of mankind and what are the wishes of our soul. Necessity destroys with cruel hands all the bright images of his mind, he was certain to attain. So was my hoping, when we parted from Dorpat. How much did I long after that time, after the seeing of beloved friends and dear places. Now t'is over. It will no more return. T'is over and I have not found, what I hoped. Farewell.

Your Charles.

10. Monsieur

Monsieur E. Asmuth à Reval.

Sommerhof, d. 10ten Jan. 1811 [Dinstag]. In der Nacht.

So geht's, lieber Eduard. Homo proponit, Deus disponit<sup>1</sup>. Es scheint, daß ich das bittere dieses Sprichworts in diesen Ferien ganz fühlen soll. Da bin ich nun in Sommerhof in der Hoffnung meinen Eduard vorzufinden, mit ihm recht viel zu schwätzen, zu

<sup>1</sup>) Lebwohl, mein Lieber, vergiß nicht Deinen Freund, dessen Herz jetzt und ewig Dir gehört. Ein neues Jahr hat begonnen, — der Himmel segne Dich, mein Eduard, mit allem, was uns glücklich machen kann, er schütze über Dich die lieblichsten Gaben der Jugend aus, das Glück der Freundschaft und der Liebe. Für mich wünsche ich, daß Du mich immer lieben mögest, und ich hoffe, ich werde glücklich sein. Ein neues Jahr hat begonnen, mein Eduard, möge sein Ende uns besser und glücklicher sehen. — Aber was sind die Hoffnungen der Menschen und was sind die Wünsche unserer Seele. Die Notwendigkeit zerstört mit grausamen Händen alle die glänzenden Gebilde des Geistes, die man sicher war zu erlangen. So war mein Hoffen, als wir von Dorpat Abschied nahmen. Wie sehr sehnte ich mich nach jener Zeit, nach dem Anblick geliebter Menschen und lieber Plätze. Nun ist es vorbei. Es wird nie mehr wiedertehren. Es ist vorbei und ich habe nicht gefunden, was ich hoffte. Lebwohl.

Dein Karl.

<sup>2</sup>) = Der Mensch denkt, Gott lenkt. Thom. a Kempis I, 19, 2.

arbeiten, zu musificiren und zu poetificiren, aber daraus wird wieder nichts. Ich will Dir nicht vorrechnen, wie oft ich mir in diesen wenigen Wochen habe sagen müssen: daraus wird wieder nichts. Wollte ich Dir alle Besuche, die mich vom Arbeiten abgehalten haben, alle Farthen und andern Hindernisse aufzählen, so würde mein Brief eine Jeremiade werden. Und nun jetzt, was für einen schönen Plan hatte ich ausgedacht. Heute ist Dienstag, und da dachte ich, Dich heute hier vorzufinden, morgen früh meine Equipage nach Hause zu schicken und am Sonnabend oder Sonntag mit den Pferden, mit denen meine Geschwister in die Stadt gefahren sind und die leer zurückgehn, fortzufahren und meinen Eduard nach Roistfer zu entführen. Da hätte ich denn auch schon für die retour gesorgt. Statt dessen wird daraus wieder nichts und ich habe wieder einen Tag verlohren. Was doch auch für unglückliche Umstände zusammen treffen mußten! Ich konnte Dir nicht schreiben, weil wir bis zum 5ten in Piep blieben. Von Dir habe ich auch keinen Brief erhalten (hättest mir wohl immer schreiben können, wenn ich auch dem Postkerl nicht den Auftrag gegeben hatte anzufragen — man hätte ihm beym Kruge aufpassen und Deinen Brief mitgeben können). Friedrich schrieb mir zwar, aber mit dem Ausdrücke: Eduard wird uns begleiten. Fürs erste wußte ich nicht, ob dieses Begleiten bis nach Reval zu verstehn sey. Fürs zweyte glaubte ich, wenn das auch der Fall wäre, so würdest Du am Dienstag oder Mittewochen wieder zurückreisen. — Einen Brief, den ich mit der letzten Post schrieb<sup>1</sup>, wirst Du hier vorfinden.

D. 11. Morgens früh.

Hörst Du wie der Wind saust? Hu, mich friert. Denn Du mußt wissen, daß ich nichts mit habe, als meinen leichten mit Weineßig gefütterten Mantel. Da wird der Wind durch fahren — wie — ja wie? — wie der Bursche den Händen seines Manichäers entschlüpft. — — Was wird mein Vater mich nicht auslachen, wenn ich ihm heute begegne, denn er wird heute nach Reval reisen, und ich treffe ihn also nach wenigen Stunden. Im Grunde geschieht mir Recht, daß ich unverrichteter Sache wieder abfahren muß; warum kam ich her, ohne Nachricht von Dir zu haben? Das machte meine Eile und Hast Dich zu sehen,

<sup>1</sup>) = Nr. 9.

— und noch eine Ursache kam dazu. Wir werden so gegen den 20sten wieder auf eine Woche nach Piep, des wegen eilte ich, um selbst in Sommerhof seyn, und Dich in Koistfer haben zu können.

Ich höre von Deiner Mutter, daß Du mit Görze<sup>1</sup> fahren willst. Da mein Vater aber mich wahrscheinlich nach Dorpat schicken wird, und ich doch 2 Pferde brauche, so wirst Du wohl mit mir recht gut reisen können. Ich überlasse Dir die Wahl, doch werde ich Dir vorher etwas bestimmtes über meine Farth schreiben. Ich wünschte wohl recht früh da<sup>2</sup> zu seyn, um noch eine Woche ungestört arbeiten zu können.

Die Noten, die ich von Bustedt<sup>3</sup> habe, wird mein Bruder ihm abgeben. Die von Hippus und die icones von Hoffmann werde ich vor meiner Abreise mit der Koistferschen Post einsenden.

In Eile Dein C. B.

11. A Monsieur

Monsieur E. Asmuth à Sommerhof.

[Koistfer] D. 16ten Jan. 1811 [Montag].

Meinem Eduard.

Symb.: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen.  
Eine kurze Spanne Zeit ward uns zugemessen<sup>4</sup>.

Der gestrige Tag war mir einer der schönsten meines Lebens. Wodurch? wirst Du fragen. Durch die Briefe, die er mir brachte. Ich will ihn chronologisch durchgehen. Schon am Sonnabend hatte ich unaufhörlich auf einen Brief von Dir und auf einen Besuch von Knüpper<sup>5</sup> und Baumann<sup>6</sup> gewartet. Der Sonnabend ging zu Ende und keine meiner Hoffnungen wurde zur Wirklichkeit. Der Sonntag brach an, mit ihm neue Ungeduld. Wie Du weißt,

<sup>1</sup>) Wahrscheinlich ein Fuhrmann.

<sup>2</sup>) Das Semester begann 1. Febr., die Vorlesungen bald darauf, so im J. 1813 am Montag 4. Febr. Dörptsche Zeitung 1813 Nr. 4. Vgl. Brief 1.

<sup>3</sup>) Die Familien Hoffmann und Bustedt waren mit einander verwandt. Die Frau des Ratsherrn J. G. Hoffmann Hedwig und die Frau von Olaf Bustedt Christiane waren Schwestern, Töchter des Pastor Merzig zu Matthiae, Ihre Kinder heirateten sich 1808: Hans Bustedt seine Cousine Dorothea Hoffmann, die älteste Schwester von Baers Freund Georg Hoffmann.

<sup>4</sup>) Hölty, Lebenspflichten.

<sup>5</sup>) Chr. Gust. Knüpper, geb. in Rusal 1789, besuchte die Domschule, studierte Theologie in Dorpat 1809—1812, dann in Heidelberg, Prediger in Jegelecht, † 1828. Vgl. S. 274.

<sup>6</sup>) Carl Wilh. Baumann, geb. 1788, studiert in Dorpat 1808, Dr. med. 1812, Militärarzt, † 1828.

hatte es die Nacht vorher gewaltig gestürmt und unser liebes Noißfer war rund um her von gewaltigen Schneegebürgen umgeben. Vielleicht, dachte ich, liegt im Capellen-Krüge (denn von da hoffte durch die neu erfundene Post einen Brief von meinem Eduard zu erhalten) ein Schatz und niemand wagt es die Ramschadalischen Schneegebürge zu durchwatzen. Du mußt hinfahren. Gesagt gelhan. In wenigen Augenblicken standen unsere Noißnanten, nicht ahnend was da folgen sollte, angeschirrt vor der Thüre, und ich mit meinem wackern Herrn Bruder<sup>1</sup> im Schlitten. Die Abentheuer und Mühseligkeiten dieser pyrenäischen Farth will ich Dir nicht beschreiben, weil ich da einen sehr langen Bericht, zu dem ich nicht Zeit habe, abstaten müßte. Wir gelangten glücklich zu dem Ort unserer Bestimmung, fanden aber nichts und fuhren also, wie leicht zu begreifen, unverrichteter Sache zurück. Als wir nun unsere herkulische Heldenfarth vollendet und bedekt mit — Lorbeern wirst Du denken — nein, mit Schnee und Eis, in die Stube sprangen, trat meine Mutter uns lächelnd entgegen und sprach die geflügelten Worte: da fahrt Ihr in der weiten Welt herum und was Ihr sucht, ist zu Hause. Siehe da waren unterdessen die Pferde aus Neval gekommen und hatten ein Kästchen mitgebracht und in dem Kästchen viele Briefe von meiner ältesten Schwester<sup>2</sup> und einen von meinem Eduard, den ich mehrmals mit summa laetitia legi et relegi<sup>3</sup>.

Daß wir gegessen und nach dem Essen Besuch bekommen haben, will ich Dir nicht erzählen, denn das sind αλογορια. Ich eile zum Glockenschlag 4. Da bringt man mir ein hübsches Päckchen Briefe. Ich starrte es wohl 5 Minuten an, ehe ich fragen konnte: Wer hat es denn gebracht? Ein Weib aus dem Mustelschen Dorfe. Wie das zunging, war mir ein Räthsel. Ich nahm meine Briefe, setzte mich an ein Fenster, von wo ich die Anfarth übersehen konnte, um, wenn die Burschen, die ich noch erwartete, kämen, sie sogleich erblicken zu können. Sobald ich aber die Briefe erbrochen hatte, und sie ungestört durchlief, da vergaß ich das Fenster und die erwarteten Gäste.

<sup>1</sup>) Ludw. Heint., geb. 1789.

<sup>2</sup>) Louise (1787—1862), verheiratet an Carl v. Sagmann in Polen.  
Vgl. Brief 4.

<sup>3</sup>) = mit größter Freude las und wieder las.

Da teilt ihm mit Lachen ein Stubenmädchen mit, in der verflühten Allee sei eine Equipage stecken geblieben. Mit der Hoffnung, es seien die Freunde, eilt er zu Hülfe, doch schon von fern erkannte ich die schmetternde Stimme Cures Lehns- herrn, des Grafen Manteuffel<sup>1</sup>. — — Nachdem ich dem irrenden Teufel den Weg gezeigt hatte, kehrte ich zurück, um die Lectüre Deines Briefes zu vollenden, aus dem ich nun sah, daß die Dorpatenser schlecht denkend genug gewesen war, hier vorbeizufahren, indem sie ja Dein Schreiben hatten überbringen sollen. — Unterdessen wurde es dunkel — es verging noch mehr als eine Stunde, wir saßen alle um den geselligen Tisch, als dieselbe Zofe mit vermehrtem Gelächter hineintrat und erzählte, sie habe in obbemeldeter Allee wieder ein gewaltigs Geschrei vernommen, habe aber wegen der Dunkelheit nichts sehen können. Alles war sogleich wieder in Bewegung und eilte auf die Treppe und erkannte schon von da aus die Donnerstimme des Herrn Papa, der seine Wallfahrt aus Reval vollendet hatte und nun vor seinem eigenen Feenschlosse, weil die Kasse ihn nicht mehr ziehen konnten, und wegen nicht alzugroßer Schlankheit mit der größten Anstrengung im Schnee herum arbeiten mußte, um wo möglich durch zu kommen. Doch jam satis superque<sup>2</sup> von dieser Tragikomödie.

In Eile geschmiert wie Du siehst.

In Absicht meiner Farth nach Sommerhof kann ich Dir nichts versprechen. Mündlich mehr davon. Eile in die Arme Deines Karl, der Dich mit Ungeduld erwartet, womöglich nicht Mittwoch, sondern Dienstag, denn ich weiß nicht wie bald die Piepsche Farth unternommen wird. Ueberdies ist am Dienstage und halben Mittwoch mein Vater nicht zu Hause und wir sind immer freyer, weil er mir dann keine Arbeit geben wird.

Sieh da habe ich nun wieder Unsinn geschrieben. Nimm es wie es ist. So viel Freude kann und wird es Dir freylich nicht gewähren, als mir Dein Brief, der Ausdruck Deines Bruderherzens verursachte. Sey froh und heiter, Eduard, da Du doch gewiß keine Ursache zur Trauer hast. Rosen auf den Weg zc.

<sup>1</sup>) Dieser besaß außer mehreren andern Gütern auch im Kirchsp. Rosch das Gut Palsler mit der Postlage Sommerhof, auf welcher damals die Familie Ahmuth wohnte; vgl. Brief 8. — Er soll etwas Sonderling gewesen sein, eine Flugmaschine erfunden haben, hat auch mehrere kleine estnische Schriften verfaßt.

<sup>2</sup>) Schon genug und übergenug.

Wahrlich ich habe viel mehr Ursache über das Schicksal zu klagen; und doch will ich es so viel möglich nicht thun; weil mir Klagen immer ein Vertheidigungsmittel der Schwäche scheinen. Mein schöner Plan in Sommerhof zu seyn, ist auch vereitelt. Ob ich ihm mit gleichgültigem Herzen entsagen konnte, weißt Du. Lebwohl. Ich hoffe Dich morgen hier heiter zu sehen. Grüße Deine liebe Mutter, die ja auch meine Pflege-Mutter war<sup>1</sup>. Ein Lebwohl Deinen Schwestern von

Deinem Carl.

12. Biep den 23sten Jan. [1811, Sonntag] Abends spät.

Empfange, mein Eduard, den innigsten Dank für Deinen Besuch in Noistfer. Mögte Dir nur der Aufenthalt daselbst einigermaßen das gewesen sein, was mir Sommerhof gewesen ist! Du hast es mir zwar versichert, aber, verzeih mir, Du hattest, so lange Du in Noistfer warst, immer etwas auf dem Herzen, das Du mir nicht sagen wolltest. Gesteh es nur, es war unverkennbar. Doch ich will nicht wider Deinen Willen in Dich dringen. Willst Du es für Dich behalten, so bleibe es nur bei Dir. Vielleicht war ich zu heiter und das stimmte mit Deiner damaligen Stimmung nicht; doch that ich dieses nur, um Dich aufzuheitern, und ich denke, das mißlang mir nicht ganz? Vielleicht — doch wozu noch Vermuthungen.

Es wird Nacht: um mich her herrscht feierliche Stille (denn mein Bruder<sup>2</sup> ist, wie Du weißt, nicht mehr hier). Allein und weit, von allen übrigen Bewohnern des Hauses getrennt, sitze ich an einem Fenster, das in den Garten geht, und schreibe Dir, meinem Eduard. Vor dem Fenster stehen zwei hohe und alte Weiden, und über ihren Gipfeln schwebt im reinsten Glanze der Vollmond und blickt mit unaussprechlich erhabener Majestät auf mich nieder, aus dem völlig reinen blauen Gewölbe des Himmels. Ich lege zuweilen die Feder aus der Hand, um ihm ins reine Antlitz zu schauen, und des Abends zu gedenken, als wir ihn in jener schauerlichen Sommernacht unter den gigantischen Schatten der alten Trauerbirken durch ihre Wipfel bewunderten. Ich bin so feierlich gestimmt. Es ist heute der 23ste Jan. Darum bin

<sup>1</sup>) Während Baers Krankheit zu Ostern 1810 in Kaunisaar; vgl. Brief 8.

<sup>2</sup>) Ludwig Heinrich, geb. 1789, vgl. Brief 1. 8.

ich so ernst und so tief erschüttert. Entfinnst Du Dich des Abends noch?<sup>1</sup> O hätte ich Dich hier, Eduard, ich wollte Dich feurig und gewaltig an mein Herz drücken, ich wollte mit aller Inbrunst Dir danken für jene heilige Stunde der Mitternacht, in der Du mir um den Hals fielst und wir eine Zeitlang sprachlos so verschlungen waren. — Und das ist schon ein Jahr her! Großer Gott! wo ist die Zeit hingeschwunden? Wie ein Traum voll Wechselgestalten ist das Jahr vorübergezogen. Doch enthält das menschliche Leben nur wenige Jahre und diese kurze Spanne Zeit verbittern sich die Menschen noch durch Ehrsucht und Habsucht! Thorheiten und Vorurtheile mancherlei Art hindern uns so oft, wenn wir nicht Kraft genug besitzen sie zu verachten, an unsrem Glücke, und wir verleben, sklavisch uns unter jedes Joch unserer Nebenmenschen, oder unter den Druck des Zufalls schmiegend, unser Leben ohne andern Genuß, als den des Daseyns, wir leben ein Pflanzenleben, das den denkenden und fühlenden Menschen unmöglich befriedigen kann. Doch wozu meinen Blick auf dieses häßliche Gemälde werfen! Durch das Fenster blickt ja der liebe Mond so liebevoll und heiter auf mich nieder. Eben so schien er damals auf uns, als wir unter den Linden<sup>2</sup> vor einem Jahre bis um 1 Uhr in der Nacht auf und nieder gingen und von so mancherlei sprachen, und — —

Den 25. Jan. [Dinstag].

Wieder ist es still um mich her, doch nicht Nacht. Ich sitze an einem kleinen Tische und mir gegenüber windet meine Mutter Garn. Zuweilen unterbreche ich mich einen Augenblick im Schreiben, um mit meiner Mutter über verschiedene Dinge zu sprechen und dann bist Du natürlich der nächste Gegenstand unsers Gesprächs. Du kennst den Philibert<sup>3</sup>, wenigstens habe ich Dir von ihm erzählt. Diesen empfiehlt mir mein Vater (d. h. nicht heute, denn heute ist er nicht zu Hause, sondern schon ehemals) zuweilen scherzend als gute Reinigungskur zu gebrauchen. Aber so wie ganz Anticyra nicht genug Helleborus<sup>4</sup> ernährt, um einen Dummkopf

<sup>1</sup>) Im J. 1810.

<sup>2</sup>) Als Domschüler unter den Linden bei der Domkirche. Vgl. Briefe Nr. 7. 17. — <sup>3</sup>) ?

<sup>4</sup>) Anticyra, eine griechische Stadt am korinthischen Meerbusen in Phocis gelegen; auf den nahen Bergen wuchs Helleborus = Nießwurz, der nach der alten Medizin die schädlichen Feuchtigkeiten beim Menschen abführe, närrische und milzfüchtige Menschen heile. Plinius, hist. nat. 25, 13: efficacius elleborum.

zum Denker zu machen, so hoffe ich soll keine Lebensklugheit und kein Philibert im Stande seyn, mich zum gemeinen Alltagsmenschen zu machen. Mag es immer wenig idealisches im wirklichen Leben geben, so halte ich es doch für schön, sich im eigenen Busen hohe Bilder der Phantasie zu nähren, auch wenn wir nie die Originale außer uns finden sollten. Sie erwärmen das Herz, das nur zu leicht durch die Erfahrungen im menschlichen Leben gebeugt, erkaltet und mit der Eisrinde des niedrigen Eigennuzes sich überzieht. Wie erbärmlich ist unser Leben ohne den Jugendreiz, ohne die Poesie desselben? Wir nennen den Schwärmer, der alle Dinge durch das Vergrößerungsglas seiner Ideale betrachtet, und bedauern ihn, daß er alle Formen in die Form seiner Ideen und Gefühle zwängt. Wie kurzsichtig! Ist denn nicht der Schwärmer, wenn er Genuß aus selbstgeschafenen Wesen oder geliebten Phantasien schöpft, viel reicher, als der jämmerliche, selbstgenügende Klügler, der Dinge verspottet, die er nie zu fassen vermochte?

---

Den gestrigen Tag habe ich in Selli<sup>1</sup> zugebracht, um meinem Vater in Wirtschaftsgeschäften zu helfen. Es war der 24ste Jan., die Jahresfeier einer wichtigen Epoche meines Lebens. I<sup>2</sup> will not torment you again with the renovation of things, which I so often have told you and which you never will hear with so much pleasure, as I feel in renewing the remembrance of them in my-self. You may imagine, if I was recollecting yesterday the time past. Heaven may bless thee, for what thou, my beloved, hast done for me! T'is by thy help, I knew thy family, and every member of it I esteem and love.

---

ad vomationes, et ad bilem nigram extrahendum. Virgil, Georg. III, 451; Plautus, Pseudolus IV, 7. 89. — Ueber den mangelhaften Unterricht in der Arzneimittellehre während seiner Studienzeit in Dorpat klagt Baer, Leben 127; ein Kolleg über materia medica hatte er nachgeschrieben, vgl. Brief 19.

1) Selli, ein in der Nähe von Piep, im Rsp. St. Simonis an der livländischen Grenze gelegenes Gut, das der Vater gepachtet hatte.

2) Ich will Dich nicht wieder mit der Wiederholung von Dingen quälen, die ich Dir so oft gesagt habe, und die Du niemals mit soviel Vergnügen hören wirst, als ich empfinde, wenn ich die Erinnerung daran erneuere. Du magst Dir vorstellen, ob ich mich gestern der vergangenen Zeit erinnerte. Der Himmel segne Dich für das, was Du, mein Leurer, für mich getan hast. Durch Deine Hilfe lernte ich Deine Familie kennen, von der ich jedes Glied achte und liebe.

Den 26sten [Donnerstag].

Bis zu dem Strich auf der vorigten Seite schrieb ich unauflöflich abbrechend, dann aber hielt ich inne mit Blandern, denn es wurde zu unzusammenhängend, und wie Du selbst siehst, habe ich aus der Folge meiner Gedanken nur ein und das andere Fragment herausgehoben, und so ein unverständliches Chaos zusammengelegt.

Morgen fahre ich nach Cassila<sup>1</sup>, und bin Dienstag<sup>2</sup> wieder in Noistfer, und dann finde ich ein Briefchen von Dir vor. Ich freue mich schon zum Voraus darauf. Noch etwas muß ich Dir sagen. Am Freitage<sup>3</sup> ist in Weißenstein Masquerade. Willst Du nicht mit von der Parthie seyn? Ueberhaupt wäre es in aller Betracht besser, wenn Du hier so früh als möglich ankommst. Solltest Du nicht, was ich jedoch sehr wünsche, schon am Donnerstag Abends hier seyn können, so säume doch ja nicht Freitag zu Mittag hier einzutreffen. Denn wahr[schein]lich ziehen wir alle nach Weißenstein, und eine ganze Menge Gäste mit uns. Diese wirst Du wohl alle vorfinden, wenn Du zu uns kommst. Das hat aber garnichts zu sagen. Du wirst wahrscheinlich beredet werden, mit in eine hier verabredete quadrille zu treten. Die Menschen haben doch immer Narrenspoffen im Kopf.

Einen recht herzlichen Abschiedsgruß allen Deinen, besonders denen, welchen ein Gruß nicht ganz gleichgültig ist.

Nunc et semper<sup>4</sup>

Dein Baer.

Vergiß nicht, was Du mir versprochen hast, die Stammbuchblätter zc. Wie ward mein Vergißmeinnicht aufgenommen? Meine Mutter empfiehlt sich der Deinen.

13. Herrn Studiosus Ahmuth

auf Sommerhof.

My dear.

Noistfer, the 10th Jul. [1811, Montag].

T'is very little I can write you this time, because the time of the post is very near. I had destined the day of yesterday to write you very much, but at a sudden we

<sup>1</sup>) Das Gut des Oheims Carl v. Baer in Bierland.

<sup>2</sup>) 31. Januar.

<sup>3</sup>) 3. Febr. Von Piep nach Weißenstein sind etwa 40 Werst.

<sup>4</sup>) = Jetzt und stets.

were invited to come to Kirrisaar<sup>1</sup>. To my great sorrow I was obliged to go with the others. It is a pity my intention is in that manner disappointed! To morrow I'll make my journey to Lassila and will be at home again sutterday or friday. — In the first days I have studied more than I believed, but in the last days I have done very much. In my next I'll give you a notice of all I have done. I must finish. Farewell, be so kind to write me more than I have done, but avoid all, that shall rest between us. Why so? you shall hear afterwards from me. Thousand, thousand thanks for jour former letter. Make my and my brothers compliments to your sisters and mother.

Your Charles.

You will be curios to know, why I have not been at Sommerhof? We dined in the inn of Kuiwajöggi<sup>2</sup>, therefore I could come to see you.<sup>3</sup>

14. My dear. [Roistfer. Wahrscheinlich Ende Juli 1811.]

Das nenne ich gut bezahlt! Lach mich nur recht derb aus! Wie wurde mein Eigensinn getauft! Aber ich hatte es verdient!<sup>4</sup> Я самъ виновать — я самъ. Doch wenn Du anders in einer Stimmung bist, daß Du Dir recht gern das Zwergfell erschüttern

1) Im Kirchspiel St. Petri, etwa 10 Werst von Roistfer.

2) In der Nähe des Gutes Neuenhof im Kirchspiel Rosch, etwa auf der Hälfte des Weges von Reval nach Roistfer.

3) Mein Lieber! Es ist wenig, was ich Dir diesmal schreiben kann, weil die Postzeit sehr nahe ist. Ich hatte den gestrigen Tag dazu bestimmt, Dir sehr viel zu schreiben, aber plötzlich wurden wir eingeladen, nach Kirrisaar zu kommen. Zu meinem großen Kummer war ich genötigt mit den anderen zu gehen. Es ist schade, daß mein Vorhaben auf diese Art vereitelt worden ist. Morgen will ich nach Lassila fahren und Sonnabend oder Freitag wieder zu Hause sein. — In den ersten Tagen habe ich mehr studiert als ich dachte, aber in den letzten Tagen habe ich [nicht] sehr viel getan. In meinem nächsten Brief will ich Dir von allem, was ich getan habe, Nachricht geben. Ich muß schließen. Lebewohl. Sei so gut mir mehr zu schreiben als ich getan habe, aber vermeide alles, was zwischen uns bleiben soll. Warum, wirst Du später von mir hören. Tausend, tausend Dank für Deinen früheren Brief. Mache Deinen Schwestern und Deiner Mutter meine und meines Bruders Empfehlungen.

Dein Karl.

Du wirst neugierig sein zu erfahren, warum ich nicht in Sommerhof war? Wir aßen im Kuiwajöggi-Krüge zu Mittag, daher konnte ich [nicht] kommen, Dich zu sehen.

4) Baer war trotz dringender Bitten, länger zu bleiben, aus Sommerhof abgefahren.

läßt, so lese nur folgende Biographie meiner Reise. Zieht sich die Stirn aber in ernste Falten, oder strebt Dein Geist nach wirklicher Nahrung, dann laß das Lesen bleiben und wirf den unsinnigen Lappen weg und denke Dir Du hast ihn gelesen — Du hast dann gewiß eben so viel davon. Für den ersten Fall also nur hast Du hier die kläglichen und rührenden Reiseabentheuer eines armen Dörptischen Studiosen.

Nachdem er Sommerhof verlassen, habe er im Wagen die Erlebnisse der letzten Tage, die er dort verbracht, an sich vorbeiziehen lassen. Da sei er aus seinem Hinbrüten durch den Zuruf „Schwärmer“ aufgeweckt, der aus einem vorbeierollenden Wagen des Kirrijaarschen Galenrichters ertönte, welcher ihn mit seinem bekannten pralltrillerähnlichen Gelächter gefragt, ob er endlich aus Sommerhof zurück sei. Er habe geantwortet, daß er kaum fünf Tage dort gewesen sei. Erst als sie sich getrennt, habe er bemerkt, daß sich

am Himmel dunkelblaue unglücksschwere Wolken aufgethürmt hatten und unter ihnen zog sich ein furchtbares Rothgelb hin, wie ich es noch nie gesehen. Kaum hatte ich diese Dekoration des Himmels genauer in Augenschein genommen, als ich merkte, was kommen würde und in die Eingeweide meiner lebernen Droschke grif, um die Hoffmannshaut über mein diesmal sehr dünnes Bärenfell [zu ziehen]. Der Himmel nahm diese Masquerade aber sogleich übel und suchte durch Vergießung einiger Thränen mich zur Ablegung meiner zweiten Hülle zu bewegen. Ich aber weigerte mich und verbarg mich nur noch besser drin. Nun machte der Himmel die eiligsten Anstalten zu einem prächtigen Donner-Concert. Unterdessen spielte der Regen immer crescendo auf dem Saiteninstrument meines Mantels. Ich war naseweis genug Hando vorbey zu fahren ohne einzukehren. Hierauf schien nur der Kapellmeister im blauen Gewölbe gewartet zu haben. Denn er ließ nun von allen Seiten ein tutti von Donnerwettern aufspielen, das sich gewaschen hatte! (oder eigentlich immer noch im Regen wusch). Der Blitz durchfuhr die Luft in tausend Richtungen und schien eine verbesserte Auflage von Sodomo und Gomorras Zerstörung mir geben zu wollen.

Jetzt aber wird die Scene von meiner Tragicomoedie ernsthafter und ich selbst werde, wenn ich zurückdenke, ganz feyerlich

gestimmt. Beim Anfang des Nömmeschen Waldes verwandelte sich das forte des Regens in ein fortissime. „Nun Schwager, fahr zu“, rief ich zu meinem Kutscher, der schon ohne Bitte die Peitsche als perpetuum mobile gebrauchte.

D. 31ten.

Der Regen machte mich durch und durch naß, mein neuer Hut verdarb gänzlich, und das Rissen meiner Droschke bildete auch eine Vertiefung auf der Stelle, wo ich saß, so daß sich hier alles Wasser ansammelte, da saß ich denn nun gerade wie in einer Schale voll Wasser. Endlich erblickten wir den lange ersehnten Nömmeschen Krug<sup>1</sup>, fuhren auch sogleich per posticum<sup>2</sup> hinein. Im Stadoll fand ich die Kutsche einer andern wetterscheuen Gesellschaft.

Es war Herr von Schilling aus Organa<sup>3</sup>. In der Küche, wo Baer sich trocknen wollte, stand eine Kaffeefanne am Feuer. Obgleich er sonst den Kaffe in die dritte Hölle verwünschte, blickte er jetzt doch zärtlich auf dieses Phyllistergetränk und willigte ein, als Schilling, der mit bleichem Gesicht zusah, wie der Blitz Schlag auf Schlag nur wenige Schritte vom Hause niederfuhr, ihn aufforderte, mit teilzunehmen. So trank

ich meinen Kaffe und gelobte mir fest und unverbrüchlich, nie in meinem Leben, und wenn ich so alt werden sollte wie Methusalem, nie wieder ohne wichtige Ursache früher zu fahren, als ich durchaus muß und nie mich<sup>4</sup> unnütz bitten zu lassen, um nur meinen bestimmten Termin zu halten. — (Das Gewitter verzog sich nun sogleich weiter.) — Darauf fing Schilling an zu erzählen (Du kennst seine große Gabe dazu), wie er vor vielen [Jahren?] auch vom Blitz erschlagen — oder eigentlich nicht ganz erschlagen, aber doch so getroffen worden, daß seine 4 Pferde auf die Knie gesunken wären, als hätten sie ein te deum absingen wollen. Ich bewunderte alles, denn ich trank ja seinen Kaffe. Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe. Nach einem Aufenthalt von einer Stunde schieden wir nun, und der nasse Studiosus setzte sich auf seinen feuchten Barnaß, um der Heimath zuzufiegen. — —

1) Der bekannte Krug Mustlanöm im Kirchspiel St. Annen.

2) Durch die Hintertür.

3) Im Ksp. St. Johann in Zerwen.

4) Orig.: um.

Auf dem Noistferschen Morast schien schon der rothe Mond durch die Wolken und erinnerte mich an den Abend, als wir aus Mey<sup>1</sup> kamen, wo er uns auch so freundlich zuleuchtete. Jetzt leitete er auf diese Weise meine Gedanken wieder zurück nach Sommerhof, und erinnerte mich, Dich noch einmal zu bitten, in meinem Namen allen Deinen und besonders Deiner lieben Mutter für die frohen Tage zu danken, die ich in Sommerhof verlebt habe. Ein Geschäft das ich gewiß von ganzem Herzen selbst verrichtet hätte, wenn nicht das Abschiednehmen überhaupt mir den Kopf verrückte, wozu hier noch *oscula a rubentibus puellis expectata*<sup>2</sup> kamen (Fuge in Deutsch zu travestiren, was der liebe Himmel lateinisch hat werden lassen). Wenn es Deine Mutter und Schwestern amüsirt, meine *fata* zu hören, so magst Du ihnen immer vorlesen, was Du willst, nur laß keinen das Geschmier sehn. Farewell. Grüße alle recht herzlich von

Deinem Freunde Baer.

Ich reise heute.

15.

A Monsieur

Monsieur E. Assmuth à Reval.

Add: Beym Herrn Rathsherrn Hoffmann.

Im zerstörten Schloß Henning.<sup>3</sup>  
[Dorpat] D. 6. Decem. 1811 [Mittwoch].

Mein Asmuth!

Ihr seyd alle fort, die ihr mir die liebsten in Dorpat wart, und in dem verödeten weiten Gebäude sitzt Dein Freund allein und gedenkt Deiner, gedenkt der Vergangenheit, hofft auf die Zukunft. Es ist ein ganz unbeschreibliches Gefühl, das mich ergreift, wenn ich plötzlich von denen getrennt werde, die mich auf eine lange Zeit am nächsten umgaben, es ist eine Art von Sehnsucht, die die Geschiedenen zurückwünscht und dabey so wehmütig macht, daß ich in solchen Augenblicken zuweilen dem Weinen nahe bin. Do not laugh on that<sup>4</sup>.

<sup>1</sup>) Wahrscheinlich Meyhof bei Weissenstein, nur wenige Werst südlich von Noistfer.

<sup>2</sup>) = Die von errötenden Jungfrauen erwarteten Küsse. — Nach dem Trinkliede Lauriger Horatius: *Ubi sunt, o pocula dulciora melle, rixae, pax et oscula rubentis puellae?*

<sup>3</sup>) Vgl. Einl. S. 275. — <sup>4</sup>) = Lache nicht darüber.

Niesenkampfs<sup>1</sup> Hütte d. 6ten.

So weit hatte ich geschrieben, als mich Weiße<sup>2</sup> zu einer anatomischen Untersuchung abholte. Ich folgte ihm und blieb [bis] zu 9 Uhr den Abend bey ihm. Dann trieb ich mich noch herum und kam erst um 10 nach Hause, um allein im verödeten Gebäude allein zu schlafen. Um 8 ging ich den Morgen darauf in Collegium. Von 10 bis 12 packte ich ein und gleich nach Mittag zog ich aus.

Nun aber erzähle mir recht ausführlich und theilnehmend von dem neuen Ehepaar und den andern Jünglingen und Jungfrauen. Wie gefällt Dir Luise<sup>3</sup> als junge Frau? Weist Du, daß ich große Lust habe, Luisen einen Glückwunsch zu schreiben. Nicht wahr, sie würde es mir doch nicht übel nehmen? — Grüße sie recht herzlich von mir sowie auch Deine Schwestern, Amalie Schumacher und ihre Schwestern, die Boustedten<sup>4</sup> zc. sowie auch endlich sämtliche junge Herrn in Eurem Hause, vor allem aber die Mutter<sup>5</sup> der jungen Welt.

Schreibe mir alles recht ausführlich, sowie überhaupt alles, was mich interessiren kann, und dazu gehört alles, was in Eurem Hause geschieht.

Ich habe wegen des Kramens Dir nicht so mit Muße schreiben können, als ich wünschte, indessen ich habe mein Versprechen erfüllt, und Du mußt den Willen für die That nehmen. Sage den andern Burschen nichts von diesem Briefe, sie finden sich vielleicht piquirt, daß ich ihnen nicht geschrieben habe.

Dein Baer.

16. A Monsieur Monsieur E. Assmuth  
étudiant en théologie à Reval.

Beym Herrn Rathsherrn Hoffmann.

Dorpat d. 12ten December 1811 [Dinstag].

Eduard, Eduard, es giebt noch viel Großes, das wir nicht erkennen, wenn wir in allen Dingen auf uns selbst uns be-

1) G. C. Niesenkampff, geb. in Reval 1793, stud. in Dorpat 1810, Dr. med. 1815, Arzt in Reval, † 1835.

2) J. F. Weiße, geb. in Reval 1792, stud. in Dorpat 1811, Dr. med. 1815, Kinderarzt in Petersburg, † 1869 als Geheimrat in Reval.

3) ? — 4) Vgl. Brief 10.

5) Wahrscheinlich Hedwig Hoffmann, geb. Merzig, die Frau des Rathsherrn Joh. Hoffmann.

schränken, aus uns und unsern nächsten Umgebungen unser Ideal des Vollkommenen schaffen. Erinnerst Du Dich unseres Gesprächs einige Tage vor Deiner Abreise. Es ist nicht gut, daß man auf der Universität sich zu sehr zurückzieht. Hier wo man zuerst frey und unabhängig auf sich selbst fußend auftritt, hier ist es Pflicht, so viel möglich, Welt- und Menschenkenntniß zu sammeln. Wie leicht wird man nicht verleitet, wenn man dieses versäumt, auf den höchsten Punkt des Egoismus und der Selbstliebe zu gerathen, und was setzt den Menschen mehr herunter, was hindert mehr alles Gute, was er einst stiften könnte, als die erniedrigende Selbstgenügsamkeit? Doch hiervon mehr, wenn wir uns wieder ganz besitzen, wenn wir ein Stündchen nach dem andern Wechselgesprächen widmen. Jetzt eile ich Dir zu erzählen, was mich veranlaßte jener Gedanken, über die ich ausführlicher mit Dir gesprochen habe, mich wieder lebhafter zu erinnern. Ich habe vorgestern d. 10ten<sup>1</sup> einen der schönsten Abende, die ich je erlebte, genossen, ein Abend, dessen Andenken nie aus meinem Gedächtniß schwinden wird. Es war ein Abschiedsmahl, das dem scheidenden Stoffregen<sup>2</sup> zu Ehren gegeben wurde. Hier habe ich ihn ehren und ihn beneiden gelernt. Welche Liebe er von seinen Freunden genießt, wie er sie erwiedert, und wie sehr er es verdient, das kannst Du Dir nicht denken, das können sich so viele nicht denken, die nicht in nähere Verbindung mit ihm traten. Wir waren fast alle zu Thränen gerührt. O ich kann Dir nicht sagen, wie wohl mir hier war, wo nicht eine Spur von dem kindischen Geiste sich zeigte, der jetzt der Hauptton unserer Gesellschaften gewesen ist.

Allein, ich will die nähere Beschreibung jenes Abends auf eine andere Zeit verschieben, besonders da ich Dir jetzt so manche andern Dinge zu schreiben habe, und ich nur mit Mühe die Feder in meiner von dem Kolbenstoß einer Flinte aufgeschwollenen Hand halte.

Fürs erste, wie es mir geht, was ich denke und fühle. — Ich bin fleißiger als in der Henningererey, obgleich ich auch hier

<sup>1</sup>) Sonntag.

<sup>2</sup>) Ernst Const. Stoffregen aus Livland, geb. 1793, stud. med. 1809, wurde 1811 Junker im Grodnoschen Husarenregiment, fiel in der Schlacht bei Baugen im Mai 1813. Er trat als Student mit einer Anzahl Gleichgesinnter zu einem Freundschaftsbund zusammen (im J. 1811 waren es 18), dem Orden der Harmonie, fraternitas Harmonia. Vgl. Einleitung S. 276.

nicht allzuviel thue. Kurz nach eurer Abreise war ich noch in der vorigen Wohnung. Da war es mir so öde und so leer, daß ich hätte hinauslaufen mögen. Hier aber ist mir viel besser. Ich bin fern von<sup>1</sup> aller Fuchsbravour und ich kann wohl sagen, daß mir das recht wohl thut. Nur mein Eduard fehlt mir überall. Wie viel möchte ich mit ihm sprechen. Mein Kopf schwimmt von Plänen und Entwürfen, die ich ihm mittheilen möchte. Ich fühle wieder die ersten aufglimmenden Spuren einer Jugendbegeisterung. Es giebt noch herrliche Menschen in Dorpat. Schade nur daß nicht der belehrende [?] und doch feurige Geist eines Stoffregen die Köpfe noch zusammensesselt. Ja, Eduard, Eduard, ich fühle, wie mir seyn wird, wenn wir uns auf lange Zeit trennen werden. Kaum sind wir einige Zeit von einander entfernt, so schreibe ich Dir 2 Briefe, blos weil es mir eine Erleichterung und wahren Genuß verschafft. Wie freue ich mich auf die Ferien, die wir beide vereint den Musen widmen wollen.

Nun von verschiedenen anderen Dingen. Sage dem Hippus, daß er doch eilen möge Stoffregen das Geld für die verkauften Noten zu schicken. Am 10ten d. M. wurde hier eine sehr blutige Schlacht zwischen den Knoten und Burschen geliefert. Das kurze Argumentum dieser Rhapsodie ist, Trautmann<sup>2</sup> zieht vom Bacchus begeistert mit Helm und blankem Säbel herum, um die Knoten zu befehren. Diese widersetzen sich dem Weisheitsprediger mit Kraft und unser armer Ritter Don Quixote geräth in die größte Lebensgefahr. Sein treuer Sancho Pansa, Hensel<sup>3</sup> genannt, eilt in das gläubige Land der Resewiger<sup>4</sup>, wo wir alle dem Bedrängten beizustimmen eilen. In einem Augenblicke ist der Ritter befreit und die Saracenen müssen fliehen. Aber hinter der Brücke (?) wohnen auch Leute. Vom Rathhaus herab eilt ein Trupp tüchtiger Soldaten, um den Frieden zu vermitteln. Die nehmen unseren lieben Trautmann in die Mitte und bitten ihn mit zu spazirn. Bursche retten den Burschen, ertönt es von allen Seiten, aber die stolze Soldateska versteht das Ding anders und beweist mit Kolben-

<sup>1</sup>) Orig.: voll.

<sup>2</sup>) Joh. Wilh. Trautmann aus Kurland, geb. 1792, stud. jur. 1810 bis 1811, Advokat in Riga, † um 1830.

<sup>3</sup>) Fr. B. Hensell aus Preußen, geb. 1787, stud. med. 1808—12, 1824—25.

<sup>4</sup>) Baer befreundete Studenten wohnten am Markt im Hause des Schneidemeisters J. C. Resewig, der 1813 stirbt. Dörptsche Ztg. 1813, 73; 1814, 1.

hieben, daß der Kriegsgefangene über den dörflichen Rubico und in die verteuflerte . . .<sup>1</sup> mußte. Die Unruhen erneuen sich unterdessen auf dem Forum, und Grindel<sup>2</sup>, der Zeit tribunus plebis, befiehlt dem praetor urbanus<sup>3</sup>, den edlen Helben aus der curia in das academische Burgverließ zu führen. Man sagt, daß dieses alles in einem Heldengedichte Burschikoknotomachia erscheinen wird<sup>4</sup>.

D. 13ten.

Der Morgenstern<sup>5</sup> leuchtete am 12ten December so hell, daß Napiersky<sup>6</sup> beim Schein desselben eine silberne medaille fand. Außer ihm hatte aber niemand noch etwas gesucht. Aber die Post aus Reval, denke Dir die Post, die ich mit so viel Sehnsucht und Ungeduld erwartete, ist ausgeblieben, o miserabile dictum.

\*

Die großen politischen Ereignisse, die in den Jahren 1812, 1813 das ganze russische Reich bewegten, griffen auch tief in das Leben der Universität ein. Der Patriotismus flammte überall auf. Gegen den nationalen Feind erhob sich die nationale Begeisterung in allen Theilen des weiten Reiches. In nicht unbeträchtlicher Zahl traten Studenten, namentlich alle die in Dorpat Militärwissenschaft studierten, nebst dem Professor dieses Faches, dem Baron Friedrich Elsner in das Heer: in den Jahren 1811—1815 wurden 41 Dorpater Studenten Soldaten<sup>7</sup>. Trotz der allgemeinen finanziellen

1) ? Ein Loch im Papier.

2) D. H. Grindel, geb. zu Riga 1776, stud. zu Jena 1795—98, Prof. der Chemie in Dorpat 1802—1814, Rektor 1810—12, stud. med. in Dorpat 1820, Arzt 1822, † 1836 in Riga.

3) = Stadtrichter. Friedr. Ackermann, geb. zu Zeitz 1771, Syndicus in Dorpat 1802, Bürgermeister 1805, † 1827.

4) Das wahrscheinlich Baer verfaßte und aus dem die vorstehenden römisch rechtlichen Ausdrücke stammen.

5) Karl Morgenstern, geb. 1770 zu Magdeburg, † 1852 zu Dorpat, Prof. der Philologie und Beredsamkeit 1802—1833, der Festredner am Stiftungstage der Universität am 12. Dec.

6) C. E. Napiersky, geb. zu Riga 1793, stud. theol. 1810—12, Pastor zu Rebalg, 1829—49 Schuldirektor in Riga, bekannter Geschichtsforscher, † 1864. Vgl. Hasselblatt, Die Ehrenlegion 33.

7) Hasselblatt und Otto, Von den 14,000 Immatrikulierten, S. 107. — Friedr. Baron Elsner, geb. 1771 in Berlin, Ingenieur in der preussischen und polnischen Armee, Professor der Kriegswissenschaften in Dorpat 1803, ging 1812 zur aktiven russischen Armee, wurde Obrist, gestorben 1832 als General. — Der Lieutenant Carl v. Nieroth organisierte mit Allerhöchster Bewilligung ein abliges Frei-Corps reitender Jäger und rief zum Eintritt auf: Ehre und Ruhm

Not wurde doch im J. 1812 allein aus Livland an freiwilligen Gaben 2,618,000 Rbl. dargebracht, dazu aus Desel 150,000 Rbl. Auch die Universität trug zu solchen Spenden bei. Auf Betrieb des Rectors Parrot wurde im August des J. 1812 in Dorpat eine Kollekte für die in Riga bei der auf Befehl des Kriegsgouverneurs Essen erfolgten Einäscherung der Vorstädte geschädigten Einwohner veranstaltet, die 5000 Rbl. eintrug, wobei von den Professoren 1125 Rbl., und von den Studenten, deren Zahl im Augenblick auf 181 gesunken war, 1000 Rbl. beigesteuert wurden. Und im folgenden Jahr 1813 gab Dr. Moier, der spätere Professor der Chirurgie, ein Konzert für die Verwundeten, das 407 Rbl. eintrug. Dazu ließen die Studenten zwei verarmten Kreislehrern 400 und 300 Rbl. zukommen, und auf die Nachricht von der allgemeinen Erhebung des Volkes in Preußen schickten Dorpater Studenten auf Betrieb des Prof. Burdach 565 Rbl. als einen Beitrag zu den Bewaffnungskosten, und ein Student Jacquet überwies als Ertrag einer von ihm verfaßten Schrift 400 Rbl. dem Militärgouverneur in Berlin<sup>1</sup>. Im April 1813 dankt Graf Wittgenstein aus Berlin den Mitgliedern der Musse (jetzt Ressource) in Dorpat für 3000 Rbl., die er zur Unterstützung blessirter Krieger erhalten habe<sup>2</sup>.

Vor allem aber haben in jenen Jahren Dorpater Mediziner wertvolle Dienste geleistet. Im J. 1811 waren an der Universität unter 259 Studenten 84 Mediziner, zum Ausgang des J. 1812 war die Zahl der Studenten auf 209 gesunken, darunter 51 Mediziner. Die Examina waren beschleunigt worden, es wurden in diesem Jahre 25 Doktoren freiert und 40 Mediziner erhielten veniam praxeos als Chirurgen. Ueber 60 Dorpater Mediziner wurden in die Kriegslazarette entsandt, besonders die sog. Kronstudenten, die mit Unterstützung der Regierung studiert hatten. Ein Teil ging nach Riga, und als im September General Essen noch weitere Hilfe forderte, wurden noch 16 Mediziner, die auf eigene Kosten studierten, dorthin entlassen. Zu diesen gehörte auch Baer. Diese Dorpater Mediziner haben, wie die Zeugnisse der rigaschen Aerzte belegen, redlich ihre Pflicht getan. Und als im folgenden Jahr 1813 auf Verlangen des Kriegsministers Gortischakow auch in Dorpat ein Kriegslazaret eingerichtet wurde, sind auch hier die Studenten eifrig in Arbeit gewesen. Dabei aber wurden die regelmäßigen Studien nicht veräußert; unter den Studenten, die sich im J. 1813 in der medizinischen Klinik des Professor Balk auszeichneten, wird auch der stud. med. v. Baer genannt. Und

ist der Lohn des Patrioten. — In Livland wird eine Landwehr aufgerufen, 1000 zu Fuß, 1000 zu Pferde, Führer war v. Sivers-Ranken. Dörptsche Btg. 1812 Nr. 33, 37, 71.

<sup>1</sup>) Bgl. Brief Nr. 29. — <sup>2</sup>) Dörptsche Zeitung 1813 Nr. 30.

Professor Burbach gedenkt seiner vielen talentvollen Schüler in Dorpat, zu denen auch Baer und Pander gehörten<sup>1</sup>.

Ueber den Aufenthalt in Riga im J. 1812 handeln die folgenden Briefe. Am 5. Oktober war Baer dahin abgereist.

17.

A Monsieur

Monsieur E. Assmuth à Dorpat.

Add. Stiernhielm.

[Riga]<sup>2</sup> d. 7ten October 1812 [Montag].

Am Abend spät.

Carissime,

Heute um 4 Uhr langten wir in unserm Riga gesund und wohlbehalten an. Raun haben wir uns beym General-Gouverneur<sup>3</sup>, dem Kommandanten<sup>4</sup> zc. gemeldet und Meinshausen<sup>5</sup>, den Inspector aller Spitäler aufgesucht, und unser zukünftiges Schicksal ungefähr erfahren und obgleich ich in 2 Nächten kein Auge zugethan habe, ist es mir doch unmöglich mich schlafen zu legen, ohne noch heute einige Worte Dir, meinem Freund geschrieben zu haben. Erwarte keine Reisebeschreibung, die Du vielleicht noch in einem abgeforderten Heftchen erhalten wirst. Sehr verschieden von diesen Kleinigkeiten sind die Gefühle, die mich beym Gedanken einer langen<sup>6</sup>, ja ich kann und muß leider sagen — einer ewigen Trennung erzeugen. Denn führt uns auch das Schicksal noch einmal zusammen, kettet uns auch vielleicht mit engern Banden, so sind wir doch dieselben nicht mehr. Wenn auch der heilige Geist der Freundschaft nie aus unseren Herzen weicht, so sind wir doch im späteren Alter nicht mehr, was wir als Jünglinge in Reval und Dorpat waren. Oh ich blicke mit Rührung zurück auf die goldene Vergangenheit, auf die Linden vor der Domkirche<sup>7</sup>, auf Katharinenthals glückliches Paradies, auf unsere botanischen Züge in die umliegende Gegend von Reval und Dorpat. Vor meinem Geiste

<sup>1</sup>) Morgenstern, Beiträge I, 237. 395. — Burbach, Rückblick 230, 250. Die Briefe aus Riga = Nr. 17--22 sind bereits im J. 1877 von Stieba in der Balt. Monatschr. abgedruckt und besprochen. — Ueber Baers Tätigkeit in Riga und die Krankheit vgl. Leben 140 ff.

<sup>2</sup>) Orig.: Dorpat.

<sup>3</sup>) Magnus v. Essen war 31. Mai bis 13. Okt. 1812 Kriegsgouverneur. Die populäre Bezeichnung für ihn war Generalgouverneur.

<sup>4</sup>) Kommandant wurde am 13. Mai 1812 General Emme.

<sup>5</sup>) Joh. Meinshausen aus Celle, Mediziner, trat 1788 in russische Dienste, wurde 1811 Oberarzt des Kriegshospitals in Riga, † 1831.

<sup>6</sup>) Assmuth verließ die Universität Ende Nov. 1812. Vgl. Dörptsche Btg. 1812 Nr. 95. — <sup>7</sup>) Vgl. Brief 7. 12.

liegt aufgeschlagen der Livius, Bode<sup>1</sup>, Schiller, Anacreon, Tacitus, Terenz, Homer, Juvenal mit dem Goldsmith<sup>2</sup> und Bredow<sup>3</sup>. Ich möchte Dir danken aus der innersten Tiefe meiner Seele, für das, was Du mir gewesen, für das, was ich durch Dich genossen habe. Ich möchte Dich an mein Herz drücken und nicht mehr von mir lassen. Wahrlich die schönsten Stunden meines Lebens habe ich mit Dir und durch Dich genossen, durch Dich wurde ich im Hoffmannischen, durch Dich im Hause Deiner braven Mutter bekannt!<sup>4</sup> — —

Grüße mir die Kefewigen, den Vogel (?), Ungern<sup>5</sup> zc. zc. Die Wernen, Stubbe<sup>6</sup>. Den Kefewigen sage, daß es mir sehr leid gethan hat, sie nicht noch am Nachmittage meiner Abreise gesehn zu haben. Ich hatte ihnen noch manches zu sagen. Dem braven Napiersky<sup>7</sup> gebe mein Stammbuchblatt und sage ihm, wie es mich schmerzt, daß ich ihn so spät erst kennen gelernt habe. —

Wie es mir in Riga gefällt? Bis jetzt gefällt mir noch nichts außer den Damen. Diese ziehen mich unendlich an, ihre Sprache, ihr Benehmen zc. a quelque chose qui enchante.

Jetzt nur noch ein Paar neue Aufträge. Einliegenden Zettel gieb dem Hippus, und bitte ihn außerdem noch von Hartman<sup>8</sup> zu verschreiben:

Stark<sup>9</sup>: Handbuch zur Kenntniß und Heilung innerer Krankheiten.

Arneman: System der Chirurgie, des ersten Theils 2te Abtheilung (allein).

Méhée: Ueber die Kur der Schußwunden 1802 od. 1803, übersezt v. Wiedemann.

1) Bode, Vorstellung vom gestirnten Himmel. 1782. Vgl. Brief 4. — Beim Prof. Huth hörte Baer ein Kolleg über populäre Astronomie. Stieda 22.

2) D. Goldsmith, englischer Historiker und Dichter, 1728—1774, Verfasser des Vicar of Wakefield.

3) G. Bredow, verdienster Historiker 1773—1814.

4) Vgl. Brief 5.

5) Ernst v. Ungern-Sternberg, stud. jur. 1811—13. Diplom. † 1879 als wirkl. Geheimrat.

6) Geinr. Stubbe aus Pommern, stud. med. 1810, 12—13, Dr. 1817. Arbeit 1813 eifrig im Kriegshospital in Dorpat unter Prof. Balk. Arzt in Reval, Döessa. — 7) Vgl. Brief Nr. 16.

8) Hartmann war Buchhändler in Riga.

9) Joh. Chr. Stark, Prof. in Jena, † 1811; Handbuch. 2 Bde. 1799. — Justus Arnemann, Prof. der Chirurgie in Göttingen, † 1807 in Hamburg:

18.

Riga. Vorkampfs<sup>1</sup>-Kaufe,

in der Nacht vom 14–15ten October [1812. Montag/Dinstag].

Carissime!

Sic eunt fata hominum!!! Forsan et haec olim meminisse juvabit!!! Proderit chronologicam observare seriem in narrandis fatis<sup>2</sup>.

Ermüdet vom angestregten Marsch und vom langen vergeblichen Warten, zusammengerüttelt vom unbequemen Postwagen, unzufrieden mit den Zauderern fuhr ich in Rigas Thor ein, zweifelhaft ob ich viel oder wenig zu hoffen hätte. — Am Thor, wo unser Quartiermeister versprochen hatte, seine Wohnung uns anzeigen zu lassen, mußte kein Teufel was von Glaser<sup>3</sup>, sondern man bedeutete uns, wir sollten gerade vor das Rathhaus fahren und im Quartiercollegium wegen unseres Unterkommens uns erkundigen. Wir thun es und erhalten die Weisung in der Stadt London, dem nächsten Gasthose auf Rechnung der Krone uns einzuquartiren. In wenigen Minuten war die Inselarwelt unserer Rippen und Kappen und Säckchen und Päckchen im 3. Stockwerk der Stadt London und wir mit ihnen. Die Uhr war  $\frac{1}{44}$ . Jetzt sollten wir zum General-Gouverneuren gehen, und wie natürlich in völliger Uniform. Aber leider waren wir 5<sup>4</sup> an der Zahl und hatten nur 4 Uniformen, 3 Hüte und Degen und  $\frac{1}{6}$  Duzend weiße Hosen, von denen ein Paar ganz beschmiert war.

Trotdem beschließen sie, sofort zum Generalgouverneur zu gehen, der sie aber nicht selbst empfängt, sondern durch seinen französisch sprechenden Adjutanten an den Commandanten verweist. Durch tiefen Rot und Schmutz kommen sie zu diesem in die Zitabelle.

<sup>3</sup>/<sub>4</sub> auf 1 Uhr.

Der Commandant verwies uns an unsern Chef, den Collegienrath Meinshausen, [den] wir endlich beim Buchhändler Meins-

System der Chirurgie. 2 Bde. 1798–1801. — Mechie Joh., Abhandlung über die Schußwunden. Aus dem Französischen übersetzt von Chr. Wiedemann. 1801.

<sup>1</sup>) C. Vorkampff aus Wilna, geb. 1789, stud. med. 1805–12, † um 1815. Am 28. Sept. 1812 stellt der Rector ein Empfehlungsschreiben an den Kriegsgouverneur Essen für Dr. Vorkampff aus.

<sup>2</sup>) = So gehen die Geschichte der Menschen! Vielleicht wird es einst eine Freude sein, auch dieser Dinge zu gedenken! Es wird gut sein, in chronologischer Ordnung die Sachen zu erzählen. Vgl. Virgil, Aen. 1, 208. Brief. 7.

<sup>3</sup>) Friedr. Glaser aus Livl., stud. med. 1810–15, Dr., Arzt in Jellin. † 1824. — <sup>4</sup>) Darunter Jaenisch, Gauger, Weiße.

hausen<sup>1</sup> fanden, und der uns zu dem andern Morgen früh zu sich bestellte. Er wohnt beym groß. Hospital 4 Werst von der Stadt<sup>2</sup>. Am Dienstag früh war noch kein Fuhrmann zu haben und wir mußten 4 Werst durch unfäglichen Dreck waten, um mit dem 7ten Glockenschlage bey Meinshausen zu seyn, der uns alle beym gr. Hospital anstellte. Longum erit omnia referre<sup>3</sup>. Drum will ich Dir nur erzählen, daß wir am andern Tage von M. dem Commanbanten eine Schrift wegen unserer Anstellung bringen mußten, daß dieser uns dann in seine Kanzley schickte, von wo wir nach einem 2stündigen Warten ein Пизмо an das Quartiercollegium erhielten, das uns bat uns bis zu morgen zu gedulden. Den 10ten ließ uns das hochlöbliche Collegium ein Quartier anzeigen, allein der Hausherr weigerte sich es herzugeben. So ging es immer weiter, bis am 12ten der Rathsherr Collins uns anzeigen ließ, daß wir jetzt in das Haus des Подредшикъ Малковъ einziehen könnten. Wir packn also unsere Siebensachen zusammen und fahren hin. Малковъ aber erzählte uns, daß das Gericht noch den Schlüssel von unsern Zimmern habe und daß es versiegelt sey. Wir sahen uns daher genöthigt unsere Sachen in Mallofs Schafferei ad interim zu versetzen. Auf ähnliche Weise gingen die Sachen immer fort, bis wir endlich d. 14ten wir einzogen, aber keine Betten, Möbel, geheizte Defen zc. hatten. Und was haben wir denn endlich errungen? 2 kleine Sperlingsnester, falt, feucht, noch haben wir keinen Densstick, unser Hausherr will uns kein Licht geben. Dieses alles erzähle ich Dir nur, um Dir zu zeigen, wie wenig man geneigt ist einigermassen das zu halten, was man uns versprochen hat. Von Gage passirt noch garnichts. Und wir haben allein über 10 Thaler verfahren, um nur einigermassen in Ordnung zu kommen.

D. 15. Hedwigs Tag.<sup>4</sup>

Ein Paar Tage nach meiner Ankunft war ich wieder einmal recht verdrüßlich, es war wieder einer von den Tagen, an welchen alles conträr geht. Meinshausen hatte uns im Hospital angestellt

<sup>1</sup>) J. F. Meinshausen, geb. 1782, † 1835; er führt den Titel Universitäts-Buchhändler (Morgenstern, Beiträge I, 262), hat auch in Dorpat ein Geschäft.

<sup>2</sup>) Das Kaiserliche Feldhospital lag drei Werst unterhalb der Stadt nach der Roten Düna zu in einer erhabenen gesunden Gegend an einem Kanal, auf dem Platz, wo auch heute das Kriegshospital liegt.

<sup>3</sup>) Es wird zu lang, alles zu berichten. — <sup>4</sup>) Nach dem Kalender.

und ich war zufällig unter einen wahren Viehhund von Stabschirurgus gekommen. Der Kerl sieht aus wie Baron Pampel und hat eine violette Nase wie ein Kalkun. Noch mehr aber ärgerte ich mich, als Meinshausen uns fragte, ob denn ein gewisser Hensell<sup>1</sup> noch nicht gekommen sey? er habe von ihm gehört, daß er ein geschickter Operateur sey. Er wollte ihn an einen vortheilhaften Posten bey den Chirurgischen Kranken anstellen. Von uns 5 bekam Jaenisch<sup>2</sup>, der unwissenste, die beste Stelle, nach ihm Gauger<sup>3</sup>, der nur mit 14 Patienten und zwar Officieren zu thun hat, und ein gutes Quartier bewohnt und zwar in einer reizenden Gegend 5 Werst von Riga. Als ich in die Stadt kam, hörte ich, daß Hensell und Hempell<sup>4</sup> gut angestellt und sehr oft in angenehme Gesellschaften gebeten gewesen wären. Alles das verdroß mich, ich sah daß es den Dümmlsten immer am besten ging, denn Levy<sup>5</sup> blieb unbemerkt, während man [von] Hensell erbärmlich viel hält; Gellerts Fabel vom dummen Sohn des sterbenden Vaters fiel mir ein und wurde von mir beherzigt. Noch hatte ich keinen von meinen 5 mitgenommenen Briefen abgegeben. Im Uebermaaß meines Unwillens beschloß ich auch, keines derselben mich zu bedienen, mich vor aller Welt zu verschließen. Als der Abend dieses unglücklichen Tages anbrach, dachte ich, es wäre doch recht charmant, wenn ich den alten Ahmuth<sup>6</sup> auffuchte, wir schwägen in der vertraulichen Dunkelheit von früheren Zeiten und von denen, die uns lieb sind, vielleicht verzieht sich da die Wolke des Unmuths. Aber, wie ich Dir schon gesagt hatte, dieser Tag schien zum Unglück bestimmt, denn als ich nach einem 1 $\frac{1}{2}$ stündigen Suchen in das Haus Deines Onkels trat, war es mir schon gar nicht recht, Gäste drinn zu finden. Ich trat auf den Herrn Inspektor zu und fragte, ob

1) Vgl. Brief Nr. 16.

2) Alex. Jaenisch aus Wiborg, geb. 1790, stud. med. 1809—14, Dr., Med.-Inspektor in Odessa, † 1858.

3) Carl Gauger aus Livland, geb. 1792, stud. med. 1809—14, Dr., arbeitet 1813 eifrig im Kriegshospital in Dorpat unter Prof. Styr, † 1878 in Petersburg als Geheimrat.

4) M. Hempell aus Livl., geb. 1784, stud. med. 1809—13, 1814—17, Arzt in Petersburg und Livland. Vgl. Brief 24.

5) Dem. Levy aus Livl., geb. 1787, stud. med. 1809—12, Dr., erhielt die goldene Medaille, 1812—14 im Kriegshospital in Riga, Med.-Inspektor in Riga, † 1855. Vgl. Baer, Leben 142.

6) Conr. Ahmuth, Schul-Inspektor, Ed. Ahmuths Vatersbruder. Lofftus 17. Vgl. S. 253.

er mich nicht mehr kenne. Er war ganz zweifelhaft, ich nannte meinen Namen und sagte ihm, daß ich einen Brief an ihn aus Dorpat hätte, den ich ihm zugleich einhändigte.

Er: Ach, Sie sind auch wohl mit einer von den Studenten, die hier in den Hospitälern arbeiten werden.

Ich (etwas verdrossen): ganz recht.

Er: Sie kennen also wohl meinen Vetter, was macht er?

Ich: Wie sollte ich nicht? (für mich) Sollte der Alte wieder ganz zersireut seyn oder will er mich nicht kennen? (Laut) Erinnern Sie sich meiner nicht mehr, wir haben uns ja in Reval oft gesehen.

Er (langsam): Ja — ich glaube — bey Hoffmanns (Indem er den Brief erbricht) Wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, so soll es gern geschehen. Ich kenne den Collegienrath Meinshausen genau und vielleicht kann ich Ihnen dadurch manchen Vortheil verschaffen.

Ich (meinen Aerger verbeißend): Ich danke Herr Inspektor, ich habe schon meine angewiesene Stelle und bin mit allem zufrieden.

Pause — der Alte liest.

Mit einem Mal bricht er los. Ach mein Gott, Warum haben Sie mir Ihren Namen nicht genannt? Sie sind ja der 2c. — Nun ja, da haben wir's; er hatte wirklich nichts davon gehört, als ich mich nannte.

Jetzt muß ich gleich schließen, denn es ist bald Postzeit und ich habe noch 4 Werst hinzulaufen. Grüße mir alle, die sich für mich interessieren, besonders den braven Hollander<sup>1</sup>, dem ich herzlich für seine mitgegebenen Briefe danke. Ich habe beym Kaufmann Windhorst, wo Hülsen<sup>2</sup> wohnt, einen sehr angenehmen Nachmittag verlebt. Was aber Deinen Onkel anbetrifft, so hat er mir so viel Güte und Gefälligkeiten erwiesen, daß ich mich fast schäme, und mich sehr hüte irgend einen leisen Wunsch merken zu lassen. Danke ihm in meinem Namen recht herzlich dafür. Menschen, gebt mir doch was von Euch zu lesen. Statt aller Adressen schreibt auf die Briefe, daß sie abgeholt werden. Der Hippiasage, sie möge doch dem Hartmanno schreiben<sup>3</sup>, und ihm sagen,

<sup>1</sup>) Hl. Hollander aus Tiroland, geb. 1790, stud. jur. 1810—12, verließ die Universität 1812 Dez. 21. † 1817. — <sup>2</sup>) ? — <sup>3</sup>) Vgl. Brief 17.

daß er die Bücher mir abgiebt. Das Geld werde ich in Revall pünktlich von meinem Bruder zahlen lassen.

So lebt den alle wohl, am nächsten Mittwoch (23)<sup>1</sup> denkt  
Cures  
C. Ursini.

19.

Riga d. 18. Okt. 1812 Abends [Freitag].

Menschen, warum schreibt Ihr mir nicht? 2 lange Wochen bin ich aus Dorpat, und Ihr habt mich keine Sylbe von Euch hören lassen! — und Du besonders Ahmuth, fiel Dir denn garnicht ein, als Du Deinem Onkel schriebst, daß ich auch in Riga bin, daß ich Deinen Onkel kenne. Nein, das hätte ich nie geglaubt, daß Du ihm schreiben könntest, ohne eine Einlage an mich einzuschließen. Um Dich dafür recht hart zu bestrafen, will ich Dir erzählen, wie ich mich gesehnt habe nach Nachrichten von Dir, wie ich nach einem vermeintlichen Briefe gelaufen bin. — Die Post kommt hier Mittewochs und Sonnabends spät an, wird aber gewöhnlich erst am Donnerstag und Sonntag ausgegeben. Raum war der ersehnte Abend am vorigen Mittewoch erschienen, als ich in die Stadt laufe (ich wohne über 4 Werst von ihr entfernt!), um wenigstens auf der Postkarte meinen Namen zu lesen, aber die Post wollte durchaus an diesem Abend nicht ankommen, ich mußte unverrichteter Sache nach Haus.

Am andern Morgen eilt Baer wieder in die Stadt, es ist aber kein Brief angekommen, auch nicht als Einlage in einem Schreiben an den Inspektor Ahmuth, bei dem er dreimal nachgefragt, um endlich am Donnerstag zu erfahren,

„daß Du mir nicht geschrieben, — ob Du gesund geblieben.“<sup>2</sup>  
Ich sehe Dir an, daß Du schon ganz gerührt bist, darum auch nichts mehr hiervon. . .

Wenn ich Dir sage, daß wir noch keine Gage bekommen haben, so wirst Du wohl fragen, wie ich es möglich mache, um zu leben? Auf die leichteste Art von der Welt. Wenn man den Euler<sup>3</sup> gelesen hat, so geht das ganz herrlich, z. B. ich reiste aus Dorpat mit 5 Rbl., das macht = + 5 Rbl., nun habe ich hier ausgegeben 50 Rbl., das giebt — 50 Rbl., da habe ich denn

<sup>1</sup>) Wahrscheinlich der Stiftungstag der Harmonia. Vgl. S. 276.

<sup>2</sup>) Bürger, Leonore.

<sup>3</sup>) L. Euler 1707—1783, berühmter Mathematiker.

noch einen Rest von — 45 Rbl., von dem ich zehren kann. — Nun sind die Rigenfer zwar keine Freunde von minus, aber sie mögen + draus machen, wenn sie Lust haben.

Du wirst glauben, daß ich ein ausgemachter Narr geworden bin. Aber Du irrst Dich ganz verzweifelt. Ich habe alle Vormittage, wenn ich im Lazareth bin, das Gallenfieber, und nur wenn ich Dir schreibe, bin ich vergnügt. Ich verspreche Dir aber hiemit (?), daß auf der 4. Seite meines Briefes immer nur strenger Ernst herrschen wird und gleich als wie Gott der Herr den Regenbogen einsetzte zum Zeichen, daß er nie wieder eine Sündfluth über die Menschen wolle ergehen lassen, also ist bei mir das Ende der 3. Seite ein Zeichen, daß keine Albernheit mehr kommt<sup>1</sup>.

Dein Onkel läßt Dir dringend anempfehlen, auf allen Fall den Sonntag<sup>2</sup> zu heiligen, d. h. seine Bekanntschaft zu machen. Er hat Dich schon bestimmt bey ihm angemeldet und läßt Dir sagen, den Sonntag (den Rigischen nehmlich) nicht zu betrachten, als ob er in einen nimbus der Heiligkeit gehüllt sey, sondern zuversichtlich zu ihm gehen, denn es soll eine Hauptabsicht von ihm seyn, die fähigsten der zukünftigen Prediger in Dorpat kennen zu lernen — ergo. Schon in meinem vorigen Briefe sollte ich Dir das schreiben, habe es aber vergessen.

Wenn einmal eine Gelegenheit aus Dorpat nach Riga kommen sollte, so sey so gut mir außer meinem Ueberrock zu schicken: 1. meine blecherne Kaffeekanne, die in unsrem Quartier, 2. die Lampe dazu, die in Höppeners<sup>3</sup> Zimmer steht — ferner aus meinem Schranke vom 3. Brette meine Hefte, die dort stehen und das Heft der Materia medica<sup>4</sup>, das wahrscheinlich liegen wird.

Ich möchte Dir noch so außerordentlich viel schreiben, allein mein Licht wird gleich auslöschen und morgen wird wohl keine Zeit mehr seyn. Grüße doch alle Freunde recht herzlich. Warum schreibt mir denn auch keiner von den Reiseswigen<sup>5</sup>. Soll ich, der ich durchaus nur die Nächte dazu brauchen kann, denn den Anfang

<sup>1</sup>) Schluß der 3. Seite.

<sup>2</sup>) Der Generalsuperintendent Dr. Sonntag aus Riga hielt im Herbst und Winter 1812 in Dorpat homiletisch-praktische Vorlesungen für die Theologie Studierenden, und über Moral für Damen. Das livländische Oberkonsistorium war temporär nach Dorpat versetzt. Bei ihrer Gründung hatte die Universität vergeblich die Professur der Kirchengeschichte Sonntag angetragen.

<sup>3</sup>) M. Höppener aus Estland, geb. 1793, stud. jur. 1811—13. † 1850 als Regierungsrat in Reval. — <sup>4</sup>) Vgl. Brief 12. — <sup>5</sup>) Vgl. Brief 16.

machen? Wenn man wie ich z. B. heute seine 16 Werst gelaufen ist, 7 Stunden im Lazareth zugebracht hat bey Faulfieber Patienten, so sehnt man sich wohl nach dem Schlaf und nach Briefen.

Apropos. Ich habe einen Auftrag bekommen, Dich recht dringend um etwas zu bitten, und zwar daß Du so bald als möglich dem Nicolay Stiernhielm<sup>1</sup> schreibst und ihn fragst, ob ein gewisser Artillerie-Lieutenant Van der Weyde in der 4ten Brigade unter Wittgenstein noch lebt und ihn bittest, wenn dieser Van der Weide noch lebt, doch ja seiner Mutter oder sonst jemandem nach Riga zu schreiben.

Vergiß nicht die Erfüllung meiner Bitte, sie ist mir wichtig.

20.

Riga den 21sten November 1812 [Donnerstag].

My Dear.

Nach einem fast 4wöchentlichen schmerzhaften und schweren Krankenlager (24 Tage sind es, seit ich mich hinlegte) bin ich endlich so weit, daß ich wieder die Feder etwas regieren kann<sup>2</sup>, um Euch, meine Freunde, mich mittheilen zu können! Ich habe sehr bittere Stunden in dieser Krankheit verlebt. In einer fremden Stadt, ohne Freunde, getrennt von allen Bekannten, lag ich in einer engen, unbequemen Wohnung den ganzen Tag allein! ohne Mittel mir zu helfen, ohne Arzt — ja fast ohne einen Menschen zu sehen. 14 lange Tage habe ich zugebracht, in denen ich fast niemand gesehen habe als Glaser<sup>3</sup>, meinen Hausburschen (er wohnt neben mir). Und auch diesen sah ich oft nur einen Augenblick vor seinem Ausgehen am Morgen um 8 und am Abend um 8 oder 9 einige Minuten oder ein halbes Stündchen. Aber wozu soll ich Dich in meine düstre Krankenstube führen? Es ist jetzt Gott sey Dank besser mit mir und da wollen wir lieber die trüben Stunden vergessen, da sie einmal überstanden sind! Das bleibt aber ewig wahr und unumstößlich, daß keine Unannehmlichkeit, kein Unglück so groß ist, daß nicht etwas Gutes damit verknüpft wäre. So kann man, wenn man an einer

<sup>1</sup>) Nic. Stiernhielm aus Livland, geb. 1798, studierte Militär-Wissenschaften 1810—11, wird Militär, † 1814 in der Schlacht bei Arcis zur Seine. — Ahmuth wohnte im Hause Stiernhielm in Dorpat.

<sup>2</sup>) Der Brief ist auffallend deutlich, offenbar langsam geschrieben.

<sup>3</sup>) Vgl. Brief 18. Sie wohnten in der Vorstadt in einem kleinen vom Brande verschonten Hause. Nach Baer, Leben 140 war Glaser früher vom Typhus ergriffen als Baer; vgl. dagegen Brief 21.

schweren Krankheit darnieder liegt, recht deutlich die Vortheile gesellschaftlicher Verbindung einsehen und tief den Werth der Familienbande empfinden. Seit ich das Haus meiner Eltern verlassen, habe ich mich noch nie so sehr in dasselbe zurückgesehnt als in meiner Krankheit, wo ich von allen mich umgebenden Menschen verlassen und gleichsam als überflüssig, als unnöthig betrachtet war! — Aber Hygea lächelt mir wieder und gießt ein schöneres Leben über meine Umgebungen aus, drum weg mit der Klage. — Ein wahres Labfal und gewiß eine beträchtliche Mitwirkung zur schnellen Genesung ist es mir gewesen, den Fr. Parrot<sup>1</sup> öfters hier zu sehen. Ich bin ihm so sehr gut — und jeder, der seinen graden, braven Wiederfynn genauer kennt, muß so gegen ihn gefinnt sein. —

Es ist aber auch jetzt in Riga, als ob die Pest in den Lazarethten herrschte. Alles, was die Hospitallust noch nicht so gewohnt ist, wie die Stabschirurgen, befällt über kurz oder lang. Hempel ist wie ich glaube jetzt der einzige von den Studenten, die mit Faul- und Nervenfiebern zu thun gehabt haben, der nicht krank geworden ist. (Außer ihm ist auch noch Zoepffel<sup>2</sup> unangesteckt.) Auch von den Kronstudenten liegen die meisten auf dem Krankenlager und einer mit Namen Löbel<sup>3</sup> ist schon in die andre Welt gegangen; andere Schering<sup>4</sup>, Rühland<sup>5</sup> sind noch sehr schwer. Quibus Deus sit benignus!<sup>6</sup>

Am Abend.

Sehr wunderte es mich, als ich hörte, Schmidt<sup>7</sup> sey in Riga angekommen, daß er mir nichts von den Sachen, die ich Dich aus Dorpat zu schicken bat, mitgebracht hatte. Denn ich erwarte manches davon wirklich mit Sehnsucht. Aber er erzählte mir bald selbst, daß niemand in Dorpat von seiner Abreise gewußt habe.

<sup>1</sup>) Frd. Parrot (Sohn des Rectors G. F. Parrot), geb. 1792 in Karlsruhe, stud. med. 1807—14, Prof. der Physiologie 1821, der Physik 1826, der Ersteiger des Arrarat, † 1841. Baer verkehrte im Hause Parrot. Vgl. S. 275.

<sup>2</sup>) Benj. Zoepffel aus Rurland, geb. 1785, Dr. med. 1812, † zu Riga 1812. — <sup>3</sup>) Mich. Loebell aus Würzburg, geb. 1788, stud. med. 1811—12. Chirurg.

<sup>4</sup>) Ernst Schering aus Celle, geb. 1788, stud. med. 1811—12. Chirurg. Dr. 1818. Generalstabsarzt, † 1866.

<sup>5</sup>) Heinr. Rühland aus Braunschweig, geb. 1784, stud. med. 1811—12. Chirurg, Stabsarzt, † 1837.

<sup>6</sup>) = Denen Gott gnädig sei.

<sup>7</sup>) Wahrscheinlich Jul. Schmidt aus Sachsen, geb. 1789, stud. med. 1809—12. Chirurg. † 1814 in Riga.

— Plötzlich erschien der Magnificus<sup>1</sup> und sein Fridericus erzählte mir, daß Du am Tage seiner Abreise nach Wennefer<sup>2</sup> habest fahren wollen; das frappirte mich sehr, denn in meinen Fieberphantasien war das mir ein sehr gewöhnlicher Gedanke, daß Du nach Wennefer auf eine Zeitlang würdest. Sollte noch etwas anders, was ich im Traume gesehen habe, in Wahrheit geschehen seyn, so werde ich ganz abergläubisch. Schreibe mir doch in your next, ob der Vater vom Observator Pauker, der Pastor gleiches Namens<sup>3</sup>, in dessen Kirchspiel Wennefer liegt, todt ist, denn [von] ihm habe ich das Ende erträumt. — Der letzte Brief, den ich von Dir habe, ist vom 26. Octob. Solltest Du mir nachher noch keinen spätern geschickt haben, oder liegen vielleicht auf der Post ein ganzes Pfund Briefe, die ich nicht abholen kann. Morgen hoffe ich in die Stadt zu kommen.

Da ist nun schon die 4te Seite und ich habe Dir noch so viel zu sagen, so geht's, wenn man geschwägig ist, dafür muß man zur Strafe ein couvert machen. Um aber nicht das Nothwendige zu vergessen, will ich Dir lieber gleich eine Bitte, an deren Erfüllung mir viel liegt, vorlegen. — Wenn sich Parrots Grindel<sup>4</sup> noch nicht gefunden hat, so mache es möglich auf irgend eine Weise aus dem Buchladen für meine Rechnung einen neuen anzuschaffen und bitte den jungen Parrot, daß er Dir genau angiebt, wie das Exemplar seines Vaters gebunden war, und laß dann so viel als möglich ebenso den neuen kleiden, vielleicht werde ich Dir das Geld dazu gleich mitschicken können, noch weiß ich es aber nicht gewiß. Pray, my friend, do how I begged you.<sup>5</sup>

<sup>1</sup>) G. F. Parrot (1767—1852), Prof. der Physik, war am 1. August 1812 für das nächste Jahr Rektor geworden. Vom 12. bis 20. November behandelte er in einem unter Dr. Meinshausen stehenden Militärhospital in Riga dreizehn Kranke mit dem von ihm gegen Nervenfieber empfohlenen Essig. — Burdach, Rückblick 262. Baer brauchte Essig innerlich. Leben 141.

<sup>2</sup>) Ein Gut im Kirchsp. St. Simonis, das einem Onkel Baers gehörte, dem Gemahl seiner Vaterschwester Eva v. Baer, dem Herrn Jak. v. Wrangel. Vgl. Brief 2.

<sup>3</sup>) Der Vater war H. J. Pauker, der 1785 Pastor in Simonis wurde und erst 1819 starb. Sein Sohn Magnus Georg (1787—1855) wurde 1811 Observator, 1813 Professor in Dorpat, ging aber 1813 als Oberlehrer nach Mitau. Vgl. S. 275.

<sup>4</sup>) D. Grindel (1776—1836), 1804—14 Prof. der Chemie in Dorpat. Vgl. Brief 16. Wahrscheinlich ist hier die Rede von seinem Handbuch der theoretischen Chemie. 1808.

<sup>5</sup>) = Bitte, mein Freund, tue, wie ich Dich gebeten habe.

Weißt Du, wen ich in meiner Krankheit öfters besucht habe? Den wackern Pfarrer von Wakefield<sup>1</sup>. Es sah freylich später nicht mehr so heiter in seiner ländlichen Wohnung aus, als damals, da wir ihn noch zusammen mit dem braven Burchell öfters heimsuchten, denn der arme Mann hat auch manches Unglück erfahren, aber eben darum hat er mir manchmal wahren Trost in meiner Verlassenheit zugesprochen. Besonders hat der Umgang und die Nähe seiner liebenswürdigen Sophy mich recht oft erquickt. Ich denke, Du suchst unseren alten Freund auch auf? damit wir, wenn uns das Schicksal wieder zusammenführt, über ihn und seine Schicksale, über die sich manches vernünftige Wort sagen läßt, näher besprechen können. Du siehst, ich habe wieder ein neues Blatt genommen und kann immer nicht enden vor Dir mein Herz auszuschütten, obgleich das Schreiben, besonders bey Eicht mir noch sehr schwer wird. Aber mir ist, als ob ich nach einem langen und tiefen Schlafe erwacht wäre, und nun wieder unter Euch, lang vermiste, träte und Euch erzählte, was ich geträumt habe. Dabey ist mir so feyerlich und wehmütigh ums Herz wie ungefähr einem jungen Prediger, der zum ersten Mal auf seiner neuen Pfarre gepredigt hat und noch voll ist von gefassten schönen Vorfäßen und großen Plänen. Jetzt möchte ich Flügel haben, um unter Euch fliegen zu können. Ich glaube, wenn ich jetzt 3 Tage unter Euch in Dorpat zubringen könnte, ich würde völlig hergestellt sein. If I could claps Thee in my arms, the sickness would soon fawn away from me.<sup>2</sup> Weißt Du, wenn wir wieder zusammen kommen, so müssen wir noch manches Stück aus dem Horaz zusammen lesen. Der Mensch ist mir in meiner Krankheit außerordentlich lieb geworden und ich habe mir fest vorgenommen, nicht nur auf allen meinen Zügen<sup>3</sup> ihn mitzunehmen, sondern wenn ich mich einst zur langen Ruhe hinlege, mir meinen Horaz als Kopftiffen unterschieben zu lassen.

Morgen wollen die Barrots in academiam revertiren, und ich hoffe dann zum ersten Mal wieder in die Stadt fahren zu können, um ihnen dieses Brieflein mitgeben zu können. Dann

<sup>1</sup>) Von Goldsmith.

<sup>2</sup>) = Wenn ich Dich in meine Arme schließen könnte, würde meine Krankheit mich bald verlassen.

<sup>3</sup>) Pfeffer, Tabackspfeife. Als Knabe hatte B. das Gedicht abgeschrieben. Singen, Nachlaß Baers 22.

will ich auch (wie spät!) die literas Hippianas dem Hartmann<sup>1</sup> abgeben. Hat letzterer die Bücher, die Hippus wünscht, so werde ich die Parrots bitten sie mitzunehmen. Ex Hippia vero veniam quaero<sup>2</sup>, daß ich den Brief so spät erst besorgt, aber Du weißt, wie lang er sich herumgetrieben, ehe ich ihn erhielt; und bald darauf wurde ich krank, hatte die literas Hippianas verlegt und konnte sie garnicht wieder finden, denn ich hatte alles Gedächtnis verloren.

Jetzt lebe wohl, die Buchstaben tanzen mir schon alle vor den Augen herum, und ich bin nicht im Stande mein Geschreibsel noch einmal durchzulesen, ich schicke es Dir, wie es mir aus der Feder floß und überlasse Dir die Mühe, Dich durch diese Hieroglyphen durchzuarbeiten. Bald werde ich Euch auch mein Abschiedslied zuschicken. Grüße die Kefewiger und Henninger<sup>3</sup> herzlich. Bald erhaltet Ihr ausführliche Nachrichten von Eurem

Baer.

Böppfel heirathet Fräulein Meinshausen, ein sehr fixes Mädchen.

21. à Monsieur Monsieur E. Assmuth  
Etudiant en médecine<sup>4</sup> à Reval.

Abzugeben beym Herrn Rathsherrn Hoffmann.

[Riga 20. Decb. 1812 Freitag].

Das Schickfal scheint auf alle mögliche Weise unsere Correspondenz unterbrechen zu wollen, mit jedem Posttage finden sich neue Hindernisse, daß ich immer zum Lügner werde, und ich habe Dir doch so viel zu sagen, daß ich mich nicht entschließen kann, nur auf einige Minuten mich hinzusetzen.

Fürs erste muß ich Dir erzählen, daß ich 2 von Deinen Briefen, den vom 3ten und den vom 7ten Nov. habe ich erst vor kurzem erhalten, weil sie während meiner Krankheit angekommen und Jänisch<sup>5</sup> abgegeben waren, der sie mir nicht zugestellt hatte.

Damit ich es nicht vergesse, will ich Dich jetzt gleich bitten, daß Du unserm Freunde Hippus für das Verschreiben der Bücher<sup>6</sup> dankst. Sey so gut ihm auch zu sagen, daß ich mich hier erkundigt habe, wann ihm die Rechnung zugeschickt wird, und daß ich

<sup>1</sup>) Buchhändler in Riga. Vgl. Brief 18.

<sup>2</sup>) = Hippia bitte ich um Verzeihung. -- <sup>3</sup>) Vgl. Brief 15.

<sup>4</sup>) etc. -- <sup>5</sup>) Vgl. Brief 18. -- <sup>6</sup>) Vgl. Brief 17.

schon mit dem commis abgemacht habe mein quantum der Rechnung hier zu bezahlen.

Damit Du unsere Lage in Riga kennen lernst, will ich Dir nur einige data geben. Hier folgt zuerst die Ordnung, in der wir hier krank geworden sind, Schiemann<sup>1</sup>, Borkampff, Hensell, Schmidt, Levy, Baer, Weiße, Niesenkampff<sup>2</sup>, Struwe<sup>3</sup>, Glaser und Jänisch, der jetzt noch krank ist! aber wahrscheinlich kein Nervenfieber hat. Ganz neuerlich ist Hempell krank geworden. 9 Kronstudenten wurden hergeschickt, von diesen ist nicht einer vom Nervenfieber verschont worden und 2 von ihnen, Loebel und Rieben<sup>4</sup> sind gestorben. Brosse<sup>5</sup> und Köhler<sup>6</sup> haben mit Nervenfieberpatienten nichts zu thun, sondern sind in der Stadt bey den Verwundeten, so auch Gauger. Es sind also nur Melart<sup>7</sup> und Zöpfel verschont worden. Hieraus kannst Du Dir ungefähr einen Begriff von der Bösartigkeit machen, mit der das Fieber in den Lazarethten wüthete — aber nicht bloß in den Lazarethten, die ganze Vorstadt litt an den Folgen der verpesteten Luft. In dem Hause, das ich bewohne, lagen 7 Kranke zu gleicher Zeit, im Gasthause, wo wir speisen, sogar 9. Täglich sah man den Leichenwagen. Bod<sup>8</sup> von Woisick, der bey dem vorigen General Gouverneur viel galt, ein Mann von wirklich herkulischem Bau, besah die Hospitälner, wurde bey der bloßen Inspection angesteckt, war am 5 Tage bewußtlos und am 9ten todt. Auch Parrot jun. hat das Nervenfieber von hier mit nach Dorpat genommen, wie mir Weiß erzählte.

Von Essen war uns eine Gage von 50 Rubel bestimmt, die wir auch für den October und November erhalten haben. Statt dessen kommt jetzt ein Befehl<sup>9</sup>, daß wir nur 33<sup>1</sup>/<sub>2</sub> R. für

1) Schiemann wurde 1812 in Dorpat Dr. med., scheint aber nicht hier studiert zu haben. Morgenstern, Beiträge I, 236. — 2) Vgl. Brief 15.

3) Ludw. Struwe aus Altona, geb. 1795, stud. med. 1811—14. 1823 Prof. der Klinik, † 1828.

4) Joh. Rieben aus Westfalen, geb. 1788, stud. med. 1811—12, Chirurg.

5) Peter Brosse aus Livland, geb. 1793, stud. med. 1810—14, Dr., Prof. in Moskau, † 1857.

6) Herm. v. Köhler aus Livland, geb. 1792, stud. med. 1811—15, Dr., Dozent, † 1860. — 7) Chr. Melart aus Finnland, geb. 1792, stud. med. 1810—13, Dr., † 1854 in Ubo.

8) Georg v. Bod, geb. 1758, Garde-Leutnant, Kreisadelsmarschall, † Okt. 13.

9) Kriegs-Gouverneur von Riga v. Essen wurde 14. October 1812 seiner Stellung enthuben und verließ Riga Ende October. Sein Nachfolger wurde Marquis Paulucci.

den Monath erhalten sollen, und wir müssen daher jetzt den December ganz ohne Gage dienen. Du kannst Dir leicht denken, was das manchem, der darauf gerechnet hatte, für ein dérangement machen mußte.

D. 21sten December [Sonnabend].

Gleich nach meiner Krankheit erhielt ich ein Hospital von 300 Kranken und konnte Dir deswegen ganz unmöglich schreiben, denn hier war die schrecklichste Unordnung eingerissen. Denke Dir doch, daß der Arzt vor mir unter seinen Kranken 4 mit Augenentzündungen hatte, ohne was davon zu wissen und daß durch diese unverzeihliche Vernachlässigung 2 junge Kerls auf ewig blind geworden sind. Schaudert Dir nicht bey dieser Nachricht? Ich brauche Dir gewiß nicht mehr data zu liefern, um Dir zu zeigen, wie man hier mit Menschenglück leicht umgeht.

Auf Dein Tagebuch freue ich mich ungemein. Ich hoffe es soll mir manche genußreiche Stunde verschaffen. Hätte ich Muße genug, würde ich ein gleiches thun. Jetzt aber ist gar nicht daran zu denken, indem Carl Straelborn<sup>1</sup> (der ältere) bey uns wohnt. Er ist ein ganz herrlicher Junge, der mir sehr lieb geworden ist. Es ist seit 10 Tagen bey mir und kommt von Wittgenstein<sup>2</sup>. Alle diejenigen rigischen Studenten, die mir die liebsten und bekanntesten sind, haben sich in Riga nicht sehn lassen, worauf ich mich doch sehr gefreut hatte, auch Albanus<sup>3</sup> treibt sich mit meinem Nocke noch Gott weiß wo herum. Die Hefte habe ich erhalten<sup>4</sup>, die wichtigsten fehlen aber.

Grüß alle herzlich, und laß Dir von Wehrmann einen mir sehr wichtigen Vorschlag mittheilen.

Semper tuus Ursinus.

Eduard Ahmuth hatte in den Jahren 1810 bis Ende 1812 in Dorpat Theologie studiert, dann wurde er, wie so viele junge

<sup>1</sup>) Carl Gustav v. Straelborn, geb. zu Wrangelschhof in Bierland 1793, Artillerie-Leutnant, Inhaber des Wladimir- und des pour le mérite-Ordens und des gold. Säbels für Tapferkeit, gefallen in der Schlacht bei Leipzig 1813. — Der jüngere Bruder Friedr. Wilh., geb. 1796, kämpfte 1813 gegen Napoleon, 1831 in Polen, General, † 1877.

<sup>2</sup>) Graf Wittgenstein (1768—1842) der russische Feldherr, der 1812 an der Dünalinie den Franzosen den Weg nach Peterssburg sperrte und im Oktober siegreiche Gefechte gegen die Marschälle Saint Cyr und Victor bestand. Er erwarb hohen Ruhm, Prof. Senff aus Dorpat reiste ihm 1813 bis Sachsen nach, um ihn zu porträtieren.

<sup>3</sup>) Ed. Albanus aus Livland, geb. 1794, stud. med. 1812—14, 17. † 1829. — <sup>4</sup>) Vgl. Brief 19.

Theologen, Hauslehrer und zwar auf dem Gute Koif. Dieses lag an der Grenze Livlands im Kirchspiel St. Petri in Jerven an der Straße, die von Dorpat über Oberpahlen nach Reval, führt, und gehörte Joh. Georg von Grünwaldt, der 1763 geboren war und 1817 als Landrat starb. Er war mit Anna Christine von Kursell verheiratet, die 1770 geboren war und bis 1842 lebte. Es war ein kinderreiches Haus, über welches wir durch das jüngst (1900) erschienene Buch von Dr. D. v. Grünwaldt „Vier Söhne eines Hauses“ trefflich unterrichtet sind. Die vier Söhne haben alle später angesehene Stellungen eingenommen: Johann (1796—1862), genannt Iwan, wurde Ritterschaftshauptmann, Gouverneur, Senator; Moriz (1797—1877) starb als General-Adjutant und Mitglied des Reichsrats; Otto (1801—90) wurde Kammerherr; Alexander (1805—86) war Landrat. Neben den vier Söhnen gehörten drei Töchter zu den Kindern des Hauses: Helene (1793—1872), Julie (1799—1878) verheiratet an Otto v. Maybell, Elisabeth (1803—1855) verheiratet an Ernst v. Heiniz in Sachsen.

Der Vater war ein streng rechtlicher, gewissenhafter Mann. Die Seele des Hauses war die Frau, fromm, lebhaft tätig, hielt sie die Zügel in fester Hand und erzog ihre Kinder, die sie bis an ihr Lebensende hoch verehrten, in Wahrhaftigkeit und Gehorjam.

In diesem Hause war Justus Mickwitz Hauslehrer gewesen. Er hatte die beiden ältesten Söhne bis zur ersten Klasse der Domschule geführt und war dann 1811 Pastor zu Zegelecht geworden. Ihm folgte 1812 Eduard Ahmuth als Hauslehrer. Zuerst bis zum Mai 1815 und dann nach einer Reise in Deutschland wieder vom Sommer 1816 bis zum Beginn des J. 1819 hat er in diesem Hause gewohnt. Die vier jüngeren Kinder Julie, Otto, Elisabeth, Alexander sind seine Zöglinge gewesen, von denen er Otto bis zur Prima der Domschule führte. Welch eine Stellung Ahmuth im Hause Koif einnahm, darüber haben wir ein Zeugnis des ältesten Sohnes Iwan<sup>1)</sup>: „Hatten sein kindlich bescheidenes Wesen und seine große Tüchtigkeit ihm die Anerkennung und Achtung der Eltern verschafft, so trug auch wohl sein Verhältnis zu mir, dem ältesten Sohne dazu bei, ihm je länger je mehr weit eher die Stellung eines Kindes und eines Freundes als die eines Lehrers im Hause zu geben. Als ich im Dezember 1818 aus dem Auslande heimkehrte, fand ich Ahmuth noch vor, förmlich eingelebt als ein Glied der Familie. Aber es handelte sich damals schon um seine Berufung nach Dorpat. Im Januar 1819 zog er wirklich dahin ab, und ich erinnere mich noch der Abschiedstränen, die damals so reichlich flossen.“

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> Loffius 16,

# Aus den Jugendjahren von Karl Ernst von Baer.

## Briefe von K. E. v. Baer an Ed. Ahmuth.

Herausgegeben

von

K. Hausmann.

(Fortsetzung.)

22. Er. Wohlgeboren  
dem Herrn Candidaten Ahmuth in Reval.

Add. Beym Rathsherrn Hoffmann.

Riga d. 3. Jan. 1813 [Freitag].

Mit Ungeduld harrete ich bis jetzt vergeblich auf eine Antwort auf meinen letzten Brief, die mir dann auch erzählt haben würde, wie Du mit den lieben Deinen die Feiertage zugebracht hast. Mir gingen sie ganz so wie gewöhnliche Tage hin, nur darin waren sie verschieden, daß ich in diesen Tagen mehr als jemals an Euch dachte. Fast unaufhörlich wandelte mein Geist unter Euch, und um recht ungestört dieses Genusses mich erfreuen zu können, blieb ich den letzten Tag des vorigen Jahres zu Hause, obgleich Glaser und Straelborn<sup>1</sup> auf den Ball gingen. Vielleicht dachtest auch Du meiner bei dem Jahreswechsel. Wahrscheinlich war Wehrmann<sup>2</sup> eine Zeit lang bei Euch, und hat mir deswegen so lange nicht geschrieben. Wie und wo Ihr aber auch das neue Jahr gefeiert haben mögt, felix ac faustum vobis sit<sup>3</sup>. Dir vorzüglich, der Du mit dem Anfange dieses Jahres in die Menschheit eintrittst als wirksames Glied, wünsche ich, daß es Dir gelingen möge so viel zu nützen, als Dein Herz es begehrt. Dieser Brief, der

<sup>1</sup>) Vgl. Brief 18. 21. — <sup>2</sup>) Vgl. Brief Nr. 1.

<sup>3</sup>) möge es Euch glücklich und günstig sein.

Dich wahrscheinlich schon in Ausübung Deiner neuen Pflichten findet, sey Dir ein sicheres Unterpfand von allen Segnungen des Himmels, er sey Dir ein Bürge, daß auch getrennt von Dir, mein Geist immer um den Deinen ist, und mein Herz ewig an dem Deinen hängen wird. Und eben darum bitte ich Dich, jetzt da Du eine neue Laufbahn beginnst, vergiß die Regel nicht, die ich Dir jetzt als Freund mit auf den Weg gebe. Sey nicht zu zurückhaltend gegen die Menschen, weder mit Deinen Forderungen noch mit Deinem Vertrauen. Wer zu wenig in der Welt fordert, und mit allem zufrieden alles geduldig erträgt, wird wenig Achtung und wer zu zurückhaltend mit seinem Vertrauen ist, wenig Liebe sich erwerben, und beides bedarf der gebildete Mensch, um glücklich zu seyn. Vielleicht wirst Du noch manchmal an die Wahrheit dieser Behauptung [denken], ich habe in kurzer Zeit sie oft bewährt gefunden.

Aus Deinem Brief vom 21. Decemb. scheint es mir, daß auch unter Euch das frohe Leben in diesem Winter nicht war, das uns sonst so glückliche Stunden schenkte. Hoffmann, Hoffmann, wie viele trauern um Dich!<sup>1</sup> Wer sollte Dich nicht beneiden um Dein glückliches Loos? Meinen letzten an Behrmann geschickten Brief wirst Du wohl gelesen haben, drum kein Wort mehr hiervon.

Zum Schluß muß ich Dir noch die unglückliche Nachricht mittheilen, daß meine Eltern diesen Winter in Pisp zu bringen. Doch das soll uns nicht hindern.

Es hieß schon, daß wir im Anfange dieses Jahres würden entlassen werden, aber prosit. Baer.

Auch Vietsch ist als Opfer der Hospitäler in Sweaborg gefallen<sup>2</sup>. Gott tröste die arme verlassene Frau.

Einliegendes Gedicht von Köhler<sup>3</sup> wurde hier mit vielem Beifall in einer öffentlichen Gesellschaft gesungen. Die Druckfehler mit Entfernung des Druckorts zu entschuldigen.

<sup>1</sup>) † 1812 Dez. Vgl. S. 319.

<sup>2</sup>) Vietsch aus Schöneberg begleitete 1811 den Professor der Anatomie Burdach aus Leipzig nach Dorpat, leistete ihm als Amanuensis sehr wertvolle Dienste, wurde 1812 im Oktober Dr. med., heiratete und ging als Regimentsarzt nach Finnland, wo er bereits im November starb. Burdach, Rückblick 267.

<sup>3</sup>) Fehst. H. v. Köhler, vgl. Brief 21, verfaßte viele Gelegenheitsgedichte, von denen einige in den Gesängen für die Euphonic und in den Liedern für Freunde 1814 gedruckt wurden.

## 23. Selle Sure Koiga moisa Koolmeistrile.

Siin on wiis rubla pabberi rahha sees.<sup>1</sup>

[Wahrscheinlich aus Piep, 1813 nach Ostern = April 13.]

Du Erzphilister!!!<sup>nter</sup> Potenz.

Du wirst wohl nicht wenig auf mich gezürnt haben, daß ich Dir vorbey fuhr, allein 10,000 Gründe, die mich dazu bewogen und die ich Dir unmöglich alle aufzählen kann, rechtfertigen mich. 1ster Grund. Ich war dieses Mal mit schwererem Herzen als jemals von Hause geschieden, und je mehr ich Dorpat mich näherte, wo ich jetzt ohne meine nächsten Freunde leben sollte, ohne einen nähern Bekannten, der mit mir von gleichem Interesse zur Wissenschaft befeelt wird, ohne Freund meines Herzens und der Natur den Frühling empfangen sollte, desto mehr wuchs meine Schwermuth. Mir war fast so zu Muth, als damals, da ich zuerst das väterliche Haus verließ, um nach Reval zu reisen<sup>2</sup> und nur Bilder einer düstern Zukunft sich meinen, in die Ferne forschenden Blicken zeigten. Von diesen Gefühlen stark ergriffen und bewegt, kam ich im Koischchen Krüge an und in langen Schritten schnell auf und abgehend überlegte ich: to go or not to go?<sup>3</sup> und entschied endlich nach langem Zweifel not to go, weil ein solcher plötzlicher Abschied alle Bitterkeit des längern, aber nie seine Süßigkeit hat. Du wirst leicht einsehen, daß dieser Grund allein 9,998 andere werth ist, und es folgt also der 9999ste Grund. Ich mochte nicht gerne Deine Schule noch ein Mal stören.

10000ster Gr. Das Geld konnte ich Dir mit Voigt<sup>4</sup> schicken, der auch Order hat die 145 Cop. Kupfer Münze in harten Fünfern auszugeben.

Grüße alle grünen Wälder et<sup>5</sup> pulchra Arva,  
quae invadere vult Ursus.

Nota optime!

Als ich hier anlangte, fand ich meinen Wenneverre onno

<sup>1</sup>) = An den Schulmeister auf dem Gute Groß-Koif. Hier sind fünf Rubel Papiergeld drin.

<sup>2</sup>) Im August. 1807.

<sup>3</sup>) = zu gehen oder nicht zu gehen?

<sup>4</sup>) Ein bekannter Fuhrmann, der die Verbindung zwischen Dorpat und den Nachbarstädten vermittelte.

<sup>5</sup>) und schönen Felder (Wortspiel? = Schönfeld), welche betreten will der Baer. — Merk, Bester!

ja [Tr]üddi<sup>1</sup> vor und habe versprochen, sie zu Pfingsten: at foot<sup>2</sup> zu besuchen. Wenn es Ernst wird, so schreibe ich es Dir und [Du kommst] von den grünen Wäldern auch nach Wennewerre, nur lasse Dir . . .<sup>3</sup>

P. S. Schicke . . . die vergessenen — —<sup>3</sup>

\*

Die studentischen Organisationen in Dorpat, die Burschenschaft und dann die Fakultätsgenossenschaften haben wohl versucht, das Leben der Studenten zu regeln und zu zügeln, aber das wollte oft doch nicht glücken. Die Jugendlust schäumte leicht über, und die Professoren urteilten oft milde, wenn es zwischen den Studenten und der übrigen bürgerlichen Gesellschaft zu Reibungen kam, die nicht selten sehr stürmisch wurden, in Schlägereien ausarteten, obgleich die kaiserlich bestätigten Statuten vom J. 1803 solche streng verboten. Eine beliebte Form bei den Studenten, ihren Unwillen zu zeigen, war die Fenster einzuwerfen. Die Universitätsobrigkeit griff wiederholt mit strengen Strafen ein, aber sie wurde der Unsitten nicht Herr<sup>4</sup>. Wohl bezeugt 1804 der Professor Morgenstern in einem Brief an den in Petersburg lebenden Kurator Klinger<sup>5</sup>: „Ich kenne keine deutsche Universität, wo der Ton der Studierenden anständiger wäre, als in Dorpat.“ Es kamen doch arge Ausschreitungen vor. Klinger war darüber sehr unwillig. Ähnlich wie später der Kurator Graf Lieven hatte auch er nicht das richtige Verständnis für den oft freilich derben studentischen Humor und Uebermut, versteht nicht, daß das Gefühl für Selbständigkeit und Ehre bei der Jugend besonders leicht verletzt ist. Fort und fort ertönen in den Briefen Klingers nach Dorpat Klagen über den Verfall der Disziplin. Er als General und Chef des Kadettenkorps war an andere Ordnung gewöhnt. In den offiziellen Petersburger Kreisen wurde er dafür verantwortlich gemacht, was an seiner Universität Dorpat vorkam. Diese Ausschreitungen sowie die oft kleinlichen Parteiungen unter den Professoren verleiteten ihm den Besuch Dorpats, er ist schließlich durch Jahre nicht mehr hingefahren, obgleich ein Kurator mindestens jedes zweite Jahr seinen Lehrbezirk bereisen sollte.

<sup>1</sup>) = der Onkel von Wennewerre und [Tr]üddi [? = Trudchen]. — Der Onkel Jakob v. Wrangel hatte aus seiner Ehe mit Eva v. Baer einen Sohn und drei Töchter. Vgl. Brief 2.

<sup>2</sup>) zu Fuß. Baer machte gern Fußreisen. — <sup>3</sup>) ausgerissen.

<sup>4</sup>) Im J. 1812 sichern auch die Studenten eine Belohnung von 500 Abl. demjenigen zu, der den Täter angeben kann, der beim Prof. Meyer die Fenster eingeworfen hat.

<sup>5</sup>) Rieger, Klinger III, 72.

Auch in den Jahren 1812 und 1813 hat es an zum Teil schweren Konflikten in Dorpat nicht gefehlt. Ganz besonders verhaßt war bei den Studenten Gustav Petersen, der 1782 in Dorpat geboren als erster Student in die Universitätsmatrikel eingetragen ist, bis zum J. 1804 Jura studierte, 1812 Kreisfiskal und Oberauditeur der Militärgerichts-Kommission in Dorpat und 1821 livländischer Gouvernements-Profureur wurde, und im J. 1839 starb. Er scheint leicht die Grenzen seiner Macht überschritten und als Oberauditeur sich ganz auf Seiten des Militärs gestellt zu haben. Am 25. August 1812 fanden im Theater Händel statt zwischen Studenten und dem sie reizenden Fiskal, infolgedessen wurden auf allerhöchsten Befehl alle theatralischen Vorstellungen in Dorpat verboten. Es sei freilich dadurch wenig verloren, schreibt Professor Morgenstern, da ein gutes Theatergebäude fehle<sup>1</sup> und gute Schauspieler nur höchst selten in Dorpat austräten. Dieses Mal war es die Schauspieler-Gesellschaft Lesmann und Wappmeyer, die im Juni in Dorpat eingetroffen war. — Auch bei dem weiter unten zu erwähnenden schweren Konflikt mit Offizieren im November 1812 erwies sich Petersen den Studenten sehr abgeneigt.

Offen trat der Haß der Studenten gegen den Fiskal im Herbst 1813 hervor. Am 6. November wurden im Hause Petersen<sup>2</sup> im unteren Stock die Fenster eingeworfen, doch konnte nicht bewiesen werden, daß Studenten das getan hatten. Petersen klagte nicht, zeigte aber in der Zeitung<sup>3</sup> an, daß er im oberen Stock wohne. Der Orzeß wiederholte sich am 18. November: ein Trupp Studenten stieß beim Hause Petersen mit Nachtwächtern und Polizeimannschaften zusammen und wurde, ohne hiezu Veranlassung gegeben zu haben, von ihnen injuliert. Bald eilte ein größerer Haufe Studenten herbei, und jetzt wurden die Fenster eingeworfen und eine Tür gesprengt, man wollte Petersen zur Verantwortung ziehen. Der Prorektor Professor Styg bemerkte gegenüber dem Kurator, daß das unvorsichtige und übereilte Betragen Petersens, sowie die Mißhandlungen durch Nachtwächter und Wache die Studenten gereizt hätten. Infolge einer Aufforderung des akademischen Gerichts meldeten sich fünfzig Studenten als Teilnehmer am Orzeße. Nach längerer Untersuchung gab im Februar 1814 das Universitätsgericht seine Meinung dahin ab, den Studenten Schmidt aus dem Verzeichnis der Studenten zu streichen, über den Studenten Fowelin dreimonatlichen Kerker zu verhängen und 36 anderen Studenten für dieses Semester ihre akademischen Privilegien,

<sup>1</sup>) Das vorhandene gehörte dem Baumeister Bäuerle. Dörptsche Zeitung 1814 Nr. 55.

<sup>2</sup>) Nach der Karte von Dreyer vom J. 1787 besaß der Sekretär und Kreisnotar Petersen ein Haus am Dom in der Jakobsstraße gegenüber der Mönchsstraße, Nr. 147. — <sup>3</sup>) Nr. 91.

namentlich Uniform und Degen zu nehmen, sowie der akademischen Jurisdiction verlustig zu erklären und unter Polizeiaufsicht zu stellen, doch ohne ihren Kursus zu unterbrechen. Zu diesen Studenten gehörten auch Baer, Weiße, Hippus, Kolbe, Pander, Riesenkampff. Bereits vorher am 16. Dezember 1813 war allen Studenten der Degen abgenommen worden, den sie erst im August des folgenden Jahres zurück erhielten<sup>1</sup>.

Daß aber die Schuld an solchen Streitigkeiten nicht immer auf Seiten der Studenten war, daß vielmehr diese „zuweilen auf die unverantwortlichste Weise zu Erzessen und Störung der öffentlichen Ruhe gereizt worden, ohne sich dennoch dazu verleiten zu lassen“, das bezeugt der Rektor Parrot in einem Bericht an den Kurator Ringer über jenen Theater-Standal vom August 1812, und das lehrt bald darauf wieder ein energisches Schreiben des Rektors Stng, das er am 12. Januar 1814 an den Kriegsgouverneur und Zivil-Oberbefehlshaber in Riga Marquis Paulucci in Anlaß eines Ueberfalls richtete, den der Student Friedrich Weiße durch einen Knochenhauerburschen erlitten hatte. Der Rektor bittet „um einen Befehl zur strengsten Untersuchung, da Knochenhauer Bäcker und Schintenhändler von der Polizei hier begünstigt worden, was ich nöthigen Falls zu beweisen mich erbiere. Ich werde gewiß nie unterlassen, meinen Pflichten und Obliegenheiten nach äußersten Kräften ein Genüge zu leisten; wenn man aber wie Fiscal Peterfen that, darauf losarbeitet, das Zutrauen des Publicums gegen öffentliche Autoritäten und ihr Ansehen zu schwächen und dieß von der Polizeiverwaltung genehmigt wird, wenn man absichtlich Excesse verschweigt und dem Rector nicht anzeigt, wenn man es darauf ansetzt, einen Zusammenlauf der Studenten herbeizuführen, wenn man sie reizt, heßt und anfällt, dann ist es gar nicht möglich, Ausschweifungen zu verhüten bei 224 jungen Leuten, bei welchen Blut und Temperament im Ausbruche der Leidenschaft oft über die besten Grundsätze prädominiren.“ Die Rivalität zwischen der Universitäts-Obrigkeit, dem Fiscal und der Polizei, an deren Spitze der Major Gessinsky stand, spielte bei den Zusammenstößen und den gerichtlichen Untersuchungen derselben eine verhängnisvolle Rolle.

Hiezu kamen die Reibungen durch die Kriegsvorgänge. Seit dem Herbst 1812 ging durch Dorpat viel Militär, das an die Westgrenze des Reiches und bald über diese hinaus in den Krieg zog. Es war zu befürchten, daß leicht Streitigkeiten zwischen Studenten und Offizieren entstehen könnten, und in der That sind solche nicht ausgeblieben. In der sog. großen Wusse am Markt<sup>2</sup>

<sup>1</sup>) Berichte des Rektors vom Dezember 1813 und Februar 1814.

<sup>2</sup>) In der Wusse (= heute Kessource) fanden jährlich zwölf Bälle statt. Dörptsche Zeitung 1813 Nr. 76.

kam es auf dem Ball am Martini-Abend am 9. November 1812 zu einem schweren Konflikt zwischen Offizieren des am Tage vorher eingerückten Alexandrinischen Kosakenregiments, die der Polizeimeister eingeführt hatte, und Studenten, besonders mit Kaupach und Kienig. Letzterer wurde durch Knuten- und Säbelhiebe schwer verletzt. Der Vorsteher, Fiskal Peterfen, schützte die Studenten nicht. Wohl berichtete über die diesen wiederfahrne Unbill der Rektor an Kurator und Generalgouverneur, aber das Regiment hatte bereits am folgenden Tage Dorpat verlassen, die Sache ging an die höheren Instanzen und ein Befehl des Ministers verhängte über die beiden Studenten vier Wochen Karzer, die ersten drei Tage bei Wasser und Brot<sup>1</sup>.

Um ähnliche Konflikte zu verhüten, forderte noch in demselben Monat November 1812 eine Publikation des Rektors die Studierenden auf, alles zu vermeiden, was mit dem durchziehenden Militär Reibungen herbeiführen könnte, aber auch jede Beleidigung, die ihnen wiederfahre, anzuzeigen, schrieben doch die kaiserlichen Vorschriften für Studierende § 59 vor, daß gegen jede, einem Studierenden zugefügte Beleidigung die Universität zur Ehre und Genugtuung der Studierenden einschreiten soll. Trotzdem sind Zusammenstöße nicht ausgeblieben, und einem neuen solchen ist Georg Hoffmann zum Opfer gefallen. Bei einem Konflikt im Dezember 1812, wahrscheinlich wieder in der Musse, bei dem er garnicht beteiligt gewesen sei, soll er, als er das Vorhaus betrat, von einem Offizierdegen durchbohrt worden sein<sup>2</sup>.

Daß bei diesen Konflikten die Studenten keine größere Schuld trifft, das lehrt eine Publikation des Rektors Parrot vom 19. April 1813, die mit den Worten anhebt: „Mit Vergnügen bezeuge ich den hiesigen Studierenden im Allgemeinen meine vollkommene Zufriedenheit über ihr sittliches Betragen während meines diesjährigen Rektorats.“ Dieses hatte am 1. August 1812 begonnen, umfaßte also gerade die Zeit des Durchmarsches der Truppen durch Dorpat. Daß bei gehöriger Disziplin solche Durchmärsche in guter Ordnung erfolgen konnten, beweisen Dankesgaben, die im Frühling 1813 ausgesprochen wurden vom Ataman des 7.

<sup>1</sup>) Im Januar 1814 verließen Kienig und Kaupach die Universität. — R. E. Kaupach, geb. 1794 in Papsal, hatte, nachdem er in Dorpat und 1814 in Berlin Theologie studiert, eine Reise durch die Schweiz und Frankreich nach Italien gemacht, wo er in Rom und Neapel gesuchter Cicerone war, kehrte 1819 heim, war 1820—46 und 1866—78 Lektor der italienischen und deutschen Sprache in Dorpat, † 1882.

<sup>2</sup>) Hoffmannsche Familienchronik 13 nach dem Bericht des Augenzeugen Kaupach. In den Rektorats-Missiven ist auffallender Weise von diesem Ereignis garnicht die Rede, doch ergeht am 21. Dez. vom Rektor Parrot in der Zeitung (1812 Nr. 102) ein Aufruf, wer an den verstorbenen Stud. Georg Hoffmann Forderungen habe, möge sich an den Ravalten Kellermann Holz oder an das Universitätsgericht wenden.

Baskiren-Regiments, sowie vom Graf zu Dohna, Major im ersten Husarenregiment der Kais. Russischen Deutschen Legion, für die ausgezeichnete Aufnahme, die sie in Dorpat gefunden hatten<sup>1</sup>.

Noch in diesem selben Monat April 1813, in dem der Rektor den Studenten seinen Dank für ihr Betragen aussprach, entstand aber ein schwerer Tumult anderer Art, über den der folgende Brief Baers Nr. 24 handelt. Dieser war im Beginn des Jahres 1813 aus Riga nach Dorpat zurückgekehrt, wohnte im Hause des Goldarbeiters Eigenfelder, wo Erkerzimmer vermietet wurden<sup>2</sup>. Die Studien, besonders der Besuch der Kliniken wurde eifrig aufgenommen, und auch in der Studentenwelt spielte Baer bald wieder als Senior der Mediziner eine führende Rolle. Als solcher tritt er in die Verhandlungen über den plötzlich ausgebrochenen Tumult ein.

Ueber den Grund zum Konflikt geben die vorliegenden Akten keinen Aufschluß. Wir erfahren nur, daß am 28. April 1813 im Hause des armen Sattlers Schumann in der Wohnung des Malers Thuraw die Fenster eingeschlagen wurden, der Besizer und sein Bruder tätzlich mißhandelt wurden, auch beim Apotheker Haering seien Fenster eingeworfen. Das Universitätsgericht nahm sofort die Untersuchung auf, berief den Konditor Chorey<sup>3</sup> als Zeugen. In der Stadt wurde der Polizeidienst verschärft, Tag und Nacht gingen Patrouillen. Der Rektor Parrot verhandelte wiederholt mit den Vertretern der Studenten, zu denen auch Baer gehörte. Die Privilegien der Studenten schienen bedroht. Nach diesen durften sie Uniform und Degen tragen, standen nicht unter der allgemeinen, sondern unter der besonderen Jurisdiktion der Universität, die sie bei Beleidigungen schützen mußte, konnten bei Anklagen vom Rektor an das Konseil appellieren<sup>4</sup>. Parrot hielt die Sache für sehr ernst. Der Hauptschuldige war der Student Hempel, aber noch eine Anzahl anderer Studenten waren beteiligt. Das Universitätsgericht, das aus dem Rektor, drei Dekanen und dem Syndicus bestand, gab am 14. Mai sein Gutachten dahin ab, daß Hempel relegiert werde, und Fockelmann, Seeberg, Harmsen, Riesemann, Seideler mit dreiwöchentlichem Karzer zu bestrafen seien, die drei ersten und letzten Tage bei Wasser und Brot, Remmert und Adolphi zehn Tage Karzer erhalten sollten. Dieses Gutachten ging zur Lauteration an das Konseil der Professoren als Appella-

<sup>1</sup>) Dörptsche Zeitung Nr. 25, 27.

<sup>2</sup>) Von hier aus erklärt er am 12. März eine Anzeige in der Zeitung (Nr. 20), daß er ein Taschenbuch mit 100 Rbl. Wk. Aff. verloren habe. Er scheint es zurückerhalten zu haben.

<sup>3</sup>) Sein Geschäft war in der Eckbude im Landrat Loewensternschen Hause am Markt.

<sup>4</sup>) Vorschriften für die Studierenden, Allerhöchst bestätigt 1803, § 58 ff.: Von den Rechten der Studierenden.

tions- und Revisionsinstanz, von dem nur an den Reichs-Senat appelliert werden konnte. Das Konseil verfügte am 19. Juni: Hempel aus dem album academicum zu streichen, die anderen Studenten mit Karzer von vier Wochen bis fünf Tagen zu bestrafen<sup>1</sup>. Wichtig war die Milderung des Urteils für Hempel: da er nicht relegiert, sondern nur gestrichen wurde, konnte er bei erwiesener Besserung wieder aufgenommen werden. Das ist auch im folgenden Jahre 1814 geschehen, Hempel hat sein Studium bis 1817 fortgesetzt und als Arzt abgeschlossen. Er lebte später in Petersburg.

Rektor der Universität war seit dem 1. August 1810 zwei Jahre lang der Chemiker Grindel gewesen, dem für die gute Verwaltung des Amtes der Kurator Klinger seinen besonderen Dank aussprach. Es folgte im Rektorat Parrot, der bereits 1803 und 1805 an der Spitze der Universität gestanden hatte. Eine begabte, edel angelegte Natur, aber sanguinisch, eitel. Er ist zu heftig, schreibt Morgenstern, und der Kurator Klinger sagt, Parrot will zu viel und zu geschwind, und ist daher nie zufrieden<sup>2</sup>. Er hatte bei der Gründung der Universität eine große Rolle gespielt, sich durch Jahre des persönlichen Verkehrs und besonderen Vertrauens des Kaisers erfreut. Aber dieses schwand, Parrot wurde dem Kaiser ein unbequemer Mahner, am 16. März 1812 hat Alexander ihn zum letzten Mal empfangen. Der schwere Krieg gegen Napoleon nahm den Kaiser ganz in Anspruch: am 9. April 1812 verließ er Petersburg, lehrte nur vorübergehend im Juli dahin zurück, brach am 7. Dezember nach Wilna auf, zog in den großen Krieg nach Westen und war erst im Sommer 1814 wieder heim. So konnte Parrot nicht mehr wie früher durch persönlichen Einfluß Schwierigkeiten überwinden, die das Rektorat brachten. Und neben der allgemeinen Not durch den Krieg fehlten auch nicht besondere Widerwärtigkeiten. Zu diesen gehörte der Konflikt mit dem botanischen Gärtner Joh. Ant. Weinmann. Dieser war im J. 1805 aus Wien nach Dorpat berufen worden, hatte mit Eifer und Geschick hier den botanischen Garten angelegt, wodurch er sich die Anerkennung des Kurators Klinger erwarb<sup>3</sup>, hielt auch in den Jahren 1812, 1813 Vorlesungen über Gartenbau und Obstkultur, Vorträge, die auch Baer anhörte. Aber Weinmann, selbstbewußt und anspruchsvoll, geriet bald mit den Professoren Germann und dessen Nachfolger Ledebour in Gegensatz, da er deren Autorität als Direktoren des botanischen Gartens nicht anerkennen wollte, und bat am 16. März 1813 um seine Entlassung. Der Kurator wünschte, daß der tüchtige Mann der Universität erhalten bliebe,

<sup>1</sup>) Riffive des Rektors aa. 1813. Catalogus morum. Die Protokolle der Gerichtsverhandlungen standen mir nicht zur Verfügung.

<sup>2</sup>) Kieger, Klinger III, 72.

<sup>3</sup>) Kieger III, 274.

es entspann sich ein umfangreicher scharfer Schriftwechsel zwischen Klinger, Barrot, Weinmann, Ledebour. Diefem letzteren wurden fogar die Fenster eingeworfen, und er jah sich veranlaßt in einer kleinen Schrift nach den Akten die Abchiedserteilung an Weinmann öffentlich darzulegen. Am 1. Mai 1813 erhielt Weinmann den erbetenen ehrenvollen Abchied. Die Sache war doch sehr ärgerlich.

Diese Zustände und Vorgänge an der Univerfität in einer politifch bewegten Zeit berühren mehrfach die Briefe Baers an den Freund, der foeben erft diese Kreife verlaflen hatte. Es geben diese Briefe wiederholt einen tieferen Einblid als die zumeift nur kurz berichtenden offziellen Akten.

\*

24.

Dorpat den 8ten May [1813, Dinfstag].

Auch dieses Mal will ich nur wenig meinem Eduard fchreiben? Das ift doch wirklich zu arg! Es ift durchaus unverzeihlich, wirft Du ausrufen. Es ift nur zu deutlich, daß er nicht mehr fo an mir hängt als früher, fonft würde er doch, felbft wenn er bey Tage keine Zeit hätte — in der Nacht einige Stunden mir fchenken; und wie können immer Gefchäfte ihn abhalten? Und doch ift es fo, und wenn es auch nicht Arbeiten find, durch die ich vielleicht nur unzufammenhängende Körnchen des menfchlichen Wißens zu dem unnützen Vorrath der übrigen hinzuzufegen fuchte, fo waren es würdigere Arbeiten für Menfchenwohl und Menfchenglück.

Vielleicht hat Dir fchon das Gerücht gefagt, daß hier in etwa 4 Abenden 5—6 Exceffe begangen find. Einige von diesen find wirklich himmelfchreiend, oder fcheinen wenigftens fo in den Augen des nichtakademifchen Publicums. Häuser waren geftürmt, Gerichtspersonen geprügelt, Fenster in Menge zerfchlagen zc., und alle diese Sachen unter den fchrecklichften Farben mit den abfcheulichften Vergrößerungen vom Landgericht — Policcygericht zc.<sup>1</sup> nach St. Petersburg berichtet. Der hüzige Rektor<sup>2</sup>, fonft fo ftark und ftarrfinnig, war gebeugt. Schon vorher hatte fein Anfehen durch Weinmanns Abchied und vorzüglich durch die Abwesenheit des Kaisers in St. Petersburg fehr gebrochen, jezt fchwebt er in Gefahr ihn ganz zu verlieren. Die Privilegia der Studenten find kaum mehr [zu] retten. Bey diesen Umständen ließ Barrot

<sup>1</sup>) Landrichter war H. J. E. v. Samfon, Sekretär Fehn; Polizeimeifter Major v. Gessinsky, Sekretär Strus. — <sup>2</sup>) Barrot.

am vorigen Freytag<sup>1</sup> die 4 Senioren (Kolbe<sup>2</sup> ist der senior philosophorum) zu sich rufen, und in einer freundschaftlichen, gerührten und doch kräftigen Sprache stellte er ihnen die schlimme Lage der Sachen vor, und daß die Privilegien vielleicht unwiderbringlich dahin wären, wenn nicht das ganze Studentenchor einen Schritt thäte, der dasselbe in Petersburg in den Augen der Minister<sup>3</sup> in ein besseres Licht setzte, — er schlug daher vor, daß das Ganze der Studentenwelt die Thäter bey der ärgsten Begebenheit dem akademischen Gerichte überliefern möchte. Du kannst Dir leicht denken, wie verrätherisch uns das schien; allein Parrot versicherte uns, daß jene doch auf keine Weise zu retten seyen, indem einer schon arretirt sei<sup>4</sup>, auf den 2 Zeugen geschworen, und daß der einzige Weg zur Milderung der Strafe, so wie auch der einzige Versuch die Privilegien zu erhalten, darin bestände, wenn das Ganze deutlich seine Mißbilligung an den Tag legte<sup>5</sup>. Ich kann Dir nicht den ganzen langen Verlauf der Unterhandlungen, wie sie von jetzt an ihren Gang gingen, erzählen, weil mich das sehr lange beschäftigen würde; ich will Dir daher nur ganz kurz sagen, daß wir oft zu Parrot mit Vorschlägen zu mildern Versuchen kamen, immer aber von ihm die Versicherung erhielten, es war nicht genug. Am vorigen Sonntag<sup>6</sup> endlich wurde eine allgemeine Versammlung veranstaltet, die fast bis 12 Uhr in der Nacht währte, denn die curia war stürmisch und das plehiscitum schwer zu fassen. Endlich ward beschossen diejenigen, die bey jener Sache thätlich gewesen waren (es waren über 20 Unthätige noch dabei gewesen), sollten sich selbst dem akademischen Gerichte überliefern, und aussagen, sie thäten diesen Schritt, bewogen durch die allgemeine Mißbilligung, die ihre That unter den Studenten hervor gebracht habe. Und so gaben sich an Hempel (schon arretirt), Remmert, Fockelmann, Harmjen, Seeberg, Thiele, Seideler, Faber, Riefemann<sup>7</sup> jun., und heute werden wir eine Fürbitte für diese

1) 2. Mai.

2) Wahrscheinlich Carl v. Kolbe aus Kurland, geb. 1794, stud. phil. 1811—14, Rittmeister, † 1848.

3) Minister der Volksaufklärung war Graf Kasumowsky, ihn vertritt, wenn nötig, Fürst Golligin. — 4) Hempel, vgl. Brief 18.

5) ausgeftrichen: und schlage dazu vor, daß das Ganze die Thäter ausliefere. — 6) 4. Mai.

7) Remmert aus Ptol., stud. jur. 1813—15, Sekretär in Riga, † 1836. — Fockelmann aus Pöbolen, stud. med. 1812—15, Dr. 1818. — Harmjen

Burschen einlegen. Wir haben jetzt in 7 Tagen 5 mal große Versammlungen gehabt, und doch war das das wenigste, was in dieser Zeit geschehen ist. Ich bin bey allen diesen Sachen vorzüglich thätig gewesen, alle Arbeiten waren auf die Seite gelegt. Aber es war auch eine Sache von Wichtigkeit. Hätten wir uns garnicht darin gemischt, so wären bestimmt einige auf die Westung gekommen oder unter die Soldaten gesteckt. Du wirst es mir jetzt gewiß verzeihen, daß ich mit Vernachlässigungen der akademischen Arbeiten mit solchen Sachen mich beschäftigt habe. —

Blumensamen schicke ich Dir, allein ich muß Dir auch sagen, daß es schon viel zu spät ist, sie zu säen. Wenn ihr Treibfenstern habt, so läßt sich vielleicht noch alles einholen. Ist das aber nicht, so verlohnt es sich kaum der Mühe des Säens. Die Livcoyen aber, die sehr gut sind, solltest Du, im Fall es Euch an Treibfenstern (vulgo Mistbeeten) fehlt, in Töpfe säen, wenn sie schon gegen 3—4 Zoll hoch sind, in die Erde versetzen, und hoffen was der Herbst geben wird. Setze sie aber an eine Stelle, wo die Mittagssonne wirkt.

Den Ammon<sup>1</sup> hat Ulmann<sup>2</sup> nicht und weiß auch nur einen, der ihn besitzt, dieser aber braucht ihn ganz nothwendig selbst. Korb<sup>3</sup> hat ihn sich eben verschrieben und da kannst Du ihn wohl von Korb bekommen. — Hippus wird wahrscheinlich morgen mir ein feyerliches Ja auf meine Frage antworten. Du verstehst mich! Ich strenge jetzt alle Fasern meines Hirns an, um unsern Freunden Schwarz, Holländer, Wolffeldt, Fowelin, Weiße zc.<sup>4</sup> ein recht

aus Kurland, stud. med. 1812—17, besuchte Berlin, Halle, Jena, 1821 Dr. in Dorpat, Arzt in Libau, † 1872. — Seeberg aus Kurland, stud. theol. 1810 bis 1814, Pastor in Kurland, † 1851. — Thiele aus Petersburg, stud. med. 1812—15, Dr., † 1755. — Seideler aus Moskau, stud. med. 1813—14, † 1857? — Faber aus Wiebst, stud. theol. 1813—16, Lehrer in Windau, † 1847. — Niesemann Alex. aus Estland, stud. jur. 1812—14, General, † 1841.

<sup>1</sup>) C. F. Ammon (1766—1850), Professor der Theologie in Erlangen und Göttingen, gemeint ist wahrscheinlich sein Entwurf einer bibl. Theologie. 4 Bde. 1801.

<sup>2</sup>) Carl Ulmann 1793—1871, stud. theol. 1810—14, 1835 Professor in Dorpat bis 1842, abgesetzt, 1858 Bischof.

<sup>3</sup>) Carl Korb aus Estland, stud. theol. 1811—14, Pastor in Neval, † 1832.

<sup>4</sup>) Joh. Chr. Schwarz, geb. 1791, stud. jur. 1810—13, 1847 wortführender Bürgermeister in Riga, † 1873. Vgl. S. 277. — Holländer vgl. Brief 18. — Magnus v. Wolffeldt, geb. 1791, stud. jur. 1810—13, Professor des Hofgerichts, † 1856. — Gust. Fowelin, geb. 1791, stud. med. 1810—13, Dr., † 1828 in Petersburg. — Weiße vgl. Brief 15. — Am 4. Mai 1813 verließen Weiße, Schwarz, Wolffeldt die Universität. Dörptsche Btg. 1813 Nr. 37.

schönes Abschiedsfest zu bereiten. Ich glaube kaum daß Voigt<sup>1</sup> die 10 Rubl. abgegeben hat.

F. v. Grünewaldt nebst lieblichen Töchtern bitte zu grüßen.

C. Baer.

25. A Monsieur

Monsieur E. Asmuth à Koick.

My dear!<sup>2</sup>

Dorpat the 9th Sept. 1813.

T'is not possible, a young poet, who sees his first verses printed, can perceive a satisfaction, equal to mine, when I read your English letter. It would be a great deal of arrogance, if I would impute to myself the progresses, you have made in learning English. Therefore I can assure you, without hesitation, that I was charmed, when I read your letter, to find it, not only a thousand times more

<sup>1</sup>) Voigt vgl. Brief 23.

<sup>2</sup>) Mein Lieber.

Dorpat d. 9. Sept. 1813 [Dinntag].

Es ist nicht möglich, daß ein junger Dichter, der seine Verse zum ersten Mal gedruckt sieht, eine Genugthuung empfinden kann, ähnlich der meinen, als ich Deinen englischen Brief las. Es würde eine große Ueberhebung sein, wollte ich mir die Fortschritte zuschreiben, die Du im Englischen gemacht hast. Darum kann ich Dir ohne Bedenken versichern, daß ich entzückt war, als ich Deinen Brief las, ihn nicht nur tausend Mal korrekter zu finden als den, den Du mir nach Riga schreibst, sondern auch aus ihm zu sehen, daß Du anfängst in den wahren Geist der englischen Sprache einzudringen.

Ich werde Dir Deinen Brief zurückschicken, wie Du es wünschst, aber ich will einige Worte hinzufügen.

[Es folgen einige Korrekturen von Fehlern in Asmuths Brief.]

Sage Frau Grünewaldt unsern wärmsten Dank und versichere der ganzen Familie, daß sehr oft, wenn wir zusammen sitzen und sprechen, wir uns mit dem größten Vergnügen der Reise nach Koik erinnern. —

Wir leben sehr froh und munter — unsere Hausmusik (welche aus vier Menschen besteht, da Stubbe Fagot bläst) macht uns viel Vergnügen — so haben wir heute G. Engelhardt (dessen Geburtstag an diesem Tage ist) mit großer Feierlichkeit gratuliert.

Ich schicke Dir das englische Handbuch, und da Du vielleicht anfangen würdest englische Dichter zu lesen, die zuerst etwas schwer sein würden, rate ich Dir vorher Mr. Fick's Lesebuch zu lesen. Da es langweilig und vielleicht schwer sein würde, den ersten Teil des Handbuchs vom Anfang an zu lesen, so möchte ich Dir den Rat geben erst die Historiker zu lesen (die die leichtesten sind) und Johnson, Addison zc., deren Schriften so interessant sind, daß sie Dir gefallen müssen.

Empfehl mich der ganzen Familie und Deiner hübschen Schülerin.

Dein englischer Freund Baer.

Als ich meinen Brief durchlas, erschrak ich, wie ich fand daß ich mich so oft verschrieben und so viele Worte ausgelassen hatte. Du wirst mir verzeihen, weil es sehr spät ist und ich noch vier Briefe nach Reval schreiben will. Lebewohl.

correct than that you wrote me to Riga, but to see out of this letter, that you begin to penetrate into the very genius (Geist) of the English sermon.

I'll send you back your letter, as you wish, but I'll add some words.

Es folgen einige Korrekturen von Fehlern in Aßmuths Brief.

Bring our warmest thanks to mylady Grünewaldt, and assure the whole family, that very often, when we sit together speaking, we remember with the greatest pleasure of the journey to Koick. —

We live very cheerful and glad —, our castle-music (which consist of four men, for Stubbe<sup>1</sup> plays fagot) gives us very much amusement — so we have congratulated today G. Engelhardt<sup>2</sup> (whose birth-day is at this datum) with much solemnity.

I send you the english Handbuch and as you would perhaps begin to read english poets, who at first would be a little difficult, I advise you to read before Mr. Fick's Lesebuch<sup>3</sup>. As it would be tedious and perhaps difficult to read the first part of the Handbuch from the beginning, I might counsel you to read at first the historians (who are the easiest) and Johnson, Addison<sup>4</sup> etc. whose writings are so very interesting, that they must please you.

Make my compliments to the whole family and to your fair she-scholar<sup>5</sup>.

Your English friend Baer.

Reading again my letter, I have been afraid to find, how often I have miswritten and let out so many words. You 'll forgive me, because t'is very late and I'll write four letters to Reval. Farewell.

<sup>1</sup>) Bgl. Brief 17.

<sup>2</sup>) Joh. (Gust.) Engelhardt aus Ciltland, geb. 1792, stud. phil. 1810—18. Dr. phil., reiste 1815 mit Zw. Grünwaldt und Ed. Fock nach Deutschland, hoffte Erzieher des Ostenvolkes zu werden, † in Overdun bei Pestalozzi 1817. Bgl. Grünewaldt, Vier Söhne I, 40.

<sup>3</sup>) J. Fick (1763—1821), Englischs Lesebuch. 1800.

<sup>4</sup>) Benj. Johnson † 1637; Sam. Johnson † 1784; Jos. Addison † 1719, berühmte englische Dichter.

<sup>5</sup>) Wahrscheinlich Julie Grünewaldt, geb. 1799.

26.

A Monsieur

Monsieur E. Assmuth à Koick.

Dorpat the first Oct. 1813 [Mittwoch].

Dear friend,<sup>1</sup>

Before I begin my letter I must prevent you, that you will find very little thing in it, for I did not know, Mr. Voigt<sup>1</sup> was willing to part to-day, T'is true he told us so, some days ago, but as he after that time did not mention of his departure, we all believed, it was not true. I therefore went to him to-day and found him packing up his baggage-waggon. As I have a great quantity of letters to write, I must expediate them all in great hurry. But want of time is not the only cause that makes me write with so great an aversation, but the weather is so nasty, unclean, dirty, rainy, slabby, dark, cloudy, dreggy, misty, foggy that the devil may be in good humour, I can't. When I was going to Voigt I was in fear to be drowned in the dirt. Good God! thou pretends to be wise, tell me to what purpose hast thou made so horrible a quantity of dirt in the streets of thy beloved academy at Dorpat.

<sup>1</sup>) Lieber Freund!

Dorpat den 1. Okt. 1813.

Ehe ich meinen Brief beginne, muß ich Dich vorbereiten, daß Du in ihm sehr wenig finden wirst, da ich nicht wußte, daß Herr Voigt heute fahren wollte. Es ist wohl wahr, daß er es uns vor einigen Tagen gesagt hat, da er aber nachher nichts von seiner Abreise erwähnte, glaubten wir alle, es sei nicht wahr. Ich ging deshalb heute zu ihm hin und fand ihn seinen Gepäckwagen ladend. Da ich eine Menge Briefe zu schreiben habe, mußte ich sie alle in großer Eile abschicken. Allein Mangel an Zeit ist nicht der einzige Grund, warum ich mit so großem Widerwillen schreibe, aber das Wetter ist so schmutzig, unsauber, garstig, fottig, dunkel, finster, trübe, feucht, nebelig, daß der Teufel guter Laune sein mag, ich kann es nicht. Als ich zu Voigt ging, hatte ich Angst im Schmutz zu ertrinken. Guter Gott, Du rühmst Dich weise zu sein, sage mir mit welcher Absicht hast Du solch eine schreckliche Menge Schmutz auf den Straßen Deiner geliebten Universität Dorpat gemacht? Wußtest Du nicht in Deinem weisen Gemüt, daß gestern ein großer Jahrmarkt in unserer Stadt war? Weißt Du nicht, daß ich noch keine Grammatik für Fr. Grünewaldt bekommen habe und daß ich noch viel laufen muß, bis ich eine erhalte? Aber Du bist stolz auf Deine hohe Heßdenz, daß keine arme sterbliche Kreatur Dich erreichen kann und hast kein Mitleid mit dem armen Studenten, der in Verzweiflung ist, daß er von beiden Fr. Grünewaldt und Fr. Arvclius gescholten werden wird, weil er ihnen nicht eine Menge Bücher zum Lesen verschafft hat.

Ich glaube, ich habe Dir eine kleine Grammatik von Gardorff geschickt, in der Du einige Gespräche bemerken wirst.

Lebewohl und lies wenn Du kannst meinen Brief. Meine Empfehlungen Deinen Prinzipalen zc.

Dein Freund Baer.

<sup>2</sup>) Fuhrmann in Dorpat, vgl. Brief 23. 24.

Didst thou not know in thy wise mind, that there was great fair yesterday in our town? Doest thou not know that I have not yet got a grammar for Miss Grünewaldt and that I must much run before I can have one? But thou art proud of thy high mansion, that no poor mortal creature can reach thee, and doest not pity the poor student, who is in desperation that he will be chidden by both Misses Grünewald<sup>1</sup> and Miss Arvelius<sup>2</sup>, for having not procured them a quantity of books to amuse themselves by reading them.

I will find, I have sent you a little grammar by Hardorff, wherein you will observe some dialogues.

Farewell and read if thou canst my letter.

My compliments to your principals etc.

Your friend Baer.

27.

Er. Wohlgeboren

dem Herrn Candidaten Hymuth in Koick.

Mit der Oberpahlischen Post.

Dorpat the 25th Oct. 1813 [Sonabend].

My Bramin<sup>3</sup>,

I had some days ago a terror not to be described, finding your former letter in my damned desk. I cannot conceive how that could happen. And you did not mention that in your last! — why so? —

<sup>1</sup>) Helene v. Gr. geb. 1793 und Jul. v. Gr. geb. 1799.

<sup>2</sup>) Auguste Arvelius, geb. 1795, heiratet 1817 Ludwig Heinr. v. Baer, geb. 1789, den älteren Bruder von Karl. Vgl. Stieda 43.

<sup>3</sup>) Mein Bramin, Dorpat d. 25. Okt. 1813.

Ich hatte vor einigen Tagen einen nicht zu beschreibenden Schrecken, als ich Deinen vorhergehenden Brief in meinem verdammten Kuck fand. Ich kann nicht begreifen, wie das geschehen konnte. Und Du erwähntest das nicht in Deinem letzten Brief! — warum? —

Ich danke Dir tausend Mal für diesen letzten Brief, aber ich kann nicht umhin Dir zu gestehen, daß Du ein Virtuos in der lakonischen Sprache bist. Du bist zu Hause gewesen und schreibst mir nicht mehr von Deiner Familie; das ist nicht zu verzeihen, darum werde ich Dich bestrafen, indem ich ebenso lakonisch bin, wie Du warst, obgleich ich Dir sehr viel mitzuteilen habe — in Betreff des 23ten und anderer Dinge. Ich bin entzückt zu hören, daß Du das Englische mit so großem Eifer studierst. Ich tat es ebenso, als ich die Bekanntschaft mit den brittischen Klassikern machte. Seid bedankt Ihr Herren unter den Schriftstellern, Du reizender Johnson, himmlischer Pope und göttlicher Milton, seid bedankt für so viele Stunden der Begeisterung. Ihr rühtet den Knaben aus, der in das Heiligtum des englischen Parnass eintrat. Wen wird

I give you a thousand thanks for that last letter, but I cannot help to own you you are a great virtuoso in the laconick speech. You have home and don't write me more of your family; that is not to be pardoned, there fore I'll punish you, by being as laconic as you did, though I have very much to communicate to you — in concern of the 23th and<sup>1</sup> of other things. I am ravished to hear, you study the English literature with so great an ardour. So I did likewise when I made my acquaintance with the British classicks. Be thanked ye heros among the writers, thou lovely Johnson, heavenly Pope<sup>2</sup> and godly Milton<sup>3</sup>, be thanked for so many hours of rapture, you furnished the boy, that entered the sanctuary of English Parnass. Whom will not ravish Ossian, the son of Fingal<sup>4</sup>, who sings the songs of Selma<sup>5</sup> and Addison the writer of Cato<sup>6</sup>. — The tales of Johnson<sup>7</sup> and others have made an impression upon my mind, which never will be expressed. I do not doubt, they pleased me so much because I was so young, when I read them; but all feelings, I had at that time, are renewed when I now again read that books: I there fore beg you to read the tales of Johnson, Obidah,

---

nicht Ossian der Sohn des Fingal entzücken, der die Lieder von Selma singt, und Addison der Dichter des Cato. — Die Erzählungen von Johnson und anderen haben auf mein Gemüt einen Eindruck gemacht, der unbeschreiblich ist. Ich zweifle nicht daran, daß mir diese Bücher so sehr gefielen, weil ich so jung war, als ich sie las; aber alle Gefühle, die ich in jener Zeit hatte, wiederholen sich, wenn ich jetzt wieder diese Bücher lese. Ich bitte Dich darum, die Erzählungen von Johnson, Obidah, der Prinz von Abissinia u. zu lesen und mir zu schreiben, wie sie Dir gefallen haben. Es ist bald Mitternacht; lebewohl, ich gehe schlafen, denn Du mußt wissen, daß ich jetzt jeden Morgen um 5 Uhr von einer Uhr geweckt werde.

Dies war mein Brief am letzten Montag. Ich wollte ihn Herrn Voigt mitgeben, aber er erklärte, er wolle den Weg von Piep wählen. Ich entschloß mich daher, meinen Brief heute zu schicken, was ich jetzt tun muß, doch sagte man mir, daß Voigt über Koil gefahren ist. Ein verdammter Kerl!

Den 3. Nov. Jetzt finde ich eben, daß ich Deinen ersten englischen Brief wieder verlegt habe und daß dieser einliegende schrecklich beschmiert ist. Es ist doch verwünscht.

1) Wahrscheinlich der Stiftungstag der Harmonia. Vgl. S. 276.

2) Alex. Pope † 1744. — 3) John Milton † 1674.

4) Durch Macpherson 1760 veröffentlicht.

5) Orig.: Selmo. — 6) Trauerspiel 1713 aufgeführt.

7) Johnson' politischer Roman: Rasselas the prince of Abbyssinia.

the prince of Abissinia etc. and to write me, how they, did please you. T'is soon midnight; farewell, I go at bed for you must know, I am now awaked every morning at five o'clock by a watch.

This was my letter last monday<sup>1</sup>. I was willing to give it to Mr. Voigt, when he declared he would choose the way of Piep<sup>2</sup>. I therefore resolved to send my letter to-day, which I now must do, though I am told, that Voigt passed by Koick. T'is a damned fellow!

Den 3ten Nov. Jetzt finde ich eben, daß ich den ersten englischen Brief wieder verlegt habe und daß dieser einliegende schrecklich beschmiert ist. Es ist doch verwünscht.

28. A Monsieur

Monsieur le Candidat Assmuth à Koick.

[Dorpat] d. 16ten März [1814, Montag].

Daß ich es tief fühle, wie sehr ich in Deiner Schuld bin, kannst Du schon daraus abnehmen, daß ich, um meinen Fehler gut zu machen, auf so elegantem Papier schreibe. Voigt hat mir erst heute Nachmittag gesagt, daß er morgen früh reisen wird, und da mir besonders heute der Kopf sehr wüßt ist, glaube ich kaum, daß ich Dir was Vernünftiges schreiben kann. Nimm daher dieses Blatt nur als einen Beweis meines Lebens und meiner Gesundheit, die freilich nicht ganz vollkommen ist, denn ich habe gestern, indem wir Bander, Raupach und Nolde<sup>3</sup>, die alle 3 jetzt unsere Brüder sind<sup>4</sup>, die ins Ausland reisen, begleitet.

Du hättest hier seyn sollen, als Fowelin<sup>5</sup> aus dem Carcer kam. Du hättest das Entzücken der Burschen sehen sollen. Auf den Händen ward er herausgetragen. Und im Triumpfszuge folgte ihm der größte Theil der Studenten. Wie ein Heros aus früherer

<sup>1</sup>) 20. Oktober.

<sup>2</sup>) Der Weg von Dorpat nach Reval ging entweder über Piep oder über Oberpahlen, Koit.

<sup>3</sup>) Chr. Bander aus Livland, geb. 1794, stud. med. 1812—14, 1817 Dr. in Würzburg, 1822—28 Akademiker in Petersburg für Zoologie, † 1865. — C. H. Raupach vgl. S. 319. — Nolde vgl. Brief 24.

<sup>4</sup>) Wahrscheinlich Mitglieder der Harmonia.

<sup>5</sup>) Gust. Fowelin aus Livland, geb. 1791, stud. med. 1810—14. Infolge des Gyzesses vor dem Hause des Fiskal Petersen war er zu drei Monat Karzer verurteilt, vgl. S. 317. Am 1. August 1814 verließ er die Universität, kehrte 1817 zurück, wurde Dr., Arzt in Petersburg, † 1828.

Zeit zog er voraus und „Ein freies Leben“ singend begleitet ihn die Burschenwelt durch die ganze Stadt. Nach einigen Stunden gings in den Novum<sup>1</sup>, wo die pocula hilaritatis in Menge geleert wurden. — Voigt wird gleich fahren und ich muß schließen. Farewell. Grüße die alten Grünwaldts und die schönen Unsichtbaren. Ewig unveränderlich  
Dein Aßmuth.<sup>2</sup>

Herzlichen Dank, daß Du meines Geburtstags gedachtest. Dein Brief kam gerade den 17ten Feb. an.

29. Sr. Wohlgeboren dem Herrn Candidaten  
Eduard Aßmuth in Roid.

Dorpat, d. 15ten April [1814, Mittwoch].

Cherurer verwaister Freund

Ich vermag nicht es aus drücken, wie sehr ich mit Dir Dein Unglück fühle, und ich finde keine Worte, um die Größe Deines Verlustes zu nennen<sup>3</sup>. 15 Jahr nach einem schönen Ziel mit dem unermüdetsten Eifer, mit großen Aufopferungen gestrebt zu haben<sup>4</sup>; die ganze Zeit hindurch nur für diesen Wunsch gedacht und gehandelt zu haben, nach Ueberwindung aller Hindernisse endlich in der Hoffnung der nahen Erreichung, und in soeinem Augenblicke alle Hoffnung verloren zu sehen, an aller Möglichkeit verzweifeln zu müssen, alle frühern Anstrengungen vergeblich geworden zu sehn, — muß ein Gefühl seyn, dessen Schwere auch den stärksten Muth erdrücken könnte. Nur das Bewußtseyn, mit aller Kraft nach dem Erfüllung eines heiligen Wunsches gestrebt zu haben, kann und muß Deinen Schmerz lindern. Wohl dem, der in einer ähnlichen Lage nur Behmuth nicht Reue empfindet! Du klagst, daß bei Deinen unendlichen Schmerzen Dir noch die Pflicht obliegt, Deine jüngern Geschwister<sup>5</sup> zu trösten! — Glaube mir, das ist gerade eine Linderung Deines Unglücks. Wie viel bedauernswerther wärest Du nicht, wenn Du allein den Verlust tragen mußt, wie viel nieder gedrückter würdest Du Dich fühlen, wenn nicht neue Pflichten

<sup>1</sup>) Das bekannte Gasthaus etwa eine Werst von Dorpat an der Straße nach Riga. — <sup>2</sup>) sic!

<sup>3</sup>) Die Mutter von Ed. Aßmuth war gestorben, Charlotte A., geb. Schwabe.

<sup>4</sup>) Wahrscheinlich hatte Ed. Aßmuth gehofft, mit der Mutter und den Schwestern zusammen leben zu können. Der Vater Anton war bereits 1802 gestorben. Vgl. S. 252.

<sup>5</sup>) Von acht Schwestern waren die jüngsten Billy 1799, Amalie 1800 geboren.

Dir Muth geben würden. Ich glaube, dem bejammernswürdigsten Menschen, der an Glück und Freude verzweifeln muß, könnte nur das eine Linderung seyn, wenn man ihm Pflichten der Menschlichkeit auflegte. Aber ich weiß es ja, Du selbst fühlst das noch viel tiefer und besser als ich, und wirst daraus Kraft gewonnen haben, um es zu ertragen, wenn Du mit der Hoffnung Deines Lebens die schönen Bande kindlicher Zärtlichkeit vernichtet siehst.

D. 18. April [Sonnabend].

So weit war ich vor 3 Tagen, als mir Voigt sagte, daß er erst heute fahren könnte. — Gestern las ich einen Brief, den Du unserm Grünewaldt<sup>1</sup> geschrieben hast. O wie sehr stimme ich in Dein Lob von Grünewaldts Mutter<sup>2</sup> mit ganzer Seele ein! und ich freue mich so innig, daß in einem Hause wie das Koicksche ist, Du weniger den Schlag des Schicksals fühlen wirst. Wie ist es so erquickend, wenn man gute Menschen herzlichen und thätigen Antheil an das Unglück eines Fremden nehmen sieht, und wie schmerzlich, wenn man in einer Lage wie die meinige, seinem nächsten Freunde nur Theilnahme und nicht Hülfe geben kann. —

Daß Raupach und Pander<sup>3</sup> ins Ausland gereist sind, wirst Du wohl wissen. Niesenkampff und Stürmer<sup>4</sup> ziehen heute fort. — Engelhardt ist an Niesenkampffs Stelle Sekret.

Jacquet's Nachwerk ist fertig<sup>5</sup>. Ich schicke Dir 2 Exemplare, eines für Dich, das andere war für Deine seel. Mutter. Dein Onkel Konrad<sup>6</sup> hatte für sie pränumerirt. Damit Du es gleich lesen könntest, schicke ich es Dir geheftet. Du wirst einen überaus faden und doch so sehr schmutzig frivolen Geist darin bemerken. (Gieb es nur nicht den Damen, ehe Du es selbst gelesen hast.)

Semper [tuus] Ursinus.

Wenn das schwarze Siegel Dir auffällt, so wisse, daß auch

1) Joh. (Zwan) Grünewaldt, geb. 1796, stud. jur. 1813—15, † als Senator 1862. Vgl. S. 312.

2) Anna geb. v. Kurjell (1770—1842).

3) Vgl. Brief 28.

4) Fr. Stürmer aus Estland, geb. 1790, stud. med. 1810—14, Dr., Arzt in Estland, 1818 am Erziehungshause in Moskau.

5) Fr. Jacquet aus Kurland, geb. 1791, stud. phil. 1811—15, Lehrer in Dorpat, † 1841. Verfasser von „Reise in meinem Zimmer in den Jahren 1812 und 1813“, angekündigt von Prof. Burdach. Der Ertrag 400 Rbl. ging an das Militärgouvernement in Berlin. Auch Burdach, Rückblick 272, fand schließlich in dem Werk nur schale Wiße. Vgl. S. 296.

6) Konrad Ahmuth, Inspektor in Riga. Vgl. S. 253, 301.

mich ein naher Verlust getroffen hat. Meine Großmutter<sup>1</sup> ist nicht mehr. Ruhe lohnt sie nach einem 80jährigen thätigen Leben.

\*

Mit dem Jahre 1814 erreichte Baer das Ziel der Dorpater Studien. Bei der in diesem Jahre am 25. April stattfindenden Siegesfeier wurde öffentlich das von ihm verfaßte Festlied gesungen, in dem er ruft:

Zubelt Rußlands brave Söhne,  
Zubelt im vereinten Chor!

Auch als dem Professor Burdach bei seiner Uebersiedelung nach Königsberg von den Studenten ein ansehnlicher Silberpokal dargebracht wurde, hat sicher Baer mitgewirkt<sup>2</sup>. Dann machte er im Juni 1814 zusammen mit Fr. Parrot sein Examen, im August wurde er zum Doktor der Medizin promoviert. Unmittelbar darauf reiste er nach Deutschland ab. In Königsberg sah er seinen Lehrer Burdach, in Berlin seinen Freund Pander, dann eilte er mit Dr. Sahmen über Dresden nach Wien. Hier besuchte er mit großem Eifer die Kliniken, ohne doch in der praktischen Medizin Befriedigung zu finden. Mit Parrot schwelgte er im Frühling 1815 auf dem Schneeberg zum ersten Mal im Genuß der Gebirgslandschaft. Wohl dachte er daran, als 1815 wieder der Krieg gegen Napoleon ausbrach, sich wie sein Freund Parrot bei der Armee anstellen zu lassen, dann aber wandte er sich über Salzburg, München, Nürnberg, Erlangen nach Würzburg, wohin ihn die großen Hospitäler lockten, wo er auch seine Freunde Sahmen und Poorten traf. Hier in Würzburg trat er dem von ihm bald innig geliebten und hochverehrten großen Anatom Döllinger<sup>3</sup> näher, unter dessen Leitung trieb er physiologische und vergleichend-anatomische Studien, hier hat er zum ersten Mal anatomische Präparierübungen kennen gelernt, die in Dorpat unbekannt gewesen waren<sup>4</sup>.

Von Würzburg wanderte Baer zu Ostern (April 14.) 1816 nach Jena und begrüßte dort seinen Freund Ahmuth. Auch dieser hatte eine Studienreise nach Deutschland antreten können. Im Frühling 1815 unterbrach er zeitweilig seine Tätigkeit als Hauslehrer in Koit und zog unterstützt von seinem Oheim, dem Inspektor Konstantin Ahmuth in Riga, im Mai mit seinen Freunden

<sup>1</sup>) Anna Luise, geb. v. Freymann, geb. 1734, † 1814 März 22., Witwe von Heinrich Joh. v. Baer auf Piep und Lassila, † 1776. Todesanzeige in der Dörpischen Zeitung 1814 Nr. 29 vom 12. April.

<sup>2</sup>) Stieba 27. Dörpische Zeitung 1814 Nr. 35. Auf dem Pokal war auf der einen Seite eine lateinische Dedication eingraviert, auf der andern das Bild des Anatomikums mit dem von Baer gern zitierten Vers: Forsan et haec olim meminisse juvabit. Vgl. Brief 7. 18.

<sup>3</sup>) Ausführlich handelt über ihn Baer, Leben 181—190.

<sup>4</sup>) Diese Studienreise bespricht Baer eingehend Leben 148 ff.

Ulmann und Hollander über Stettin, Berlin, Leipzig nach Jena. Darauf wurden zumeist zu Fuß Süddeutschland, die Schweiz, Straßburg besucht und in vollen Zügen die Schönheiten der Natur genossen. Im Winter wurde dann eifrig in Jena studiert.

Wie Baer hatte sich in jenen Jahren eine große Zahl junger Balten ins Ausland begeben. Nach dem Freiheitskriege von 1813 ergoß sich ein lebhafter Strom Dorpater Studenten nach Deutschland. Das Verlangen sich weiter zu bilden wirkte zusammen mit dem Wunsch, die große freiheitliche Bewegung kennen zu lernen, die die deutsche Jugend, besonders auf den Universitäten, erhofft hatte. Diese Dorpater Freunde standen unter einander in naher Verbindung, besonders die fratres Harmoniae, der teuren Genossenschaft, an der Baer treu hing. Alle diese Studiengenossen sollten, so wünschte Baer, sich zu Ostern 1816 in Jena versammeln. Die Anregung fand, wie Ahmuth mittheilte, bei den in Jena studierenden Freunden (auch Ulmann, Dullo, Holländer waren dort) lebhaften Anklang. Sie erließen am 29. Februar Einladungen zu einem livono-curo-no-esthono-ruthenischen Kongreß am 29. März. Es sollte das ein ganz harmloses improvisiertes burleskoses Seitenstück zum großen Wiener Kongreß sein, ohne alle politische Tendenz. Auch eine Kongreß-Zeitung „Der nordische Baer“ sollte erscheinen, ein Probeblatt in Figur eines Bären aus einem Blatt Papier geschnitten wurde versandt, mit Nachrichten über reisende Kommilitonen. Diese trafen aus Wien, Berlin, Göttingen, Heidelberg in beträchtlicher Anzahl rechtzeitig ein.

Ueber diesen Jenaer Kongreß berichtet ausführlich sowohl Baer selbst als auch Zwan v. Grünewaldt<sup>1</sup>. Dieser war nach zweijährigem Studium in Dorpat mit seinem Vetter und innigem Freunde Joh. Gustav v. Engelhardt<sup>2</sup> im Juli 1815 nach Deutschland gereist. Von Berlin gingen auch sie zu Ostern 1816 nach Jena, wo sie etwa 40 Dorpater Kommilitonen trafen. Die eigentlichen Jenenser Studenten waren in den Osterferien, nur wenige waren zurückgeblieben, darunter einige, die die Feldzüge von 1813 und 1815 mitgemacht hatten, gereifte junge Männer voll Begeisterung, so ein Mecklenburger Horn, der ein Nebenmann Theodor Körners gewesen war. Was da von Schlachten und Siegen erzählt wurde, hörten die Dorpatenser mit offenem Ohr.

„Es konnte nicht anders sein, sagt J. v. Grünewaldt, unsere Jugend mußte tiefen Eindruck davon empfangen. Unser Haupt-Sammel- und Tummelplatz in Jena war der Markt. Die meisten von uns, da während der Ferien kein Mangel an Wohnungen war, hatten solche am Markt gefunden, und um das Treppensteigen zu vermeiden, waren wir auf das noch bequemere Kommu-

<sup>1</sup>) Vier Brüder I, 41, vgl. oben S. 312, Brief 29, auch Rossius 21. Baer, Leben 191. — <sup>2</sup>) Vgl. Brief 25.

nifikationsmittel verfallen, an quer über den Marktplatz gezogenen, in den oberen Fensterreihen befestigten Schnüren Posttaschen zu befestigen und dieselben mit unseren Depeschen, wie wir sie nannten, hinüber und herüber zu ziehen. Sogar ein Journal gaben wir heraus, das freilich nur in einem Exemplar erschien. Dies muß noch existieren und in den Händen des Geheimrats Dr. Weiße<sup>1</sup> sich befinden. So herrschten die Dorpatenser mehrere Wochen in Zena. Auch erlaubte uns schon die vorgerückte Jahreszeit Ausflüge in das Saaltal und die Umgegend zu machen. Die Abende fanden uns meist beim Glase Wein.“

Ueber die schönen Wanderjahre der beiden Freunde, voll eifriger wissenschaftlicher Arbeit, aber auch voll Jugendlust handeln die folgenden Briefe. Rkmuth mußte im Sommer 1816 wieder heimkehren, wurde wieder Lehrer in Koik. Baer dagegen blieb in Deutschland.

30. Sr. Wohlgeboren dem Herrn Candidaten

Eduard Rkmuth auf Koik,

Berlin den 18ten Oct. 1814 [Dinstag].

My dear.

Was ich Dir von hier zu schreiben habe, kann ich sehr kurz zusammendrängen. Es besteht in der Versicherung, daß ich Dich herzlich liebe und in der freundschaftlichen Bitte, doch ja Deinen Plan im nächsten Jahr auszureisen, nicht unausgeführt zu lassen. Ich sprach in Riga Deinen Onkel<sup>2</sup> und auch er wunderte sich sehr, daß Du sein Anerbieten Dir Geld vorzustrecken, nicht gleich angenommen hast. Glaube nicht, daß ich die Ursachen verkenne, die Dich zur Verzögerung der Reise bewogen haben — nein, ich stimme ihnen sogar bei, nur möchte ich, daß Du Dich durch nichts bewegen liehest, Deinen Plan ganz aufzugeben. Eine beträchtliche Reise, die wir einmal gemacht haben, ist uns ein Schatz für das ganze künftige Leben. Gern möchte ich Dir einen Begriff machen von dem angenehmen Gefühle, das die Bekanntschaft mit so vielen neuen, großen und interessanten Gegenständen in uns erregt. Was mich bis jetzt am meisten ergriffen hat, war eine Oper Cortez<sup>3</sup>, die ich in Berlin vor einigen Tagen sah. In den Decorationen und im Costüm war nicht gespart und da das Personal

<sup>1</sup>) Vgl. Brief 15.

<sup>2</sup>) Schulinspektor Konrad Rkmuth, vgl. S. 2—.

<sup>3</sup>) Ferdinand Cortez, Oper von Spontini (1774—1851); Text von Jouy, 1809 vollendet, seit 1814 in Berlin bekannt. Mit dieser Oper eröffnete Spontini 1820 in Berlin seine Tätigkeit als Operndirektor.

in dem Stücke sehr groß ist, so übertraff es an Pracht bei weitem alles, was ich jemals gesehen hatte.

Sehr schön sei das Ballet gewesen, das von Mexikanerinnen und Spanierinnen getanzt wurde, auch Pferde und Schiffe seien auf der Bühne erschienen.

Aber ich verliere mich ganz in Schilderung von Dingen, die Dich wenig interessiren werden, statt Zeit und Raum zu etwas besserem zu versparen. Ich will Dir lieber einen herzlichen Gruß von allen unseren hiesigen Freunden bringen. Der erste Abend, wo wir hier unerwartet eintrafen, gehört zu den schönsten meines Lebens. In wenig Augenblicken waren wir mit Raupach, Vander, Stoffregen, Bezold und Ignatius<sup>1</sup> versammelt. Stoffregen reiste den Tag darauf nach Wien. Sie lassen Dich alle herzlich grüßen.

Gern möchte ich Dir noch sehr viel von Deutschland und den Eindrücken, die das viel neue auf mich macht, schreiben, allein es würde fast unmöglich seyn, wenn ich auch einen ganzen Tag damit zubringen wollte, ich kann Dir nur zurufen: Eile, um selbst bald deutsche Luft einzuathmen, und deutschen Freiheitsfönn, wie er sich jetzt so schön entfaltet hat, kennen zu lernen. Hier ist fast jeder Soldat gewesen und jeder nimmt Antheil an den Angelegenheiten des Staates. Heute wird der Sieg bey Leipzig öffentlich gefeiert, und morgen haben wir eine Oper, die auf die Schlacht Bezug hat.

Schreibe mir doch in Deinem nächsten Brief, den Du aber nach Wien adressiren mußt: Add. Abzugeben Annagasse Nr. 1058, 4 Treppen hoch bey Herrn Hippus.

Mein Aufenthalt in Königsberg war zu kurz, als daß ich das hätte ausführen können, was ich wünschte. — Uebrigens habe ich mich dort sehr gut amüsirt.

Grüße das Koicksche [Haus] aufs Herzlichste von mir und versichere diese treffliche Familie, daß ich ihrer auch im Auslande sehr oft gedente.

Im Theater zu Königsberg fand ich eine Dame, die außerordentliche Aehnlichkeit von Fr. Sulchen Gruenewaldt hatte. Fac semper tuus Ursinus.

<sup>1</sup>) Aug. Stoffregen aus Livland, geb. 1795, stud. jur. 1812—14, bei der Gesandtschaft in Madrid, Stuttgart, Holland angestellt. — Aug. Bezold aus Estland, geb. 1794, stud. med. 1812—14, Porträtmaler, Zeichenlehrer in Neval, Petersburg, † 1859. — Georg Ignatius aus Estland, geb. 1791 (?), stud. theol. 1811—13, Prediger auf Dagoe, † 1865. — <sup>2</sup>) Vgl. Brief 1.

31. Er. Wohlgeboren dem Herrn Candidaten  
Eduard Aßmuth in Leipzig.  
per add. Herrn Froge et Comp.

Wien den 21ten Juni 1815 [Mittwoch].

Armas wend.<sup>1</sup>

Mit großer Freude erfüllte es mich, einen Brief von Deiner Hand wieder zu erhalten. Also seit Ihr, braven Burschen, jetzt wirklich in Deutschland. Vivant Rutheni in Germania! Vivant fratres Harmoniae! Ob und wann wir zusammentreffen, liegt aber noch ganz in der Hand des Schicksals. Mein Plan, den ich in friedlichen Zeiten mir entworfen hatte, war für die Sommermonate folgender: Ich wollte über Salzburg, durch das Innthal nach Innsbruck und von da nach München gehen. Als aber von neuem Mars die Völker der Erde versammelte<sup>2</sup>, da tönte seine Stimme auch mir ins Herz und ich, ein Jünger [des] Nestulap, wollte beiden Herren dienen. Parrot hegte mit mir gleiche Gesinnungen und da er bald die Einwilligung seines Vaters erhielt, auch als Dr. utriusque med. auf eine vortheilhafte Anstellung rechnen konnte, so engagirte er sich gleich und ist jetzt im Hauptquartier, von wo er mir schon geschrieben hat. Ich wäre gern mit ihm gegangen, wenn ich pecuniam in der Tasche gehabt hätte. Um indessen etwas zu thun, habe ich Parrotten mein Gesuch um eine Anstellung mitgegeben und ich erhalte, wenn man die von mir gemachten Bedingungen eingieht, vielleicht in einer Woche eine Anstellung, in welchem Falle ich — sobald die Gelder ankommen, ins Hauptquartier reise und wahrscheinlich mit Euch nicht zusammen treffe. Sollte man aber meine Bedingungen nicht eingehen, und sollte sich sonst ein Hinderniß einstellen, so werde ich wohl meine Reise über Salzburg und München nach Würzburg realisiren. Raupach und Stryl<sup>3</sup>, die jetzt hier sind, werden ebenfalls über Salzburg, München zc. in die Schweiz reisen und sie würden sich gern mit Euch vereinigen, haben aber ihre Pläne noch nicht ganz bestimmt. Um bei diesen chaotischen Unbestimmtheiten doch irgend einen sichern Weg einzuschlagen, mache ich folgenden Vorschlag.

<sup>1</sup>) = Lieber Bruder.

<sup>2</sup>) Nach der Rückkehr Napoleons von Elba.

<sup>3</sup>) Wahrscheinlich Heinrich v. Stryl aus Livland, geb. 1793, stud. jur. 1811—14, Besitzer von Fignitz, † 1864. — Es studierten in jenen Jahren noch Wilh. v. Stryl, General, † 1876; Gust. v. Stryl, Kapitän, † 1831.

Sobald Ihr diesen Brief erhalten habt, haltet einen großen Kriegsrath und bestimmt die Zeit, wann Ihr in München eintreffen könnt und wo man Euch erfragen kann. Ihr müßt aber durchaus eure Reise von Leipzig bis München so viel möglich beschleunigen, wenn Ihr nicht die Schweiz in Nebel und Schnee gehüllt finden wollt. Obgleich ich selbst . . . Alpengegenden in Oestreich besucht habe und füglich darüber urtheilen kann, so würde doch wohl meine Meinung bei Euch wenig Auctorität haben — ich habe deswegen mehrere Schweizer befragt, die mich einstimmig versichert haben, daß man schon in der 2ten Hälfte des Septembers viel von den freien Ausichten ihres Vaterlandes verliert und daß es sich garnicht der Zeit und Mühe verlohnt, dasselbe im October zu bereisen. Wenn Ihr dieses berücksichtigend, mit Bestimmung der Zeit Eures Eintreffens in München fertig seid, so schreibt sie in den Adressen an Raupach — nach Salzburg, post-restant. Raupach und Ströf kann sich dann darnach richten, um wenn es möglich ist, sich mit Euch zu vereinigen, und ich ersehe dann in Salzburg, im Fall ich mich nicht engagire, Eure Marschroute und werde suchen mit Euch in München einzutreffen. Wenn Ihr auch Eure Ankunft in Nürnberg und andren Städten bestimmen könnt, so ist es noch besser, weil ich vielleicht auf meiner Reise zur Armee Euch in einem solchen Neste treffen könnte. Da München für das südliche Deutschland in Hinsicht der Kunst eben das ist, was Dresden für das nördliche ist, so müßt Ihr für den Aufenthalt in dieser Stadt wenigstens 8—14 Tage bestimmen. — Wie groß wäre meine Freude, wenn ich München in Gesellschaft von Euch, die Ihr mir aus der Fraternitas Harmoniae stets die Theuersten waret, kennen lernen und genießen könnte. Wenn Ihr aus der Schweiz zurück kehrt, feiern wir vielleicht vereint den 23sten October<sup>1</sup> (4ten Nov. n. Styls) am Rhein. Welch ein seliger Gedanke für mich. Grüße Deine braven Reisegefährten von Deinem Ursino. — Alle Eure Landsleute senden Euch ihre Glückwünsche entgegen.

P. S. Im Fall ihr nicht mit Raupach u. Comp. die Schweiz bereiset, unterlaßt ja nicht in Bern die Doctoren Wittenbach und Lindt aufzusuchen. Es sind 2 treffliche, wahre Söhne Tells, die Euch herzlich empfangen werden. Ich habe ihnen schon von Euch

<sup>1</sup>) Wahrscheinlich ein Fest der Harmonia, vielleicht deren Stiftungstag. Vgl. S. 276.

erzählt. Jetzt sind sie noch hier, aber gewiß früher als Ihr in Bern.

32. Armas wend.

Würzburg d. 16. Dec. 1815 [Sonntabend].

Dein Brief aus Jena an mich ist nicht etwa verloren gegangen, sondern zu meiner großen Freude richtig angekommen. Warum ich ihn nicht beantwortet habe? Aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht so viel Geld hatte, um mir Papier und Federn zu kaufen, denn sowohl Sahmen<sup>1</sup> als auch ich waren absolutement banquerot. Alles was sich veräußern ließ, war schon den Händen der Isrealiten überliefert. Und was die geben, kannst Du schon daraus beurtheilen, daß sie für Christus nicht mehr als 30 Silberlinge zahlten. Schon wollte ich mich von meiner größten Kostbarkeit trennen, schon bot ich meine Dissertation an, vergeblich versicherte ich, daß hier mehr Weisheit enthalten sey als im Talmud, die Judenseele wollte nur das Papier bezahlen. — Unsere Lage war wirklich nicht sehr vortheilhaft, denn ich hatte nichts und Sahmen nur noch circa 1½ fl., als Stryks<sup>2</sup> Seegegenreiche Hülfe anlangte. Indessen mußt Du nicht glauben, daß ich deswegen desperat war. Ich hatte mir für Tisch und Wohnung Pump angelegt, und wie man es macht, um ohne Geld zu leben, hatte ich in Dorpat durch eine ziemlich lange Uebung gelernt. Aber Sahmen war ganz auf den Hund. Er ist in einer Kneipe, wo durchaus nicht angeschrieben wird, und er wollte doch diese Kneipe nicht verlassen, weil die dortigen Speisen ihm sehr wohl bekommen, und er glaubt, daß er das Essen in andern Häusern ohne Nachtheil seiner Gesundheit nicht vertragen kann. Doch genug hiervon. Dem guten Hollander<sup>3</sup> bringe meinen wärmsten Dank für das überschickte Geld, das ich mit der heutigen Post zurücksende. Billig sollte ich dem guten Jungen wohl schreiben, allein ich bin so ungeheuer in der Schuld meiner Correspondenten, daß ich alles mögliche zu thun habe, um nur die ganz nothwendigen Antworten noch in diesem Jahr fortzuschicken. Sage ihm doch, daß gerade in demselben Augenblicke, in welchem ich seine Geldrolle öffnete, der Postträger mit einem Briefe von Hause, der den

<sup>1</sup>) Gottl. Sahmen aus Livland, geb. 1789, stud. med. 1808—11, Dr., 1814—16 in Wien und Würzburg, 1826 Professor in Dorpat, † 1848.

<sup>2</sup>) Vgl. Brief 31. — <sup>3</sup>) Vgl. Brief 18.

erwarteten Wechsel enthielt [erschien]. Er war auf Frankfurt ausgestellt, weswegen ich ihn etwas spät ausgezahlt erhalten habe. Aus Estland habe ich viele Nachrichten erhalten, von denen aber wohl nur wenige für Dich Interesse haben mögen. Gebhardt ist Lehrer in Weinjerwen<sup>1</sup>. Stubbe<sup>2</sup> hat kaum noch die Hälfte der Güter als Arzt zu besorgen und will fortgehn. Daß Grünewaldt eine große Erbschaft gemacht hat<sup>3</sup>, wird Dir wohl bekannt seyn.

Der Plan in Dresden um Ostern<sup>4</sup> zusammen zu treffen, will mir aus mannigfaltiger Ursache gar nicht gefallen. Ich habe darüber in einliegendem Briefe geschrieben, den ich zu befördern bitte, da ich Weißens Adresse nicht weiß. Ostern ist die aller unschicklichste Zeit in Dresden zu seyn, weil während der Feiertage die Cabinette verschlossen sind. Und was will man sonst in Dresden machen, als diese besuchen, denn vernünftige Kneipen giebt es in ganz Dresden durchaus nicht. Ich habe daher vorgeschlagen, etwas nach Ostern diesen Kunstszig zu suchen und vorher sich etwas in Dessau, oder was mir und Sahmen und wahrscheinlich auch Parrot und Wolff<sup>5</sup> am liebsten wäre, in Jena zusammen zu kommen und von hier nach Dresden zu marschieren. Wenn Euch dieser Vorschlag nichts Unangenehmes hat, so sucht doch auch die Berliner zu bereden, dann möchte es wieder Spaltungen geben, weil Parrot gewiß nicht nach Dresden geht. Ich werde auch Bandern darüber schreiben. — Parrot und Wolff sind beide in Paris, haben beide hergeschrieben, wissen aber nichts von einander. Beide sind im Anfange des Januars hier und Ersterer wenigstens geht mit mir nach Berlin, wenn nicht etwa Geld vom Himmel fällt, um uns nach Bern und Genf reisen zu lassen. Wehrmann<sup>6</sup> hat mir aus Iverdun geschrieben, wo er Pestalozzi studiert und Bergmann<sup>7</sup> gesehn hat, der jetzt mit Knüpfer<sup>8</sup> & Comp. in Heidel-

<sup>1</sup>) Carl Gebhardt aus Estland, geb. 1792, stud. theol. 1810—12, 1817 Pastor zu Testama, † 1855. — Weinjerwen, ein Gut im Kp. Mar.-Magdalenen in Jerwen. — <sup>2</sup>) Vgl. Brief 17.

<sup>3</sup>) Die Grünewaldt erbt von dem Adoptivvater ihrer Mutter Anna, vom Landrat Moritz v. Kursell das Gut Orrisaar und ein namhaftes Kapital. Grünewaldt, Bier Brüder I, 33. — <sup>4</sup>) Ostern 1816 = April 14.

<sup>5</sup>) G. Wolff aus Petersburg, geb. 1791, stud. med. 1809—12, Dr., Arzt in Petersburg, † 1852. — G. v. Wolff aus Livland, geb. 1794, stud. jur. 1812—13, Kreisdeputierter, † 1832. — <sup>6</sup>) Wehrmann vgl. Brief 1.

<sup>7</sup>) Heinr. v. Bergmann, geb. 1794, stud. theol. 1812—14, studiert in Deutschland, 1818—62 Pastor zu Lasdohn, † 1872.

<sup>8</sup>) Chr. Knüpfer aus Estland, geb. 1789, stud. theol. 1809—12, 1822 Pastor zu Zegelecht, † 1828. Vgl. Brief 11.

berg ist. Riesenkampff<sup>1</sup> ist in Landshut<sup>2</sup>, wo er einige Monathe bleibt. In Regensburg ist er mit Jon<sup>3</sup> zusammen getroffen, der sich nach Wien einschiffte, im Geiste habe ich den 15ten December (3 a. St.) mit einigen hiesigen Freunden gefeiert. — Poorten<sup>4</sup> befindet sich wohl und läßt Euch sämtlich grüßen. Wie gefällt es Euch in Jena? Würzburg ist ein recht angenehmar Ort; um ganz zufrieden zu seyn, wünschte ich nur, daß mehr Landsteute hier wären. Der Sahmen ist wirklich schon sehr alt, obgleich sonst ein sehr guter Kerl. Ich fand ihn in Aschaffenburg im Postwagen.

Jetzt noch ein Vorschlag. Damit sämtliche Fraternitas Harmoniae sich auch in der Entfernung ein vereinigtes Lebehoch bringen, habe ich proponirt, daß beym Uebergang des alten Jahres in das neue (nach dem neuen Calender) alle Brüder in dem Augenblicke, in welchem in Dorpat die Mitternachtsstunde schlägt, also in Deutschland einige Minuten früher als es zwölf Uhr ist, alle Brüder ein Vivat ihren Brüdern ausrufen. Diese Aufforderung ist schon an die meisten Städte, wo sich Brüder von uns finden, ergangen. Mit der Bitte um baldige Antwort, schließ ich diesen Brief, da ich ihn gleich auf die Post tragen muß, und füge nur noch Grüße an Ulmann, Hollander, Dullo<sup>4</sup>, Wilsper<sup>5</sup> . . . hinzu.

Totus tuus<sup>6</sup> Ursinus.

33. Er. Wohlgeboren

dem Herrn Candidaten E. Ahmuth in Jena.

Add. Bey H. C. Gottschalk am Markt. —

[Poststempel: Würzburg. 15. März 1816.]

An die löbliche Redaction des nordischen Bären.

Es gereicht uns zu nicht geringer Satisfaction Ihnen melden zu können, mit welchem Vergnügen man hier Ihre Zeitschrift<sup>7</sup> liest, um auch von unserer Seite zur Erhöhung des Interesses jenes

<sup>1</sup>) Riesenkampff vgl. Brief 15.

<sup>2</sup>) Die hohe Schule von Ingolstadt wurde 1800 nach Landshut verlegt und 1826 nach München übergeführt. — <sup>3</sup>) ?

<sup>4</sup>) Poorten aus Livland, geb. 1792, stud. med. 1811—14, Arzt in Moskau, Jassy.

<sup>4</sup>) Herm. Dullo aus Kurland, geb. 1792, stud. theol. 1811—11, 1814 bis 1816 in Jena, 1818 Pastor in Kabilen, † 1831.

<sup>5</sup>) Wilsper aus Kurland, geb. 1792, stud. jur. 1812—14. Freiwilliger in einem Husaren-Regiment, Advokat in Riga, † 1851.

<sup>6</sup>) = Ganz Dein — <sup>7</sup>) Vgl. S. 335.

Blattes beizutragen, nehmen wir uns die Freiheit Ihnen folgende Notiz mitzutheilen.

Würzburg d. 15ten März.

Die von dem Congreßorte jüngst eingelaufenen Nachrichten haben die hiesigen Ständerepräsentanten etwas lau gemacht, indem man erfahren, daß sich die hohen Abgeordneten nicht zu gleicher Zeit mit ihren Creditiven eingefunden, wie man gehofft hatte. Der vorläufige Entschluß der hiesigen Deputirten ist kürzlich folgender. Bekanntlich sendet das Reich der Quadrupeden 2 seiner reißendsten Mitglieder zur allgemeinen Reichsversammlung. Der Wolff<sup>1</sup> wird seiner Natur gemäß erst an Ort und Stelle anlangen, nachdem er einige detours in der Nachbarschaft, d. h. von hier nach Mainz, Coblenz, Göttingen zc. gemacht hat. Wir rechnen, daß er um Ostern oder gleich nachher eintrifft. Der gesetztere Bär geht seinen graden Weg und wird höchstens in dem Thüringer Walde seine Vettern begrüßen. Der Sahmen als Repräsentant der jugenden Stände wird auch sein Ziel erreichen; allein der Tribunus plebis aus der eleganten Welt, Poorten, glaubt wenig Befriedigung im rohen Jena zu finden und wankt, — und der treulose Deputirte der Vögel, der sich auf Englisch Parrot<sup>1</sup> nennt, will (der Vögelnatur entgegengesetzt) im Lenze seinen Flug gen Süden richten.

Vor allen Dingen wünscht nun Graf Ursino zu erfahren, ob in Jena nicht bekannt, wann die übrigen Berliner nach dem frühzeitigen Weiße<sup>2</sup> eintreffen, um darnach seine Reise bestimmen zu können. Er bittet, wenn es noch Zeit ist, ihn davon zu benachrichtigen. Eine eigene Ankündigung wird den Moment seines feierlichen Einzuges in die Metropolis bestimmen.

ex officio. Ursinus.

34.

Er. Wohlgeboren

dem Herrn Candidaten Ed. Ahmuth in Roick.

Berlin d. 7ten December 1816 [Sonnabend].

Carorum carissime.<sup>3</sup>

Dein langes Schweigen quält und schmerzt mich. Es kann Dich nicht gekränkt haben, daß ich Dir und Wehrmann<sup>4</sup> einen

1) = englisch Papagei. — 2) Vgl. Brief 15.

3) Feuerster der Teuren.

4) Vgl. Brief 1. Joh. Ernst Wehrmann wurde Nov. 1811 Inspektor an

gemeinschaftlichen Brief geschrieben, warum sollte ich zwiefach sagen, was ich dem Einen nicht anders als dem Andern sagen konnte. Oder ist die Unbekanntschaft mit meiner jetzigen Wohnung daran Schuld. Einen Brief *poste restante* hättest Du immerhin wagen können.

Würzburg habe ich in der Mitte des September verlassen und bin über Nürnberg, Erlangen, Muggendorff und Bayreuth, das Fichtelgebirge, Eger, Karlsbad, das Erzgebirge, Freyburg, nach Dresden gegangen<sup>1</sup>, wo ich mich 10 Tage aufhielt, von Dresden machte ich einen Silmarsch nach Leipzig und von Leipzig hierher, wo ich wohne: Mittelstraße Nr. 62, zwei Treppen hoch.

Von mir selbst habe ich Dir zwar nicht vielerlei aber doch Bedeutesendes zu sagen. Ich bin in Königsberg bey Burdach<sup>2</sup> als Prosector (aber nicht Professor) engagirt mit 300 Thl. Fixum, circa 180—200 Thl. Nebeneinkünfte und freier Wohnung. Was sagst Du alter Freund zu dieser Treulosigkeit gegen das Vaterland. Gott weiß, ob es gut oder schlecht ist. Ich tröste mich nur damit, daß es des Schicksals Wille zu seyn scheint, der mich dahin führt, denn ich selbst habe keinen Schritt dazu gethan, sondern höchstens nur mich dagegen gesträubt. Da mir aber mein Vater schrieb, er habe nichts dagegen, folgte ich Burdachs Aufforderung. Sonderbar zusammentreffende Umstände, deren Auseinanderjegung ein Brief nicht beenden kann, haben es so bestimmt, wie es sich gestaltet hat. *Quod felix faustumque sit!*<sup>3</sup> sage ich und hoffe. Wohl muß ich manche schöne Hoffnung mit diesem Schritt aufgeben. Aber konnte ich auf das Vaterland mit Bestimmtheit hoffen. Hat mir doch das Vaterland bis jetzt noch nichts, — noch gar nichts geboten! Und doch will ich noch nicht den heimathlichen Staub ganz von meinen Füßen schütteln, sondern mein Aufenthalt in Königsberg soll immer die Tendenz für Rußland nicht ausschließen. Ostern<sup>4</sup> verlasse ich Berlin, bringe dann einige Wochen in Königsberg zu, reise nach Hause und nach

---

der Domschule, erhielt Johannes 1814 einen Urlaub ins Ausland, begann 1816 Jan. wieder den Unterricht.

<sup>1</sup>) Baer machte seine Reisen gern zu Fuß, so auch diese. Leben 205.

<sup>2</sup>) Vgl. Leben 203. Burdach war 1814 aus Dorpat nach Königsberg gegangen als Prof. der Anatomie. Baer hatte in Dorpat eifrig bei ihm gearbeitet, ihn 1814 in Königsberg besucht. Vgl. S. 333.

<sup>3</sup>) = Möge es glücklich und günstig sein. — <sup>4</sup>) 1817 April 6.

Petersburg, um dann in Königsberg um Johanni meine Funktion anzutreten<sup>1</sup>. Manche süße Hoffnung seh ich wehmüthig untergehen mit meinem Engagement in Königsberg. Aber schlug ich dieses aus, worauf konnte ich mit Bestimmtheit rechnen? Schreibe mir doch Deine Meinung über diesen Plan, oder vielmehr diese Anstellung. Ich kann es nicht leugnen, daß mich der Gedanke zuweilen quält. Getrennt von allen Lieben und Verwandten, in einer Stadt der Juden, den größten Theil des Tages beschäftigt mit nicht erfreulichen Gegenständen, werde ich einst vielleicht mich fortsehnen aus diesem Kreise. Der Umgang mit Burdach, die Gelegenheit zu Beschäftigungen mit Naturwissenschaften sind die einzigen glänzenden Farben in diesem Gemälde.

Laß mich etwas hören von Dir und den Deinen und theile Wehrmann meine Adresse mit, daß auch er mich erfreue mit Briefen. Ich bin jetzt so schreibüberladen, daß ich in den letzten drei Tagen 11 Episteln geschrieben, deshalb geht auch unser Ernestus<sup>2</sup> dieses Mal leer aus. Von Grünwaldts schreibt mir mein Bruder viel Gutes und Schönes. Von Dir hoffe ich ein Mehreres. Grüße Deine Schwestern und Hoffmann und den Baumann, qui procul negotiis<sup>3</sup> &c. Schreib mir über τῶν<sup>4</sup> ῥόδων καὶ τὰς κάλλιας πικρὰς — sylvis virentibus quibus terque quaterque beate frueris, pulchrisque arvis salutem proximam [?] dicit Carol[us] Ursjinus.

Eduard Ahmuth an Carl v. Baer.

35. A Monsieur

Monsieur Charles de Baer à Königsberg.

Reval, den 8. Nov. 1817 ]Donnerstag].

Wein geliebter Karl!

Als mir heute früh die Grünewalden<sup>5</sup> einen Brief von meinem Onkel<sup>6</sup> brachte und ich den Einschuß von Dir<sup>7</sup> darin

<sup>1</sup>) Im August 1817 trat B. seine Stellung als Projektor in Königsberg an.

<sup>2</sup>) Joh. Ernst Wehrmann.

<sup>3</sup>) Horaz, Epod. 2, 1: beatus ille, qui procul negotiis. Vgl. Brief 8.

<sup>4</sup>) = über das Vergnügen und all die Schönen — den grünen Wäldern, welche Du drei und vier mal seliger genießest, den schönen Feldern (Schönfeldern?) sagt herzlichen (?) Gruß . . . Vgl. Brief 23.

<sup>5</sup>) Frau Anna v. Grünwaldt geb. v. Kurfell (1770—1842).

<sup>6</sup>) Komad Ahmuth, Inspektor in Riga.

<sup>7</sup>) Dieser Brief, der sehr intime Beziehungen behandelt hat, ist nicht erhalten, Baer wünscht später dringend, daß der Brief verbrannt werde.

sand, da gerieth ich in die Bewegung, die unerwartete Freude immer in uns hervorbringt, und sehr schwer wurde es mir, meine Klavierstunde zu vollenden und erst einen ruhigen Augenblick zu erhaschen, um die lieben wohlbekannten Schriftzüge zu durchlaufen. Du wirst mir leicht glauben, daß meine innere Bewegung noch zunahm, als ich den Inhalt nun erfahren hatte und es mag mir auch wohl etwas anzumerken gewesen sein, denn die Grönwaldten sagte mir ein paarmal bei Tisch, Dein Brief müßte mich wehmüthig gestimmt haben. Und so ganz Unrecht hatte sie darin nicht, denn wenn ich mir igt die Zeit Deines Aufenthaltes hier<sup>1</sup> denke und erwäge, wie manches in Deinem tiefsten Innern vorgegangen sein muß, wovon ich Kurzlichtiger keine Ahnung hatte, wenn ich es mir vorwerfen muß, Dich mißverstanden oder wenigstens nicht ganz verstanden zu haben, da ergreift mich freilich eine recht innige Wehmuth und ich möchte Dir Abbitte thun, daß ich Dir, der Du schon einen so schweren innern Kampf zu kämpfen hattest, noch einen Zuwachs von Sorgen verschaffen mußte und statt Deinen Kummer zu theilen und mitzutragen, wohl gar ihn noch vermehrt habe. — Ja mein Karl, — igt ist mir alles enthüllt, was mir räthselhaft und unerklärbar an Dir erschienen war, igt erkläre ich mir Dein Schweigen, gerade dort, wo ich glaubte, daß Du mir Dein Herz öffnen würdest, Dein Abbrechen, wenn ich Dir nicht entgegenkam und doch wieder Deine Sehnsucht nach Mitgefühl. Armer, armer Freund! Wie viel mußt Du gelitten haben und wie von so ganz falschen Ansichten bin ich dahingebracht worden, nie in Dich zu dringen und Deinem Herzen Erleichterung zu verschaffen. Wahrlich, ein unglückseliges Gestirn muß jedesmal über uns gewaltet haben, wenn wir im Zwiegespräch uns einander mittheilten, was unser Inneres bewegte, allein doch jedesmal das verschwiegen, was das Herz am meisten erfüllte. Hierbei fällt mir ganz besonders der letzte Abend in Riga ein, wo wir in dunkler Nacht auf dem Glacis auf und ab wandelten und dennoch nicht

<sup>1)</sup> Im Sommer des J. 1817 war Baer in der Heimat gewesen, hatte dort das Hochzeitsfest seines älteren Bruders Louis mit Auguste v. Arvelius gefeiert und dazu ein Hochzeits-Carmen gedichtet. Stieda 43, Ringen 35 drucken das Gedicht ab. — Auguste (1795—1861) war die Tochter des Professors am Gymnasium Friedr. Arvelius; ihre Schwester Kitty wurde die Frau des späteren Gen.-Gouverneurs Magnus v. Pahlen. Louis v. Baer zog mit seiner jungen Frau nach Rehtaffen, Rsp. St. Johann in Jermen. — Sie ist wohl in den Briefen 23 und 34 unter arva pulchra gemeint.

dahin gelangten, uns zu verständigen. Ach ich fühle wohl, daß ich die Schuld trage, allein trage — und doch fühle ich wieder, daß ich damals nicht anders verfahren konnte, daß ich alles eher vermocht hätte, als in Dich zu dringen. — Verschwiegenheit brauche ich Dir wohl nicht zu versprechen, — Dein Brief soll aufs heiligste verwahrt werden, wenn auch nicht verbrannt. Wehrmann, mit dem ich Dir igt zusammen schreibe, habe ich lieber gar nichts davon gesagt, weil ich ihm doch nur sehr wenig hätte vorlesen können. —

Wahrscheinlich weißt Du schon den traurigen Vorfall, der in unserem Hause sich ereignet hat, und weißt Du ihn nicht, so erräthst Du ihn wohl leicht. Ja unser alter braver Hausvater ist nicht mehr<sup>1</sup>. Schon am 27. September starb er, wahrscheinlich an Entkräftung, weil er sich durch den Gebrauch des schwarzen Pulvers und Uebertretung der Diät eine sehr starke Diarrhöe zugezogen hatte. — *Sit illi terra levis!* — Am meisten ist unser Iwan<sup>2</sup> zu bedauern, der in der Fremde kein geschwisterliches oder eng-befreundetes Herz hat, dem er seinen Schmerz aussprechen und dadurch erleichtern könnte. — Der Tod des Vaters hat die Hochzeit der Tochter beschleunigt<sup>3</sup>, indem nämlich der Schwiegersohn die Bewirthschaftung der Güter übernimmt und schon Weihnachten seinen künftigen Wohnort, Orrisaar<sup>4</sup> nämlich, beziehen will. — Vor 8 Tagen war die Beerdigung hier in der Stadt, und war denn Dein Bruder und seine Frau auch ein. Durch sie erhielt ich Nachricht von der Ankunft Deines Briefes an Deine Ältern und von beiden wurde ich mit herzlichem Grüßen an Dich beauftragt, da ich sagte, daß ich Dir bald schreiben würde. — Sie wohnen igt schon in Nektacken, doch habe ich sie noch gar nicht besuchen können.

Noch habe ich Dir Nachricht von Frä. Helenens<sup>5</sup> Befinden zu geben. Du hast ganz recht gemuthmaßt, die Stahlbäder haben sehr gut gewirkt, so daß sie nicht nur besser, sondern wirklich voll-

<sup>1</sup>) Landrat Joh. Georg v. Grünewaldt starb 1817 Sept. 27. in Reval, die Leiche wurde auf dem Friedhof zu Moik bei Reval beigelegt.

<sup>2</sup>) Er hatte 1817 in Göttingen studiert, dann in Iverdun das Grab seines Freundes Gustav v. Engelhardt besucht, erfuhr in Heidelberg, wo er seine Studien fortsetzte, den Tod des verehrten Vaters.

<sup>3</sup>) Julie v. Grünewaldt heiratete Ernst v. Maydell.

<sup>4</sup>) Im Ksp. St. Petri. Vgl. Brief 32.

<sup>5</sup>) Helene v. Grünewaldt, geb. 1793, starb unverheiratet 1872.

kommen hergestellt ist und selbst durch so starke Gemüthsbewegungen, wie der Tod des Vaters natürlich hervorbringen mußte, keine Rückfälle bekommen hat. Sie dankt Dir nochmals herzlich — auch für Deinen igt wieder geäußerten Antheil und wird Deinen Rath befolgen, im künftigen Sommer wieder Seebäder zu brauchen. Von allen, besonders aber von der Mutter Deiner sogenannten 3 Schwägerinnen<sup>1</sup> soll ich Dich herzlich grüßen. Am gestrigen Tage haben wir sehr viel von Dir gesprochen; durch Deinen Brief an mich waren alle meine Hausgenossen wieder so lebhaft an Dich erinnert worden, daß sie wirklich mit herzlicher Theilnahme alle es bedauerten, daß Du nun so fern von uns leben mußt und mit mir zugleich Pläne machten, Dich wieder hieher zu uns zu locken. Was meinst Du zu einer Anstellung in Dorpat? Die Gagen der Professoren sind igt beträchtlich erhöht<sup>2</sup>, so daß ein ordinarius sich auf mehr als 5000 Rbl. steht; — es wäre doch so übel nicht, wenn Du wieder anrüggest; so viel ich weiß, ist Balfs<sup>3</sup> Stelle noch nicht besetzt. — Stubbe<sup>4</sup> scheint es hier recht wohl zu gehen, er hat ein Hospital und auch ziemliche Praxis. Zu den früher hier vorhandenen jungen Juristen hat sich nun auch Niesemann<sup>5</sup> senior gesellt. Die übrigen Nachrichten von revalschen Bekannten wird Dir wohl Wehrmann mittheilen. — Von Ulmann und Hippus<sup>6</sup> bekomme ich ziemlich oft Briefe. Ersterer schreibt aber nicht heiter, irgend eine Sorge scheint ihn schwer zu drücken und ihm alle Freudigkeit zu rauben. Hippus wirft sich in mancherlei Geschäfte, neuerdings hat er das Schriftstellerfach erwählt, d. h. eine Uebersetzung von einer russischen Beschreibung St. Petersburgs geliefert, die er uns zur Durchsicht hergesandt hat.

<sup>1</sup>) Helene, Julie, Elisabeth v. Grünwaldt.

<sup>2</sup>) Durch die Bemühungen des neuen Kurators R. Graf Lieven war 1817 ein neuer Etat eingeführt, nach welchem der Professor 5500 Rbl. Jo. = 1447 Rbl. Silber erhielt.

<sup>3</sup>) D. Balf (1764–1826) aus Königsberg, wurde 1787 Dr. med., Arzt in Jakobsstadt, Baldoohn, 1802 Prof. der Pathologic und Klinik in Dorpat, 1817 Juni 5. pensioniert, † in Tula 1826.

<sup>4</sup>) Vgl. Brief 17. Dr. 1817, wurde Arzt am See-Hospital in Reval; später in Odeffa, starb in Reval.

<sup>5</sup>) Chr. v. Niesemann aus Estland, geb. 1792, stud. jur. 1811–14, Archivar am Oberlandgericht in Reval, † 1837.

<sup>6</sup>) Ulmann vgl. Brief 24, war seit 1816 Pastor zu Kremon und Petersburg. — Hippus vgl. Brief 1, stud. jur. 1811–14, diente in der Kanzlei der Kaiserin Maria Feodorowna, † 1875.

Was nun mich selbst anbetrifft, so fühle ich mich igt Gottlob heiterer als damals, wie ich den Brief an Dich schrieb. Ich habe als ganz wahr erkannt, was Du mir sagst, daß körperliche Bewegung sehr wohlthätig auf mich wirkt, — nur kann ichs auf dem Lande manchmal nicht über mich gewinnen, ganz allein spazieren zu laufen, oft selbst dann nicht, wenn ich überzeugt bin, daß ich meinen Unmuth so zerstreuen könnte. In der Stadt gehts schon eher mit dem alten Wehrmann zusammen.

Sei nur so gut auch in Zukunft Deine Briefe an mich meinem alten Onkel in Riga zuzusenden, durch den ich den letzten sehr schnell bekommen habe. — Ich bin überzeugt, daß Du Dich zuweilen erinnerst Deines Eduard.

36.

Mein Eduard!

[Königsberg] Im Februar 1818.

Sit illi terra levis!<sup>1</sup> rufft Du Deinem alten Herrn<sup>2</sup> nach und ich mit Dir. Ich kenne nichts schmerzlicheres, als wenn eine bis dahin glückliche Familie von der Freude verlassen wird, und statt der bunten Farben des Frohsinnes die Wände [des] Hauses und mit ihnen die Außenseite der Menschen und ihr Inneres dunkel behangen sind. Besser wäre es freilich gewesen, man hätte ihn der Gesundheit wiedergegeben. Aber wenn das nicht gelingen sollte oder konnte, ist es besser, daß einer scheidet und die Andern sich ganz von ihm losreißen müssen, um sich wieder aufrichten zu können. So hoffe ich denn, wenn ich wiedertehre (und vielleicht ist es nicht weit bis dahin), wieder den heitern Kreis zu finden. Sind auch zwei Blumen<sup>2</sup> aus ihm gewichen, so wird das jedesmalige Wiederschn ja mit neuer Innigkeit und neuer Freude gefeiert unter Getrennten. — Es ist nicht unmöglich, daß ich schon den Eintritt des Jahres 1819 mit Euch feiere. Meine Ausichten und Entschlüsse für die Zukunft sind folgende: Am Ostern schreibe ich meine Dissertatio pro venia docendi<sup>3</sup>, die mir noch restirt, vertheidige sie dann und zwar lateinisch, wovor mir graut. Dann gebe ich ein um eine Extraordinärprofessur. Erhalte ich diese bis zum Herbst, so bleibe ich noch länger hier. Erhalte ich sie nicht, oder tränirt man mit der Antwort, was wohl zu geschehen pflegt,

1) = Sei ihm die Erde leicht!

2) Die Tochter Julie und Auguste v. Arvelius.

3). Dissertation zur Berechtigung Vorlesungen zu halten.

so verlasse ich gegen Anfang des Winters Königsberg, und kehre zurück nach Rußland, um entweder in Dorpat um die Prosectorur anzuhalten oder mit meiner Schwester<sup>1</sup> nach Grodno zu ziehen, und dort zu practisiren. Was mich abhält unbedingt im nächsten Herbst die Heimath zu suchen, ist die Gelegenheit, die ich hier zur fernern Ausbildung in dem einmal ergriffenen naturhistorischen Fache finde. Das Jahr, das ich hier gewesen bin, wäre ganz für mich verloren, wenn ich nun gleich umfätle, die Arbeit, mich in die feinern Theile der Anatomie einzuweihen besonders, ganz vergeblich. Auch ist jetzt der Anfang zur Anlegung einer anatomisch-zootomischen Bibliothek in unserer Anstalt gemacht. Ferner wäre der Kostenverlust auch nicht gering. Nachdem ich theuer genug meine Sachen hergebracht und mich hier eingerichtet habe, wieder zu reisen und umzuziehen ist bey schlechten Finanzen eine schlechte Speculation. Auch würde ich hier sehr inconsequent erscheinen. Wenn ich aber eine abschlägige Antwort vorschützen kann, so wird man es begreifen. Ob Burdach hier bleibt oder fortzieht, ist noch nicht entschieden. Er zieht nur in dem Fall nach Dorpat<sup>2</sup>, wenn er außer der jetzt erhöhten Säge noch eine Zulage erhält. Zieht er fort, so würde es mir noch schwerer werden, hier zu bleiben, denn sein Haus ist das einzige, in dem ich selbst zu Hause bin.

Soll ich Dir sagen, ob es mir leid thue nach Königsberg gezogen zu seyn oder nicht, so müßte ich zuerst die Zukunft enthüllen können. Wenn mir dieses Engagement vielleicht Mittel wird zu anderen Verhältnissen, als akademischer Lehrer oder sonst dem naturhistorischen Fache leben zu können, so habe ich die größte Ursache mich darüber zu freuen. Ist das nicht, so habe ich freilich viel eingebüßt an Geld und Leben. Erschrick über das Letzte nicht. Es ist keinesweges Eingebung einer schwarzgalligen Laune. Es ist nur der Ausdruck einer Ueberzeugung, die immer lebendiger in mir wird, daß nur der Mensch wahrhaft lebt, der in irgend einem Familienverhältnisse (von nicht ganz unbedeutenden Menschen)

<sup>1</sup>) Julie Helene (1798—1834) oder Emilie Karoline (1799—1866).

<sup>2</sup>) Im Mai 1817 fragte im Namen des Kurators des Grafen Lieven der Prof. G. Ewers bei Burdach an, ob er in Dorpat die Professur der Pathologie und Therapie annehmen wolle und welchen Gehalt er begehre. Burdach verlangte 2000 Rbl. Silber, während nach dem soeben im J. 1817 bestätigten erhöhten Etat jeder Professor 1500 Rbl. Banto = 1447 Rbl. S. erhielt.

mitten drinnen lebt. Diese Familie braucht nicht gerade aus Weib und Mann mit Haus und Hof und Kindern zu bestehn. Es kann auch ein Kreis von Freunden, ein Orden, kurz eine Verbindung seyn, von der man überzeugt ist, es kommt nicht jedes Mal jede Unvorsichtigkeit, jeder Fehler auf die kalte Waage, — Menschen die uns nie mißverstehn, sondern uns nehmen wie wir sind. Aber ich sprech von Dingen, die Du Dir besser selbst sagst. Was ich gesagt habe, soll keine Anklage seyn für Königsberg oder seine Menschen, die mir wirklich mit mehr Herzlichkeit entgegengekommen sind als ich ihnen. Aber man muß es erfahren haben, wie theuer einem das Vaterland wird, wenn man in der Fremde ist und keinen hat, dem man bey kleinen Verdrießlichkeiten sagen kann: Siehe, das verdriest oder thut mir weh. Die minutissima werden dann zu rebus magni momenti<sup>1</sup>, der Positiv zum Superlativ. Man muß es wissen, wie Einem zu Muth ist, der weit von den Seinen ist und es tritt niemand zu ihm und spricht: Es ist heute der heilige Abend, sey bei uns, oder niemand am Ende des Jahres mit ihm das Glück befragt über das künftige, sondern er zu Hause ist und gleichgültig sich zu Bett legt, es nicht der Mühe werth achtet den Ankömmling zu begrüßen. Alle Verhältnisse, die wir in spätern Jahren anknüpfen, sind nicht von der Art, daß sie nicht zuweilen Zwang anthun sollten. Das Recht gerade dann in eine Gesellschaft zu gehn, wenn man nicht zu Hause seyn mag, und nicht nur wenn man dazu aufgefordert ist, ist mir ein Vortheil der Heimath, ein jus indigenatus<sup>2</sup>. Eduard, Eduard, bemerkst Du, wo ich hinauskomme. Deine Lage — Deine Verhältnisse scheinen Dir trübe Stunden zu machen. Was würdest Du sagen, wenn Du gar keine Verhältnisse hättest. Verscheuche den düstern Nebel, der Deine Seele umhüllt. Glaube mir, man kann es, wenn man will. Ich habe einen ziemlichen Theil des Winters auch mit Verdroffenheit und Unlust durchlebt, und dadurch viel Zeit verloren. Was mich heilte, waren meine deutschen Classifier. Ein wahrer Lebensbalsam für solche Krankheit ist Jean Paul, dieses tiefe und inniggeföhlte Stillleben, das er so zu mahlen weiß, daß man es behaglich mit ihm lebt, weiß ich in keinem andern Schriftsteller wieder zu finden als etwa in den Engländern.

1) = Die kleinlichsten werden dann zu Sachen großer Bedeutung.

2) = Heimatsrecht.

Wenn Du nicht heiter bist, laß Dich die Zeit nicht reuen, Deinen Plank<sup>1</sup> und Hegel<sup>2</sup> auf die Seite zu schieben und Siebentees zu besuchen.

Was meinen vorigen Brief<sup>3</sup> betrifft, so muß ich meine Bitte erneuern, ihn zu verbrennen. Thue es immer, es wird mich beruhigen, wenn Du mir diesen Auto da Fé gemeldet hast. Wer kann für die Schicksale unserer Papiere uns sicher stellen, und dieser Brief kann nie Gutes nur Böses hervorbringen.

Du sagst mir nichts von meiner Schwägerin<sup>4</sup>. Erzähle mir doch so viel von ihr als Du kannst, — nur gib keine pragmatische Relation, sondern male mir das Innerste ihres Seyns. Meine Mutter schrieb mir Einiges, was mich recht gefreut hat.

Wie lebst Du denn jetzt? Kommst Du oft mit Freunden zusammen. Wie geht es Wehrmann<sup>5</sup> und allen übrigen Bekannten?

Grüße herzlich die Grünewaldts. Wo ist der Iwan Grünewaldt<sup>6</sup> jetzt? Der Frau von Maydell<sup>7</sup> meinen herzlichen Glückwunsch. Ich hoffe sie wird recht glücklich seyn. Fräulein Helene<sup>8</sup> ist doch noch vollkommen gesund? worüber ich mich herzlich freue.

Einlage bitte ich meinem Bruder sobald als möglich zu übergeben. Sage ihm, es habe sich auf eine sonderbare Art aus dem ihm geschriebenen Briefe verloren.

Dein Karl.

37. Er. Wohlgeboren

dem Herrn Candidaten Ahmuth in Koick.

Königsberg d. 18. Sept. 1818 [Freitag].

Abgeschickt durch Lenz d. 4. Okt. n. St. [Sonntag].

Carissime!

Nicht einige Wochen, sondern lieber ein ganzes Vierteljahr hat Wehrmann Deinen frühern Brief mir vorenthalten. Ich kann nicht umhin Dir dieses mitzutheilen, obgleich er von mir Stillschweigen verlangt.

<sup>1</sup>) Plank G. J. (1751—1833), Prof. der Theologie in Göttingen.

<sup>2</sup>) Hegel J. W. (1754—1828), Professor der orientalischen Sprachen in Sießen und 1801—20 in Dorpat.

<sup>3</sup>) nicht vorhanden. Vgl. Brief 35.

<sup>4</sup>) Vgl. Brief 35. — <sup>5</sup>) Vgl. Brief Nr. 1.

<sup>6</sup>) Er verließ 1817 März Göttingen, ging nach Paris, Yverdun, Heidelberg, ist im Sommer 1818 in Rom mit Uerküll, Ignatius (vgl. Brief Nr. 30), Bezold, Brasche u. a. zusammen. — <sup>7</sup>) Jüngst verheiratet, vgl. Brief 35.

<sup>8</sup>) Helene v. Grünewaldt, geb. 1793, † 1872.

Wie habe ich mich so innig gefreut, als Du mir die ziemlich sichere Aussicht auf Bartholomäi<sup>1</sup> mittheiltest. Allen Menschen ist es wohl ein von der Natur tief eingprägtes Bedürfniß, selbstständig zu seyn, Dir aber mein guter Eduard würde es wohl besonders wohlthätig werden. Wie freudlos sind alle unsere Arbeiten, wenn sie sich nicht auf uns selbst, auf unsern Herd und unser Haus beziehen. Wie Inhalts los kommt man sich mit seinem Treiben vor, so lange es außerhalb dieser Sphäre liegt. Ich glaube es giebt keinen sichern Beweis für die Armuth eines Hirns und die leichte Leerheit eines Herzens, als wenn der Eigenthümer derselben gern sein ganzes Leben hindurch Gesellschafter oder sonst irgend ein Appendix eines Anderen ist. Bei Weibern ist das ganz anders.

Hierin liegt der Grund, warum es mir, so wie gewiß auch Dir nicht gerade das Erwünschteste ist Adjunkt zu werden. Indessen auch das ist gut, besonders wenn der Principal abgängig ist. Deiner wird aber wohl früher diese Welt mit einer anderen vertauschen als Eichorius<sup>2</sup>, den man zu dem meinigen machen will. Du hast vielleicht schon durch meine Eltern erfahren, daß die Dörptischen Professoren mich haben fragen lassen, ob ich dort Professor und Professor extraordinarius werden will, wenn man mich beruft. Nachdem ich meinen Eltern geschrieben, ist eine 2te Anfrage von Barrot desselben Inhalts angekommen. Ich habe jetzt erklärt, daß ich, wenn man mir in Dorpat dieselben Hülfsmittel zur Fortsetzung der Studien in den Naturwissenschaften, besonders in der Zootomie verschafft, die ich hier habe (Bücher &c.), ich auf jeden Fall komme<sup>3</sup>. Geschieht das nicht, so sind 2 Fälle zu unterscheiden, entweder wird ein Plan, der schon seit dem Anfang des Frühlings im Gange ist, realisirt, nämlich hier ein zoologisches Kabinet unter meiner Direction zu errichten, dann bleibe ich hier, oder aus diesem Plan wird nichts, dann marschire ich ab. Ich bin nun auf die Antwort recht begierig. Daß die erste Bedingung erfüllt würde, kann ich kaum glauben. Eigentlich

<sup>1</sup>) Zu Bartholomäi starb 1818 März 1. der Pastor W. G. Dietrich, sein Nachfolger wurde L. C. Kolbe (1793—1849).

<sup>2</sup>) L. Eichorius, geb. 1770 in Leipzig, 1804 Professor, 1814 Professor der Anatomie in Dopat, † 1827. Ein schwer erträglicher Mensch. Vgl. Brief 38.

<sup>3</sup>) 1818 Nov. 20. wurde Baer in Dorpat zum außerordentlichen Professor und Professor erwählt.

stehe ich jetzt wie Herkules am Scheidewege. Entweder ich muß mich ganz der Wissenschaft ergeben, und nur in ihr Lebensfreude und Stärkung suchen, dann müßte ich Dorpat nicht suchen, das ist mir ganz klar, oder ich entschieße mich von der Wissenschaft nur so viel mitzunehmen, als zu dem Stande, den ich als Docent ergreife, nothwendig ist, übrigens das Leben mit allen seinen Blumen und Früchten zu genießen — dann ist das Vaterland meine Lojung. Beides läßt sich nicht ganz vereinigen, das ist mir klar. Der Himmel möge meine Wahl glücklich seyn lassen.

Dein U[rsinus]<sup>1</sup>

Herzlichen Gruß der guten Tante Grünewaldt. (Ich weiß nicht recht, woher es kommt, aber mir ist immer, als müßte ich sie Tante nennen.) Auch an Fräulein Helenen einen freundlichen Gruß. Wann kommt denn eigentlich Iwan?<sup>2</sup> Schreibe mir das wo möglich genau, damit ich mich danach richten könne.

Diesen Brief schick ich 2 Wochen nach seiner Entstehung, aber doch ist noch nichts über Königsberg und Dorpat entschieden.

38.

Königsberg d. 19. Jan. 1819 [Dinstag].

Fortgesetzt d. 20sten.

Mein Eduard.

Wenn ich bei der großen Brief-Lieferung, die ich in den ersten Tagen dieses Jahres absendete, Dir nur ein Sedezblättchen zuschickte<sup>3</sup>, so wirst Du es nicht verkannt haben, daß ich damit nur ein vorläufiges Zeichen meines Lebens geben und Dir nicht mitten im Gewirr ermattender Berichte und Erzählungen mein jetziges Seyn mit flüchtigen Strichen malen, sondern einen stillen Abend für Dich aufsparen wollte. Auch wirst Du, im Fall Du jene drei Worte gehörig gewürdigt hast, wie ich glaube, gern zugeben, daß das Blättchen, das sie in sich schloß, inhaltsreich war. Heute wurde mir so, als müßte ich Dir vieles sagen, und wenn ich nicht wieder, wie immer, wenn mir vieles, was ich dem Freunde schreiben möchte, die Seele bewegt, so lange im Zimmer auf und ab gegangen wäre, mir selbst sagend, was ich für den Entfernten niederschreiben sollte, (wodurch dann das Papier so

<sup>1</sup>) Loth.

<sup>2</sup>) Iwan v. Grünewaldt kehrte noch in demselben Jahr 1818 aus Deutschland zurück und blieb zunächst bei der verwitweten Mutter in Koif.

<sup>3</sup>) nicht vorhanden.

leer bleibt, wenn es endlich da liegt, — so würde ich mit Bestimmtheit voraussehen, daß Du dieses Mal nicht Ursache haben würdest, die oft geführten Klagen zu wiederholen, meine Briefe seien ausgedörrte Extrakte, wo man das Beste vermißt.

Ich weiß keinen Zeitpunkt in meinem bisherigen Leben zu finden, in welchem mir die Nähe eines treuen und mit meinen äußeren und innern Verhältnissen vertrauten Freundes so sehr Bedürfniß gewesen wäre als jetzt. Wäre ich jetzt bei Dir, Eduard, wie viele Stunden würde ich von Dir erbitten, statt der wenigen Augenblicke, die ich im vorletzten Sommer mit Dir allein zubrachte. Die Binden auf dem Dom<sup>1</sup> sollten wieder wie ehemals bis gegen Morgen uns unter sich auf und niedergehen sehen. Doch Du bist mir fern, und wenn ich Dich auch bäte, mir Deinen Rath über die Entscheidung meiner Zukunft zu geben, so würde Deine Antwort doch zu spät kommen, weil ich in wenigen Tagen bestimmte Schritte thun muß. Dennoch will ich Dir alles vorlegen, was mich jetzt beschäftigt, und ich will Dich auf alle Wege leiten, die vor mir liegen, und Dir die Dornen und Rosen zeigen, die auf ihnen zu erwarten sind. Ich werde wenigstens den Vortheil dabei haben, mir selbst über meine Beweggründe bestimmtere Rechenschaft zu geben — und das ist wohl bei jedem Fragen um Rath ein großer, wenn nicht der größte Gewinn. Du aber antworte mir bald und ebenso ausführlich, und lasse den Gedanken nicht in Dir aufkommen, daß die Mittheilung Deiner Meinung doch zu spät kommen würde. Sie wird mir auf jeden Fall eine erfreuliche und vielleicht auch eine nützliche Gabe seyn. Schenke mir den nächsten Sonnabend Abend und einen Theil der Nacht. Deine Sonntägliche Erbauungsrede, (wenn Du sie anders noch hältst), mache in den Wochentagen fertig, und wenn dann am Sonnabend die Schule geschlossen ist, nimm Deine Sammlungen von Chorälen zur Hand und spiele Dir und mir einige vor, etwa die, die Du Deiner Mutter und mir in Raunisaar<sup>2</sup> vorspieltest. Ich werde andächtig aus der Ferne zuhören. — Herkules Entscheidung am Scheidewege war so schwierig nicht, da ihm vorausgesagt wurde, was jede Bahn ihm geben würde. Vor mir gehen jetzt 3 Wege auseinander, aber niemand weiß mir anzugeben, wohin jeder führt,

<sup>1</sup>) Vgl. Brief Nr. 7. 17. — <sup>2</sup>) Vgl. S. 253. Brief 5.

und jeder derselben theilt sich noch im Bereich meines Gesichtskreises in 2 ganz verschiedene.

Einer führt nach Osten nach Dorpat, ein anderer gen Westen nach Bonn<sup>1</sup> und der Mittelweg geht nicht aus Königsberg hinaus. Was mich nach Dorpat zieht, weißt Du, doch will ich jegliches für und wieder noch einmal abwägen, vorher aber muß ich Dich mit dem historischen bekannt machen, da Du von der Bonner Ansicht noch gar nichts weißt.

Du siehst, wenn ich nicht sehr irre, an dem Punkte, wo mich die Dorpater fragen ließen, ob ich dahin als Professor kommen wolle. Ich zog die Correspondenz ohne Entscheidung in die Länge, neigte mich aber immer mehr zu der Ablehnung des Antrages. Unterdessen verbreitete sich die Nachricht, Döllinger<sup>2</sup> werde in Bonn Professor der Anatomie. Nach Bonn zog mich eine gewaltige Sehnsucht, seit ich von der Gründung dieser Universität gehört hatte, und da mir nicht wohl war, so schrieb ich Döllingern in den ersten Tagen des Novembers, und fragte ihn, ob die Nachricht gegründet sey, und im Fall er nach Bonn zu ziehen gedächte, ob er mich zum Professor vorschlagen wolle. Seine Antwort war, daß er noch nichts von einer Berufung wisse. Bald darauf meldete man mir, ein Schweizer sey dazu aufgefordert<sup>3</sup>. Die Sache schien also beendet und ich ließ durch Dittmar<sup>4</sup> den Dorpatern sagen, sie könnten nur immer die Votation ausfertigen. Hier muß ich aber schon etwas einschalten, (Du siehst, wie schwer ich chronologische Ordnung halte.) Man hatte in Berlin, da ich die Dörptsche Anfrage bekannt werden ließ, mich zum Professor extraord. ernannt<sup>5</sup> und mir vom Jahre 1819 an eine Zulage versprochen. Ich habe diese Nachricht meinem Vater und Bruder mitgetheilt, da ich aber keine Antwort erhalten, so ist es wohl möglich, daß die Briefe nicht nach Esthland gelangt sind. Auf jeden Fall wissen es meine Eltern aus meiner letzten Correspondenz. Vor wenigen Tagen erhielt ich von Döllinger die uner-

<sup>1</sup>) König Friedrich Wilhelm III. hatte 1815 den Westprovinzen versprochen, eine Universität hier zu errichten. Im Mai 1818 wurde Bonn zum Sitz der Hochschule bestimmt.

<sup>2</sup>) Döllinger, Anatom in Würzburg, bei dem Baer seit dem Herbst 1815 gearbeitet hatte. Vgl. S. 333.

<sup>3</sup>) Mayer aus Karau, wurde Professor in Bonn, Weber aus Landsküt. Professor. Stieda 50.

<sup>4</sup>) Vgl. S. 256. — <sup>5</sup>) Im Anfang d. J. 1819.

wartete Anzeige, daß man ihm jetzt die Bonner Professur angetragen und er mich zum Professor vorgeschlagen. Unterdessen war in Dorpat meine Bekation erfolgt<sup>1</sup>, die gestern hier anlangte. Döllinger habe ich zugesagt unter der Bedingung, daß der Gehalt nicht gar zu sehr mit dem contrastirt, den ich für die Zukunft hier mit einiger Zuversicht erwarten darf. Weitere Schritte habe ich noch nicht gethan, doch muß ich in diesen Tagen sie thun. Welche Bestimmungsgründe mir als Materialien vorliegen, sollst Du jetzt gleich erfahren.

Was könnte ich nicht opfern wollen, wenn ich Dich hier hätte und Dir mündlich sagen könnte, was ich diesem Blatte nur mit Zwang anvertrauen kann. Schon das Aphoristische schriftlicher Mittheilungen ist peinlich, wenn wir einsehen, daß unser Freund, das, worüber wir sprechen, [nicht] ganz in allen seinen einzelnen Verhältnissen kenne, aber noch quälender ist, in langsamen Federstrichen hinzuzeichnen, und bedächtlich in ihre Glieder zu zerlegen. Gegenstände, über die selbst das Wort nicht über die Lippe gleiten will.

Bevor er einen neuen Weg einschlage, muß er bestimmt haben, ob er ihn allein gehe oder in Begleitung. Daß er der Gegenliebe noch nicht sicher sei, laste schwer auf ihn.

Jetzt endlich zu meinen Ausichten und zu dem, womit sie mich locken und schrecken. Lebhafter als je, zieht mich das Vaterland nach Dorpat. Meine Familie, meine Jugendfreunde, denen ich meine ganze Liebe geschenkt habe, wie ich jetzt wohl fühle, denn ich bin so arm, daß ich hier keinen ganz gewonnen habe. Wenn man aufgehört hat, sich ganz hinzugeben, wie in den Schul- und Universitätsjahren, darf man nicht hoffen, ganz zu gewinnen. Wenn ich mir denke, daß Du Dich in Torma niederläßt<sup>2</sup>, und Grünewaldt nach Koddajim zieht<sup>3</sup>, ist mir wieder, als ob etwas von unseren Jugendträumen in Erfüllung gehen könnte. Aber Ihr seid ja nicht in Dorpat, und immer wäre ich dort zu weit von

<sup>1</sup>) 1818 Nov. 20. Vgl. Brief 36.

<sup>2</sup>) Am 12. Jan. 1819 wurde Hämuth für das Kirchspiel Torma-Lohhusu ordinirt.

<sup>3</sup>) Zu seiner Tante Catharina v. Engelhardt, der Schwester seines Vaters, zu der Joh. Grünewaldt in sehr nahe Beziehungen trat, besonders nach dem Tode ihres im J. 1816 in Voerdun verstorbenen Sohnes Gustav, seines innigen Freundes. Vgl. Brief 25.

Such, um Eurer Nähe mich erfreuen zu können, wenn etwa Mißmuth mich beschleicht, oder ein stiller Abend ein Sehnen nach Freundesunterhaltung lebendiger erregt. Ditmar<sup>1</sup> würde die Lücke nicht ersetzen und alle Uebrigen, die ich dort weiß, stehen mir viel zu weit. Vielleicht aber wäre Wehrmann, Barrot oder Ulmann einst zu gewinnen — ein weit ausgehendes Vielleicht! — Dringend mahnt mich auch die zunehmende Schwäche meiner Mutter<sup>2</sup>, und ihr stiller, gegen mich selbst nur sehr leise ausgesprochener, aber eben deshalb desto eindringlicherer Wunsch, daß ich heimkehre. Kaum sollte man glauben, daß irgend etwas wichtig genug seyn könnte, mich von diesem Entschlusse abzubringen. — Schon in meinem letzten Briefe habe ich Dir erklärt, daß ich überzeugt bin, wenn ich nach Dorpat gehe, alle Ansprüche auf höhere Ausbildung in den Wissenschaften, die ich zu kultiviren angefangen habe, aufgeben zu müssen. Deine mir darüber zugesandte Straf- und Ermahnungsrede konnte ich ruhig von mir abgleiten lassen, ohne mich getroffen zu fühlen, denn Du unterstützt nur im Allgemeinen die Möglichkeit, äußern Lebensgenuß mit einem Leben für die Wissenschaft zu vereinigen. Daran habe ich nie gezweifelt, und werde nie daran zweifeln können. Für mich aber liegt die Schwierigkeit, wenn ich nach Dorpat ziehe, in ganz speciellen Verhältnissen. Ich habe die feste und gewiß richtig begründete Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn ich etwas zur Förderung der Wissenschaften beitragen kann, dieses nur in der Zoologie und Zootomie geschehen wird. Dafür fehlen in Dorpat fast alle Hülfsmittel. Der Zustand der Bibliothek, worüber ich mich genau erkundigt habe, ist in diesen Fächern nicht schlecht zu nennen, sondern ganz jämmerlich. Man hat mir zwar privatim versprochen, daß, wenn ich es verlangte, die Lücken ergänzt werden sollten. Aber man ist so weit in Dorpat zurück, daß man gar nicht weiß, was dazu gehört. Ich brauchte wenigstens für den Anfang eine Summe von 5000 Rbl. und eine jährliche Disposition über 1000 Rbl., um nur den Büchervorrath, den wir hier haben, zu erlangen, und dieser ist keineswegs sehr bedeutend. Und wer wird einer so untergeordneten Person, wie der Prosector ist, diese Summe bewilligen? Bin ich

<sup>1</sup>) Dieser war 1818—19 Privatdozent in der juristischen Fakultät in Dorpat. Vgl. S. 256.

<sup>2</sup>) Juliane Louise, geb. 1764.

erst in Dorpat, so werden meine Wünsche leicht verhallen. Ein bedeutendes Zoologisches Kabinet ist auch nicht da, und für Zoologie ist, so viel mir erinnerlich, auch fast nichts gesammelt. Schwerlich wird man auch in Dorpat, ohne Aergerniß daran zu nehmen, mich lesen lassen, was ich will, z. B. Zoologie. Hier bin ich darin ganz ungehindert. Der Wunsch aber, über die Gegenstände, die ich lehre, freie Wahl zu haben, entsteht keinesweges aus einem pravitas docendi<sup>1</sup>, sondern aus der Ueberzeugung, daß wir docendo am besten discimus.<sup>2</sup> Indessen fände ich dieses Hinderniß nicht allzu groß. „Aber, könntest Du fragen, wozu denn dieses Ringen nach Tüchtigkeit in irgend einem Zweige der Wissenschaft. Auch mit wenig Fleiß und Mittel wird es doch möglich seyn, so viel [zu] erringen, um nothdürftig in Dorpat zu lesen. — „Damit das Leben einen Werth hat“ antworle ich. An irgend etwas muß man seine Kraft setzen, und was es auch sey, es macht uns glücklich, wenn wir sehen, daß wir mit Erfolg arbeiten. Ich beneide alle, die, wie Ihr Geistlichen, für das practische Leben arbeiten. Ich habe mich davon abgewendet, darum darf ich auf der andern Seite nicht ganz leer anssehen. Literärischer Ruhm reizt mich gar nicht und ich könnte ruhig sterben, ohne eine Zeile in die Druckerei geschickt zu haben, aber ich kann nicht ruhig leben, wenn ich nicht sagen darf: Seht, das kenne ich — das ist meine Heimath. Der Zustand Dorpat's hat im vorlezten Sommer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Der Haufe der schlechteren (ich spreche natürlich nur von diesen, von Styg<sup>3</sup> et Konsorten), kam mir vor, wie die Grönländer, die auf ihre Armuth stolz sind. Wie muß dem zu Muth seyn, dachte ich, der aus glücklicheren Gegenden unter diese verschlagen wird, der außer den Giesfeldern und dem Wallfischthran, blumige Wiesen und fröhliches Leben kennt. Aber ich werde nicht fertig, wenn ich mich nicht nöthige, in diesen Betrachtungen abzubrechen. — Ein anderes Schreckniß ist das Verhältniß zu Cichorius<sup>4</sup>. Wenn ich mir die Aufgabe gäbe, unter allen möglichen Modificationen von Professoren der Anatomie, diejenige zu bestimmen, die mir als Pro-

1) Verkehrtheit im Lehren. — 2) durch Lehren — lernen.

3) M. Styg, geb. in Riga 1759, 1782 Dr. med. in Jena, besuchte Göttingen, Straßburg, Arzt in Petersburg, Orenburg, Riga, 1800 Professor der Medizin in Dorpat, † 1829.

4) Vgl. Brief 37. Baer, Leben 238.

sector am wenigsten wünschenswerth wäre, so würde das Resultat dieser Wahl durchaus ganz auf Eichorius passen, in dem sich Geistesbeschränktheit mit Schlechtigkeit und Verschrobenheit verbindet. Schwerlich würde es mir mit dem besten Willen gelingen, ein schlechtes Verhältniß zu vermeiden. Die Stellung eines Professors ist ihrer ursprünglichen Idee nach so, daß der Professor der Anatomie sie sehr tief erhalten kann. So lange ich allein bin, würde ich mich darüber wegsetzen können. Sobald ich aber verheirathet wäre, würde ich eine Untermüßigkeit nicht dulden können, sie möge enden wie sie wolle — denn dann kommt Weibergerede dazu, wovor ich eine gränzenlose Scheu habe. Endlich aber, abgesehen von Eichorius nebst Zubehör — könnte es wohl geschehen, daß ich in Liesland, da ich nun einmal aufgehört habe in des Vaters Tasche nach Rosinen zu langen, es etwas tief fühlte, wenn ich verheirathet bescheidener und ärmlischer auftreten muß, als meine Verwandten und andere Leute, denen ich gleich stehe. Wider solche Grillen schützt die Entfernung. — Das Resultat, insofern ich es aus allem diesem weitläufig und doch viel zu kurz gesagten ziehen kann, wäre also wohl, daß es das vortheilhafte ist, noch einige Jahre von Dorpat wegzubleiben, dieses aber immer im Auge und Herzen zu behalten. Dann könnte ich würdiger dort auftreten; dann käme ich tüchtiger hin, wäre mehr gesichert fortarbeiten zu können und brauchte nicht zu fürchten, daß es mich reute, den Pflug mit dem Pult vertauscht zu haben. In Königsberg könnte leicht für die Zukunft (und wie ich hoffe für eine nahe) meine Lage in ökonomischer Hinsicht die Dörptsche übertreffen oder wenigstens ihr nicht nachstehen. Aber ich fühlte mich bisher hier sehr einsam und freudlos, die letzte Zeit war freilich eine bessere<sup>1</sup>; ich fühle mich wieder lebendiger und habe angefangen eine Morosität, die sich meiner bemeistert hatte zu verschrecken. Bei den neuen Einkünften würde ich auf diesem Wege fortschreiten. Aber das Bedürfniß nach meinen Jugendfreunden würde ich immer fühlen, und neue erwerbe ich mir hier nicht, sey es durch eigne Schuld oder unverschuldet. Sollte ich hier bleiben, so würde ich wohl, wenn ich nicht eine abschlägige Antwort erhalte, Hymen bitten, mein Leben zu verschönen, aber

<sup>1</sup>) Baer verkehrte mit dem Astronomen Bessel, dem Botaniker Schweigger u. a. Leben 238.

die Pläne von großen Reisen, die ich fast mit auf die Welt gebracht habe, müßten auf immer in die Kumpelkammer verwiesen werden.

Was mich nach Bonn zieht, ist die üppige Natur des Südens, in der mir wohl ist, auch wenn ich allein bin, das sind die Aussichten, die mir dieser Ort zur ferneren Ausbildung darbietet, — die Nähe von Paris, von London, von der Schweiz, von andern deutschen Universitäten, das lebendige Streben in einer neuen Universität, der Umgang mit Nees<sup>1</sup> und Döllinger würde es mich nicht so tief fühlen lassen, wenn ich dort als Professor, wie ich nicht anders erwarte, von den übrigen Professoren weniger honoriert werde als hier. In ökonomischer Hinsicht würde die Anstellung in Bonn ohne Zweifel meiner zukünftigen hiesigen Lage nachstehen. Dieser und viele andere Gründe würden es nothwendig machen, nach Bonn ohne Weib zu gehen. Etwa nur für den Anfang? Aber wie lang soll sich dieser ausdehnen? — für Bonn habe ich mich selbst angeboten, und dieses Selbsterbieten muß mich stärker binden, als eine bedingte Zusage auf gemachte Anfragen.

D. 26sten Jan. 1819.

Ich überlese das Geschriebene noch einmal, sehe, wie kärglich die einzelnen Abschnitte ausgefallen, so sehr sich auch das Ganze in die Länge gezogen hat. Aber es ist durchaus unmöglich, Dir alle pro und contra mitzutheilen. Eine ganze Nacht würde nicht hinreichen, sie im Gespräch mitzutheilen, und niedergeschrieben würden sie ein Buch füllen. Auch ist jetzt alles überflüssig. Die Loose sind geworfen, obgleich ich noch die Ziffern nicht lesen kann, die auf den Würfeln stehen, d. h. ich habe dem Minister geschrieben und ihn um eine Versetzung nach Bonn gebeten, wenn dort der Gehalt nicht zu gering ist. — Nach Dorpat habe ich gemeldet, daß ich höchst wahrscheinlich nicht kommen würde.<sup>2</sup> Gott weiß, wie schwer mir dieser Entschluß wird, aber mit Eichorius ist doch nicht auszukommen. Ich bin neugierig, wie das alles endet.

Wie viel Du Andern von diesem Briefe mittheilen willst, überlasse ich ganz Deiner eignen Beurtheilung, nur mit dem was

<sup>1</sup>) Chr. Nees v. Esenbeck, geb. 1776, † 1858. Wurde 1818 Prof. der Botanik an der neuen Universität Bonn. Vgl. Baer, Leben 201.

<sup>2</sup>) Stieba 51. Leben 239.

Pag. 3 enthält<sup>1)</sup>, sey geizig, höchstens kannst Du es Grünewaldten mittheilen, wenn er nicht ein Hans Hasensfuß ist. Also außer diesem Keinem oder auch selbst diesem nicht.

Lebe denn herzlich wohl und sey glücklich mit Deiner Auguste<sup>2)</sup> jetzt und Dein ganzes Leben. Grüße Sie von mir und sag ihr, wenn ich einst heimkehre und [sie] ist schon Frau Pastorin und ich komme gewandert an einem stillen Abende, um nach vielen Jahren meinen Eduard aufzusuchen, so möge Sie mich mit einer warmen Suppe empfangen und bringt uns ein Gläschen Punsch.

Baer.

Eduard Kbmuth an Karl v. Baer.

39.

Lorma, d. 14ten Febr. 1819 [Freitag].

Mein Karl.

Eigentlich sollte ich Dir igt nicht auf Deinen Brief antworten, denn ein solcher Brief verdient eine seiner würdige Antwort und die werde ich gegenwärtig nicht im Stande sein zu geben, da das neue Amt, das ich seit drei Wochen angetreten habe, meine ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt und ich eine Last von Geschäften vorgefunden habe, die sich durch die lange Vacanz aufgehäuft hatten<sup>3)</sup>. Doch ist mir zugleich das Herz so voll von dem, was Du mir schreibst, und von dem, was ich Dir mitzutheilen habe, daß ich unmöglich länger warten kann, und so befolge ich denn Deinen Rath und nehme eine Nacht zu Hülfe, wo sich ohnehin unsere Phantasie leichter beflügelt und das Bild des entfernten Freundes reiner und treuer vor die Seele führt. — Eine selige, herrliche Stunde hat mir Dein Brief bereitet, Du mein geliebter Freund, und tief habe ich bei der Durchlesung desselben empfunden, wie unaussprechlich werth und theuer Du mir bist und ewig bleiben wirst, wenn sich auch, aufrichtig sei es Dir gestanden, Zeiten gefunden haben, wo sich manches zwischen

<sup>1)</sup> = pag. 356: Die Pläne zu heiraten.

<sup>2)</sup> Auguste Horschelmann, Tochter des Pastors zu Matthäi in Estland, geb. 1798, mit der Kbmuth sich Weihnachten 1818 verlobt hatte und 17. Dec. 1819 Hochzeit feierte.

<sup>3)</sup> Franz Ksoverus, der 1747 in Weimar geboren war und in Jena studiert hatte, wurde 1775 Pastor zu Lorma und Lohhusu und starb 1818 Juli 15. Der Kirchenpatron, der Landrichter Samson v. Himmelstern (vgl. Brief 24), vocierte Ed. Kbmuth, der am 12. Januar 1819 in Riga ordiniert wurde.

uns drängte, was Dein Andenken wenigstens auf Augenblicke in mir verdunkelte. Aber jedesmal, wenn der bessere Sinn in mir erwachte, wenn die Sehnsucht nach Liebe und Mitgefühl sich mächtig in mir regte, wenn die ferne, schöne Jugendzeit mit ihrer glühenden Begeisterung mich mahnte an das, was ich leisten und wirken gewollt und nicht geleistet und gewirkt habe, — o dann sehnte sich mein Herz auch jedesmal nach Dir, dann begriff ich nicht, wie ich, durch nähere Gegenstände mehr angezogen und beschäftigt, Dich jemals hatte aus den Augen verlieren können — denn aus meinem Herzen hat Dich nie irgend etwas verdrängen können, sondern tief im innersten Heiligthum desselben lebte Dein theures Bild immerdar. So fand mich auch Dein iziger Brief etwas von Dir entfremdet (doch mußt Du dieß Wort nicht zu genau nehmen); die neuen, ungewohnten Geschäfte, die tiefe Bedeutung selbst des wichtigen, mir anvertrauten Berufes und außerdem die selige Gewißheit, die mir seit Weihnachten zu Theil geworden ist, daß meine Auguste mich wiederliebt, hatten mein ganzes Wesen so eingenommen, daß ich für alles übrige fast unzugänglich war. Aber schon, als ich bei meiner Rückkehr aus Riga Grünwaldt in Dorpat traf und von ihm Dein wahrhaft inhaltsreiches Briefchen erhielt, ahnete ich, daß auch Du eine holde Auguste<sup>1</sup> gefunden hättest und erwartete nun etwas Ausführlicheres von Dir. Und wie hast Du dieser Erwartung entsprochen! Wie hast Du Saiten in meinem Innern angeschlagen, die schon lange, lange nicht geklungen hatten und die seligsten Erinnerungen aus früherer Zeit in mir erweckt! Wohl muß Dein Herz ergriffen gewesen sein, als Du diesen Brief schriebst, und wol muß es Dir schwer geworden sein, mir ein Geständniß abzulegen, das bei Deinem tiefen und zugleich so zarten Gefühl lieber errathen als ausgesprochen sein will. Habe Dank für dieses Opfer und sei versichert, daß ich es Dir hoch anrechne. O möchtest Du in diesem Augenblicke doch schon die Ueberzeugung haben, daß Du Gegenliebe findest, damit ich Dich ganz glücklich wissen könnte. Wer kann Dir diese Ueberzeugung wol mehr wünschen als ich, den sie seit wenigen Wochen zum seligsten der Sterblichen gemacht hat, so daß ich oft mit tiefer

<sup>1</sup>) Baer wurde 1819 Professor in Königsberg, verlobte sich noch im Jahre 1819 mit Auguste von Medem aus Königsberg, besuchte im Spätsommer die Eltern in Estland, berührte auch Petersburg und Dorpat. Am 1. Jan. 1820 feierte er seine Hochzeit. Leben 240. Stieda 53.

Nührung fragen muß, womit ich eine solche Liebe, eine so reine, völlige Hingebung verdient habe. Mein Karl, wenn ich Dich igt an mein Herz schließen und Dir mit wenigen Worten mehr sagen könnte als tausend Schriftzüge vermögen, wenn sie gleich noch so warm aus dem Herzen aufs Papier hinschießen, dann erst würde ich Dir einen Begriff von meiner Seligkeit geben können. —

Ich will mich igt anschicken, Deiner Forderung zu genügen und Dir meine Ansicht und Meinung über die Entscheidung Deiner Zukunft mitzutheilen. Daß Du nach Dorpat nicht kommen willst, wenigstens fürs erste nicht, das kann ich erst igt billigen, da Du mir das Viele Abschreckende ausführlicher gezeigt hast. Was mich an Deiner Stelle mehr als Freunde oder Verpflichtung gegen das Vaterland hinziehen würde, ist wahrscheinlich dasselbe, was auch Dir die Entscheidung, nicht nach Dorpat zu kommen, am meisten erschwert haben wird, nämlich Deine Mutter<sup>1</sup>. Freund, was gäbe ich darum, wenn meine Mutter igt noch lebte und ich ihren Lebensabend erheitern könnte! Du würdest freilich mit der Deinen nicht immer zusammen sein können, aber bei der Liebe, die sie, wie ich weiß, für Dich in ihrem Herzen hegt, müßte Deine Nähe auch schon wohlthätig auf sie wirken. Und solltest Du nicht vielleicht im Stande sein, sie herzustellen, ihr wenigstens Linderung zu verschaffen. Doch, ich will Dir das Herz nicht schwer machen, alles das wirst Du schon reiflich bei Dir erwogen haben. — Wenn nun die beiden Wege nur noch übrig bleiben, in Königsberg Dich anzusiedeln oder nach Bonn zu gehn, so glaube ich, daß Du wohlthust, Dich dem freudlosen Leben, das Du nach Raupachs und Grünwaldts<sup>1</sup> Beschreibung im erstern Ort geführt hast, zu entziehen und nach dem freundlichen, lebensfrohen Bonn hin zubegeben. Aber gehe nicht ohne Lebensgefährtin dahin. Du schreibst zwar, Deine Einkünfte daselbst wären wahrscheinlich geringer als in Königsberg: aber wenn ich nicht irre, so ist dort auch billiger und dann sagst Du ja selbst auch, daß Du nicht mehr 18 Jahr alt bist. Und noch eins, wirst Du denn fort können, ohne Dir die Entscheidung mitzunehmen, und wenn sie ausfällt, wie ich hoffe und wünsche, wirst Du Dich nicht sehnen, die theure Geliebte als Gattin in Deiner Nähe zu haben? — Vielleicht aber würde

<sup>1</sup>) Juliane Louise geb. Baer, sie starb im folgenden Jahre 1820 Okt. 25.

<sup>2</sup>) Vgl. S. 319.

Dein Leben in Königsberg, und wohl ohne Zweifel an Annehmlichkeit gewinnen, wenn Deine Auguste Dir ihre Hand reicht und dann siele ja der Grund weg, warum Du diesen Ort verlassen willst. Freilich, Du hast Dich in Bonn angeboten, aber in Dorpat, glaube ich, wird man auch empfindlich werden, wen Du die Vocation ausschlägst und Ewers<sup>1</sup> soll neulich, wie mir Dein Bruder in der vorigten Woche in Matthäi sagte, gegen Grünwaldt geäußert haben, es wäre Regel bei dem igtigen Curator<sup>2</sup>, niemanden zum 2ten Mal zu vociren, so daß Du also Dir keine Hoffnung machen könntest, weiterhin einmal in Dorpat angestellt werden zu können. — Du siehst schon, daß ich Dich überreden will, eben so glücklich zu werden, als ich igt bin, sei es nun in Bonn oder in Königsberg. Ich glaube, daß in unserem igtigen Alter, Freunde uns das nicht zu sein und zu ersetzen vermögen, was eine Gattinn uns nur sein kann. Und so würdest Du Dich gewiß in Bonn auch allein und einsam fühlen, trotz der Nähe Döllingers und Neefens und die reizende Natur in den Umgebungen dieser Stadt würde Dich nur daran mahnen, wie viel mehr Genuß Du in ihr finden würdest an der Hand einer Gattinn.

Doch Dein Entschluß ist schon gefaßt und vor Ankunft dieses Briefes wird wahrscheinlich das entscheidende Loos gefallen sein. Gott gebe, daß Du, wohin Dich auch das Schicksal führt, eine angemessene Thätigkeit für Deinen rastlos strebenden Geist und zugleich Befriedigung Deines tiefen Sinnes für häusliches Glück und Familienleben finden mögest! Meine Wünsche und Gebete folgen Dir, wohin Du auch gehn magst.

Den 15ten. Morgens.

Ich setze meinen gestern abgebrochenen Brief fort, um Dir auch von mir manches zu erzählen. Seit Weihnachten, bald nachdem ich mir von Augusten das entscheidende Ja geholt hatte, bin ich nicht mehr unter den guten Koischchen. Das ehemals so volle, lebendige Haus ist igt auf 5 Hausgenossen beschränkt und es wird bald Zeit, daß unser Iwan durch eine liebe Schwiegertochter auch

<sup>1</sup>) Gustav Ewers, geb. 1781 in Westfalen, studierte seit 1799 in Göttingen Theologie und Geschichte, wurde 1803 Hauslehrer in Waimel beim Landrat v. Richter, 1810 in Dorpat Professor der Geschichte Rußlands, 1826 des Staats- und Völkerrechts, und seit 1818 immer wieder zum Rektor gewählt bis zu seinem Tode im J. 1830.

<sup>2</sup>) Carl Graf (später Fürst) Lieven, geb. 1767, wurde 1817 als Nachfolger Klingers Curator, 1828 Minister der Volksaufklärung, † 1844.

wieder mehr Leben dahin bringt<sup>1</sup>. Mein Abschied wurde mir sehr dadurch erschwert<sup>2</sup>, daß ich erst wenige, ohnehin sehr geschäftsvolle Wochen für mich mit diesem braven alten Jungen hatte zubringen können. Wahrscheinlich wird er Dir selbst schreiben und so sage ich Dir denn nur noch, daß, was Dein Brief auf pag. 3 enthielt, ihm von mir erst bei der nächsten Zusammenkunft mitgetheilt werden soll. Schriftlich will ich es nicht wagen. Auf meiner Reise von Riga besuchte ich unsern Ulmann<sup>3</sup>, der am Tage zuvor die Zusage von seiner Alexandra Dahl erhalten hatte. Wie herzlich umarmte ich diesen geliebten Freund, als wir uns gegenseitig ein gleiches Geständniß ablegten! Er wird seine Braut noch in diesem Sommer heimführen. So glücklich bin ich aber nicht, denn meine Wittve bleibt noch vom künftigen Mai an ein Jahr hier. In dem Umgange mit dieser meiner igtigen Hausgenossinn finde ich, daß der Himmel seine Gaben gerecht anstheilt, denn wenn bei dem überschwenglichen Glück, das mir der Besiz meiner Geliebten Auguste gewährt und bei den herrlichen Stunden der Weihe, die mir mein neues Amt schon geschenkt hat, ein Gegengewicht nöthig war, um mir auch bittere Stunden zu verschaffen, so hat sich solches reichlich in dieser alten Frau gefunden. . .

Wann werde ich nun erfahren, wie sich Deine Zukunft gestaltet und wohin ich denken muß, wenn ich Dich mir denken will? Vielleicht meldest Du es Deinen Ältern am frühesten und dann würde es mir wohl durch Deinen Bruder oder durch Zwan Grünwaldt kund gethan werden. — Meine Auguste, der ich viel von meinen Freunden erzählt habe, hat mich gebeten, Dich in meinem ersten Briefe herzlich zu grüßen. Für Deinen freundlichen Glückwunsch danke ich auch in ihrem Namen. Ich habe ihn ihr abgeschrieben und nach Matthäi geschickt. — Zum Schluß wünsche ich nur noch, daß Du auch einen Gruß von mir Deiner Auguste igt schon abstatten dürftest!

Dein Eduard.

<sup>1</sup>) Zwan v. Grünwaldt verlobte sich 1821 Januar 1. mit Alexandra, Tochter des Professors Moriz v. Engelhardt in Dorpat, die von ihrer Tante Landrätin Richter in Waimel erzogen war, hier wurde im September die Hochzeit gefeiert; Zwan ließ sich auf dem mütterlichen Gut Orrisaar nieder.

<sup>2</sup>) Vgl. S. 312.

<sup>3</sup>) Pastor in Kremon, vgl. Brief 24.

Eduard Mkmuth an Karl v. Baer.

Lorma, den 27. Novemb. 1820 [Sonnabend].

Lange, mein theurer Bruder, ist keine Kunde von Dir zu mir herübergekommen; Schweige ich länger noch, so schiene es fast, als wenn irgend eine Scheidewand zwischen uns getreten wäre und ein solcher Schein auch nur würde mir sehr wehe thun. Um wie vieles bist Du ärmer geworden, Freund, in der Zeit, seit wir uns nicht sahen, aber auch um wie vieles reicher! Mein Herz trieb mich, Dir gleich zu schreiben, sobald ich das Hinscheiden Deiner verehrten Mutter<sup>1</sup> erfahren hatte, und doch mochte ich wieder nicht der Erste sein, der Dir diese Nachricht hinterbrachte und zögerte daher. Jetzt sind wohl schon Wochen verflossen seit dem ersten, herzerreißenden Schmerze, und dennoch wird sich Dir noch igt das kindliche Auge mit Thränen füllen bei dem Andenken der theuren Hingeschiedenen. Wie muß es Dir weh thun, daß Du nicht noch die letzten Lebenstage Deiner guten Mutter hast erheitern können, so wie Du ihr während ihres ganzen Lebens viel Freude gemacht hast; wie muß es Dich geschmerzt haben, daß Du ihr nicht vor ihrem Scheiden noch ihre neue Tochter, Deine geliebte Gattinn, hast zuführen können! Aber wie sehr wird Dein Herz auch von Dank gegen Gott durchdrungen gewesen sein, daß er Dir eben in dieser theuren Gattinn auch eine so freundliche Theilnehmerinn Deines Kammers geschenkt hat! Um wie viel schwerer wäre es Dir gewesen, armer Freund, einen solchen Verlust zu ertragen, als Du noch so einsam und allein Dich in der Fremde fühltest! Und hat Dir der treue himmlische Vater nicht gleich eine große schöne Freude in Bereitschaft gehalten, nachdem er Dich so schwer prüfen mußte? Ja willkommen, herzlich willkommen sei auch von mir geheißten, Du theurer Erstling meines ersten, ältesten Freundes!<sup>2</sup> Wachse und gedeihe an treuer Aeltern Hand und werde edel und kräftig wie Dein Namensvater!<sup>3</sup> Viele haben sich Deiner Ankunft auf unserer lieben Erde gefreut; Viele mögen sich auch Deines thätigen, menschenbeglückenden Lebens freuen und Viele einst Dir nachweinen, so wie igt Deiner edlen Großmutter!

<sup>1</sup>) † 1820 Oktober 25.

<sup>2</sup>) Conrad Magnus v. Baer, geb. 1820 Febr. 1., † 1828 Okt. 28. Über seine Geburt vgl. Leben 135.

<sup>3</sup>) Der Großvater Magnus Johann (1765—1825).

Vielleicht weißt Du noch nicht, geliebter Bruder, daß mir mein theures Weib auch eine Tochter gebracht hat<sup>1</sup>; wenigstens das wohl nicht, daß Dein Conrad Magnus und meine Marie einerlei Geburtstag haben. Als ich letzteres erfuhr, war es mir eine unerwartet schöne Zugabe zu meinem Glück, für welches ich Gott nicht herzlich genug danken kann, da ich 39 Stunden für das Leben meiner Auguste zittern mußte. Für solche Augenblicke unbeschreiblicher Angst giebt es aber auch nur Einen Ersatz. Du kennst ihn. Jetzt befinden sich Mutter und Kind gut. Auguste stillt selbst und ich kann und brauche Dir auch meine Wonne nicht zu beschreiben, wenn ich von meiner Arbeit komme und finde mein Töchterchen an der Mutter Brust und sie reicht es mir dann dar, daß ich es auf meinen Armen schaukeln und ihm ein süßes Lächeln ablauschen kann. Geht es Dir auch so wie mir, daß Du, der Du doch Deine Aeltern, Deine Geschwister, Deine Gattinn und Deine Freunde von Herzen liebst, Dir von der Liebe doch gar keine Vorstellung hast machen können, mit der Du ißt Dein Kind betrachtest? Jetzt erst fange ich recht die armen Ehelosen oder Kinderlosen an zu bedauern, und da fällt mir unser braver Wehrmann<sup>2</sup> immer zuerst ein, dem ich, eben weil er so brav ist, ein holdes Weib vor allen Dingen wünsche. Sein Bruder hat schon Weib und Kind. Wie unseres lieben Ummanns schöne Hoffnungen, noch ehe sie ganz aufgeblüht waren, schon wieder verwelkt sind, wirst Du wahrscheinlich von ihm selbst wissen. Das aber vielleicht noch nicht, daß Dullo<sup>3</sup> seit kurzem auch Bräutigam ist, mit Dem. Maczewsky, so wie auch August Holst und Albert Hollander<sup>4</sup> mit einem Schwesternpaar, Dom. Rathleff in Jellin. Leopold Holst<sup>5</sup> hat Dich natürlich auf seiner Durchreise besucht.

<sup>1</sup>) Marie Wilhelmine (1820—1898) heiratet 1845 Woldemar Mickwitz, Propst zu Gr. Marien in Livland.

<sup>2</sup>) Vgl. Brief 1. Im J. 1816 schreibt Wehrmann unzufrieden an Baer über das Abgeschnittensein von aller literarischen Kommunikation, die Sperrung sei größer als jemals. So Baer an Ditmar 1816 Aug. 20. Balt. Monatschr. 40, 274. Es war die Zeit der Reaction nach den Freiheitskriegen.

<sup>3</sup>) Vgl. Brief 32.

<sup>4</sup>) August Holst aus Livland, geb. 1797, stud. theol. 1814—16, 19. Protokollist am Kreisgericht, Privatlehrer in Dorpat, † 1846. — Albert Hollander, geb. 1797, stud. theol. 1815—17, Lehrer in Jellin, 1825 Leiter der trefflichen Anstalt in Birkenruh, † 1868.

<sup>5</sup>) Leopold Holst, geb. 1795, stud. phil. 1813—16. studierte in Jena und Heidelberg, Lehrer, später Sekretär in Jellin, † 1864.

Von meinem Leben und Treiben kann ich Dir nicht viel sagen. Du kennst ja das einförmige und doch dabei der Lebenspoesie und des höhern Schwunges keineswegs ermangelnde Landpredigerleben. Stelle Dir ein freundliches Haus neben einem ganz hübschen Garten in einer nicht unangenehmen Gegend vor und Deinen alten Ahmuth mit Weib und Kind mitten darinnen, so hast Du ein Bild von uns. Fehlt mir etwas, so ist es Die Nähe eines Freundes, dem ich Freud und Leid mittheilen könnte und bei dem ich in geistiger Hinsicht Befriedigung fände. Grünwaldt, Raupach, Sengbusch<sup>1</sup> und Biedermann<sup>2</sup> besuchen mich wohl zuweilen, allein das Herz sehnt sich doch nach öfterem Umgang mit Freunden. Johannis habe ich in Reval mit Grünwaldt und Wehrmann und in dem sehr interessanten Kreise der Verwandten meiner Auguste sehr angenehme Tage verlebt. — Von meinen Schwestern ist igt bloß Gustchen<sup>3</sup> bei mir im Hause. Emilie<sup>4</sup>, deren Befinden sehr abwechselnd ist, ist gegenwärtig in Marienhof bei Hoffmanns, deren ältesten Sohn<sup>5</sup> sie angefangen hat zu unterrichten, um Beschäftigung zu haben.

Wann denkst Du denn wieder einen Zug ins Vaterland und zu Deinen Freunden zu machen? Und wollen sich noch immer keine Ausichten zu einer hiesigen Professur zeigen? Oder hast Du den Plan, einst wieder ganz herzuziehen, aufgegeben? Möchte es doch nicht so sein! Schreibe doch auch etwas über Deine Pläne für die Zukunft.

Meine Auguste bittet mich, Dich herzlich zu grüßen. Deine geliebte Gattinn muß sich nun schon unsere freundlichen Grüße auch gefallen lassen, obgleich sie uns nie sah und wir sie nie. — Liebe so herzlich, als ich Dich liebe, Deinen Eduard.

\* \* \*

1) M. v. Sengbusch, geb. 1796, stud. phil. 1813–14 in Dorpat, 1814 bis 1816 in Heidelberg, Göttingen, Moskau, Beamter beim Kurator 1819–20, stud. theol. 1821–22, Pastor zu Pühshalep auf Dagö 1822–77, † 1883.

2) Ferd. Biedermann aus Estland, geb. 1792, stud. theol. 1810–12. Lehrer in Dorpat, † 1769. — Vgl. S. 275.

3) Auguste Ahmuth, geb. 1795, † 1872.

4) Emilie Ahmuth, geb. 1793, † 1845.

5) Georg, geb. 1814, später Kaufmann in Marienhof und Reval, † 1897. Über Marienhof bei der Kirche Klein-Marien liefert eine anmutige Schilderung die Hoffmannsche Familienchronik 18.

Mit diesem Schreiben Afmuths vom 27. November 1820 hört der Briefwechsel der beiden Freunde auf. Warum er nicht fortgesetzt wurde, wissen wir nicht. Es waren wohl die Arbeitsgebiete beider zu verschieden, um auf die Dauer ein volles Verständnis und eingehendes Interesse des einen für die Tätigkeit des anderen zu sichern. So wird auch hier wie oft die Freundschafts-Korrespondenz erloschen sein.

Baer blieb in Königsberg, wurde, wie es sein Wunsch gewesen war, 1821 ordentlicher Professor der Zoologie, 1826 der Anatomie. In diese Zeit fallen seine bahnbrechenden morphologischen Arbeiten, 1828 erschien der erste Teil seiner Entwicklungsgeschichte. Wohl dachte er oft an Dorpat, und man wünschte dort wiederholt, ihn für die heimische Universität zu gewinnen. Aber die Verhandlungen führten nicht zum Ziel. Da wurde er 1828 zum Mitglied der Akademie in Petersburg ernannt. Er reiste dorthin, aber die Verhältnisse sagten ihm nicht zu, er meinte, hier nicht günstigen Boden für seine Forschungen zu finden, lehrte bald nach Königsberg zurück. Erst als 1834 sein Bruder Louis starb und er das väterliche Gut Piep übernahm, siedelte er dauernd nach Petersburg über, wo er bald an der Akademie, auch als deren Bibliothekar, eine rege Tätigkeit entfaltete. Seine morphologisch-embryologischen Studien, durch die er sich bereits unverwelklichen Ruhm erworben hatte, traten bald zurück gegenüber weiten Reisen, gegenüber umfangreichen geographisch-ethnographischen Forschungen, gegenüber seinen Arbeiten auf dem Gebiet der Anthropologie. Er war nicht nur Zier und Stolz, sondern lange Jahre die Seele der Akademie, wurde eine europäische Größe. Ihn und einen anderen hochberühmten Schüler Dorpats, den Astronom Wilhelm Struve, entsandte die Akademie, an der eine Reihe Zöglinge Dorpats angesehene Mitglieder waren, als 1852 die Universität ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Welche Gefühle ihn besaßen, wie er jetzt über die baltische Hochschule urteilte, dem gab er in seiner Begrüßung beredten Ausdruck.<sup>1</sup> Er gedachte rühmend der zahlreichen Glieder der Universität, welche die Wissenschaft, besonders die naturwissenschaftliche gefördert hätten, dann aber wird der Glückwunsch zum Dank der Akademie: wo sie auch eine Untersuchung wünschte, selbst in den unwirtbarsten Gegenden, da hat sie Zöglinge der hiesigen Hochschule dazu bereit gefunden, und oft nur diese, mochte es an der äußersten unbewohnten Spitze Sibiriens oder im fernen Kamtschatka oder in den sonnenverbrannten Fluren des Kaukasus sein. Zu solchen Untersuchungen verlockt nicht die Hoffnung auf äußeren Gewinn, sondern weil die Universität es verstanden habe, das Beste in den Geist ihrer Zöglinge zu pflanzen, was in ihn gepflanzt werden kann, — die

<sup>1</sup>) Stieba 152.

Sehnsucht nach dem Licht. So könne man von den Zöglingen Dorpats, verbreitet wie sie sind über das weite Reich von den Ufern des Niemen bis zu den Küsten des Beringsmeeeres, sagen, daß für sie die Sonne nicht untergeht, wie man im andern Sinn sagen kann, daß für sie das Licht nicht ausgeht, denn die Sehnsucht nach dem Licht, das sie mitgebracht haben, läßt sie es immer finden.

Bis zum J. 1862 wirkte Baer an der Akademie, dann nahm der siebzigjährige seinen Abschied. Doch verließ er nicht sofort Petersburg, feierte vielmehr noch hier 1864 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, warm begrüßt und gefeiert von allen Seiten, namentlich auch, was ihn besonders freute, von seiner lieben Domschule, die ihm eine wertvolle Festschrift widmete<sup>1</sup>. Im Jahre 1867 siedelte Baer nach Dorpat über, wo er der Mittelpunkt eines geistig angeregten Kreises wurde. Mit wunderbarer Frische arbeitete er selbst noch weiter, freute er sich über jeden Fortschritt ernster Wissenschaft. Die Humanität seiner Bildung, die Universalität seines Wissens, die Genialität seines Denkens hatten ihn zu einem Heros des Geisteslebens, zu einem Weltweisen gemacht<sup>2</sup>, den wir eine jüngere Generation, noch in seinen letzten Jahren, die er unter uns verlebte, bewundern, den wir verehren durften. In Dorpat ist er im J. 1876 sanft entschlafen. Sein Denkmal auf unserem Dom mag für alle Zukunft kommenden Geschlechtern reden von dem treuen Sohn seiner Heimat, von dem größten Jünger unserer Universität.

Sein Jugendfreund Eduard Ahmuth war 1819 Pastor in Torma-Bohhusu geworden. Ueber dreißig Jahre hat er hier eifrig und segensreich seines Amtes gewartet, umgeben von einer reichen Kinderchar, die ihm zwei Frauen, zwei Schwestern Hoerschelmann, geschenkt hatten. Noch einmal hat er den Freund seiner Jugend begrüßen können. Baer machte im J. 1851 mehrere Reisen in die baltischen Provinzen, um die Fischerei im Peipus und der Ostsee zu erforschen. Im Herbst dieses Jahres besuchte er Ahmuth in Torma. „Was für liebe Erinnerungen lebten da noch einmal auf. Wie freute mich die Erfahrung seines reichen Lebens“, ruft Ahmuth aus<sup>3</sup>. Bald darauf zwang diesen seine Krankheit, er hatte sich nie einer kräftigen Gesundheit erfreut, im Januar 1853 sein pastorales Amt niederzulegen. Er siedelte nach Dorpat über, wo er aber bereits nach wenigen Monaten, im Juli 1853 aus dem Leben schied.

(Ende.)

<sup>1</sup>) Pabst, Der Maigraf und seine Feste. Neval 1864.

<sup>2</sup>) G. Rosenbergs, R. E. v. Baer. Festrede. 1886.

<sup>3</sup>) Loffsius 224.

## Goethe-Briefe in der Rigaschen Stadtbibliothek.

---

Es dürfte wohl für manchen Leser von Interesse sein, daß sich in der Rigaschen Stadtbibliothek die Originale dreier Goethe-Briefe befinden.

Der Adressat der Briefe ist Staatsrat Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, der Schwiegersohn von Goethes Schwester Cornelia Schloffer. Eine Urenkelin von Nicolovius (folglich eine Ururenkelin der Cornelia), Frau Elisabeth Bergengrün<sup>1</sup> in Riga hat die Briefe der Rigaschen Stadtbibliothek überwiesen.

Wie fast alle Briefe aus den späteren Jahren Goethes, so sind auch die vorliegenden diktirt; nur die Unterschrift ist eigenhändig.

Die Konzepte der Briefe befinden sich im Goethe und Schiller-Archiv zu Weimar, und unter den gesammelten Briefen der Sophien-Ausgabe<sup>2</sup> sind sie bereits zum Abdruck gelangt. Doch muß erwähnt werden, daß das Konzept des dritten Briefes dort seinen Platz unter den nachgetragenen Novemberbriefen 1825 gefunden hat, da ihm das Datum — 24. November 1825 — fehlt.

Ueber den äußeren Lebenslauf des Adressaten entnehmen wir der Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von A. Nicolovius, Bonn 1841, kurz folgendes: Georg Heinrich Nicolovius wurde

---

<sup>1</sup>) geb. v. Diekhoff, Tochter des Oberpastors Heinrich v. Diekhoff in Moskau und seiner Frau Klara Nicolovius.

<sup>2</sup>) Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar, Herm. Böhlau's Nachf. Die Ausgabe zerfällt in vier Abteilungen: 1) Werke im engeren Sinn, 2) naturwissenschaftliche Schriften, 3) Tagebücher, 4) Briefe. Der Preis der bis zum Dez. 1909 erschienenen 132 Bde. beträgt ca. 1080 Mk., in kleinerer Ausgabe ca. 850 Mk.

als Sohn eines preußischen Regierungsbeamten 1767 in Königsberg geboren. Er studierte in seiner Vaterstadt erst Jura, dann Theologie. — Nach vollendetem Studium begab er sich nach England; auf der Rückreise besuchte er den Schriftsteller und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi in Pempelfort. Durch Jacobis Vermittelung machte Nicolovius die für ihn folgenreiche Bekanntschaft mit dem Grafen Fritz Stolberg. Erst begleitete er Stolberg auf seiner Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, später folgte er ihm nach Gütin und bekleidete dort mehrere Jahre den Posten eines Kammersekretärs. Der Aufenthalt in Gütin wurde durch eine diplomatische Reise nach Rußland unterbrochen, auf der auch Mitau, Riga und Dorpat berührt wurden. Im Jahre 1805 trat Nicolovius in die preußische Beamtenlaufbahn ein und zog wieder nach Königsberg. 1809 wurde er nach Berlin versetzt und hier erhielt er die Ernennung zum Direktor der Section der Kultus- und der öffentlichen Unterrichtsangelegenheiten. Nach langem segensreichen Wirken starb Nicolovius 1839.

A. Nicolovius schreibt in der Denkschrift auf seinen Vater: „Mit wohlwollender, hoher Humanität, vorurteilsfreiem Blick, kräftiger Gesundheit des Geistes, jeelenvoller Klarheit, frommem Ernste, strenger Gerechtigkeitsliebe und lebendiger Empfänglichkeit für liberale Ideen, erfüllte er mit gewissenhaftester Berufstreue die Pflichten seines Amtes.“ In allen Lebenslagen hat sich Nicolovius als ein Mensch von hohem Streben und tüchtigem Können erwiesen. Der umfassende Briefwechsel, den er mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit unterhielt, gibt noch heute ein lebendiges Zeugnis für seine seltenen Charaktereigenschaften und reichen Geistesgaben. Charakteristisch für Nicolovius war sein Bedürfnis, sich vorbildlichen Persönlichkeiten anzuschließen. Noch als Student faßte ihn eine so starke Sehnsucht nach Johann Georg Hamanns Freundschaft, daß er „nach tausend mißlungenen Versuchen Mut zu fassen, geraden Wegs zu ihm ging.“ Seitdem befand er sich fast täglich in der „elektrischen Atmosphäre des „Magus“ im Norden“. In ähnlicher Weise erwarb er sich nach Hamanns Tode die Freundschaft Jacobis. Zu Nicolovius weiteren Freunden und Bekannten gehörten neben Stolberg, noch Männer wie Pestalozzi, Lavater, Boß, Klopstock, Klinger, Humboldt, Fichte und andere.

Zu Goethe war Nicolovius durch seine Ehe mit Luise Schloffer, Cornelia Goethes älterer Tochter, in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. „Der Gedanke, die Tochter solcher Eltern zu besitzen, ein Mitglied einer solchen Familie zu sein, wurde ein wesentlicher und unzerstörbarer Bestandteil seines Glückes“. Trotz der nahen Verwandtschaft scheint Nicolovius aber doch Goethe nie gesehen zu haben, und auch der Briefwechsel ist nur ein gelegentlicher geblieben. In einem Briefe vom 11. Juni 1819 schreibt Goethe: „Daß meine Kinder bei Ihnen, verehrter Freund, sehr gut würden aufgehoben sein, fühlte ich wohl voraus, auch konnte ich mich leicht überzeugen, daß durch Ihre Vermittelung die Merkwürdigkeiten der Königsstadt diesen jungen erfahrungsbegehrigen Reisenden sämtlich würden aufgeschlossen werden. Und so ist es denn auch geworden, und zugleich endlich einmal ein wahres Lebens- und Familienverhältnis zwischen unseren Häusern entsprungen, welches bei meinem wunderlichen früheren Lebensgange nicht zustande kommen konnte. Lassen Sie es also fortan wirken und wachsen, auch die Kinder nachholen, was die Eltern versäumten.“ Als Nicolovius noch in demselben Jahr nach Weimar kam, war Goethe aus Karlsbad noch nicht zurückgekehrt, und der Nefte mußte sich mit der Familie und den ihm offen stehenden Kunstschätzen des Goetheschen Hauses zufrieden geben. Nicolovius' heranwachsende Söhne sind aber öfters in Weimar gewesen und haben dort, zu ihres Vaters großer Freude, bei Goethe die Anregung finden dürfen, die Nicolovius seinerzeit bei Hamann und Jacobi suchte.

Wie Nicolovius zu Goethe, dem Dichter, stand, zeigt ein Brief an Jacobi vom Jahre 1797: „Mir ist nicht wohl bei dem rechtlichen Menschen, der die tausendfache menschliche Schwachheit nicht kennt, nicht ahndet, oder sie verleugnet; ich kann an seiner Brust nicht ruhen. Aber ich mag auch den nicht, der sie kennt und ihr schmeichelt, ihr Unbehagen in Behagen, ihr Wanken in Ruhe zu verwandeln sucht. Eben darum ist mir von Kindheit an und noch zu dieser Stunde Goethe einer der seltensten, tiefsten Meister, aber auch abgesehen von seinem unüberwindlichen Mergernis am sechsten Gebot — einer der gefährlichsten weichlichsten Dichter.“

Welche Interessen Goethe und Nicolovius geistig verbanden, können wir zum Theil aus den vorliegenden Briefen ersehen.

\*            \*            \*

## I.

Die durchreisenden Guten erfreuten mich mit einem Brief, verehrter Freund, von Ihrer Hand, betrübten mich aber durch allzuschnelle Abfahrt. Kaum ist man mit Stimme und Gestalt, Gesinnung und wechselseitigem Interesse nur einigermaßen bekannt, so wird die Mittheilung abgerissen, die nun eigentlich erst fortgesponnen werden sollte.

Tausend Dank für Ihre wohlmeinende Gesinnung! Möchten Sie sich überzeugen, daß die wiederholte dringende Einladung nach Berlin, mir eine durch die Kinder und gar manche schöne Verhältnisse längst entsprochene Sehnsucht, und daher ein gewisses Unbehagen giebt, dem ich weder auszuweichen noch zu helfen weiß. Die beste Kur würde seyn, wenn Sie und die theuren Ihrigen in guter Jahreszeit uns Ihre Gegenwart gönnten.

Auf Hamanns Werke bin ich sehr verlangend. Schon aus dem Briefe, den man in das Intelligenz-Blatt unserer Literaturzeitung eingerückt, habe ich mich über manche früheren, mir sonst unerklärbare Zustände, persönliche Verhältnisse und Character-Eigenheiten, aufgeklärt gesehen. Da ich aber zu der wichtigen Sammlung das möglichste beyzutragen wünsche, so frage an: ob ich die zwey Briefe an den Präsidenten Mojer, vom Jahre . . .<sup>1)</sup>, abschriftlich mitgetheilt? dessen mich nicht erinnere. Es konnte noch geschehen, weil sie wirklich von großer Bedeutung sind, wie in meinen biographischen Blättern das damals obwaltende Verhältnis ausgesprochen worden.

Daß der junge Königsberger Dichter auch ein Zeugnis guter sittlicher Eigenschaften würde aufzuweisen haben, konnte bey dem flüchtigsten Ueberblick seiner wohlgesinnten Arbeit vorausgesetzt werden, und mich freut besonders, daß ich meine gute Meynung einem so schönen Familien- und Freundeskreise, unbewußt und ohne äußeren Anlaß, widmen können. Es läßt sich gar manches

<sup>1)</sup> Im Brief leer gelassene Stelle.

Gute von dem Gedicht sagen, in dem nächsten Stück von Kunst und Altertum werden wir auf ihn zurückkommen.

Eben so hoffen auch die Weimarischen Kunstfreunde das Ordenshaus von Marienburg in Anspruch zu nehmen, wenn sie, nach Erscheinung des Boissieré'schen 1. Hefts, über die, jetzt mit aller Pietät behandelten Reste deutscher Baukunst ihre Gedanken und Ueberzeugungen vorzutragen Gelegenheit finden.

Weimar d. 23. Febr. 1821.

treulichst Goethe.

## II.

Der liebe Sohn Heinrich wird von uns und unsern Zuständen mehr und sicherer vermelden, als wir selbst könnten, er scheint mit einigem Behagen bey uns geweilt zu haben, wir vermissen ihn ungern. Was er aber auch referiere, so wird er hinzufügen: daß wir uns endlich auch einmal Ihrer Gegenwart zu erfreuen wünschten; Zelters Hierseyn hat diesen Wunsch noch lebhafter angeregt, er hat mir eine Hausgenossin entführt, welcher Sie und die Ihrigen schon gewogen sind und allen schönstens empfohlen bleiben möge.

Noch eben zur rechten Zeit, um seinen Königsberger Freund zu begrüßen, ist Dr. Hagen angekommen; ich habe diesen jungen Mann so innig gegründet und so redlich strebend gefunden, wie sein Gedicht erwarten ließ. Indessen ist es sehr schwer, einem solchen entschiedenen Talente auf irgend eine Weise zu nugen; die angeborene Thätigkeit sieht sich im Weiten um, sie sucht sich selbst Aufgaben, deren Lösung man ihr überlassen muß, wenn man auch das Unternehmen nicht billigen könnte. Auf alle Fälle können wir uns beruhigen, daß der Aufenthalt in Göttingen seinem historischen Bestreben gewiß förderlich seyn wird. Was die Reise nach Italien auf ihn wirken kann, ist nicht zu berechnen; ich veranlasse ihn, mir von Zeit zu Zeit von seinen Zuständen Nachricht zu geben, aus eigener Neigung und in herzlichem Betracht des Antheils, den Sie an ihn nehmen.

Ueberhaupt finde ich ihn zu einem geselligen Betragen schon hinlänglich gebildet, und wird ihm sein Benehmen, das einen jungen Gelehrten gar wohl geziemt, zuerst in Göttingen sehr zu Statten kommen. Es fehlt ihm zwar nicht an Empfehlungs-

schreiben, ich will aber doch an meinen Freund Sartorius seinet-  
halben ein zutrauliches Wort vermelden.

Mit den aufrichtigsten Wünschen

treulichst Goethe.

Weimar den 25. Novbr. 1821.

### III.

Der zurückkehrende liebe Sohn, verehrter theurer Freund, wird gar vielerley zu berichten haben; er war mir und den Meinigen sehr willkommen, der ganzen Weimarischen Societät nicht weniger. Er selbst wird erzählen, wie gut er überall aufgenommen werden, wie viel Bekanntschaften er gemacht, wieviel Menschen er kennen lernen und aus dieser Relation werden [Sie] seine Ansichten, seine Gabe zu beobachten und Verhältnisse zu benutzen am besten selbst beurtheilen.

Die Reinlichkeit seines jugendlichen Daseyns: Offenheit, Lust sich mitzutheilen, Gefühl des Geschicklichen und durchaus anständiges, eingängliches Betragen, das alles empfiehlt ihn und gewinnt ihm allgemeines Wohlwollen. Seine Kenntnisse, die ohne Anmaßung hie und da durchleuchten, ein glückliches Gedächtnis, eine frische Vorstellungsgabe, Lust zur Thätigkeit, Leichtigkeit mit der Feder zu verfahren und in allem die Andeutungen eines mäßigen Vorschreitens geben für seinen Lebensgang die besten Hoffnungen.

Indem ich nun, mein Theuerster! zu einem solchen Sohne Glück zu wünschen habe, so gereicht es mir zur größten Freude, vorauszusehen, daß er an Ihrer Hand in das fernere Wissen, so wie ins thätige Leben geführt, von jugendlicher Reinheit nichts verlieren, sondern das, was einem jeden zum Ruhme und Vortheil gereicht: ein vertrauenswerthes Gemüth, ungetrübt sich erhalten werde

Weimar, d. 24. Novbr. 1825.

treu angehörig Goethe.

\* \* \*

Obenstehenden Briefen seien hier noch einige Erläuterungen beigegeben:

Goethe erwähnt in Brief II und III die Besuche zweier Großneffen Nicolovius'. Der „liebe Sohn Heinrich“ (II), geb.

1798, ist später Preussischer Geheimer Justizrat und Vortragender Rat bei Friedrich Wilhelm IV. geworden. Er ist der Großvater der Spenderin unserer Manuskripte. Im schönen dritten Brief gibt Goethe seiner Sympathie für den Großneffen Alfred, Verfasser der „Denkschrift“, nachmaligen Professor der Jurisprudenz in Bonn, warmen Ausdruck. Der „zurückkehrende liebe Sohn“ hatte gewiß „gar vielerley zu berichten“, waren doch Karl Augusts 50jähriges Regierungsjubiläum und Goethes 50jähriges Amtsjubiläum in die Zeit seines dreimonatlichen Weimarer Aufenthalts gefallen.

Die „durchreisenden Guten“ (I) sind der Irrenarzt Mag Jacobi und Sophie Schlosser. Sie waren am Abend bei Goethe zu Tisch gewesen, und Goethe hatte sich mit ihnen über Berliner Zustände unterhalten. Die „Hausgenossin“, die der Komponist Zelter, Goethes Freund und Berater auf musikalischem Gebiet, nach Berlin entführt (II), ist Ulrike von Pogwisch, die Schwester von Goethens Schwiegertochter Ottilie. Goethe nennt sie an anderer Stelle „ein gutes und verständiges Kind, dem ich den Aufenthalt in Berlin gönne und mißgönne“ und freute sich sehr, als der „muntere Hausgeist“ im Frühling 1822 wieder nach Weimar zurückkehrte.

Mehr Beachtung beansprucht „der junge Königsberger Dichter“, Dr. August Hagen, später Professor in Königsberg, geb. 1797, gest. 1880 (I und II). Er hatte durch sein 1820 in Königsberg erschienenes Gedicht „Olfried und Eifena“ Goethes Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Im November 1821 kam Hagen nach Weimar. Dort traf er mit Heinrich Nicolovius zusammen (II), und die beiden Freunde sind 2 Tage hintereinander Goethes Mittagsgäste gewesen. Da Hagen nach Göttingen gehen wollte, so versäumte Goethe es nicht, dem vielversprechenden jungen Mann ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund Sartorius, Professor der Geschichte (II), mitzugeben.

Hagens „Olfried und Eifena“ soll für Goethe die letzte erfreuliche Erscheinung der neuen deutschen Dichtkunst gewesen sein. „Da sind Stellen darin“ sagt Goethe zu Eckermann „wie sie nicht besser sein können.“ In der Zeitschrift „Kunst und Altertum“ hat Goethe die Dichtung zwei Mal einer Beurteilung unterzogen. Der behagliche Anfang der ersten Kritik lautet: „Als mir dies Büchlein in die Hände kam, schlug ich es nach alter löblicher

oder unlöblicher Gewohnheit auf, gerade in der Mitte, und las die 6 Stanzas der beiden Seiten; diese zogen mich an und nötigten mich, vor und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar halb bewegt wurde, vom Anfang anzufangen. Und so habe ich es denn auch, in ruhigen guten Stunden, fort und durchgelesen, welches etwas heißen will, denn in 10 Gefängen getheilt, enthält es über sechszehnhundert Stanzas.“

Die „Weimarischen Kunstfreunde“ (I) sind die Herausgeber und Mitarbeiter der Zeitschrift „Kunst und Altertum“, in erster Reihe die Herausgeber: Goethe und sein Freund Meyer. Mit den Worten: „Ebenso hoffen auch die Weimarischen Kunstfreunde das Ordenshaus von Marienburg in Anspruch zu nehmen“ bezieht sich Goethe auf ein kleines Werk über die Marienburg<sup>1</sup>, das auf Hagens Bitte dem Brief Nicolovius' beigelegt und von den „durchreisenden Guten“ mitbefördert worden war. Hagen konnte mit Recht hoffen, Goethe durch diese Gabe zu erfreuen, denn durch den Einfluß der Brüder Boisseree hatte ja der „alte Heide“ das ihm in Italien verloren gegangene Interesse an mittelalterlicher Baukunst wiedergewonnen. Mit größter Ungebuld sah Goethe denn auch dem Erscheinen des I. Hefts des Boissereeschen Donwerks (I) entgegen. „Ich hoffe sehnlichst auf die ersten Schritte Ihres Erlösungswerkes“, schrieb er im April 1821 an Sulpiz Boisseree.

Zum Schluß bedarf es noch eines näheren Eingehens auf die „Werke Hamanns“ (I). Seit Hamanns Tod, 1788, war von einer Gesamtausgabe seiner Schriften die Rede gewesen<sup>2</sup>. Erst hoffte man, daß Hamanns ältester Freund, Herder, sich der Sache annehmen würde, dann sah man auf Jacobi, Hamanns spätesten Bekannten, schließlich auf Nicolovius. Als darauf Goethe in seiner Autobiographie (Wahrheit und Dichtung, Buch 12) kund tat, daß auch er sich mit dem Gedanken trage, Hamann, der ihm in seiner Jugend stark beeinflusst hatte, diesen Liebesdienst zu erweisen, bot sich Nicolovius Goethe zum Handlanger an. Goethe wurde es aber später doch unmöglich, die Arbeit zu übernehmen. Und so hat denn zu guter Letzt ein Freund Jacobis, Friedrich Roth, in

<sup>1</sup>) Vermutlich Johannes Voigt, Ordenshaus in Preußen. 1. Aufl. Halle 1820, 2. Aufl. Königsberg 1821.

<sup>2</sup>) Einzelne Schriften Hamanns sind bekanntlich zuerst in Riga und Mitau verlegt worden.

Berlin 1821—1825, die Ausgabe veranstaltet. Das Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung, Okt. 1820, enthält die erste Ankündigung der Ausgabe, als Probestück folgt der von Goethe oben erwähnte Brief Hamanns an Kant. Von den gleichfalls oben erwähnten Briefen an den Präsidenten Moser hat man in der Autographensammlung Goethes nur einen Brief aufgefunden. —

E. v. S.

## Kulturgeschichtliche Miscellen.

### Ein Schreiben Otto v. Mengdens an den livländischen Generalgouverneur Grafen Magnus Gabriel De la Gardie vom J. 1652.

In der „De la Gardieschen Sammlung“ des schwedischen Reichsarchivs in Stockholm hat sich nachfolgendes Schreiben aus dem Jahre 1652 erhalten, in dem Otto v. Mengden, damals der einflußreichste Mann und der leitende Kopf der livländischen Ritterschaft sich gegen gewisse hinterrücks gegen ihn erhobene Anschuldigungen rechtfertigt. Das Schreiben trägt alle durchaus charakteristischen Züge der eigenartigen und markanten Schreibweise Otto v. Mengdens an sich, und entbehrt daher nicht eines gewissen Interesses. Der eigenhändig niedergeschriebene Brief lautet:

„Wiewol meine Bemühungen von alter Zeit hehr in tiefster Dehnucht und Ergehnheit dahin gelenket gewesen, daß meine innerliche Befindung aus meinen euserlichen Bezeigungen erhellen mogte: hat nichts desto weniger ein neydisches Glück der Klarheit meiner Verhaltungen einen Schatten der Wiederwertigkeit in Ew. Exc. Unruhe anhangen wollen.

Von wannen aber eine solthane Beungünstigung in meiner Abwesenheit erwachsen, ist nicht möglich daß ich erdenken, vielweniger errathen könne. Nachdehme aber ich Verständniß erhalten, sollen Ew. gr. Exc. aus dehme eine übele Deutung erzwungen haben, daß ich auf letztmahliger wendischen Musterung |: als aus dem Munde einer ganzen liesländischen Ritter und Landschaft redendt :| in diese Bohrte ausgebrochen, daß es höchlich zu beklagen wehre, daß uns zwahr von Gott ein guter General gegönnet worden, denselbigen aber habende nicht hetten. Ich meines Theiles weis in Wahrheit nicht, ob hiermit etwas gesagt sey, das Euerer Exc. zum Verdrusse oder mir als dohmahligen Landesmunde zum Verweise dienen könnte, den gewißlich der Wahrheit nach, wir uns zwahr glückselige Leute in Beywohnung Ew. Exc. Persohn, in Mangelung aber derselben hochunglückselig zu nennen haben. Gehabt haben wir zwahr einen Generalen und Landesvorstender an Ew. gr. Exc. in Befehung seines Amptes, in Beobachtung aber der Gegenwertigkeit der Persohn seiner Exc. und der angenehmen Beywohnung derselben |: welche uns zwahr ein wenig geschienen, halbe aber entnommen worden :| können wir in Wahrheit nicht anders sagen, als daß wir, in dehme wir von Ihr. königl. Maytt. durch einen angenehmen Generalen begahbet, durch seiner Erscheinung erfreuet, ihn in solcherweise bey uns hetten, wir doch desselben entbehren müssen, und also in dehme wir ihn hetten, nicht hetten.

Zwahr müssen wir bekennen, daß Ew. gr. Exc. Stockholmiße Vortretung uns nicht weniger nöthig sei, als daß er selbständig hiesig wehre: wir aber dem allem ob zwahr Ew. Exc. daseynde in gnädiger Vertretung uns zugegen ist, so ist dennoch, daß auch dessen hiesige Anwesenheit inniglich von uns ersehnet wirdt; und daferne eine unverlegende Theilung in Ew. Exc. Persohn von Gott erbittlich wehre, wünscheten wir desselben Gegenwahrt nicht weniger hie als in Schweden.

Meine wiederwertigen |: ist mir zwahr bekandt :| haben alle wege die Schärffe ihrer Verleumdung durch lügenhaften Beybringungen bey Ew. gr. Exc. heftiger machen wollen: alleine bis noch dieser Zeit ist die Würge meiner Unschuld und Guttmeinung grühnendt blieben, das Gift ihrer Zungen hat ihnen selbstn die Gurgel verschnüret; den wie letztmahlen ein sicherer Neydthammel

mir im übeln deuten wollen, daß einige zu der Königl. Krönung angezeichnete Edelleute hiefiges Ohrtes durch Beschlüsse der sämtlichen Landträchte zur gebührlischen Stellung |: aldiweilen die Zeit kurz und die Execution Ew. Exc. Befehle fehlen wolte :| ferner möchten angetrieben werden, giftlichst beybringendt, ob entstünde Ew. Exc. aus sothaner Verfahrung einige Verkleinerung, da doch dieses im Grunde der Wahrheit auf nichts anders als Ew. gr. Exc. höherer Erhebung gezeiet, bekante mein vielgewogener H. Graf selbstn, daß mir zu viel geschehen, ihme aber zu verkehret angebracht wehre. Irgiger Zeit aber bürdet man mir auf, ob hette des königl. Hofgerichtes Siz von No 650 meiner Verseumung halber seinen Fohrtgang nicht gehabt; man stelle aber die Ursache hieben, wohrumb ich selbigen nicht beywohnen können? so wirdt man vor wahr halten müssen, daß indehme ich Ew. gr. Exc. laut Zuschreiben mit Versammlung einiger Edelleuten gebührlichst empfangen und ihnen entgegen ziehen wollen, durch Ew. Exc. längeren als im Brieffe benentem Außenbleiben sey abgehalten worden. Entsethet danneher mein Verbrechen |: daferne es ein Verbrechen zu nennen ist :| nicht aus Verseumnüß meiner selbst, sondern aus dem Willen, so ich zu Ew. Exc. dehmütigen Diensten und zu seiner Grooßmachung getragen.\*

Über dehme können mich auch die allerwichtigsten Entschüldigungen nicht aus der Verleumder Rachen reißen, in dehme der Schwachheit und endtlich das Ableiben meiner sehl. Frauen nicht vor genugsahm gehalten, mich des Hofgerichtes zu endtziehen. Was aber zulezt? Ich zweiffele ist sehr daran, daß auch nicht nach meinem Tode man Dienst von mir begehren werde.

Meine Jahre seyn verfl. jen, meine Glieder sint ermattet, meine Kräfte vergeringert und meine Macht ermüdet: nichts desto weniger lasse ich nicht ab Ihr. kgl. Mayt. gehorsahme Dienste und Ew. gr. Exc. Belieben zu thun, wie den meine letztere Stockholmsische Francke Anwesenheit genugsahm ein Zeugnüß meines Hergens, Gemühtes und Willens ist. Glücksehlig wolte ich mich schätzen, das von Ew. gr. Exc. mir nur der Vorbringer sothaner Hinterstellung möchte genandt werden, alsdan durch Erleuterung

\*) In demselben Sinne hat Otto v. Mengen in der That schon gleich damals, in einem Schreiben vom 22. März 1650 (es findet sich in der gleichen Sammlung), dem Generalgouverneur gegenüber die Sachlage dargestellt.

meiner Unschuldt ein so vergifteter Zahn sollte ausgerottet und meine Treue an Tag gebracht werden. Wolte vor einen Gewin halten, daß mein und der meinen Zucht und Erbtheil in anderer sich selbst freßendem Neude bestünde, den nicht allein ich unschuldig bescholten, sondern auch mein Sohn Theil tragen mus. Ich wünsche von Gott Ew. gr. Erc. Wiedersehung und daß die Erfahrung bezenge, daß ich niemahlen neben den meinigen abgewichen sey von der gehorsamsten Erkäntnüß

Ew. erl. hochwohlgb. gr. Erc.

gehorsamsten und dehmühtigen Dieners und Knechtes

Otto von Mengden m. p.

Gegeben Idsel 21. January No. 1652.,



## Literarische Rundschau.

**Jacob M. R. Lenz**, der Dichter der Sturm- und Drangperiode. Sein Leben und seine Werke von M. R. Rosanow, Privat-Dozent an der Universität Moskau. Preisgekrönt von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Uebersetzung. Deutsch von E. v. Gütschow. — Leipzig. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. 1909. Gr. 8°. 556 Seiten. Preis 12 Mk.

In diesem Jahre sind vier umfangreiche Lenz-Publikationen erschienen: Ernst Lewy, „Gesammelte Schriften von Lenz“ (Berlin 1909, Bd. I), Franz Blei, „Gesammelte Schriften von Lenz“ (München 1909, Bd. I), Erich Osterheld, „Ausgewählte Gedichte von Lenz“ (Leipzig 1909) und obiges Werk.

Auf die Lewy, Blei und Osterheld'schen Editionen hier näher einzugehen hat wissenschaftlich keinen Zweck. Sie gehören zu den flüchtigen Büchermachwerken, die auf die Urteilslosigkeit des großen

Publikums hin in nicht mehr zählbaren Massen jährlich erscheinen. Die Lektüre dieser Bücher behagt dem ernststen Lenz-Forscher nicht. Sie wimmeln von biographischen und bibliographischen Unrichtigkeiten, die nach heutiger Kenntnis der Lenz-Literatur gar nicht zu verzeihen sind. Man begreift einfach nicht, wie solche Drogenwarewerke noch immer Verleger finden können, während der Uebersetzer des wissenschaftlich wertvollen Rosanowschen Lenz-Werkes über fünf Jahre einen Verleger suchen mußte, bis er endlich einen fand.

Man sieht es diesem Werke auf jeder Seite an, daß der Verfasser seinen Stoff vollständig beherrscht. Man bewundert seine Belesenheit der überaus zerstreut daliegenden Lenz-Literatur. Man merkt, daß er sich die Arbeit nicht leicht gemacht hat. Man freut sich über die Gewissenhaftigkeit der Angaben seiner Quellen, die seine Ansichten stützen sollen und versteht so die Preiskrönung durch die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Die Rosanowsche Lenz-Biographie ist wirklich die erste wissenschaftliche brauchbare Würdigung von Lenzens Leben und Werken. Bis jetzt zu hat noch kein Forscher ein so das ganze Leben des Dichters umfassendes Werk geschrieben. Es ist ein Standardwerk, ohne das die weitere Lenz-Forschung nicht auskommen wird. Man lernt durch Rosanow diesen subjektivsten unter allen Dichtern, dessen Schicksal „auf eine Nadelspitze“ gestellt war, wie er selbst treffend in seinen „Moralischen Belehrungen eines Poeten“ bemerkt, in der Rosanowschen Auffassung einigermaßen richtig würdigen. Man begreift durch diese Würdigung des Dichters, daß man nicht auf die künstlerische Vollendung seiner Werke den Wert zu legen hat, sondern auf den Inhalt, auf seine überaus merkwürdigen Gedanken, die uns bis in das Innerste seines Herzens blicken lassen. Man muß es endlich begreifen, daß Lenz nicht aus der Kunstpoesie, sondern aus der Volkspoesie und Shakespeare, Ossian und der Bibel hervorging. Man muß endlich davon abstrahieren, Lenz auf klassische Formvollendung zu prüfen, weder auf dem Gebiete der Lyrik, geschweige denn Epik, noch auf dem Gebiete der Dramatik oder gar Didaktik, sondern kann ihn nur bewundern in seiner oft überraschenden Menschen- und Selbstkenntnis. Als Dichter ist er eine Ruine, und doch sind wir von der Schönheit dieser Ruine eingenommen, oder wie er das selbst in seinen Phantasien im „Hochburger Schloß“ viel besser sagt: „Die Natur zerstört Schlösser, um herrlichere Gegenstände für die Kunst hervorzubringen und wäre es um nichts weiter als den Geist des nachfolgenden Künstlers aus den Resten dieses großen Werkes zu ahnen. Daher das

Unvollendete oft an dem Höchsten. Der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst."

In diesem Sinne reiche ich unter allen Lenz-Forschern dem Russen Kosanow die Palme, wie ich schon in meiner Kritik der russischen Ausgabe („Düna-Ztg.“ Nr. 153, 1901) hervorhob. Er sucht uns den Geist Lenzens zu erschließen und bleibt nicht an den Formen haften. Lenz sagt: „Regeln sind Krücken für Lahme“, aber nicht für Gesunde, bei denen die Volkspoesie, Shakespeare, Ossian und die Bibel am höchsten stehen. Für die gilt, was Lenz, dieses Kraftgenie par excellence jagt: „Poesie ist Natur“.

B. Fald.



### Corrigenda:

- S. 263 Zeile 7 v. u. lies Wrangell.  
 S. 266 „ 7 v. u. „ Shakespeare.  
 S. 315 „ 2, sowie 344 Z. 6 v. u. ist wahrscheinlich Auguste Arvelius unter pulchra arva gemeint. Vgl. S. 259, 345.

## Aus dem Tagebuch einer Gouvernante.

---


Die nachstehend mitgetheilten Aufzeichnungen rühren von einer Dame her, die einen Teil ihres Lebens in verschiedenen Häusern den schweren Beruf einer Gouvernante ausgeübt hat: Fräulein Amalie Jordan, geb. 11. Okt. 1789, † 11. Okt. 1883 in Riga. Längere Zeit war sie Erzieherin bei einem Baron Hahn in Kurland, zu dessen Hause sie auch noch später in freundlichen Beziehungen blieb. Im Jahre 1840 kam sie nach Petersburg ins Haus des damals allmächtigen Chefs der Gendarmerie und ständigen Begleiters des Kaisers Nikolaus I., des Grafen Alexander Benkendorf († 1844). Hier blieb sie einige Jahre, bis 1843, teils in Petersburg oder auf dem estländischen Landgute des Grafen, Schloß Fall, teils auch in Warschau oder im Ausland, Wiesbaden, Paris, Rom.

Graf Benkendorf war vermählt mit Elisabeth Sacharjewsky; aus dieser Ehe stammten 3 Töchter: Marie, vermählt mit dem Fürsten G. Wolkonsky; Anna, vermählt mit dem ungarischen Grafen Apponyi und endlich Sophie, die nach dem Tode des Vaters den Fürsten Demidow heiratete.

Aus den schlichten Aufzeichnungen Fräulein Jordans geben wir, mit freundlicher Erlaubnis ihres jetzigen Besitzers, H. Oberlehrers R. Grevé in Riga, einige Abschnitte wieder, die in Petersburg und Schloß Fall niedergeschrieben wurden. Sie sind nicht ohne Interesse namentlich durch die Mitteilungen über die berühmte Sängerin Henriette Sontag.

\* \* \*

29. März 1840.

 Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über! Die Wahrheit dieses Sprichwortes werde ich nun gleich beweisen; ich werde meine Herzensergießungen niederschreiben: worüber aber werden die sein? wovon ist mein Herz voll? — ich zähle 45 Jahre — von Musik. Ja, ich habe einen unendlichen Genuß heute gehabt. Ich war in dem Concert, welches von dem hiesigen patriotischen Damenverein jährlich gegeben wird. Die Gräfin Rossi entzückte alle Zuhörer, wie früher immer als Henriette Sonntag: sie sang in dem Finale der Norma von Bellini, dem Finale des ersten Actes aus Don Juan und die Arie aus der „Cenerentola“ von Rossini, die ich vor 10 Jahren in Riga von ihr hörte. Ihre Stimme ist noch, bis auf einige Töne, in der eingestrichenen Octave wundervoll, die letzteren scheinen mir nur nicht mehr so ganz klar wie damals, sonst aber kann man mit Recht und Wahrheit sagen „sie hat nicht gestanden, sie ist noch immer, was unglaublich schien, vorwärts gegangen!“ Dies fiel mir besonders in der Arie auf, sie sang sie ganz verändert gegen früher, ganz neu im jetzigen Geschmack — nicht zu vergessen, daß Rossini sie vor 20 Jahren componirt hat. Das Uebrige war auch wohl alles recht schön, doch im Vergleich zu ihr stand nur der Gesang des Fürsten Wolkonsky und der Lugas und die Schönheit des neuen Saales de la Noblesse, wo man das Concert gab. Doch damit ihr, meine lieben Nichten, mir nicht den Vorwurf macht, daß ich, wenn ich die Sonne sehe, vergesse, daß es auch Sterne am Firmament giebt, so will ich auch treulich berichten, was mir von den andern Sängern und Sängerinnen noch gefiel. Zuerst ein Sextetto aus Lucia di Lammermoore von Donizetti, gesungen von unserer Gräfin Anna und der Baronin Krüdenner, den Fürsten Wolkonsky

und Kotschubey, dem Grafen Sologub und Herrn Balabin. Unsere Hausnachtigal hatte die Hauptstimme (Sopran) und ich sage von ihrer Stimme, wie Mendelssohn von der Novello ihrer „sie ist goldbrein“, sehr angenehm und jugendlich frisch: ich hätte nicht geglaubt, daß sie diese ungeheuren Räume füllen und sich bei diesem mächtigen Orchester hören machen würde, freilich erschien ihr Vortrag dadurch viel weniger seelenvoll, als sonst zu Hause, auch trug der Tenor Kotschubey, der eine schöne Stimme hat, nichts dazu bei, er singt immer, obschon man forte und piano hört, ohne Gefühl. Der Arme! er ist Fürst, jung und schön, reich; — muß nicht verliebt sein! — Zur Erhöhung dieses Sertetts trug noch die Schönheit der beiden Executantinnen bei, beide blond, groß, schönen Teint und schöne Taille mit hübsch gewählter Toilette in der Mitte der vier Sängler und der Chor als Hintergrund machten ein schönes Tableau zugleich. Die Baronin R. hatte ein gensdarmeblaues Samtkleid und kleine coiffure von Spizen und Kornblumen und Gräfin Anna ein klares weißes, brodirtes Kleid mit strohgelben Bändern. Nun machte sich noch ein Männerchor aus „Comte Ory“ von Rossini bemerkbar (ganz gelungen ausgeführt), und dann kam mein lieber Mozart. Die Gräfin Kossi sang das Trio der Masken drin, daß man sagen möchte, „kniee nieder und bete an“, sie hatte nur leider keine andere Gottheiten neben sich: Mademoiselle Bartieneff, die eine halbe Stunde früher mit ihrer Samtkehle die Polana aus den Puritanern von Bellini, in einigen Stellen wirklich hübscher als im vorigen Jahre Miß Clara Novello hier gesungen hatte, war eine Elvire, die nichts mehr für Don Juan fühlt. Der Unwürdige! was lohnt das auch! es ist besser wohlgenährt zu sein und aus guter Küche zu speisen (sie ist Hoffräulein), als sich um einen untreuen Liebhaber zu quälen, das giebt nur ein Neufferes wie der unglückliche schwache Octavio es neben ihr hatte, wahrlich, er sah neben dem wohlgenährten Erdenkinde Elvire wie ein der Unterwelt entlaufener aus, dem man nur die Stimme gelassen hatte, um noch einmal auf der Oberwelt zu agiren — den Armen gutes zu tun. Don Juan (Graf Sologub) war kein grand Seigneur, er nahm seinen Gesang von der — schlechtesten Seite, und welchen Ausdruck kann man da, besonders in dieser Scene, nicht geben: hier bei ihm bewährt sich's also nicht, was unser weiser Lessing sagt „derjenige, der Lächerlichkeiten an andere bemerkt, ist sicher, selbst keine zu begehen“. Er hat kürzlich ein kleines Heftchen, „betitelt „le grand

monde“, geschrieben und über alle Personen der Gesellschaft seine Bemerkungen gemacht und wahrlich, es gab jetzt genug zu bemerken und zu belächeln, wenn seine Stimme den schönen Tönen Mozart's einen widerlichen Ausdruck gab und er dann noch immer mit den Knien eine Bewegung nach vorne machte, um uns ja nicht entgehen zu lassen, wie Don Juan sich bemühte, auf der Bauernhochzeit auch als Bauer zu erscheinen. So war es denn auch hier, wie manchmal in der Welt, daß der Diener wie der Herr erscheint. Leporello (Fürst Volkonsky), war unnachahmlich, ehe man noch seine schöne Stimme hörte und seine ausgezeichnete und selten durchdachte Methode bewundern konnte, nahm er schon alle Aufmerksamkeit in Anspruch durch sein „pst, pst, schöne Maske!“ Ich bedaure bloß, daß er mit seinem schönen Talent nichts großes allein vortrug: es ist eine zu große Bescheidenheit von ihm, sich so zurückzuziehen und sich zu dem unbedeutendsten herzugeben. Zum Schluß sang der ganze Frauen- und Männerchor die Nationalhymne: das fast überfüllte Orchester arbeitete aus allen Kräften mit: hier war es am Plage und machte dadurch mit einem würdigen Schluß zu diesem Riesenzugert. Uebrigens aber verdient es nicht gelobt zu worden! es ist sonderbar, jedes Mitglied scheint für sich allein recht gut zu sein, ist aber nachlässig im Zusammenspiel. Unser Melodieheros, K. Maria Weber, hätte wohl wieder Gesichtser geschnitten, als säße er Hoffmann gegenüber, wenn er seine Ouvertüre aus Preciosa hier gehört hätte. Ganz schien mir die Schuld nicht an den Exekutanten zu liegen, die Verteilung der Instrumente mag auch wohl etwas verfehlt sein, zu viel Bässe, Cellos, überhaupt tiefere Instrumente zu den ersten Violinen, Flöten und Klarinetten. Man lobt den Musikdirektor! — mich erinnerte es aber an Hummel, als er in Riga Concert gab und seine Ouvertüre aus der Matthilde de Guise ausführen ließ. Er hatte in der Probe so oft und viel getadelt und immer wiederholen lassen, bis es nach seinem Sinn ging, indem es nun am Abend zu seiner Zufriedenheit ausgeführt wurde, waren alle Zuhörer nicht allein entzückt über die schöne Composition, sondern fragten sich auch mit Erstaunen: „hat er denn auch ein eigenes Orchester mitgebracht?“, weil sie das alte nicht erkannten.

30. März.

Ich habe doch recht, das Ganze ein Riesenconcert genannt zu haben, denn ich bin nicht einmal in einem Tage mit der Beschreibung fertig geworden, die des Saales habe ich noch zu

machen. Er ist groß und hat rund herum eine Reihe Säulen von weißem, schön polirtem Marmor, hinter diesen ist, einige Stufen höher, eine breite Galerie, über diese oben eine eben solche, welche, mit einer Ballustrade versehen, zwischen den Säulen immer einen Halbbogen bildet. Das Orchester war sehr groß, und zu beiden Seiten desselben waren Bänke, amphitheaterartig, an der Galerie bis in den Saal hinunter für die Sängerinnen angebracht, vorne, die ersten 3 bis 4 Bänke, waren auch mit rotem Tuch und für die Begleiterinnen der mitwirkenden Damen bestimmt, rechts war die erhöhte Kaiserliche Loge, rot mit Gold und mit Blumen umstellt, links in derselben Höhe die große Loge für die Dames d'honneurs und das diplomatische Corps und dann hatten noch in der Mitte 2000 Personen auf Stühlen Platz, im Ganzen, sagt man, sind 4500 Personen dort gewesen, ich glaube es wohl, da oben auf der Galerie auch Billette ausgegeben waren, es machte sich ordentlich hübsch, diese gefüllten Halbbogen mit Damen in eleganter Kleidung und schönen Federhüten gefüllt zu sehen, hierzu kam noch die majestätische Beleuchtung des Sonnenscheins durch die roten Fenstervorhänge. Doch hiervon spricht niemand, der am Abend dort war und die Sonnenhelle der Kerze sah, ich zweifle nicht daran, nachdem ich die 8 bis 10 enormen Lustre gesehen, die in diesem mächtigen Saal noch groß erscheinen. Wie gesagt, das Ganze war prächtig und kolossal, wie Petersburg selbst, und die Einnahme auch dem angemessen 55,000 Rbl., ein Billet kostete 14 Rbl. und viele haben 40 bis 45 geschickt. Dies ist nur die Abendeinnahme, nun ist noch die vom Morgen vorher (die Generalprobe), zu der Eintrittskarten auch zu demselben Preis verkauft waren und wo der Saal auch schon ganz gefüllt war; hier war ich, ich bekam ein Billet von der immer gütigen Fürstin W., und fuhr mit unsern Damen, der Gräfin und Gräfin Anna hin, dadurch hatte ich natürlich einen so schönen Platz, daß mir nichts entging, leider war niemand (wie sonst immer), von der Kaiserlichen Familie dort, weil die Großfürstin Marie von Leuchtenberg den Tag zuvor von einer Tochter entbunden war. Beim Nachhausefahren hatte die Gräfin sich von uns getrennt, weil sie mit ihrer Tochter, der Fürstin Belosselsky, zur Gratulationsvisite zur Kaiserin fuhr.

4. April.

Heute habe ich in der Annenkirche die öffentliche Konfirmation der Jugend beigewohnt. Der Prediger sagte selbst am Sonntag vorher, es würde ein Examen vor dem Altar dabei stattfinden. Worin besteht nun dieses? in dem lauten Herjagen

des Glaubensbekenntnisses eines Knaben (ich sage Knabe, weil so kleine Schnipfe da waren, daß ich sie für 10 oder 12 Jahre alt hielt: man sagt, sie zählten schon 14. Auch das ist noch gehörig jung zu diesem wichtigen Akt des Lebens) für alle seines Geschlechtes: dann folgte ein junges Mädchen und tat dasselbe für ihre Mitschwester. Man hat bei den neuen Kirchengesegen alles mögliche hervorgesucht, um unsern Gottesdienst feierlich zu machen; dies ist aber meiner Ansicht und meinen Gefühlen nach ganz falsch und ganz gegen die Lehren der Lutherischen Religion. Sie schreibt uns vor, nicht auf äußeren Glanz und Schimmer zu halten, unserm Gott einen Tempel einfach und groß, wie die wahre Demut und Tugend in unserm Herzen sein soll, zu erbauen und statt dessen hat man hier allerlei Ceremonien, die uns in unseren erhabenen, einfachen, großen gothischen Kirchen in unseren deutschen Provinzen nie vorkommen. Dreimal mußte die Jugend hier niederknien, und nachdem der Prediger vor dem Altar eine lange Rede an die Jugend gehalten hatte, hörte man vom Chor ein Halleluja, so weltlich (besonders von einigen Frauenstimmen) singen, daß ich mich in einem Concert wähnte, wo man ein Oratorium aufführte. Ein Teil der Rede des Pastors und dann wieder Gesang vom Chor wiederholten sich so mehremale, bis am Ende der Prediger den Segen und die ganze Abendmahlsformel — absang. Wahrlich, das war mir doch zu stöhnend und D. Mat., die mit mir dort war, sagte „wo hat man jemals gehört, daß Christus das seinen Jüngern vorgesungen hat.“ Mein Gott möge mir die Sünde vergeben, aber — ich hatte große Lust zu lachen. Dieser Gesang ist nicht Vorschrift, nur die eigene Verschönerung des Herrn Predigers. Außerdem finde ich es in dieser Kirche noch am besten, sie ist einfach und auch die Kirchendiener wie bei uns gekleidet: in der Petrikirche aber fühlte ich mich so unruhig, daß ich gerne gleich wieder hinausgegangen wäre, wenn ich nicht gefürchtet hätte, albern zu erscheinen. Beim Hereinkommen sieht man gleich zuerst an der Türe Kirchendiener mit schwarzen Röcken und auf jeder Seite des Kragens ein weißes Kreuz; geht man nun weiter, so befindet man sich in einer hübschen kleinen katholischen Kirche, oder um sich genauer und richtiger auszudrücken, in einem kleinen hübschen Theater: zwei Reihen Galerien mit hübscher Balustrade und reich mit Gold verziert, befinden sich herum, und nahe beim Altar und der Kanzel sind ganz ordentliche Logen für vornehme Personen, an der Decke hängen mehrere, sehr schöne Bronze-Kronleuchter mit fast

100 angezündeten Wachskerzen in jedem und auf dem Altar und besonders nebenbei stehen zwei herrlich große Bronze-Leuchter von der Höhe des Altars fest und mit verhältnißmäßigen Wachskerzen; dann sieht man, um doch zu diesem Glanze nicht abzustehen, den Prediger vor dem Altare und auch auf der Kanzel mit weißen Handschuhen erscheinen und am Ende, damit es doch an vollem Glanze nicht fehle, den ältesten Prediger so schwach, daß er kaum die Stufen hinansteigen kann, mit einem Stern auf seinem Amtskleide. Ist es hier nun nicht natürlich, daß viele zur Herrnhuter Gemeinde übergehen! dort ist alles so einfach, ganz ohne Gepränge und fast die Hauptsache ist: ein ausgezeichnete Predner. Hier entschuldige ich alle, die Herrnhuter werden, in Lievland aber bin ich sehr geneigt, es Gleißnerei zu nennen. —

9. April.

Hat der Freiherr von Gaudy Kaiserlieder gesungen, so will ich heute in Prosa über unseren Kaiser schreiben! ich wünschte, ich könnte auch sagen, „ich will, daß meine Prosa so gut ist, wie seine Verse“, doch das liegt nicht in meiner Gewalt, obgleich ich gewiß eben so begeistert von unserem geliebten Kaiser bin, als er von dem seinigen. Wie kann es auch anders sein hier in der Residenz, wo man täglich Gelegenheit hat, ausgezeichnetes von ihm zu hören und seine Willens- wie auch seine Körperkraft, die er in demselben Maße wie die geistige besitzt, zu bewundern. Darum aber traut er andern auch ebenso viel zu; seine Minister sind überhäuft mit Arbeiten (ich habe es selbst noch vor einigen Tagen gesehen, wie unser Graf beim Mittagessen matt und müde aussah, weil er den Morgen um 5 Uhr aufgestanden und bis 5 Uhr Nachmittags, die Stunde unseres Dinners — ausgenommen die halbe Stunde, während er beim Kaiser war — ununterbrochen gearbeitet hatte) und dürfen sich darüber nie beklagen. Der Finanzminister hat es einmal gewagt. „Sieb Befehl, daß man Alles, was zu Dir kommen soll, an mich adressirt“, war die Antwort. Dies ward aufs pünktlichste befolgt, alles, alles ward an Seine Majestät gerichtet und während 3 Tagen besorgte er selbst, außer all' seinen vielen Geschäften, auch die von Graf Kantrin, besprach sich mit ihm noch über mehrere, war nicht im geringsten ermüdet oder angegriffen und hatte sogar noch Zeit frei, sich zu vergnügen, wenn er dazu aufgelegt war. Solch ein Vorbild und Beispiel bringt wahrlich den sich beschwerenden Geschäftsmann schnell zum Schweigen: er sieht als Nebensache ausgeführt, was ihm als Hauptsache und Ganzes zu viel war.

Jedesmal, wenn ich ausfahre oder -gehe, wünsch ich nichts sehnlicher, als unserm, auch schönen, Kaiser zu begegnen. Wirklich, es ist zu viel für diese Welt, zu Allem, das unser Monarch besitzt, jetzt auch noch ein so schöner Großpapa zu sein; bisher habe ich noch keinen von so jugendlicher und männlicher Kraft, mit diesem Titel gesehen, und so sehr ich zu der Zahl seiner Bewunderinnen gehöre, so hatte ich doch nicht den Mut, ihn heute mal ordentlich anzusehen, als mein stehender Wunsch in Erfüllung ging, und ich das Glück hatte, ihm zu begegnen. Ich benutzte heute, weil unsere Damen in dieser Woche viel in der Kirche sind, die freie Nachmittagsstunde, um einen kleinen Einkauf zu machen, ungeachtet der Sicherheit, in dieser Stunde niemand zu begegnen, wählte ich doch noch den einsamsten Weg, besonders da das Palais Schiploff — neben dem Winterpalais — abgerissen wird, die Straße gesperrt und nur neben einem hohen Bretterzaun ein Trottoire zum Gehen freigeblieben ist: nur Arbeiter, kleine Straßenjungen, Köchinnen und dergleichen spazieren dort und lassen sich durch den ungeheuren Staub der abgerissenen Mauer nicht verscheuchen; hin ging mirs nun ganz gut, wie ich aber beim Zurückkommen auch eben dort eintrete, sehe ich, wie alles hinguckt, bemerke aber nichts wichtiges: ein General steht weiter vor mir in diesem Gange und sieht nach dem Bau hinauf, ich verfolge ruhig meinen Weg, ich bin nur noch einige Schritte von ihm, so dreht er sich plötzlich um — wen seh ich? Nicolas den Ersten! Huh! wenn alle erfüllte Wünsche mich so erschrecken! ich wußt nicht, sollt ich gehen, stehen bleiben, ihn vorbei lassen und grüßen! doch, indem ich das thun will, steht schon ein Gensdarme neben mir und schreit sein „drawe gilei“.\* Nein, dacht ich, „nun mußt du gehen“, und dabei grüßte ich so linksich, daß ich vor Beschämung darüber und Ehrfurcht die Augen herunter-schlug und nichts sah. So wagt Louis Philippe in Paris nicht allein zu gehen! — —

13. April.

Heute bin ich durch Kanonenschüsse geweckt worden. Der Kaiser hatte durch den Telegraphen in Warschau die Nachricht erhalten, daß der Thronfolger Bräutigam wäre, noch beim Abreisen des letzteren hatte er ihm volle Freiheit gegeben zu wählen). Die Prinzessin von Darmstadt hatte denn auch jetzt den Sieg davongetragen, und die Deklaration wurde allen Unterthanen nun

\*) = sdrawje shelaju!

durch Kanonenschüsse bekannt gemacht. Ältere Personen, die immer hier gelebt haben und bei Hofe erzogen sind, sagen, sie hätten niemals auf ähnliche Art die Anzeige von der Verlobung eines Prinzen dieses Herrscherhauses gehört, darauf erwiderte aber unser Graf: „es wäre der erste Thronfolger, der Bräutigam wäre, da es Rußland so getroffen hätte, niemals einen Erben eines Kaisers als Bräutigam zu haben“.

Diese Nacht fuhren die Damen im Kostüm nach Hofe; um halb 12 Uhr hatte sich der Hof versammelt, und die Zeremonie in der Kirche hatte bis 3 Uhr gewährt, sie kamen erst gegen 4 Uhr nach Hause, weil die Gräfin, als Staatsdame, mit der Kaiserin gefrühstückt hatte. Um Mitternacht zählte ich wieder gegen zwanzig Kanonenschüsse und zugleich war das Glockengeläute so stark, daß ich, obschon ruhig in meinem Bette liegend, doch fast nicht mehr als die Damen geschlafen habe.

14. April. Ostern.

Um elf Uhr brach dann bei unsern Damen der erste Feiertag der Auferstehung an, alles macht Visiten, um sich gegenseitig zu gratulieren, und macht sich Geschenke, wie wir es zu Weihnachten thun. Der Morgen dauerte bei den Damen bis 5 Uhr, dann zogen sie wieder ihre Hoffkleidung an und fuhren nach Hofe, um auch dort zu gratuliren und wieder in die Kirche zu gehen: an diesem Tage hat kein Fremder Zutritt, nur einzig und allein was zum Hofe gehört und Russe ist. Um 7 Uhr kamen die Damen zurück, bis sie sich nun, wie die ganze Gesellschaft, die heute zum Diner hier waren, umzogen, war es reichlich halb 3 Uhr, da gingen wir zu Tisch! und das Meiste, was man, besonders von den Damen hörte, war „ach wie bin ich müde“ und „wie war der Kaiser heute wieder schön“. Er war in Husaren-Uniform gewesen. Wie ich ihn Weihnachten bei ähnlicher Zeremonie sah, hatte er, wie der Thronfolger, Kosackenuniform an, und es war kein Zweifel, der Vater war schöner als der schöne Sohn: und jetzt nun noch als Großpapa macht er sogar die Eroberung aller Hofdamen, und wer weiß, ob das nicht auch noch der Fall sein wird, wenn — diese Großtochter erwachsen neben ihm steht. —

17. April.

Schon wieder hab' ich 60 Kanonenschüsse gezählt, man fühlt sich fast geneigt zu glauben, daß man in Krieg und Aufruhr lebt, und wenn man denn die Ursache hört, so ist sie die friedlichste von der Welt. Heute — die Taufe der kaiserlichen Großtochter,

der jungen Fürstin von Leuchtenberg, sie hat den Namen Alexandra erhalten. Der ganze Hof war versammelt, alle Damen aus der Stadt und auch noch das ganze diplomatische Corps. Letzteres hat sonst die Ehre, sich am zweiten Feiertag zu präsentieren, da die Kaiserin aber noch so schwach ist und vom ersten noch so ermüdet war, so hatte man für sie auch den heutigen Tag bestimmt.

Der Kaiser und die Großfürstin Olga waren die Paten: die Staatsdame Baranoff brachte die kleine Prinzessin zur Taufe herein und die Prinzessin Olga brachte sie mit unnachahmlicher Grazie, wie man sagt, bei der Tauf-Ceremonie dreimal um das Taufbecken herum.

19. April.

Eben komme ich, mit größerem Entzücken noch als neulich, aus dem Concert zurück. Der Zufall hat es gewollt, daß ich wieder am Morgen war: ich habe es daher verloren, den Saal bei Beleuchtung zu sehen, doch kam es mir vor, als wären die Stimmen dafür wieder am Morgen frischer. Die Gräfin Rossi war bezaubernd, sie sang: Grace aus Robert le Diable, Ssolovej und die schöne große Arie aus dem Freischütz. Unsere Gräfin Anna hat auch, mit all ihrer Furcht, sehr sicher und brav gesungen. Ihre Toilette war einzig, auf einem, so klar wie möglich weißen, hohen Kleide, hatte sie vorne herunter vier hellblaue Bänder, und auf diesen wellenförmig die schönsten Brüsseler Einsatzspitzen, und als Nadel das Kleid beim schrägen Ausschnitt zu halten, zwei Köpfe von Diamanten, einen Fuchs- und einen Windspielfopf.

Im Hinfahren zum Concert mußten wir erst zum Palais Michael, die Damen machten, besonders Gräfin Anna, der Großfürstin Helene ihren Abschiedsbesuch. Sophie und ich blieben so lange im Wagen.

Es ist wahr, wenn man in der wirklich großen Welt, wie unsere Damen, lebt, denn es ist wohl natürlich, daß einem alles Uebrige wie nichts erscheint und das Alles, was uns Tage lang vorher und nachher beschäftigen würde, wie ein Hauch oder wie eine lustige Wolke vorübergeht: um so merkwürdiger ist es nun, daß Kleinigkeiten diese Welt so beschäftigen können, daß Personen, die sich in dieser bewegen, immer so eilend kommen und gehen, ohne mehr Zeit zu haben, als die Hauptpersonen zu grüßen und mit ihnen zu sprechen. Viele wirklich, ohne beleidigen zu wollen, viele aber auch — junge Herrchen besonders, um die Großen zu spielen.

20. April.

Es ist mir sehr angenehm, mit Sophie zusammen zu sein, eins möchte ich nur, daß sie ändert, weil sie darin ein ächtes Kind der großen Welt ist: sie urtheilt zu schnell! alles ist gleich „horreur, mauvais genre, oder: pas comme il faut. — Sie ist mir dessenungeachtet doch lieb und ich habe mich heute herzlich mit ihr gefreut, als sie zum Hoffräulein ernannt wurde. Der alte Fürst Wolkonsky brachte selbst die Chiffre her: sie und Gräfin Anna waren allein zu Hause, sie hatte also die Ueberschuldung, so groß wie möglich und ich auch die meinige, sie so höchlich erfreut zu sehen; wahrlich, ich fürchtete schon, sie wäre zu vernünftig und könnte sich über nichts mehr so freuen wie andere fünfzehnjährige Mädchen: aber wen sollte das auch nicht ein wenig in Bewegung setzen; neben dieser Freude auch noch immer zu hören, wie alle Welt sie gestern im Concert so schön gefunden hat. Es ist wirklich lächerlich! mit ihrem kleinen weißen Hut und den hellblauen Schleifen an der Haube und dem großen, ganz, ganz hellrosa Tuche auf ihrem hohen weißen Kleide, war sie, in der Loge der Staatsdamen, zwischen der ganz alten Fürstin Kotschubei und der eben so alten und ganz häßlichen Gräfin Laval so hübsch, daß niemand sie erkannte. Der Wette, welcher noch am Morgen hier war, steht der Loge gegenüber und wird vom jungen Grafen Andr. Schuwalow gefragt, wer diese hübsche Dame ist: er kann ihm aber keine Auskunft geben, versichert nur, daß er sie auch bewundert und eben so neugierig ist: doch! fügt er hinzu, halte ich es für unartig, sie so zu lorgniren, wie wir es thun, da sie eine Dame von Bedeutung sein muß, indem man ihr diesen Platz eingeräumt hat! Das Späßhafteste bei diesem Nichterkennen ist aber, daß der Papa selbst jemand fragt: „wer ist diese hübsche, junge Person?“ und zur Antwort erhält: Ihre Tochter! —

Heute ist der Fürst Belosselsky weggereist. Er und Krusenstern, als die beiden ältesten Adjutanten des Kaisers, sind von Sr. Majestät zu dieser Expedition auf dem schwarzen Meere gegen die Escherkessen bestimmt. — Erkläre mir nun einer die Frauen! eigentlich wollte ich sagen: die russischen Ehefrauen der großen Welt! sie ist schön, die Fürstin und liebt — wie es mir scheint, über alles Toilette, Luxus und gesellschaftliche Zerstreuung: sieht es auch recht gerne, wenn junge Dandys ihr den Hof machen; natürlich schloß ich nun hieraus und aus noch einigen anderen Kleinigkeiten, die ich bemerkt hatte, daß sie ihren kleinen,

sehr guten und ungeheuer reichen Mann, aus Vernunft und nicht aus Liebe geheiratet hat. Statt dessen sehe ich nun oder ich muß eigentlich sagen, höre ich nun, daß sie schon seit acht Tagen, vor Traurigkeit über die Abreise ihres teuren Gemahls weint, und wahr ist es auch, daß ich gestern im Concert eine ungewöhnliche Blut auf ihren Wangen und in ihren schönen Augen sah. Man sagt, „es wäre wieder Folge des versteckten Weinens, während des schönen gefühlvollen Gesanges der Gräfin Rossi. — —

25. April.

Es ist einzig, wie eins das andere treibt, in den großen Häusern, besonders wenn die Damen hübsch sind, wie hier. In London erscheint jährlich ein Réceptacle (Andenken), Almanach heißt es bei uns, mit Portraits von den hübschten Damen der jetzt lebenden Gesellschaft: so eines soll nun hier auch herausgegeben werden, und da hat man Gräfin Anna auch um eine Sitzung gebeten. Sokolow hat ein wunderhübsches Bild gemacht und wird natürlich ihren Namen drunter setzen, aber von Aehnlichkeit ist nichts zu finden. Gräfin Anna hat ein Bild von sich für ihre Mutter machen lassen. Es ist in Del von einem jungen Maler, Orloff: er hat den Ruf, die Aehnlichkeit zu atrapiren. Die Damen, Alle, und sogar der Bräutigam sind mit der Aehnlichkeit zufrieden, ich jage aber, „sähe ich es in einem fremden Hause und würde gefragt, wer es wäre, so würde ich antworten: eine Dame, die ich nie gesehen habe!“ Habe ich vielleicht eine zu hohe Idee von ihr, weil ich sie so liebe und täglich Gelegenheit habe, sie mehr kennen zu lernen und zu bemerken, wie sie, bei der äußern Leichtigkeit und Freundlichkeit, mit der sie alles hinzunehmen scheint, ein tiefes Gefühl besitzt und den wahren Sinn fürs Bessere und Edle hat: sie ist im wirklichen Sinn „noble de caractère“. Diese Vorzüge sind mit einer so angenehmen Natürlichkeit und Heiterkeit bei ihr verbunden, daß es scheint, als kenne sie selber sie nicht: sie sagt das Treffendste in jeder Sache, das richtigste Urtheil, für Gefühls- und Verstandssachen, mit eben solcher Schnelligkeit und jugenülicher Unschuldsmiene, wie sie von einer hübschen Toilette spricht. Dies ist Beweis von ihrem hellen Verstande! sie sucht nicht, um etwas besonderes oder wichtiges zu sagen. Ich wünschte, der Bräutigam ließe alle diese schönen Anlagen nicht schlummern, für die nächste Zukunft, ich wünschte, er machte sie ihr selbst immer klarer und lehrte sie den wahren Zweck des Lebens erkennen. Schon jetzt scheint es mir, hat er eine kleine Veränderung bewirkt! wie sollte es ihm auch nicht ge-

lingen, da sie ihn so liebt und er mit wahrer alt ritterlicher Achtung seiner Braut begegnet! — Nun noch eine Bemerkung, die Graf Apponji mir wohl, wie alle Männer, eifrig widersprechen wird, pourtant, ich kann nicht umhin zu befürchten, daß er auch, wie die meisten seiner Mitgefährten, unter den Pantoffel kommen wird, d. h. nicht weil seine Gemahlin herrschüchtig sein wird! bewahre nein! aber aus Liebe!!!! Wie er ankam, wünschte er immer, seine Braut möchte doch deutsch sprechen, sie that es nicht, und — jetzt bekomme ich schon sogar eine französische Antwort von ihm!! — —

26. April.

Mag auch alles hier heute mit der Hochzeit beschäftigt sein und mögen auch alle noch, außer dem Brautpaare, so viel Hochzeitsgedanken haben, als sie wollen, so habe ich doch die meinigen nach meiner Art und habe auch das völlige Recht, sie hier als Intermezzo einzuführen. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, so lange ich lebe, Gouvernanten kennen zu lernen, besonders Schweizerinnen! noch heute Abend, als ich mit zweien zusammen war, drang sich meine schon oft gemachte Bemerkung mir wieder auf. Sie kommen mir wie die Dugenduhren, die man aus den Fabriken kauft, vor. Alle nach einem Schnitt, alle mit denselben erlernten Ausdrücken und Ansichten für Artig und Unartig: gleichviel, wie das Kind ist! so wurde es ihnen in ihrer Pension gelehrt und so geben sie es wieder. Wenn ein Wasser nur von oben glatt und freundlich ist, so wird es ihnen nie einfallen zu ergründen, wie tief es wohl sein mag, darum auch die natürliche Folge, daß so viele junge Damen so flach sind.

27. April.

Wie ist es doch bei uns Lutheranern alles anders, besonders was das Äußere der Kirche anbetrifft. Unsere Kirche ist ernst und streng, wir scheiden uns aber viel mehr von ihr, bei vielen feierlichen Handlungen, als die Griechen und Katholiken, deren Religionsbräuche so bunt und weltlich erscheinen. Heute ist hier z. B. der Vorabend der Hochzeit, was wir den Polterabend nennen. Bei uns würden schon jetzt abends 7 Uhr allerlei Ueberraschungen sich einstellen und morgen am Hochzeitstage würde man vielleicht tanzen. — Hier ist man allein, alles still und stumm (möchte ich beinahe sagen). Gräfin Anna ist vor allem so traurig, daß ich sie wirklich viel viel höher noch in meine Meinung stelle. Wie richtig habe ich sie beurteilt! — Sie fühlt die ganze Schwere der wichtigen Gegenwart, sie hat nicht über

die Liebe zu ihrem künftigen Gemahl alles andere Gefühl aufgegeben und bei Seite gesetzt, sie liebt ihre Aeltern und Geschwister über Alles und steht am Scheidewege der Trennung von den schon früher Geliebten und dem Anfange des bevorstehenden Ehelebens. Wie freue ich mich für ihre Zukunft, da sie einen Mann gewählt hat, der das zu schätzen weiß, er sagte eben, indem wir die Aussteuer bewunderten, „sie ist mir darum nur noch lieber! ihr sind all diese schönen Sachen nichts, und so wenig ich begreife, warum ein Bräutigam am Hochzeitstage seine Braut nicht sehen darf, so will ich doch morgen nicht herkommen, weil ich Annettens Gefühle ehre und sie nicht stören will.“ Er hat heute gebeicht und wird morgen das Abendmahl nehmen.

29. April.

Heute will ich denn diese freie Stunde zur Beschreibung unserer gestrigen Hochzeit verwenden.

Die Braut machte ihre Toilette, nachdem der Friseur die Socken gemacht und mit Schleier und Kranz nach dem Winterpalais gegangen war, um sie dort zu erwarten, in Gegenwart aller Damen. Sie hatte ein sehr schönes Blendkleid über weißem Atlas, sie sprach kein Wort, war sehr ernst und blaß, wahrlich, es war rührend, sie in dieser feierlichen Stimmung zu sehen. Zugleich machte aber wieder die Umgebung von all diesen Damen bei mir einen ganz asiatischen Eindruck. Als sie gekleidet war, ging man aus dem Schlafzimmer in den Salon, dort waren alle Herren auch, nach einer Viertelstunde kam der Vater, um sie abzuholen, denn es war Zeit, zur Kaiserin zu fahren, der ganze Hochzeitszug setzte sich nun dorthin in Bewegung, aber nur die Braut nebst Mutter und Geschwister waren dort im Cabinet der Kaiserin gewesen, wo letztere mit eigener hoher Hand die Braut mit Diamanten schmückte und nach ihrer Anordnung Schleier und Krone, von Orangenblüte, vom Coiffeur Etienne aufstellen ließ. Die ganze Kaiserliche Familie war zugegen. Nachdem die Trauung dort beendigt war und die Kaiserin sich überaus liebevoll gezeigt hatte, wurde Tee für die Gäste gereicht, das Brautpaar genoß aber nichts, weil sie nun noch nach der Katholischen Kirche zur zweiten Einsegnung wollten. Dort erwarteten wir sie mit noch einigen bekannten Damen der Gräfin. Nachdem der Graf Benkendorf in der Kirche erschienen war, kam der Kaiser, die ganze Geistlichkeit ging von den Stufen des Altars hinunter, um im mittleren Gange, wo Seine Majestät stand, ihm mit dem Kreuze das Zeichen des Segens oder eine Art Begrüßung zu

machen; nachdem dies geschehen, sprach der Kaiser mit ein paar bekannten Damen in der Kirche: so bemerkte man weniger, daß er auch einmal warten mußte. Nun kamen die Baronin Krüdener und Graf Fiquelmont mit dem Bräutigam im ungarischen Costüm. Er war auch sehr bewegt und blaß, aber seine Kleidung stand ihm so gut, daß es sein vortheilhaftester Augenblick war, um eine Eroberung zu machen. Nun kam die Braut mit ihrer Mutter an, und der Kaiser ging ihr gleich entgegen und führte sie bis zum Altare. Er und die Fürstin Belosselsky waren wieder bei ihr père et mère assis. Die Orgel spielte und vom Chor wurde zum Empfange der Braut gesungen, während dem das junge Paar vor dem Altar kniete, sonst war die Feierlichkeit kurz! jeder war froh nach Hause zu kommen, denn die Kirche war sehr kalt. Wir eilten auch so viel wir konnten, doch half das alles nichts, wir sahen alle vor uns wegfahren und bekamen unsern Wagen fast zuletzt. Ich war ärgerlich! denn ich konnte wohl voraussehen, daß wir nun den Kaiser nicht mehr in der Gesellschaft finden würden. Endlich langten wir denn vor dem Hause an, und kaum aus dem Wagen, höre ich, wie der Schweizer ruft: „Gosudarja Kareta“. Geschwinde werfe ich, da ich doch schon niemals auf Lorbeeren ruhen soll, meinen Mantel unter solchen Baum und meine Mantille unter deren Schatten, um mich respektvoll hinzustellen und Seine Kaiserliche Majestät passiren zu lassen. Während dem kam die Majestät die Treppe herunter, blieb auf dem letzten Absatz stehen, wandte sich zu uns und machte uns ein tiefes Compliment; das kam mir unerwartet, für solche Politesse, wie gegen die ersten Damen, machte ich meine Verbeugung so erkenntlich tief und ehrfurchtsvoll, daß ich natürlich, mit der dazu gehörigen decence, meine Augen herunterschlug: ich konnte es aber doch nicht lassen, sie wieder zu heben, als er nach dem Gruß bei uns vorüberging, zugleich sah ich, wie er uns forschend ansah, als wollte er heraussehen, wer wir wären. Er war gar zu schön heute in der Husarenuniform! welche amabilité für den Bräutigam — ungarische Kleidung.

13. Mai.

Wir sind in Fall. Servatius und Pancratius sind mit heute geendiget; und doch werden die Drangenbäume nicht auf die Terrasse gestellt, weil es kalt, windig, regnet, kurz ganzes Herbstwetter ist. Die Jahreszeit läßt uns das schönste erwarten, hat uns aber leider, bei nur 5 Grad Wärme, so unangenehmes Wetter gegeben, als unsere Reise! Diese war traurig: gleich

auf der ersten Station, Strelna, wollte man uns keine Pferde geben, weil man den Prinzen von Württemberg, Bruder der Großfürstin Helene, erwartete; man ließ sich denn endlich erbitten, doch auf der zweiten Station wand unser alter Diener all' seine schönen Worte vergebens an. Jeden Augenblick könnte der Prinz ankommen, hieß es, und dann sollten wir, so wie er weggefahren wäre, gleich Pferde bekommen. Dieses Gleich währte aber bis zum Morgen 6 oder 7 Uhr, und wir hatten unsere Nacht traurig in einer Sophaecke zugebracht. Was half aber das alles! Der Prinz war nun schon weit voraus und man hatte nur 4 anstatt 6 Pferde vor unsere Wagen zu spannen, weil außerdem noch viele Reisende passirt waren und man zum andern Tag noch gar den Großfürsten Michael erwartete. Er wollte nur bis Narva gehen, um die Truppen dort zu inspiziren; also war unser einziger Trost und unsere Hoffnung immer auf die estnischen Stationen gerichtet. Leider ging es uns aber, auch nachdem wir die große Straße verlassen hatten, nicht besser. Diese Postmeister sind, durch die wenige Passage, so arm, daß sie, anstatt 30 Pferde, wie das Gesetz fordert, viel weniger halten und uns nun jedesmal vorlogen, daß sie sehr viele Reisende eben befördert hätten, kurz, wir hatten hier wie dort immer Gelegenheit, unsere Geduld 3 bis 4 Stunden immer zu üben! Uebrigens hatten wir zum Theil auch wohl unsere Schuld! wenn man, wie wir, mit 3 großen Wagen reist und 20 Pferde braucht, so muß das doch immer vorher bestellt sein! Unser Personal bestand aus 18 Individuen, und doch war ich allein! ein guter Genius hatte es mir schon eingegeben, etwas leichte Lectüre mitzunehmen, und wenn das nicht zureichte, so hatte ich in unserem schönen, bequemen Wagen das Schlafen aufs Beste gelernt. Dieser Wagen enthielt, wie in der Arche Noah, von jeder Gattung etwas! — Gouvernante (Französin) und ich hinten, vorne eine kleine Engländerin, die mit der Tochter der Fürstin Belosselsky erzogen wird und den Sommer hier zubringen wird, die Kammerfrau der Gräfin, Russin im strengsten Sinne des Wortes, und mir gegenüber der Zwerg, geistreicher 40jähriger Knabe, mit leider nur russischer Zunge, aber Augen, Ohren für Lächerlichkeiten aller Nationen. — Wir reisten Dienstag und kamen Freitag an und unsere Damen, zu Schiff, reisten Freitag und waren Sonnabend hier.

15. Mai.

Es ist windig, regnet und hagelt und unser junges Ehepaar scheint nur Sonnenschein zu haben! wahrlich, es ist eine

Freude, zwei Menschen so glücklich zu sehen, und ihre Heiterkeit teilt sich sogar uns allen mit: außerdem habe ich noch das Angenehme, schon etwas von meinen Erwartungen für Gräfin Anna in Erfüllung gehen zu sehen. Sie ist schon etwas anders! Der Bräutigam und Ehemann haben schon eine bedeutende moralische und geistige Umgestaltung bewirkt! Dies wundert mich aber garnicht, denn je mehr ich ihn kennen lerne, desto mehr gefällt er mir. Er ist zuerst sehr gut, gebildet, voll Rücksichten und hat richtiges Gefühl für andere und Sinn für Kunst und Literatur, auch — für Natur, liebt seine Frau nicht nur für sich allein, sondern auch, um sie zu veredeln und sie in der Welt immer höher zu stellen, ist heiter und ein wenig — nein, nicht wenig, — ironisch.

6. Juni.

Ich habe lange geschwiegen, das macht, weil wir hier in Fall ein einsames Leben führen und nur die Füße in Bewegung setzen. Unser Garten ist wieder wunderschön, der Gärtner leistet unglaubliches. Wir haben bei diesem unfreundlichen, kalten Wetter jetzt nicht allein schon Rosen und andere Treibhausblumen im Garten, sondern auch schon die schönsten Dahlien und Levkojen. Diese artigen Sommerkinder machten denn unsere Freude, bis zu den Pfingstfeiertagen die Familie Rossi unsere Einsamkeit belebte. Bei der Gräfin selbst kann ich zu ihrem europäischen Ruf nur noch hinzufügen, daß sie ausgezeichnet auch als Gattin und Mutter ist und immer gleiche Heiterkeit und Freundlichkeit für einen jeden im Kreise zeigt. Den Genuß, sie singen zu hören, habe ich bis jetzt noch nicht gehabt. Ihr Gemahl ist ein schöner Mann, immer heiter, macht oft recht witzige und spaßhafte Bemerkungen und ist unvergleichlich als Vater. Die Kinder sind charmant, der älteste Sohn ist acht Jahre alt, aber so vernünftig, daß ich ganz ruhig bin, wenn er die Aufsicht bei unseren kleinen Mädchen übernimmt; seine 5jährige Schwester ist ein kleiner Wildfang und zugleich geistreich wie ihr Bruder, sie hat schon jetzt eine helle und starke Stimme und singt schon Solovei, nach ihr folgt nur noch ein kleiner Bruder von zwei Jahren, ein hübscher, kleiner niedlicher Luigi.

7. Juni.

Mir ist heute begegnet, was ich nie zu träumen gewagt hätte! Darum kann ich auch nicht schlafen gehen, ehe ich mein Entzücken auf dem Papier ausgedrückt habe. Ich habe die Gräfin Rossi zum Gesange begleitet!!! — Sie sang ein Duett vor von

Paer mit dem Fürsten Wolkonsky; ach, herrlich! er auch volendet: sie sang es zum erstenmal und ich hatte auch in meinem Leben die Begleitung nicht gesehen! Ueber diesen unnachahmlichen Zauber in ihrem Gesang vergaß ich alle Angst, war aber wirklich nahe dran, stecken zu bleiben, wenn sie bei einem kleinen Ruhepunkt eine himmlische cadence oder mitten in einer gewöhnlichen Stelle einen wunderschönen Triller machte. Ich war glücklich, daß ich drei Duette zu begleiten hatte; eins war basso, köstlich wie der Fürst das machte und mit welcher Feinheit sie das wiedergab! — Wahrlich, ich werde übermütig, wenn ich diesen Genuß noch oft habe! Hierzu kommt noch, daß Henselt\* mit seiner Familie für den Sommer in Reval ist und von dort auch herkommen wird.

9. Juni.

Dieser Sonntag war zu köstlich, um zu schweigen, so etwas begegnet gewiß wenigen und selten. Heute morgen habe ich ein paar Stunden mit Musik verbracht; zuerst trug der Fürst Wolkonsky allein vor und dann herrliche Sachen mit der Gräfin Koffi. Nach dem Essen nun, da unsere Gesellschaft sehr groß war, saß ich, nachdem ich schon wieder mit dem Fürsten musiziert hatte, oben bei den Kindern, als mit einmal ein Diener hinauf kam, mich hinunter zu bitten, ich gehe, schnell, weil ich denke, es wird gesungen werden; aber — was höre ich? es wird sehr schön Klavier gespielt, und die Gouverneurin sagt mir „man hat sie rufen lassen, um Werke spielen zu hören“ Werke? ich kann es nicht begreifen? Ja! kommen Sie nur, sagt Gräfin Anna Apponyj, es ist eine wahre Komödie mit dem Gregoir! (Wolkonsky.) Wir sitzen alle hier, als plötzlich zwei Personen auf die Terrasse kommen, um alles zu besehen, indem wir uns noch darüber wundern, so läuft Gregoir schon hinaus und — ich möchte beinahe sagen — nimmt ihn beim Kragen, zieht ihn herein und präsentirt uns einen großen Klavierspieler, Herrn Werkke. Gefolgt von einer jungen Frau, stellt er uns diese als die des Künstlers vor und placirt ihn sogleich ans Piano. Er spielte die ganze große Phantasie von Thalberg, über Themas aus Moise auswendig, sehr schön, dann sangen die Gräfinnen Koffi und Apponyj, begleitet von der Fürstin Wolkonsky ein Duett aus der Norma, drauf die Gräfin Koffi „Duvrez“ von Dessauer, begleitet von

\*) Adolph Henselt († 1889), der bekannte Pianist, seit 1838 in Petersburg lebend, Kammervirtuose der Kaiserin und später Generalinspektor des Musikunterrichts in den Kaiserlichen Erziehungsanstalten.

Gertke, dann kam unser schönes Duetto buffo, von Bacaj, von der Gräfin Rossi und dem Fürsten meisterhaft gesungen und von mir stümperhaft begleitet: nun folgte Gertke, mit *Mi mance la voce* von Thalberg und dann schloß die Gräfin Rossi, um das ganze Concert zu krönen, mit *Grace* aus dem Robert von Meyerbeer. Man kann weiter nichts sagen als himmlisch!!! der Effect ist unglaublich, wenn sie mit derselben Kraft hier in unserem gewölbten Zimmer endigt, wie in Petersburg in dem großen Concertsaal. Gertke hat voller Begeisterung begleitet und vor Allen hat sich unsere Gräfin Anna in ihrem Duett mit der Gräfin Rossi ausgezeichnet; ihre Passagen gingen herrlich zusammen, besonders des *mezza voce*. Das war ein wunderschönes Stegreif-Concert, und daß ich es gleich von Anfang hörte, verdanke ich unserer lieben Gräfin Bentendorf. Sie selbst hatte gleich am Kartentisch daran gedacht, mich rufen zu lassen, und hatte sogar noch die Freundlichkeit, es mir zu erzählen, wie sie schnell nach mir geschickt hätte, damit ich ja alles hören könnte. — Es ist mehr als Mitternacht. Die Gräfin Rossi bringt mich um meine Ruhe! d. h. das Entzücken über ihren Gesang nimmt mir den Appetit und den Schlaf! —

19. Juni.

Heute, nachdem es zweimal 24 Stunden ohne Aufhören geregnet hat, erschien mit einmal die Sonne und zweifach erschien die Erheiterung dadurch, da um 9 Uhr, als man eben den Kaffee trinken wollte, der Graf ankam. Er hat Sonntag, den 9ten, Ems mit dem Kaiser verlassen, ist Sonnabend in Peterhof angekommen, dann wieder Montag weggereist und war heute zeitig hier, für ihn war die Fahrt von P. hierher langsam, da er sonst nur 24 Stunden braucht, doch die überall ausgetretenen Wasser hielten ihn auf und ließen ihn denn, glücklicher Weise für uns, zur Kaffeestunde ankommen, damit wir auch von seinen Erzählungen profitieren konnten. Die Kaiserin ist durch den Tod ihres Vaters, des Königs, weniger angegriffen gewesen, als man es ihrer schwachen Gesundheit wegen fürchtete. Es gab so viele angenehme Zerstreungen und Freuden für sie: die Ankunft des Kaisers in Weimar und Ems, die Ankunft des Thronfolgers, dann wieder die Ankunft der kaiserlichen Braut, die sehr gefällt und ganz nach Wunsch ist. Ohne schön zu sein, soll sie etwas so angenehmes haben, daß man sie gleich der Großfürstin Olga beigesellt hat. Das will was sagen, da, wie der Graf sagt, „eine jede da verfällt und nur diese nichts zu fürchten hat“; in ihrer

haltung soll sie so etwas ausgezeichnetes und hohes haben, daß gewiß niemand es wagen wird, sich ihr zu nahen. Einen niedlichen kleinen Charakterzug erzählte er uns von ihr, der schon genug ihre Bestimmtheit schildert. Der Graf Orloff, der auch mit dem Kaiser war (wollte wahrscheinlich schon den Hofmeister spielen), unterhielt sich mit ihr und gab ihr zu verstehen, wie es besser wäre, wenn sie mehr und freundlicher mit den drei Begleitern des Kaisers — Graf Bentendorf, Graf Orloff und Menschikoff — spräche; sie hörte ihn ruhig an und dann antwortete sie mit der größten Bestimmtheit „Ich will es nicht.“ Orloff sagte, im ersten Augenblick hatte er sich sehr geärgert, doch nachher gefreut, zu sehen, welche sicher gehende und nach ihrem eigenen Willen handelnde künftige Monarchin wir bekämen.

Es ist interessant, wie die Gräfin Koffi alle hohen Personen kennt, wie ihr kein Hof fremd ist, am wenigsten der Berlinische. Ihr erzählte der Graf auch besonders, wie die Preußen wenig traurig und respektvoll am Grabe ihres Königs wären, besonders fand er es empörend, wie sie ihre Gleichgültigkeit gezeigt hätten, während die drei General-Adjutanten des Kaisers (welche schon Adjutanten beim Kaiser Alexander waren und als solche) die Wache am Sarge des Königs hielten. Ich für meine Person glaube, daß der Graf sich hier etwas irrt! ich glaube, es war wohl wieder mehr Aerger gegen die russischen Offiziere, weil man ihnen solche Ehre zuerkannte. Diese dreie waren unser Graf, Graf Orloff und Menschikoff. Schade, daß es sich für mich nicht schickt, sonst möchte ich unserm Grafen gerne fragen, ob die weiße Dame sich ihnen nicht gezeigt hätte? — —

Sie hat sich gezeigt, nur weiß ich nicht genau, wie diesmal, so viel ist genug, daß die Wache sie wieder gesehen und unsere Kaiserin es selbst nach Petersburg an die Großfürstin Leuchtenberg geschrieben hat! —

23. Juni.

Heute haben wir einen interessanten Tag verlebt! es war der Geburtstag des Grafen V., und da es zugleich am Sonntag war, so versammelten sich so viel Gäste ungebeten, daß die Gräfin Koffi, um bei uns ein wenig Platz zu machen, die Kinder und uns beide Gouvernanten zu ihren Kindern und ihrem Lehrer, zu Mittag einlud. Ich habe dort tausend Spaß gehabt: Mlle. T. bildet sich ein, daß der Lehrer in sie verliebt ist. Diese vermeinte Verliebtheit hindert mich nicht, eine andere zu sehen, die wirklich da ist. Graf . . . . ist so verliebt in Sophie, daß

ich fürchte, sie bekommt etwas Lust zu coquettiren (d. Schw. Helene nachzuahmen). — — Es ist eine Schande für ihn! nachdem er eine Frau geheiratet, von der ganz Europa entzückt war, die ihm alles geopfert, die noch wie eine Göttin singt und gewiß noch alle Männer zu ihren Füßen sähe — wie heute den alten Admiral Heyden — daß er, sage ich! jedem hübschen Gesicht nachläuft, gleichviel Kammerjungfer oder Gräfin! — —

Von dem Hauptdiner — dem ich garnicht beigewohnt — will ich also nur die interessantesten Personen nennen und dabei bemerken, aus wie vielen verschiedenen Nationen diese Gesellschaft bestand. Admiral Heyden, Holländer, Graf Appony, Ungar, Graf Kossi, Italiener, Lasarew, Armenier, Graf Sourowsty (Verfasser des jetzt berühmten Buches über die Civilisation und Rußland), Pole, Miß Higbi, Engländerin, Mlle. Tufere, Schweizerin, Monsieur Goffrian, Franzose, und nun noch eine Menge, wie Herr und Herrin des Hauses, Deutsche und Russen. Nachdem diese interessante Gesellschaft denn für mich stumm war, wurde das Begrüßen und sich in die Gesellschaft mischen diesmal leichter; wir machten, wie die Gesellschaft, mit den Kindern eine Promenade im Garten und sahen dann allmählich die Versammlung, kamen mit einem Teil derselben zurück und fanden denn auch glücklich unsern Platz im Musikzimmer, wo alle Welt herum saß, um unsere liebenswürdige Gräfin Kossi singen zu hören. Nachdem sie mit der Gräfin Anna ein Duetto gesungen, bat sie mich, die Arie aus der Somnambula zu begleiten. Wahrlich, ich bekam etwas Herzklopfen, obgleich ich dieselbe Arie schon am Morgen zweimal accompagnirt hatte. Es war ganz natürlich, zu ihrem Gesange klingt bei mir jeder Ton so schwer wie Blei, und wäre auch das nicht, so war es schon genug, daß sie dieses kleine großartige Concert mit den Worten eröffnete: „Mein Gott! die Versammlung ist so groß und alles sitzt so feierlich herum, daß ich selbst blöde werde zu singen.“ Diese Arie ist ihr Triumph! sie macht die geschmackvollsten Rouladen, Sprünge von zwei Octaven und einen Triller im fortissimo, daß wirklich auf allen Gesichtern das erstaunensvollste Ach! und das größte Entzücken ausgesprochen war: viele hatten Tränen in den Augen — — Es wird mir unvergeßlich sein, wie sie am Morgen einige dieser schönen Passagen wiederholte, mit sich selbst unzufrieden war und sagte „warum mach ich eigentlich solche Dummheiten, die ich nicht ausführen kann, niemand hat es vorgeschrieben.“ Diese Dummheiten waren gerade

die wundervollsten Passagen, die nicht begreifen ließen, wo ein Geschöpf dieser Welt den Geschmack hernimmt. Heute Abend hatte ich noch die Freude, den Grafen F. Pahlen zu sprechen, Fr. v. Baranoff sagte ihm, daß ich jetzt hier wäre, und er war gleich so freundlich, mir mehreres von seiner Schwester Pahn mitzutheilen. Er ist alt geworden, ich hätte ihn nicht erkannt. Er mich gewiß auch nicht, er geht mit seiner Familie jetzt nach Kurland.

26. Juni.

Man war en train, heute sollte in der cabane russe gespeist werden, doch der Regen ist in diesem Sommer selten so gefällig, solche Pläne zur Ausführung kommen zu lassen. Zur Schadloshaltung ist Graf Surowsky wieder schon als Besuch hier: er ist nach Neval verbannt! er gehörte zu den ärgsten Fanatikern Polens und hat nun mit einmal umgeschlagen, wie er es wirklich unverschämt aber geistreich in seinem Buche beweisen will. Er ist hier bei einem russischen Minister nicht an seinem Plage, und obgleich er heute beim Diner zwischen die sardinische und österreichische Gesandtschaft placirt war, so hörte ich doch kein Wort von ihm — man nahm keine Notiz von ihm. — Es ist auch eine wahre Zudringlichkeit zu nennen, daß er an einem Wochentage herkommt, wo man niemand oder höchstens sehr intime Personen oder ausgezeichnete Fremde empfängt. Heute ist es nun auf jeden Fall deplacirt zu kommen, da Aeltern und Kinder über die bevorstehende Abreise der Gräfin Anna traurig und ernst gestimmt sind. Mir scheint's beinahe, als habe Sophiens Schönheit auch ihn hergezogen, obgleich er mir ein Auge hat und so sorgfältig eine blaue Brille trägt, daß sie auch von der Seite vorsteht. Jetzt ist die Uhr 9 und unsere Damen sind in der Kirche zur Messe, morgen frühe wird noch Kirche sein, wahrscheinlich zum Abschiede für unsere liebe Gräfin Anna! — Surowsky soll auch, mit all seiner Verbannung, unter dem Grafen Bentendorf angestellt sein. Heute Abend grade sprach sich unser Graf (was so selten geschieht), über die Franzosen und Thiers aus, unsere beiden Herren von der Gesandtschaft gaben auch immer ihre Antworten, schwiegen oft, wo ich denn wohl annehmen konnte, daß es nicht die Meinung ihrer Höfe war; Surowsky neben ihnen Aug und Ohr, wie ein schlauer Pole und nur selten etwas sagend, dies alles nun vor mir, war es mir doch eigentlich nur wie eine Marionettenkomödie, da ich nur immer einzelne Worte hörte, auf meinem Plage ganz unten am Tisch, wo meine Standesgefährtin,

an nichts teilnehmend, mir oft querselbein eine naive Frage tut oder etwas wichtiges von ihrer Promenade mit den Kindern erzählt, die Kinder vom Nebentisch schwägend und die Diener hinter uns, solches Geräusch machend, daß man wie eine Taube da sitzt. Da liegt es klar am Tage, wie die Damen heute recht hatten, als man davon sprach, was für einen Stand man wohl gewählt hätte, wenn man im Bürgerstande geboren wäre: Pugmacherin, Kinderwärterin, Kammerfrau, Kammerdiener, Apotheker, alles, alles kam zur Sprache, nur nicht Gouvernante oder Lehrer, und als unsere Gouvernante noch in ihrer himmlischen Einfalt sagte „es ist doch sonderbar, warum wählt denn niemand den Stand einer Gouvernante?“, so antwortete die Fürstin Wolkonsky noch ganz schnell „Gott bewahre! das wäre das Letzte.“ Ich konnte mein Lachen nicht unterdrücken und sagte zugleich „die Fürstin hat ganz recht, hier sind die besten Stände Kammerfrau und Kammerdiener!“ Das ist auch wahr! man hat im Verhältnis unserer Stände weit mehr egards für sie, als für uns. Es gilt auch viel mehr in Petersburg, daß der Körper, als daß der Geist hübsch und geschmückt ist! — — —

27. Juni.

Heute ist der Wind so gütig, die Wolken zu verjagen, damit wir in der cabane russe speisen können, doch da ich nicht weiß, wie lange Boreas blasen will, so habe ich das Gewisse vors Ungewisse genommen, ich habe eine Promenade mit Fräulein Schewitsch gemacht, in einer Stunde, wo man sie wohl sonst im Sommer selten unternimmt, von 1 bis 2. Ich kam tod müde zurück und lag eben, mit einem Buche in der Hand, in meinem bequemen Stuhl und war dem Einschlafen ganz nahe, als unsere gute und jetzt so betrübte Gräfin Anna freundlich zu mir eintrat und mir (durch mein eigenes Gerührtsein schon) allen Schlaf verscheucht hat. Sie brachte mir zum Andenken ein Armband von Gold und eine große Broche und Ohrgehänge von sehr schön geschnittenen Cameen, mit der Bitte, das Armband mit einer Kapsel, wozu ich mir noch ihr Haar erbitten will, ja zu tragen und dem Versprechen auch einige deutsche Zeilen für mich, in ihrem Briefe an Sophie, hinzuzufügen und auch zugleich noch bemerkend, daß ich ein Gleiches in Sophiens Briefen an sie tun möchte. Ich schäme mich, daß ich immer gleich so bewegt bin, aber ich kann nicht ruhig bleiben, wenn ich jemand, wie die Gräfin Anna, liebe und sehe wie sie weint und den Schmerz, sich von den Aeltern und besonders der Mutter zu trennen, nicht überwinden kann. Ich begreife Mlle. Fusère nicht! seit 13 Jahren hier und bis jetzt sehe ich sie noch immer ganz ruhig.

Heute Morgen, als die Damen in die Kirche waren, hatte ich ein höchst interessantes Gespräch mit der Schwester des Grafen (Generalin Schewitsch). Sie erzählte mir! Als der Kaiser im Winterpalais mit der Braut, Gräfin Anna, zur Kapelle gehen wollte, führte er sie erst allein in ein Nebenzimmer und sagte: „Ich spreche jetzt als ihr Vater (Brautvater) und auch als Ihr Kaiser zu Ihnen, geben Sie mir das Versprechen, daß Sie nie Ihre Religion ändern wollen! — Natürlich gab sie es; aber ich finde, der Kaiser hat sie da vielleicht um eine ganz ruhige Zukunft gebracht. Die ganze Familie des Mannes Katholiken, ihre Kinder — wenn sie mal welche hat — auch in der Religion erzogen, und dann sie allein zu einer andern gehörend, umgeben von Personen, deren Glaube es Ihnen zur Pflicht macht, andere zu befehlen, damit sie auch in den Himmel kommen!

29. Juni.

So hat denn eben, bei recht trübem Himmel, die Abschiedsstunde geschlagen! Gott! wie war es traurig, dieser Trennung unserer guten Gräfin Anna von ihren Aeltern und Geschwistern, beizuwohnen! am aller schwersten wurde ihr die Trennung von der Mutter. Sie war so angegriffen, daß sie kaum mehr gehen konnte, nur durch die Unterstützung des Vaters erreichte sie den Wagen, und schon in demselben rief sie immer: „Mama, Mama, noch einmal Deine Hand“. Herzerreißend war es vollends, als man den Kutschenschlag schließen wollte und sie mit einer wahren Todesangst und ganz verzerrtem Gesichte schrie: „Nicht zugemacht, nicht zugemacht, um Gotteswillen!!!“.

15. Juli.

Wir leben ganz still und ernst, seitdem Gräfin Anna wegereist ist, die arme Mutter ist noch immer sehr traurig, besonders jetzt, da der Graf Benkendorf selbst auch 8 Tage nach der Abreise der Tochter Fall verlassen hat. Die Generalin Schewitsch ist mit ihrer Tochter und 15jährigen Großtochter (Butenief) hier geblieben, um doch etwas zur Zerstreung der hier Zurückgebliebenen beizutragen. Diese letzte ist erst seit 2 Jahren hier, sie war bis dahin beim Vater in Konstantinopel, sie ist gleich in Extase, wenn sie von ihrem dortigen Leben erzählt; auch mich amüßirt es, wenn sie mich auf meiner Morgenpromenade begleitet und davon spricht.

20. Juli.

Heute, Sonntag, war [Alex. v.] Krüdener auch hier, er hat unsere Erwartungen aber nicht ganz erfüllt! seine Stimme ist

immer noch recht schön, er auch noch ein recht hübscher Mann, aber kein so großer Sänger als ich glaubte, er hat in seinem Leben wohl genug gesungen, aber nie gehörig studirt und seine Stimme durchgearbeitet, um mit der Gräfin Kossi singen zu können, er ist nicht, wie die Franzosen sagen, „à sa portée“. — Welch ein Unterschied, wenn der Fürst Wolkonsky mit ihr singt!

21. Juli.

Schon vor ein paar Tagen kam durch einen Kurier über Petersburg die Nachricht, daß die Gräfin Appony eine glückliche Operation in Berlin überstanden hat, heute aber ein ganz ausführlicher Brief von ihrem Manne. Die Operation hat nicht mal eine ganze Minute gewährt. Diefenbach war mit zwei Gehülfen gekommen, der eine hatte den Kopf gehalten und der andere, glaube ich, die Maschine, um die Augenlieder zu halten. Gräfin Anna ist sehr heroisch gewesen. Diefenbach selbst hat gesagt, ob schon er sie 3 bis 4 mal täglich besuchte, daß wenige Operationen mit solchem Erfolg und mit so glücklichem Fortgange gemacht würden.

23. Juli.

Gestern, Sonntag, waren wir allein, weil alle Welt in Reval wußte, daß heute der Namenstag der Fürstin Marie Wolkonsky ist. Heute ist es hier dafür um so lebhafter! Der Fürst selbst kam um 3 Uhr an und gleich nach ihm versammelten sich hier die Glückwünschenden Revalenser und Petersburger, unter letztern war auch [Adolf] Henselt mit seiner Frau! nachdem die Gesellschaft nach dem Diner in verschiedenen Partien eine Promenade gemacht hatte, versammelte sie sich, wie gewöhnlich, in den Salons und Adolf Henselt begleitete den Fürsten zum Gesange, das war nur, um den Eingang zu machen, denn als 2 kleine Arien von Mozart geendigt waren, spielte er seine Romance und ein ungeheuer gelehrtes Auf- und Absteigen, dann, als ich leise zu der Gräfin Kossi, hinter welcher ich zufällig stand — sagte „ich möchte so gerne Si oisau j'étais hören“, bat sie ihn gleich darum, unterstützt vom Grafen Bielhoursty, der neben uns stand, und Henselt war denn auch so gefällig, Repos d'amours als Erholung zu spielen und von diesem dann gleich zu meinem erbetenen Stück überzugehen; nun folgte die Fontaine, dann der erste Satz aus C. M. Weber's Concert, seine noch unbekannte Heroica und Weber's Aufforderung zum Tanz. Er war unermüdblich, ob schon er unser Tischner'sches Piano so schlecht fand (er hat recht!), aber zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich bin

nicht so entzückt von seinem Vortrage seiner eigenen Compositionen, wie alle Welt! — Ich glaube, ich bin schon durch den Gesang unserer lieben Gräfin Kossi verwöhnt. Sie sang nach Henselt noch die schöne Arie aus der Sonnambula, Henselt begleitete, sie wollt' es nicht und forderte mich dazu auf; aber ich machte mich diesmal los, ich habe auch meine Eitelkeit und wollte doch nicht gar zu plump in die Ohren der Zuhörer bringen. Die Fürstin Galizin war nach der Arie bis zu Tränen gerührt! als nun ein Teil der Gesellschaft zum Tee ging, setzte Graf Wielhoursky sich hin, um einige Romancen zu singen, man war auch davon entantirt, ich ging aber weg, und so gut sie mir ein anderesmal wohl gefallen hätten, so konnte ich sie diesmal doch, nach den beiden vorangegangenen Meistern, nicht hören.

25. Juli.

Gottlob! der Fürst ist wieder hier und die Gräfin Kossi ist nun doch wieder zum Singen zu bringen. Es amüfirt mich königlich, daß man mich zur Begleitung nötig hat. Man hat hier beschlossen, d. h. die Gräfin Kossi und der Fürst Wolkonsky, in Reval ein Concert für die Armen zu geben — die Revalenser werden im Himmel sein. Die Gräfin Kossi wird *Casta Diva* aus der *Norma*, eine Arie aus dem *Freischütz* und ein Duett mit dem Fürsten singen, um dies letzte nun auszusuchen, werden wohl 6 bis 7 gesungen, um das hübschte auszuwählen, unter diesen war eins aus dem Kapelmeister von Paer, wo sie am Anfange die dumme, nichts verstehende Sängerin unübertrefflich macht: ich habe so gelacht, daß ich mich schämte und kaum begleiten konnte. Es ist wirklich ein charme mit ihr, auch ohne daß sie singt, zu musiciren. Heute Abend wollte ich keinen Spaziergang machen, glaubte die ganze Gesellschaft im Garten und ging hinunter, um in dieser ruhigen Zeit zu spielen, fand aber, zu meinem Erstaunen, die Gräfin Kossi ganz allein dort arbeiten, natürlich ließ ich nun mein Ueben sein, obgleich sie mich bat, mich nicht zu geniren, doch indem wir noch so sprechen, kommt Sophie — die in den Stunden bei ihr schon unglaublich gevorteilt hat und auch hübsche Stimme hat — sie singt mit ihr ein paar Duette und fordert mich nun auf, à 4 mains mit ihr zu spielen, und dies wird mir noch nach vielen Jahren unvergeßlich sein! denn sie ist geübte Spielerin und singt die Passagen, wo die Finger nicht gleich fort wollen: wirklich Weber hätte sich gefreut, hätte er seine *Duverture* aus der *Coryranthe* heute so von uns gehört.

4. August.

Ich fühle es sehr, daß meine liebe Gräfin Anna nicht mehr hier ist, sie hatte so richtiges Gefühl, daß sie gewiß mir die beiden unangenehmen Begebenheiten, die mir jetzt begegnet sind, erspart hätte. Wie viel besser befindet man sich als Gouvernante in unsern Provinzen. — Die Gräfin Kossi hat zum Besten der Armen in Reval gesungen, es war ein seltenes Concert, sie sang zwei Arien, ein Duett mit dem Fürsten, Henselt und Prume spielten und unsere Damen, die Fürstin und Sophie, sangen auch im Chor mit. Ich habe natürlich, als man dazu übte, viel begleitet, und als man zum Concert fuhr, ließ man mich wie einen Pinsel, der nichts von solchen Sachen versteht, zu Hause und besorgte Billette — die wie Gold vergriffen waren — für den Zwerg und für den Haushofmeister (der hier früher Diener gewesen ist und hinten auf dem Wagen gestanden hat. Hiermit noch nicht genug; nun hatten die Damen in Reval, um ihre Zeit zu verbringen, in allen Buden was gekauft und brachten Geschenke mit, Muffelin zu Kleidern, für die Gouvernante, mich, die Kinderfrau und Kammerjungfer der Fürstin und für die Kammerfrau der Gräfin — alles egal. — Hier der Beweis, wie man uns alle in eine Linie stellt! ich werde meins hier gar nicht machen lassen! — —

1. Oktober.

Ich erschrecke, wenn ich sehe, wie lange ich nicht geschrieben habe, obchon mir einiges Angenehme und Späßhafte begegnet ist. Alles läßt sich aber nicht erzählen, da dieses Buch doch wohl jemand in die Hände fallen kann, dem meine Bemerkungen über meine Umgebung mit Unwillen erfüllen konnte! — Ich bin aber nicht mehr in Fall, die ganze Gesellschaft verteilte sich den 6., 7. und 8. Semptember nach allen Weltgegenden, und die Gräfin B. mit Sophie sind jetzt sogar schon in Paris, also — ich erlaube meiner Feder ein etwas freies Laufen auf diesem Papier, besonders da ich dieses Journal auch nicht mal nach Warschau zu der Fürstin Wolkonsty mitnehme. Ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt; der sardinische Minister wurde in unserm kalten Klima immer wärmer, unsere nordische Sonne, die für ihn Sophie hieß, machte ihn immer jugendlicher, eitler und verliebter und als sogar der September herannahte und alle Rosen längst verblüht waren, war seine Laune doch täglich couleur de rose! Hierin versetzten ihn die öfter wiederholten Proben zu den Tablaux, die man zum Namensfeste der Gräfin am 5. September geben wollte.

Nun, genug von ihm! jetzt will ich von ihr erzählen, die doch wie immer die Krone unseres Festes war. Sie gab mit dem Fürsten W. drei Räuberscenen, in welchen sie so hübsch wie er und unglaublich reizend und ausdrucksvoll in ihren Mienen und Stellungen war. Alles, auch die übrigen Tableaux, die auch noch sehr hübsch waren, vergaß man aber über die Scene, die sie mit dem Fürsten, aus dem Kapellmeister von Paer, gab. Sie machte hier eine junge hübsche Köchin, in welche ihr Herr, der Kapellmeister, verliebt ist und aus welcher er eine Sängerin machen will. Es ist unmöglich mit Worten auszudrücken, wie anmutig linksich sie den ersten Ton angab und die erste Passage angenehm falsch und ohne Takt sang. Sie sagte mir selbst, daß das schwer wäre, weil man ja vermeiden müßte, dem Ohre wehe zu tun. Wahr ist es, sie machte uns schon hiermit Vergnügen und versetzte alle Zuschauer in die beste Laune, mitten im Lachen aber blieben fast alle mit offenem Munde und der Kapellmeister selbst voll Erstaunen vor ihr stehen, als sie eine Noulade in der höchsten Vollkommenheit vor ihrem überraschten Lehrer machte. Ich begleitete zu dieser Scene am Piano und ich werde nie vergessen, welchen Genuß ich beim Einüben gehabt habe, da es schon das erste Mal so vollkommen als das letzte Mal ging. Der alte Graf Heyden küßte ihr vor Entzücken mit halber Kniebeuge die Hand und selbst der alte General-Gouverneur Pahlen aus Riga schien ganz erkenntlich für solchen Genuß, und alle waren entzückt, als sie nach dem Feuerwerk noch auf vieles Bitten den Schweizerbuben sang. Hiermit hat denn ihr Singen für uns geendet, und ich fürchte sehr, für mich für immer. Sie bleibt diesen Winter in Petersburg, ich werde in Warschau sein und komme ich zum nächsten Sommer zurück, so werde ich sie wohl auch nicht sehen, da ihr Gemahl davon sprach, Urlaub auf einige Monate nehmen zu wollen, um nach Wien zu gehen, wo sie sehr viele Verwandte haben. Sie ist selten vernünftig und lebenswürdig, sie ist sehr natürlich und erscheint nicht immer als große Dame, hat aber einen gewissen Takt, der es ihr auch erleichtert, sich zu beherrschen. Sie sah das Courmachen ihres Mannes, dem sie alles geopfert, den sie reich gemacht und hierdurch auch gewiß zum Minister verholfen hat [Als Graf Carlo Rossi sich 1828 mit Henriette Sonntag verheiratete, war er bereits sardinischer Gesandter im Haag], eben so gut, wie wir alle, sie sagte aber nur am letzten Abend von einer Dame, die sehr klug genannt wird und die auch einen Sonntag in Fall war: „Sie mag wohl

klug sein, sie sagt aber manchmal Dinge, die lächerlich sind, so erzählte sie mir, als wir zum Concert in Neval waren, sie hätte gehört, mein Mann hätte diesen Sommer in Fall ihrer Freundin Alexandrine Schn. die Cour gemacht. Wo liegt denn nun hier die Klugheit? beide sind alt und wäre es auch dennoch, so sagt man so etwas nicht der Frau wieder.“ Das war meiner Ansicht nach nur für uns alle von ihr angeführt, um uns bemerken zu machen, daß ihr nichts entgeht von ihrem Manne, den sie so liebt. Ihr, als gewesener Schauspielerin, wäre es viel eher erlaubt, solches Betragen fremder Männer gegen sie zu erlauben, und nie, das sagen Alle, hat auch nur irgend jemand es sich erlaubt, ihr den Hof zu machen. Sie ist eine außerordentlich gute Mutter wie Tochter und Schwester. Sie unterstützt ihre Mutter, welche in Dresden lebt und hilft auch ihrer Schwester Nina, welche in einer kleinen deutschen Stadt unbedeutende Schauspielerin ist. Der Privatsekretär ihres Mannes, welcher ihre Papiere geordnet hat, sagt mir, daß sie nur 5 Jahre öffentlich gesungen hat und daß ihre merkwürdigste und bedeutendste Einnahme in London gewesen ist. In Petersburg war die Summe auch sehr groß, und die mit der übrigen Einnahme in Rußland machen ihr ganzes Vermögen jetzt aus. Der liebe Gemahl hat an dem schnellen Verbrauch des früheren Vermögens gewiß seinen bedeutenden Anteil. Er hat sie zuerst in Berlin in der Rolle der Susanne im Barbier von Sevilla gesehen und ist gleich so entzückt gewesen, daß er nur sie sah und hörte! indem er nun um alles in der Welt ihre Bekanntschaft suchen wollte, bekam er einen Brief von seiner Mutter, mit der Nachricht, daß sein Vater todkrank sei und daß die Mutter ihn beschwor, so bald als möglich nach — ich glaube — Turin zu kommen. Er mußte also weg, ohne ihre Bekanntschaft gemacht zu haben: in Italien angekommen, findet er seinen Vater schon tot, bleibt aber nur so lange noch bei seiner Familie, bis er auf eigenes Anfragen zu der sardinischen Gesandtschaft nach Paris versetzt wird, weil er erfahren hatte, daß sie Berlin verlassen und nach Paris gegangen war: dort angekommen, kann er nun in seiner tiefen Trauer nirgends hingehen, er sieht sie also weder im Theater noch in Gesellschaften, während er alle Welt mit Enthusiasmus von ihr sprechen hört. Was soll er tun? er entschließt sich also mit seiner südländischen Raschheit in Herzensangelegenheiten, geht gerade zu ihr und läßt sich ihr vorstellen: so die Bekanntschaft nun einmal eingeleitet, geht es beim gegenseitigen Gefallen rasch

fort, bis er ihr denn eines Tages einen Heiratsantrag macht, den sie auch nicht zurückweist, nur bis aufs Innerste erschrocken ist, als er hinzufügt, daß sie nur noch einige Zeit bei der Bühne bleiben müßte, weil er nicht reich genug wäre, um mit einer Frau standesgemäß zu leben. Dieser Entschluß nun wurde gefaßt, aber er kostete ihr viel, weil sie wohl voraus sah, daß ihr Ruf hierunter leiden würde. Sie wurden heimlich getraut, und — was sie fürchtete geschah! Sie, die sonst so gesuchte, wurde nirgends mehr eingeladen, sie fand nirgends mehr Zugang, alle Türen waren ihr verschlossen, dies nun, hat sie gesagt, war ihre größte Kränkung und verursachte ihr unsägliche Schmerzen. Als sie es nicht mehr ertragen konnte, entschloß sie sich denn in ihrer Verzweiflung und fuhr zu der Gräfin Apponyj, Gemahlin des Oesterreichischen Gesandten und eine der geachteten Damen in Paris, mit welcher sie auch sehr liiert war und welche sie auch so liebte, daß sie ihr ein Album mit ihren Lieblingsliedern schenkte und aufs erste Blatt einschrieb, wie sie nie vergessen würde, welche genußreiche Stunden ihr Umgang und ihr Gesang ihr (der Gräfin) verschafft hätte. Sie kommt nun in der frühen Morgenstunde zur Gräfin, um sie sicher zu Hause zu finden, läßt sich melden, erhält aber die Antwort, daß die Dame nicht zu sprechen sei. Sie will alles wagen, läßt noch einmal darum bitten, vorgelassen zu werden, weil sie der Gräfin etwas wichtiges mitzuteilen hätte: nun wird sie angenommen, als sie ins Cabinet zur Gräfin tritt, bricht sie in Thränen aus, bekl. vort, daß sie verheiratet ist und bittet um ihren Schutz, ihre Eh. zu rechtfertigen. Diese, in jeder Einsicht ausgezeichnete und lie. volle Frau, umarmt sie gleich, ist entzückt über diese Aufklärung und ladet sie gleich zum andern Tage zu einem großen Diner ein; hier sah sie nun wieder Alle Welt, ihre Ehre war wieder hergestellt, weil diese Dame sie wieder bei sich aufnahm, sie wurde nun wieder überall unter dem Namen Henriette Sonntag eingeladen, ein jeder wußte aber, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß sie verheiratet war. —

Nun ging sie etwas später nach London, gab Concerte, fühlte aber bald, daß sie sich in einer andern Lage befand und hörte nun für einige Zeit zu spielen auf. Hier hat sie beim Erzählen hinzugefügt: „Von meiner Verheiratung bis zur Geburt meines ersten Kindes war ich nur glücklich.“ Wahr ist es, er verdiente es nicht, daß sie das Alles um ihn ertrug, er läuft jetzt jedem hübschen Gesicht nach, macht einer hübschen Kammerjungfer

und einer hübschen jungen Dame aus der ersten Gesellschaft zugleich die Cour. Bei all dieser Schwachheit ist er ein außerordentlicher Vater, diese große Tugend von seiner Seite hindert mich aber nicht zu wiederholen, was Zeller in seinem Briefwechsel an Goethe sagt: „Die ist offenbar zur Gräfin zu schade.“

---

## Etwas über Lubahn und die Gwst.

---

Im Archiv des Gutes Lubahn wurde kürzlich eine Art Chronik des Kirchspiels Lubahn in Südost-Livland aufgefunden, die, wie aus ihr hervorgeht, im Jahre 1879 niedergeschrieben wurde — von wem hat sich leider nicht feststellen lassen. Wir geben daraus hier mit freundlicher Erlaubnis einige Stücke wieder, die für unsre „Heimatkunde“ nicht ohne Interesse sein dürften.

\* \* \*

Schon früh wird eines erzbischöflichen Schlosses Lubahn erwähnt, das schon am Ende des dreizehnten oder wenigstens ganz gewiß am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts vorhanden war. Als Erbauer wird der damalige Erzbischof von Riga Johannes Graf von Schwerin genannt, nachdem sein erzbischöflicher Vorgänger Johannes von Lune bereits das Schloß Laudon an der Gwst gegründet hatte. Wenn aber in Arndts Livländ. Chronik (II, 343) für Lubahn das Erbauungsjahr 1304 angegeben ist, so muß bemerkt werden, daß das wohl einem Druckfehler zuzuschreiben sein möchte, da der genannte Erzbischof schon im Jahre 1300 in Rom verstarb. Demnach müßte das Erbauungsjahr für Lubahn schon in die letzten Jahre des 13. Jahrhunderts fallen, was um so wahrscheinlicher wird, als Erzbischof J. von Schwerin in jenen Jahren im besten Einvernehmen mit den benachbarten Litauern, ja sogar mit ihnen im offenen Bündnisse wider den damaligen deutschen Ordensmeister Bruno stand. —

Es scheint, daß dieses Schloß von Riga aus gerechnet 25 Werst hinter Laudon in den Grenzen des erst seit kaum 30 Jahren von Lubahn abgetrennten Gutes „Meiran“ noch ca. 4 Werst von diesem und 15 Werst vom heutigen Gute Lubahn entfernt, ganz nahe an dem jetzt von Laudon nach Lubahn führenden Wege gelegen hat. In dieser Annahme führt einerseits der Umstand, daß sich an dem bezeichneten Punkte die einzigen Berge befinden, die im ganzen Kirchspiel Lubahn und auch im weiten Umkreise über dasselbe hinaus vorhanden sind, welcher Umstand bei der bekannten Vorliebe der älteren Zeit, die Schlösser auf Bergen anzulegen, nicht ganz außer Acht zu lassen sein möchte.

Mehr Gewißheit hat aber noch die Tatsache, daß der eine dieser Berge bis auf den heutigen Tag im Volksmunde der „Schloßberg“, „pils-kalns“, heißt, während sonst kein anderer Ort im ganzen Kirchspiel diesen Namen trägt.

Freilich sind auch auf jenem, jetzt zu Ackerland benutzten Berge keinerlei steinerne Ruinen oder sonstige Schloß-Überreste mehr zu finden. Das könnte zu der Voraussetzung führen, daß das Gebäude, wenn es auch ein erzbischöfliches Schloß war, aus Holz gebaut gewesen sein müsse. Verkohltes Holz, ja ganze Balkenstücke in ziemlich bedeutender Tiefe unter der Oberfläche liefern den Beweis, daß dort in alter Zeit menschliche Wohnungen gestanden haben. — Eigentümlich ist dabei, daß die um jene Berge herumliegenden Bauergehöfte außer den, für die einzelnen Gruppen existirenden Namen, noch den jene sämtlichen Ansiedlungen zusammenfassenden Gesamtnamen „Wissaga!“ von uralten Zeiten her führen.

Man hat die Entstehung dieses Namens darauf zurückführen wollen, daß der Weg von Laudon aus früher nur bis zum alten Schlosse Lubahn geführt und dahinter ein unabsehbares undurchdringliches Urwald-Gebiet begonnen habe. Erzählen doch die ältesten Personen des Kirchspiels noch heute, sie hätten es von ihren Vätern und diese wieder von ihren Voreltern gehört, daß in alten Zeiten ein unwegfamer, viele, viele Meilen weit nach allen Richtungen, namentlich aber zum Lubahnschen See sich hinerstreckender Eichenwald das ganze Land bedeckt habe — ein Eichenwald von tausenden von Wildschweinen bevölkert und so dicht bestanden, daß man ohne den Fuß auf die Erde setzen zu müssen, von Ast zu Ast

kletternd, von Meiran bis nach Swidsen hätte kommen können (ca. 15—20 Werst).

Auch hat man bei zufällig an diesem und jenem Orte gemachten Grabungen in jetzt mit Nadel-, Birken- oder Ellernholz bestandenen Wäldungen tief unten viele große Eichenblöcke aufgefunden. Man deutete sich darum jenen Namen „Wissagal“, der ein Kompositum der lettischen Bezeichnung von „wiß“ = alles und „gals“ = Ende darbietet, dahin, daß mit den Ansiedlungen von „Wissagal“ die letzten menschlichen Behausungen in jener Gegend aufgehört, daß dort das kultivierte Land „zu Ende“ und dahinter die Welt, zwar nicht mit Brettern verschlagen, wohl aber durch Urwald-Dickicht versperrt gewesen sei. — Doch möchte es von Interesse sein, daß der Mund des Volkes nicht diese Deutung, wohl aber eine andere kennt:

Es habe, so erzählt es eine Generation der andern weiter, in unvordenklich alten Zeiten auf dem Berge, an dessen Fuß sich „Wissagal“ befindet, ein Schloß gestanden, das einem sehr mächtigen Herren gehörte, vor dessen Forum alle Rechtsachen und Streitigkeiten hätten gebracht werden müssen. Er habe dann von sich aus Alles endgültig entschieden, so daß, sobald er seinen Spruch gefällt, „wissai leetai gals“ — d. h. jede Sache zu Ende — gewesen sei. Infolgedessen hätten die entfernter Lebenden dem Schlosse mitsamt den rund herum liegenden Ansiedlungen den Namen „Wissagal“ gegeben. — Ob nun diese auf die inappellable erzbischöfliche Jurisdiktion verweisende oder jene auf den versperrenden Urwald sich stützende Erklärung der Namens-Stymologie von „Wissagal“ die richtige und wirklich auf die ältesten Zeiten zurückzuführen sei, wer will das endgültig beweisen. Es sollte hier nur mitgeteilt werden, daß Pastor lubanensis im Verkehr mit dem Volke nie die letztere, nicht selten aber aus der Leute Munde die erstere vernommen hat. Zu dem Schlusse, daß wirklich dort und nirgend anders wo das alte Schloß gestanden haben muß, führt auch endlich noch der Umstand, daß der jenem „Schloßberge“ ganz nahe gegenüber liegende zweite Berg noch heute von den „Wissagalschen“ Leuten der „Kirchberg“, basnizafalns, genannt wird. Dadurch wird freilich nur bestätigt, was schon an sich so ziemlich selbstverständlich war, nämlich: daß ein

erzbischöfliches Schloß auch eine Kirche hatte, da es mit seinen Höri gen nicht wohl ohne eine solche sein konnte.

\* \* \*

Das Gut Lubahn, von welchem erst in jüngster Zeit ein Drittel zu einem zweiten selbständigen Gute abgeteilt worden ist, umfaßte in seiner ursprünglichen, einen fürstlichen Besiß darstellenden Größe, den Flächenraum von fast 540 Quadrat-Verst. Dieser Flächenraum, welcher zu seiner nach dem Lubahn'schen See zu liegenden unkultivierten Hälfte recht schweren, ertragreichen, reichlich mit Lehm und Mergel versehenen, dagegen zur andern kultivierten Hälfte sehr leichten, im Untergrunde fast trieb sandartigen, aber doch auch nicht ertragarmen Boden aufweist, war in älterer Zeit mit unabsehbaren Wäldungen, in denen, wie schon oben angedeutet, der Eichenwald eine große Rolle spielte und das Wildschwein ein ungestörtes Familienleben führte, bedeckt. Auch dürfte Lubahn zu denjenigen Gütern Livlands gehören, in welchen der von keines Menschen Fuß betretene Urwald sich weit am längsten erhalten hat. Daß aber noch heutzutage sich solche Partien in den Grenzen des Gutes befinden sollen, ist, obgleich es in Livland fast allgemein geglaubt wird und wohl durch den sprichwörtlich gewordenen, noch heute vorhandenen Walddreichtum Lubahns hervorgerufen worden ist, eine jeglicher Wahrheit entbehrende Sage. Zu Mühlen-Wellen brauchbare Bäume sind hier schon beinahe ein *pium desiderium* und gute holländische Brussen ein recht rarer Artikel geworden, was mit dem Vorhandensein von Urwald durchaus nicht stimmt.

Die Eiche, wenn sie sich auch jetzt nur noch an wenigen Punkten zu wirklichen Wäldchen verdichtet, ist doch noch sehr reichlich vertreten, und lockte vor einigen Jahrzehnten einen Emisär der französischen Krone, der Schiffs-Bauholz kaufen sollte, hierher nach Lubahn und den angrenzenden, mit Eichenholz ebenso reichlich versehenen Schwaneburg'schen Gütern. Derselbe erklärte aber nach geschehener untersuchender Besichtigung, daß zwar 50 bis 100 Jahre früher seine Krone kaum imstande gewesen sein dürfte den Schatz, der in den Eichen stecke, zu bezahlen, nun aber, da die Bäume zum größten Teil schon überstämmig geworden, die Zeit der besten Nutzung derselben leider schon vorüber sei.

Neben seinem Überfluß an Holz ist es namentlich der immense Reichtum an Heu, der von je her den Zubahn'schen Komplex ausgezeichnet hat und den derselbe seiner durchgehend niedrigen Lage, vor allem aber dem See und seiner, diesem See entfließenden Ewst zu verdanken hat. Des Interesses wegen möge hier zugleich bemerkt werden, daß dieser breite wasserreiche Strom drei sehr merkwürdige Eigenschaften aufweist.

Die erste, die unausbleiblich jedes Frühjahr in die Erscheinung tritt, betrifft die Tatsache, daß auf der Strecke vom See bis einige Werst unterhalb von Meiran das Flußeis ohne jeden Eisgang schwindet, während nicht bloß oberhalb den See, sondern auch unterhalb den Fluß dickes Eis bedeckt, des Lasten zu tragen fähig ist. Dieses Schwinden der Winterdecke geht zudem so rasch und oft so plötzlich vor sich, daß Leute, die am Morgen mit ihren Pferden übers Eis zur Kirche fuhren, nach dem Gottesdienst völlig freies Wasser ohne irgend welche Scholle wiederfanden. Das Eis zerbricht hier nicht in Stücke und zieht als Scholle den Strom hinunter, vielmehr zergeht es nur wie Schaum an Ort und Stelle. Worin die Erklärung für diese auffallende, sich stets wiederholende Erscheinung liege, ist garnicht zu ermitteln. Warme Quellen, die das Eis zum Schmelzen brächten, können nicht wohl angenommen werden, weil im Herbst der ganze Fluß, so unterhalb wie oberhalb, bei gleicher Kälte völlig gleich gefriert. Anzunehmen, wie andere es tun, daß hier aus den Wäldern und Sümpfen mit dem Frühjahrs-Wasser ein das Eis sehr schnell verzehrender Stoff dem Flusse zuströme, ist gleichfalls nicht gut möglich, da die kleinen Seen am Rande des Stromes, welche das Frühjahrs-Wasser aus den Wäldern ebensogut und zwar oft aus erster Hand erhalten, ihre feste starke Eisdecke noch wochenlang bewahren, nachdem der Fluß schon keine Spur davon mehr aufweist.

Die andere merkwürdige Eigenschaft der Ewst ist die, daß dieselbe im ersten Drittel ihres gekrümmten Laufes, d. h. vom in gerader Richtung nur etwa 12 Werst von Zubahn entfernten See bis etwa 2 Werst von Zubahn nur ein wunderbar kleines Minimum an Gefälle aufweist: nämlich auf die Strecke von vollen 40 Werst nur 3 Fuß an Fall, was noch nicht 1 Zoll auf jede Werst ausmacht. Der Grund hiefür liegt wohl darin, daß der Fluß an jener unweit von Zubahn gelegenen Stelle durch ein ungeheures,

fast eine Werst in seiner Länge messendes Kalksteinfließen-Lager aufgedämmt wird. Das oberhalb sonst 8 bis 10 Fuß tiefe Wasser geht über diesen Steindamm im Sommer kaum  $\frac{1}{2}$  bis 1 Fuß hoch hinweg, um dann bis zur Grenze des Laudonschen Kirchspiels ca.  $\frac{1}{2}$  Fuß Fall auf jede Werst anzunehmen. Die von der genannten Grenze beginnende andere Hälfte des Fluß-Laufes weist (gegenüber den überhaupt nur 12 Fuß der ersten Hälfte) ein Gefälle von 100 Fuß bis zur Mündung in die Düna auf. Die Folgen davon, daß das Wasser in den Grenzen des Kirchspiels so träge fließt, weil es hier einen fast wagerecht liegenden Boden findet, sind im Frühjahr ungeheure und sehr lange andauernde, weil nur schwer und ganz allmählich abfließende Überschwemmungen. So stand z. B. vor 12 Jahren am 22. April 1867 das Wasser schon so hoch, daß man im Boote um das Gebäude der Kirchspiels-Schule herumfahren konnte. Dennoch stieg es noch bis zum 26. des Monats so, daß Gefahr da war, daß das Fundament der hart am Flusse auf hohem Ufer liegenden Gebäude unterspült werden und jählings ein Einsturz erfolgen könnte. Vom Pastorat mußte der Pastor, indem er fast unmittelbar an der Treppe seines Wohnhauses einstieg, im Boote zur Kirche fahren, weil nicht allein der Fahrweg unter Wasser stand, sondern auch die zwei auf der Strecke bis zur Kirche befindlichen Brücken von der Strömung ausgehoben und zerstört waren.

Fast das ganze Lubahn'sche Feld-Areal bot den Anblick eines zusammenhängenden ungeheuren See-Gewoges dar. Nicht viel kleiner war das Hochwasser des folgenden Jahres 1868 und in diesem Frühling scheint beinahe derselbe Fall eintreten zu wollen. Das Wasser steigt noch immer und hat doch schon eine bedeutend größere Höhe erreicht, als in den letzten 10 Jahren, nach 1868, hier gesehen worden ist. Den höchsten Wasserstand, dessen man sich in Lubahn erinnert, bot indessen das Jahr 1837 dar, wo derselbe noch eine um 8 Zoll größere Höhe erreichte als im J. 1868. Doch diese Frühjahrs-Überschwemmungen haben noch nicht gar zu viel zu sagen. Dagegen denken die Kirchspiels-Einwohner nur mit Grausen an das Jahr 1844 zurück, in welchem eine die Wasserhöhe von 1867 erreichende Überflutung gerade zur Heuzeit eintrat und so lange stehen blieb, daß weit über die Hälfte des Kirchspiels seinen vom Wasser verwüsteten Roggen mühsam ins

Boot schneiden mußte. Die Heu-Ernte war verloren, so daß für den folgenden Winter die Pferde zum größten Teil in die benachbarten Kirchspiele zur Überwinterung geschickt wurden. Das Brod reichte kaum bis Weihnachten und die Winter-Saat fürs folgende Jahr hatte nicht bestellt werden können. Infolgedessen hatte sich das Kirchspiel gezwungen gesehen, von der Regierung Mehl zu erbitten, um dem Hunger zu steuern, und geriet dadurch in große Schulden. —

Die dritte, fast unglaublich klingende, aber doch vorhandene und in jedem Frühjahr so sicher wie das Aufgehen der Sonne an jedem Morgen auftretende Erscheinung besteht darin: daß auf einer Strecke von ca. 20 Werst des obersten Laufes die Ewst eine Zeitlang zurück, d. h. zum See hinauf, statt in der sonst üblichen Weise vom See nach Lubahn zu hinunter, fließt, obgleich sie aus Gewohnheit doch auch dieser letztern Richtung nicht ganz untreu wird. Wer wollte es nicht zugeben, daß das so wunderbar, ja fast wie absolut unmöglich klingt, daß jedermann dazu ungläubig den Kopf schütteln möchte, — und doch ist es wahr und hängt sehr einfach zusammen. Ca. 20 Werst vom See mündet nämlich der größte sehr wasserreiche Nebenfluß, die Bedez, nach einem — zusammen mit ihren unzähligen Krümmungen gerechnet — wohl 200 Werst betragenden Laufe, wie das jeder auf seiner Karte nachsehen kann, in die Ewst. Die letztere hat bis dahin kaum  $1\frac{1}{2}$  Fuß Fall vom See gehabt und wird durch die ungeheuren Wassermassen, welche die Bedez im Frühjahr heranwält, in ganz kurzer Zeit weit über diese  $1\frac{1}{2}$  Fuß hinausgehoben, während das See-Bassin sich nicht so schnell füllt. Darum reißt sich, sobald diese Hebung des Wasserspiegels der Ewst bis zur nötigen Höhe vollzogen ist, für die Zeit der Hochflut ein Seitenarm von der Bedez schon eine Strecke vor ihrer sonstigen Mündung in die Ewst los, geht einige Werst am Lande hin, tritt dann direkt gegen die Sommer-Richtung der Ewst-Strömung in deren Flußbett ein und strömt so lange dem See zu, bis dessen Bassin hoch gefüllt ist. Dann tritt erst die richtige Strömung sämtlichen Wassers wieder nach Lubahn zu ein. Bis dahin ging in der bezeichneten Weise der Nebenfluß der Bedez geteilt, sowohl nach Lubahn als auch zum See ab, aber beide Male im Flußbett der Ewst. Wer das nicht glauben will, der komme zur rechten Zeit nach Lubahn,

oder auch ohne Reiseunterbrechung direkt zur Bedez-Mündung und sehe sich das an, zahle aber zuerst für seinen Unglauben die bekannte Strafe.

Doch genug von diesen Eigentümlichkeiten des Ewst-Flusses, der Lubahn, wie oben erwähnt, seinen großen, fast uner schöp flichen Heu-Reichtum verdankt. Unabsehbar ziehen sich an den Ufern dieses Stromes und des Sees die Heuschläge, die sogenannten „Klaften“ hin, dicht bestanden mit einem durch die jährlichen Überschwemmungen gedüngten, zwar langen, aber doch, wenn zur rechten Zeit gemäht wird, guten Nahrungswert repräsentierenden Grase, so daß der Präsident der lisländischen ökonomischen Sozietät, der Herr Staatsrat v. Middendorf, vor einigen Jahren bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Lubahn und Besichtigung des Sees den Wunsch aussprach: die Saat davon in Zukunft aus Lubahn zu erhalten, da er sie sich für seine niedrig gelegenen Heuschläge bisher schon mehrfach solche aus dem Auslande habe kommen lassen müssen.

Der Reichtum des bei allen Liebhabern berühmten Lubahn-schen Jagdreviers mit seiner, soviel nur irgend an Sicht gewünscht wird, in vollem Maße gewährenden Auerhahn-Walz im Frühling, seinen zahllosen See-Enten und wilden Hühnern im Sommer, seinen allerdings jetzt seltener werdenden Bären im Spätherbst und seinen dafür um so besser prosperierenden Elennen im Winter, lockt alle Jahre größere oder kleinere Jagd-Gesellschaften, manchen auch aus weiter Ferne nach Lubahn. Hat doch der Ruf seines Reviers sogar auf zwei Kaiserhöfe, in Petersburg und Berlin, seine wirkungsvolle Anziehungskraft auszuüben vermocht.

Seine Kaiserliche Hoheit der Prinz von Leuchtenberg hat vor einer Reihe von Jahren (ca. 15) Lubahn mit seiner Gegenwart beehrt, um hier zu jagen. Auch Seine Majestät der Kaiser wollte einmal selbst herauskommen, doch zerschlug sich das. Daß aber Se. kgl. Hoheit der Prinz Friedrich Karl von Preußen seinen Besuch vor zwei Wintern auch eigentlich Lubahn zugehört hatte und nur durch von ihm unabhängigen Umständen dazu veranlaßt worden war, die Jagd in Wolmarshof abzuhalten, möchte allbekannt sein.

---

## Zu den letzten Feldzügen im 7-jährigen Kriege.

### Aus den Aufzeichnungen des Obersten von Kennenkampff.

---

In der großen Sammlung genealogischer Nachrichten in der livländischen Ritterschaftsbibliothek zu Riga, die einst der alte Dorpater Bürgermeister K. F. Gadebusch zusammengetragen hat, finden sich auch in der Abteilung über das Geschlecht v. Kennenkampff Aufzeichnungen des russischen Obersten J. D. v. Kennenkampff aus den Jahren 1760—62 über seine Teilnahme an den letzten Feldzügen im 7-jährigen Kriege. Sie werden auf den folgenden Seiten zum ersten Mal veröffentlicht.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen, Johann Dietrich v. Kennenkampff ist in unsrer Heimat auch sonst eine nicht vergessene Persönlichkeit, durch die Stiftung, die er testamentarisch geschaffen und die bis heute noch lebt.

J. D. v. Kennenkampff wurde am 15. März 1719 in Estland geboren. Theils zu Hause, theils, seit 1732, in einer Schule in St. Petersburg erzogen, trat er zunächst in französischen Militärdienst, wie das so manche Söhne unsrer Heimat jener Zeit thaten. Dann lehrte er in die Heimat zurück und wurde russischer Offizier. Das Ende des 7jährigen Krieges, über das seine Aufzeichnungen handeln, erlebte er als Oberst. Unmittelbar danach wurde er Generalmajor, dann Generalleutnant. Er starb als solcher 1783, ohne Erben.

Er war Besizer des Gutes Finn in Estland, auf dem nach seinen testamentarischen Bestimmungen schon ein Jahr nach seinem Tode das noch heute bestehende Fräuleinstift zu Finn begründet wurde.

Wir geben im Nachstehenden seine Kriegserinnerungen wortgetreu wieder.

\*            \*            \*

1760 ging unsere Armee gerade nach Schlesien. Es schiene fast, daß die Preußen nicht rechte Lust mehr hatten, mit uns zu schlagen, indem wir ohne Hinderniß bis Breslau vorrückten. Den 26. Juli nahm der Herr Feldmarschall Soltikow sein Lager vor Breslau, in dem Flecken Hundsfeldt war das Hauptquartier bemerkt. Da aber die Preußen, so bei Breslau stunden, sowohl unsere Vorposten als auch die Bedeckung des Hauptquartiers vertrieben, das Hundsfeldt aber von unsern Lager garnicht entfernt und wann die Preußen diesen Posten behalten hätten, so hätten wir risquirt, daß sie in der Nacht unser Lager hätten beschießen können. Ich erhielt deswegen Befehl, mich sogleich bei dem Herrn Generalen Fermor zu melden, der eben mein Regiment, so noch nicht ganz im Lager gerückt war, passierte. Ich holte diesen Generalen nicht weit von Hundsfeldt ein, da er mich denn sagte, ich möchte ihme nur folgen, er wollte diesen Posten recognosciren, welchen ich besetzen und defendiren sollte. Ich erinnerte ihme, was ich vor Truppen dazu haben würde, denn mein Regiment hätte noch keinen Befehl zu marschiren, obgleich ich bei meinen Begreiten befohlen hatte, daß sich solches fertig machen und das Gewehr, das von dem selbigen Tages heftigen Regen naß geworden, austrockneu sollte. Er schickte also sogleich nach dem Lager seinen Adjutanten, der das Regiment zu mir führen sollte.

Wir ritten durch die Stadt Hundsfeldt, ohne jemanden vom Feinde zu sehen. Auf der andern Seite der Stadt nach Breslau zu war ein Damm, so mit etlichen Brücken coupirt war und am Ende des Dammes hatte der Feind ein starkes Commando mit etliche Kanones. Es fung schon an, schummer zu werden und unsere Kosaken, so etwas vorwärts recognoscirten, meldeten uns, daß ein ziemlich großes Corps Feinde aus Breslau im Anmarsch wäre. Ich fürchtete, mein Regiment würde nicht zeitig genug ankommen können und die Preußen würden sich in Hundsfeldt festsetzen, deswegen sagte zum General Fermor, daß ich von der einen Seite des Fleckens recognosciren wollte, ob ich nicht um den Flecken gehen könnte, wann etwa schon der Feind sich darinnen

postiret hätte, wodurch ihm alsdann gänzlich abschneiden könnte. Wie solches auch practicabel fand und wieder zurück kam, fand den Herrn General Fermor nicht mehr vor mir, es war aber der de jour General Graf Bruce angekommen, welchen ich meldete, daß ich diesen Posten zu souteniren beordert, mein Regiment aber noch nicht angelangt wäre. Es wurde mittlerweil ganz dunkel und es fiel ein beständiger feiner Regen.

Der Feind zeigte sich schon am Ende des Dammes, da ich dann auf Anfrage bei dem Herrn de jour General, ob er gar keine Infanterie in der Nähe hätte, doch drei Biquets von der Avant-Garde zu 20 Mann stark zusammen brachte. Mit diese 60 Mann und 3 Officiers ging dem Feinde auf dem Damm entgegen und faste Posto vor einer Brücken. Es war ganz dunkel und der Feind konnte uns nicht erkennen. Ich ließ mein ganzes Commando niederknien und verbot, nicht zu schießen, bis ich es selber befehlen würde. Der Feind, der sich immer längst dem Damme näherte und ein beständiges Defile-Feuer machte, weil er dadurch seine Passage reinigen wollte, die Kugeln aber alle über uns gingen, kam bis an der Brücke, wo meinen Posten gepflanzt hatte und war keine 20 Schritte von uns, da commandirte mein schon fertig liegendes Commando, daß sie Feuer gaben und mit den größten Geschrei mit gefüllten Bajonetten auf dem Feinde zuliefen. Dieses reufirte so vortrefflich, daß von die 60 Kugeln wohl keine manquiret hat, so man den andern Morgen an denen Todten und weggeworfenen Amunitions-Stücker sehen konnte. Ich verfolgte den Feind, der sich zuweilen wieder stellen wollte, bis an der alten Oder, allwo die Brücke zu verderben suchte. Ich glaube wohl, daß der Feind aus unser nachmaliges Feuern wohl gemerket, daß wir sehr wenig waren, denn da wir beschäftigt waren, etliche Balken von der Brücke abzuwerfen, kamen sie wieder längst den Damme marschiret und in eben dem Augenblicke kam der Kapitän Gersdorff mit seiner Grenadier-Compagnie von meinem Regimente an und nachdeme er ein Paar Pelotons auf sie abfeuerte, zogen sie sich ganz zurück.

Die Nacht durch employrte ich hinter dieser Brücken über der alten Oder eine Batterie zu machen, ließ, weil der Raum zu klein, nur 30 Mann und 2 Kanonen auf diesen Posten und mein ganzes Regiment stellte zu Ende des Dammes auf beiden

Seiten. Ich hatte bei dieser nächtlichen Action nicht mehr als 2 Officiers und 10 Gemeine bleffiret. So wohl der Herr Feldmarschall als auch auf seine Vorstellung unsere allergnädigste Kaiserin haben mich vor diese Ausführung schriftlich gebancket.

In dieser Campagne wurde auch Berlin im September surprerirt. Ich war bei der Colonne des Herrn Generalen Peter Panins und commandirte seine Avantgarde von 1200 Grenadiers, wie ich denn auch bei den Zurückzuge bis Frankfurt an der Oder die Arriergarde von dieser Colonne machte. Wie die Armee schon den Zurückmarsch nach die Winterquartiere an der Weichsel angetreten hatte, kam auf hohen Befehl der Herr Feldmarschall Buturlin und empfing das Commando der Armee.

\* \* \*

1761 ging die Armee abermals nach Schlesien, und da der Herr General Berg in Stelle des Generals Grafen Tottleben das Commando derer leichten Truppen antrat, wurde ich mit 2000 Grenadiers auf sein Verlangen ihme zu souteniren zu dem Herrn Generalen von Berg commandiret. Dieses leichte Corps wurde noch außer meine Grenadiers mit 3 Cavallerie-Regimenter und ein Theil Feldartillerie verstärkt und der Herr General Berg hatte die ganze Campagne hindurch nicht allein die Avantgarde der Armee, sondern cotogirte selbige jeder Zeit von der feindlichen Seite, da dann fast beständig kleine Actiones vorfielen.

Wie die Armee in der Gegend von Dels war, mußte der Herr General Berg mit seinem Corps nach Brug marschiren und dadurch den Marsch der Armee nach Breslau maskiren. Bei unserer Ankunft bei Brügg hatten wir mit dem Feinde ein ziemlich hitziges Gefecht, der Feind zog sich aber gänzlich unter die Kanonen der Festung und wir erhielten den andern Tag den Befehl, uns nach Breslau zu wenden. Wir mußten die Nacht zur Hülfe nehmen, um an eben dem Morgen, als den 22. Juli, wann die Armee von Breslau wegmarschirte, selbiger die Arriergarde zu machen. Wir kamen auch zu rechter Zeit an.<sup>1</sup> Es hatte auch der Herr Feldmarschall zu unserer Sicherheit den Herrn Generalen

<sup>1</sup>) Vgl. Masslowskij, Die russische Armee im 7jähr. Kriege. Bd. III, S. 447.

M. P a l m e n b a c h mit 3 Infanterie-Regimenter nachgelassen, mit welchen sich der Herr General Berg conjugirte. Der feindliche General Knoblauch versuchte zwar, uns zu attackiren und war uns von der Vorstadt und die Gärten bedeckt ziemlich nahe an unsern rechten Flügel gekommen, es nahm aber der Herr General Berg seine leichte Artillerie unter Bedeckung meiner Grenadiers und eines Regiments Cavallerie und kam dem Feinde zur rechten Zeit entgegen. Da selbiger zu deploiren anfang, attackirte ihm sowohl mit der Artillerie als denen Truppes so lebhaft, daß es denen Feinden nicht möglich war, sich in Ordre zu stellen und waren gezwungen sich unter die Kanonen der Festung zurückzuziehen. Unsere Armee zu folgen, hatten wir die alte Oder zu passiren, über welcher zwar eine gute hölzerne Brücke war, welches aber ein sehr langes Defilee wegen den sumpfigten Ufern machte. Auf wiederholten Befehl von den Feldmarschall mußten wir noch bei Tage dieses Defilee im Angesichte der Festung passiren. Mich trugen die beiden Herrn Generals auf, mit meine Grenadiers die Arrieregarde zu machen. Es kann sein, daß der feindliche General bei der ersten Attaque vieles eingebüset oder daß seine Truppen, so die ganze Nacht vorhero marschiret hatten, sehr ermüdet waren, denn es ließ selbiger uns diese Defilee geruhig passiren.

Nachdeme sich die Armee noch einige Zeit an den rechten Ufer der Oder aufgehalten \* und die österreichische Armee sich nach der Gegend von Schweidnitz zog, ging unsere Armee über der Oder und nach etlichen Märschen nahmen wir die Anhöhen bei dem Kloster Walsstädt ein und, obgleich der König von Preußen die Anhöhe, die vor uns lag, zwar mit seiner Armee einnahm, bei welcher Gelegenheit, da er ein Defilee erst passiren mußte, der Herr General Berg ihme mit seiner Artillerie sehr vielen Schaden that, indeme er die preußische Armee von 8 Uhr vor-mittags bis 2 Uhr nachmittags aufhielte, daß sie dieses Defilee nicht passiren konnte; so konnte er uns doch nicht hindern, daß wir uns mit denen Oestreichern conjugirten, welches auch den folgenden Tag geschah.

Die Oestreicher wurden von dem Herrn Generalen Baron Laudon commandiret und hatten ihr Hauptquartier in dem Städtchen

---

\*) Vgl. ebenda S. 449.

Freyberg und unsere Armee behielt den linken Flügel. Die Preußen verschanzten ihr Lager sehr feste. Gleich anfangs, nachdem wir uns mit denen Oestreichern conjungiret hatten, wollte der commandirende General von denen Oestreichern, daß wir die Preußen mit gesamter Hand angreifen möchten, ehe sie sich noch mehr verschanzten. Unser Feldmarschall aber fand Ursache, solches nicht zu wagen. Nach etlichen Tagen aber wurde im Kriegsraath beschloffen, den Feind nach der gemachten Disposition anzugreifen. Mich wurde mit meinem Regimente die Ordre gegeben, daß ich in der Nacht auf einer Anhöhe ganz nahe vor dem preußischen Retranchement, wo von ihnen auch eine starke Batterie war und fast ihr rechter Flügel sich endete, mich begeben sollte. Alles bei der Armee befindliches sehr schweres Geschütz sollte mich auch in der Nacht angeführet werden, woraus ich bei Anbruch des Tages das heftigste Feuer auf der feindlichen Batterie und Retranchement machen, auch zugleich mit meinem Regimente eine fausee attaque machen sollte. Unsere Armee aber (außer das Corps von dem Herrn Grafen Tschernitschew, so dem Feinde im Rücken kommen sollte) sollte sich in der Nacht ganz rechts ziehen und mit den Oestreichern unterschiedene Colonnen formiren und die rechte Attaque gegen des Feindes linken Flügel machen.

Ich war schon auf meinen Posten ausgerückt, es wurde aber aus dem Angriffe nichts, denn es hatte der Herr General Laudon nochmals die Stellung derer Preußen sehr genau recognoszirt und befunden, daß, wann wir in unserer Entreprise auch gelingen, es doch gar viel mehr Leute kosten würde, als der ganze Vortheil seien könnte.<sup>1</sup> Unsere Armee schied also wieder von denen Oestreichern und es blieb nur der Herr General Tschernitschew mit seinen Corps bei selbigen.

Nach zweien gemachten Märschen, da wir uns schon der Oder genähert hatten, raportirte der Herr General Berg, der die leichten Truppen commandirte, daß ein ansehnliches Corps von denen Preußen nach der Seiten von Breslau gegangen. Den andern Tag raportirte selbiger General, daß das preußische Corps viel unterwärts Breslau die Oder passirte.<sup>2</sup> Da merkte erst unser Feldmarschall, daß der Feind ein Coup auf unser Magazin em-

<sup>1</sup>) Vgl. ebenda S. 456. — <sup>2</sup>) Vgl. ebenda S. 461.

bulant, so nicht weit von Posen stand, machen wollte, und obgleich der Herr General Berg mit seinem sehr schönen Detachement regulärer Truppen, worunter auch 2000 Grenadiers unter mein Commando, auch etliche Cavallerie-Regimenter und eine schöne Park Feldartillerie, sich alle Mühe gab, da wir Tag und Nacht marschirten, dieses feindliche Detachement zu coupiren, so war es doch nicht möglich, und der Feind, so von dem Herrn General Platen commandiret wurde, hatte das Magazin verbrannt und das dabei befindliche kleine Commando, so sich doch etliche Stunden gewehret, auch alle übrige Fuhrknechte zc. gefangen genommen. Wir gaben uns zwar alle Mühe, dieses Corps einzuholen, aber der Herr General Platen forcirete seine Märsche besonders, welches auch aus den sehr vielen gefallenen Pferden zu schließen war. Unsere leichte Truppes incommodirten derer Feinde Arrieregarde beständig, wobei unterschiedene von unsern Gefangenen Gelegenheit fanden, im Durchzuge durch Defilees sich zu sawiren.

Endlich, da wir die Unmöglichkeit sahen, die Feinde zum Stehen zu bringen, er auch seinen Marsch nach der Seiten von Landsberg nahm und der Herr General Berg hieraus schloß, daß der Feind, wann er die Gefangenen nach der Festung Küstrin würde abgefertigt haben, seinen weitem Marsch nach Colberg zu der Armee des Prinzen von Württemberg fortsetzen würde, wodurch unsere dorten stehende Armee unter Commando des Herrn Generalen Rumänzow zu Leiden kommen möchte, so resolvirten wir uns, dem Herrn Generalen Platen vorzukommen und nahmen unsern Marsch rechts über Driesen. Noch denselben Tag fingen unsere Kosaken, die beständig den Feind auf seinem Marsche incommodirten, einen nach Landsberg abgeschickten feindlichen Jäger, welcher von dem Stadtrathe den Raport brachte, daß die Brücke den andern Tag um Mittage fertig sein sollte. Dadurch wurden wir noch mehr versichert, daß der Herr General Platen nach Colberg zu gehen in Sinn hatte.<sup>1</sup> Wie unser Ober-Quartiermeister nach Driesen kam, fand er, daß die dortige Brücke auch abgebrochen war, ließ aber solche sogleich von denen Bürgern wiederzumachen anfangen. Sobald aber der Herr General Berg bei Driesen ankam, ließ er den Herrn Obristleutnant Sumorow mit einem Kosaken-Regimente über den Fluß setzen und schickte ihm

<sup>1</sup>) Vgl. ebenda S. 462.

durch die Nacht nach Landsberg, die zum Uebergang des Feindes gemachte Brücke vor Ankunft derer letztern abzubrennen. Der Obristleutnant Sumorow fand die Thore zwar geschlossen, etliche Kosaken fanden die Möglichkeit, über die Mauer zu steigen und öffneten das Thor. Zwei Escadron preußischer Husaren waren den Abend zuvor eingerückt und wurden theils niedergemacht, theils fanden sie in der Dunkelheit Gelegenheit, sich zu retten, und 1 Rittmeister, 2 Leutnants und 60 Husaren wurden gefangen. Mittlerweile wurde es Tag und die Unsrigen steckten die Brücke an zu brennen, welche eben, wie der General Platen mit seinem Corps ankam, in voller Flamme stand.

Unterdeffen arbeiteten wir die ganze Nacht an unserer Brücke bei Driesen und sobald selbige fertig wurde, marschirten wir über solche und eilten so viel wie möglich, den Posten vor Landsberg zu occupiren. Der Herr General Platen, sobald er gesehen, daß die Brücke verbrannt, hatte sich seine Pontons benuzet und ehe der Herr General Berg mit seinem Corps anlangen konnte, war der Feind schon völlig über den Strom und hatte seinen vortheilhaften Posten eigenommen, auch sogleich Anstalten gemacht, die bei dem Magazine gemachte Gefangene nach Küstrin abzuschicken. Das Platen'sche Corps, nachdem es sich von denen Gefangenen debarassiret hatte, war zu stark und hatte sich zu vortheilhaft postiret, daß es kein Vortheil vor uns gewesen wäre, wann der Herr General Berg solche hätte angreifen wollen, und da selbiger die Gewißheit hatte, daß von unserer Armee der Herr General Fürst Dolgoruky mit einem Corps zu dem Herrn Generalen Grafen Rumänzow detachiret worden, so begnügten wir uns, einen Posten zu nehmen, da wir jederzeit dem Herrn General Platen den Weg nach Colberg verhindern konnten.

Den Tag darauf langte der Fürst Dolgoruky mit seiner Division in Driesen an und weilten er auch sehr forcirte Märsche gemacht und viele Equipage und Traineurs hinter sich gelassen hatte, so mußte er wohl ein paar Tage sich ausruhen und sein Corps sammeln. Da ihme auch der General Berg einen vollkommenen Bericht sowohl von des Feindes Stellung als auch von seiner Disposition, in Falle der Feind nach Colberg zu vorrücken sollte, gemacht hatte, so versprach der Fürst Dolgoruky, daß er, so ferne der Feind noch einen Tag warten würde, ganz gewiß,

mit unser Corps vereinigt, den General Platen attackiren wollte. Es sei nun, daß der General Platen wohl einsah, daß es ihm schwer fallen würde, seinen Marsch nach Colberg fortzusetzen und mit der Entschuldigung, daß er vor seinen Corps alles benöthigte wieder aus Rüstzin anschaffen müßte, hielt er bei Landsberg 4 Masttage, und ich glaube gewiß, wann der Fürst Dolgoruky sich den Posten, so der Herr General Berg einhatte, genähert hätte, so wäre der Herr General Platen gewiß mit seinem ganzen Corps nach Rüstzin zurück gegangen. Wie er aber sah, daß der Fürst Dolgoruky immer bei Driesen stehen blieb, so nahm er seinen Marsch über Klein-Berlinchen und Stargardt nach Colberg zu.

Den Abend vorher erhielt der Herr General Berg einen Befehl von dem Herrn Feldmarschall, daß er mit seinem Corps wieder zur Armee stoßen sollte und denselben Tag declairirte auch der Fürst Dolgoruky, daß, da er den Befehl hätte, gerades Weges zu den Corps des Herrn Generalen Grafen Rumänzow zu stoßen, so wollte er es nicht riskiren, von seinem Wege abzugehen.

Nachdem der Herr General Platen 4 Masttage gehalten hatte und wohl sah, daß man ihm weiters keine Verhinderung machte, so trat er seinen Marsch wie oben gesagt an. Der Fürst Dolgoruky brach auch selbigen Tages auf über Wolgast. Obgleich der Herr General Berg Befehl hatte, zur Armee zu stoßen, so versuchten wir doch den Feind in seinen Marsche zwei Tage mit denen leichten Truppes hinderlich zu sein, damit Fürst Dolgoruky etwas voraus gewinnen möchte. Bei einem Defilee bei Klein-Berlinchen hielten wir ihm einen halben Tag auf, da auch die feindliche Cavallerie nicht wenig einbüßete. Unter denen Gefangenen war auch der Galopin des Königs (solche pfleget der König jeden detachirten General mitzugeben) und da der General Berg die Nachricht erhielt, daß das Dolgoruky'sche Corps einen genügsamen Vorsprung hatte, so kehrten wir nach Driesen zurück, wohin denn auch die ganze Armee anlangte.

Raum waren wir bei der Armee angelangt, so wurde abermals mit 2000 Grenadiers beordert, einen Posten derer Feinde bei Stargardt von der einen Seite zu attackiren, da der Herr General Berg selbigen von der andern Seite mit seiner Cavallerie anfallen sollte. Die Feinde aber erwarteten uns nicht und zogen sich den Abend vor unserer Ankunft nach Stettin, und weilten

dieser Posten in Stargardt sowohl die Armee von der Stettiner Seite bedeckete, als auch zur Observation, wann Convoien von letzterer Festung nach Kolberg gesandt wurden, sehr bequem war, so erhielten wir Ordre, solchen zu manentiren.<sup>1</sup> Etliche Tage darnach raportirten unsere Vorposten, daß ein großer Train mit Ammunitions- und Proviantwagens durch Husaren bedeckt von Stettin nach Kolberg im Marsche wäre. Der Herr General Berg sandte sogleich den Herrn Obristleutnant von die Husaren Tefeli mit ein Corps leichter Truppes und etliche leichte Kanonen, welcher diese Convoi bei Golnau aufhob und verschiedene Gefangene vom Feinde einbrachte.

Nachdeme wir 14 Tage den Posten bei Stargardt behauptet hatten und die Armee sich näher nach der Weichsel doch noch in Pommern in die Cantonir-Quartiere zog, so nahmen wir unsern Posten in Neugardt und nach deme unsere Vorposten von Golnau bis Treptau ausgestellet waren, so raportirten selbige, daß in dem Dorfe Weisentin zwischen Treptau und Golnau ein Corps so wohl Infanterie als Husaren, so Kranke von Kolberg nach Stettin convoirten, angelanget waren. Der Herr General Berg rückte sogleich mit uns aus, wir waren aber keine Meile marschiret, so raportirten unsere Vorposten, daß das feindliche Commando wieder nach Treptau zurückmarschiret wäre. Den andern Tag darauf erhielten wir abermals die Nachricht, daß ein ziemlich großes Corps Feinde in nämlichen Dorfe Weisentin eingerückt wäre und die Zugänge vermachten, auch etliche Kanones mit sich hätten. Wir marschirten in der Nacht aus und da meine Grenadiers sehr fatigiret waren, ich auch glaubte, daß die Feinde sich nicht halten würden, so nahm nur 2 Grenadier-Compagnien, nämlich 400 Mann, mit. Der Herr General Berg hatte zwei Eskadron Cavallerie, etliche leichte Kanonen und seine Husaren und Kosaken zu sich genommen und war schon in der Nacht bei Weisentin angelanget. Meine Wegweiser aber, so aus Neugarten nahm, verfehlten den Weg und brachten mich zwischen Weisentin und Treptau. Der Kosaken-Obrister Popow mit seinen Regimente war mich gefolget und wie wir ein kleines Dorf durchmarschirten, so decouvrierten die Kosaken auf dem Treptauer Wege feindliche Piquetter, so auf ihnen feuerten. Die Dunkelheit der Nacht verhinderte,

<sup>1</sup>) Vgl. ebenda S. 463.

daß ich weder den Feind noch selbiger meinen kleinen Haufen recognosciren konnte.

Unterdessen waren meine Begleiter davongelaufen. Ich schickte in dem nahe liegenden Dorfe und ließ etliche Bauern holen, die mich dann versicherten, daß dieses Corps aus Cavallerie und Infanterie bestehend erst den vorigen Abend aus Treptau angelanget wäre und daß wir Weisentin schon passiret wären, so uns ganz zur linken geblieben. Da ich also versichert war, daß dieses Corps Feinde nicht dasselbe war, so in Weisentin gestanden, so befahl den Obristen Popow, daß er von seine Kosaken ein gutes Biquet in einer ziemlichen Distance, wenn es Tage würde, öfters hin und her parouilliren ließe, damit der Feind amüsiret würde, und nahm andere Begleiter und ließ mich zu dem bestimmten Orte führen.<sup>1</sup> Ich fand den General Berg bei Anbruch des Tages eine Viertel Meile von Weisentin. Nachdem ihm von allen, was vorgegangen, raportiret, so rückten wir den 5. Oktober näher am Dorfe. Wir fanden, daß die Zugänge vom Dorfe barrefabiret und aus allen Orten rund um das Dorf wurde mit kleinem Gewehre nach unsern Kosaken geschossen. Auf dem einen Ende des Dorfes war eine mit Wald bewachsene Anhöhe. Auf selbiger standen feindliche Husaren bei einer Batterie von 4 Kanonen. Um diese Anhöhe ging ein sumpfiger Morast, der auch zugleich die Anhöhe von den Dorfe abtheilte, aber mit einem breiten Damme wieder vereinigte. Die Ungewißheit, ob der Feind nicht auch im Dorfe Kanonen hätte, womit er meine so wenige Leute, ehe wir an das Dorf kämen, aufgerieben hätte, machte, daß ich resolvirte, über den Morast, der so ziemlich grün aussah, die Attaque auf das Geschwindeste zu machen.

\*

Der gute Wille meiner Grenadier machte, daß wir den sehr weichen Morast mit sehr wenigem Verluste passirten. Die feindliche Infanterie, wie sie sahen, daß wir gerade auf den Damm zuginen und ihnen dadurch von ihrer Batterie und Cavallerie coupiren würden, retirirte sich über den Damm aus dem Dorfe nach der Anhöhe, die letzten aber mußten doch auf

\*) Vgl. ebenda S. 514.

dem Damme denen Bajonetten meiner Grenadier zu theil werden und das ganze feindliche Corps setzte sich im Walde. Sobald aber unsere Artillerie zu mich stoßen konnte und ich nur etliche Mal in dem Walde geschossen hatte, retirirten sie sich nach der Seite von Treptow. Raum hatten wir sie im freien Felde, als unsere Cavallerie und besonders der Herr Obrister Medem mit seiner Eskadron Dragoner hinein hielten. Bei der ersten Attaque waren ihre Kanones schon abgenommen und bei der zweiten Attaque gaben sie zwar eine Salve, fireckten aber zugleich das Gewehr. Ihre Husaren aber nahmen reissaus, wurden aber von unsern Kosaken alle theils gefangen, theils niedergespießt. Raum daß ich fertig wurde, die Gefangenen abzufertigen, so sahen wir in zweien Colonnen, eine Infanterie und die andere Cavallerie, ein anderes Corps auf uns zukommen. Der Herr General Berg ließ ein Corps sich gleich formiren und rückte bis einer vor uns liegenden kleinen Anhöhe an. Der Feind aber, wie er sahe, daß er vor dieses Mal nichts mehr helfen konnte, zog sich wieder zurück und unsere leichte Truppes nahmen ihm noch einen Officier und 40 Gemeine gefangen, welche aussagten, daß die Cavallerie von den Obristen Loskau und die Infanterie von den Obristleutnant Corbie commandirt gewesen und solches das nämliche Corps gewesen, auf welches in der vorigen Nacht gestoßen. Wir erhielten bei dieser Affaire den Herrn Majoren P o d s c h a s i , 25 Oberofficiere, 4 Kanones und 600 Mann gefangen.

Hierauf gingen wir wieder auf unsern Posten nach Neugarden, und da die Armee sich näher nach der Weichsel zog, so erhielt der General Berg den Befehl, den Marsch der Armee weiter zu decken. Wir marschirten also bis dem Städtchen Platen und da die Armee sich in denen Cantonir-Quartiers verlegte, so nahm der General Berg seinen Posten in Greifenberg und hatte seine Vorposten bei Treptow und bis Stettin ausgesetzt. Noch denselben Abend, da wir bei Greifenberg anlangten, raportirte der Posten bei Treptow, daß ein großes Corps Preußen in Treptow eingerückt wäre. Kurz darauf wurde vor selben Posten raportiret, daß das feindliche Corps wieder aus Treptow marschiret und schickte zugleich zwei Gefangene mit, die aussagten, daß das feindliche Corps von dem Herrn Generalen Platen com-

mandiret wurde, sie wußten aber nicht, wozu es bestimmt wäre. Keine Stunde darauf raportirte abermals der Posten bei Treptau; daß noch ein anderes Corps von der Seite von Kolberg kommend in Treptau eingerückt wäre. Der mitgeführte gefangene Unterofficier sagte aus, daß dieses Corps unter Commando des Generalen Knoblauchs den Posten in Treptau halten würde und der General Platen würde sich zwischen Treptau und Stettin setzen, um die Communication zwischen Stettin und Kolberg zu unterhalten.

Der Herr General Berg resolvirte sogleich das Corps des Generalen Platen zu cotogiren und sein Vornehmen zu observiren. Nachdem er von allen dem Herrn Feldmarschall einen Raport zugesand, auch den Herrn Generalen Fürsten Wolchonsky, der mit der ganzen Cavallerie unsern Posten am nächsten stand, avertiret hatte, so rückten wir noch in der Nacht aus Greifenberg und da meine Grenadier so wohl als auch die Cavallerie sehr fatigiret waren, nahm ich nur 400 Mann Grenadier mit und von der Cavallerie wurden nur 4 Eskadrons außer alle leichte Truppes beordert. Wir marschirten die ganze Nacht bei einem sehr starken Regen und hatten unsern Marsch nach Golnau gerichtet. Ohngefähr um 8 Uhr Vormittage kam von unsern Vortruppen der Raport, daß ein ziemlich großes Corps feindliche Infanterie auch mit Artillerie gegen uns anmarschirte.

Der Herr General Berg versäumte nicht, mit unsern zwar kleinen Trupp mit großen Schritten ihnen zu begegnen. Gegen 9 Uhr kamen sie uns ins Gesicht. Unsere leichten Truppen und die 4 Eskadrons, wovon das eine der Obriste Medem und das zweite der Obristleutnant Polonsky commandirten, attaquirten den Feind, nachdem letzterer nur eine Decharge aus seinem bei sich habenden sechs Kanonen geben konnte, und hieben unter ihnen ein. Der so große Regen, der die ganze Nacht und den selben Tag gewehret, hatte das Schießgewehr bei dem Feinde so unbrauchbar gemacht, daß nur wenige abschossen und das ganze feindliche Detachement gab sich gefangen. Solches bestand aus 2 Frei-Bataillons. Wir bekamen zu Gefangenen den commandirenden Obristleutnant Corbier, einen Majoren, 45 Oberoffiziers, 6 Kanonen und 1200 Mann. Toten waren auch bei 200 auf den Platz geblieben.

Wie diese Action zu Ende, sahen wir, daß der Herr General Fürst Wolchonsky mit seiner Cavallerie der Armee ankam, welcher uns benachrichtigte, daß die erste Division auch nach der Seite von Golnau marschiret wäre.

Der Herr General Berg überließ mich also die Gefangenen und ging weiter, den Generalen Platen aufzusuchen, welcher auch hernachmals durch unsere Cavallerie und der ersten Division durch Golnau forcirt worden und sich nach Neu-Stettin hat retiriren müssen. Ich brachte die gemachte Gefangene vors Erste nach Greifenberg. Von dorten schickte solche mit einer genugsamen Convoi zum Feldmarschall.

Raum hatte diese abgefertiget, so erhielt durch einen Officier eine Ordre von dem Herrn Generalen Rumänzow, welcher bei Kolberg ein Corps gegen den Prinzen von Württemberg commandirte, daß er ein hinlängliches Detachement von sich nach Treptow gesand hätte, den dorten stehenden General Knoblauch zu attaquiren, daß auch selbiges Corps solches befolget und das feindliche Corps hielte. Ich sollte also Treptow von der stettinischen Seite gleichfalls attaquiren und gemeinschaftlich mit dem von ihme geschickten Detachement agiren. Obgleich ich garnicht unter des Herrn Generalen Rumänzow Befehlen stand, meine Grenadiers auch bis auf 700 detachiret waren, Greifenberg auch der vornehmste Posten war, der die Armee in ihren Cantons-Quartiere deckte, so befolgte doch die Ordre von dem Herrn Generalen Rumänzow, versammelte die noch nachgelassenen Kosaken und marschirte nach Treptow. Ehe ich selbiges erreichen konnte, wurde es Nacht und ich postirte mich an einem Defilee, so ohngefähr ein Meil von Treptow war, wo der Feind, wenn er sich nach Stettin ziehen wollte, unumgänglich passiren mußte. Nachdem meine Batterie gestellet und meine wenige Leute postirt hatte, nahm 50 Kosaken mit mir und recognoszirte den Posten dieses Feindes und das Städtchen selbst. Ich fand, daß die Stadt mit einer starken Mauer eingefast war. Die Dunkelheit der Stadt favorifizierte mich, daß ganz nahe an der Mauer kommen konnte. Der Feind hatte vor der Stadt gar keine Posten gesetzt und wie ich bei dem Thore kam, hörte, daß der Feind solches verrammeln ließ, woraus schließen konnte, daß sie wohl in Willens waren, den Posten zu souteniren. Ich ließ also in einer kleinen

Entfernung von der Stadt einen Posten von 50 Kosaken, mit dem Befehl, die ganze Nacht beständig um der Stadt zu patroulliren und zu beobachten, was der Feind machen würde, wovon sie mich öfters raportiren sollten, und verfügte mich wieder zu meinem Detachement.

Der Feind war die ganze Nacht geruhig gewesen und hatte nur Patroullen außerhalb der Mauer gesand. Noch ehe es völlig Tag wurde, passirte das Defilee und rückte vor der Stadt und wie ich bemerkte, daß sie keine Artillerie gegen mich hatten, so nahm meinen Posten bis einen Flintenschuß von der Mauer. Das Detachement des Herrn Generalen Rumänzow stand auf der andern Seite des Flusses Rega, konnte mich also garnicht secondiren, noch weniger gegen den feindlichen Posten etwas vornehmen, weil die Feinde die Brücke abgebrochen hatten. Nachdem meine kleine Artillerie und meine 700 Grenadiers postirt hatte, so sandte den Capitän von Gersdorff an das Thor und ließ den Herrn Generalen Knoblauch auffordern, daß er sich mit seinem Corps, da ihm alle Hülfe und Securs abgeschnitten, gefangen geben möchte, widrigen Falls müßte sich, um ihme zu zwingen, die Stadt anstecken. Er schlug es aber ab mit der Versicherung, daß er stündlich auf einen formidablen Secours von dem Herrn Generalen Platen wartete. Ich hielt es also vor meine Schuldigkeit, nochmals an ihme zu schicken mit der Versicherung, daß wir von Platens Corps den Obristleutnant Corbier mit seine Freibataillons gefangen und den Herrn General Platen mit dem ganzen Corps durch Golnau bis Stettin forcirt hätten. Aber auch dieses half nichts. Er wollte sich wehren. Ich probirte mit meine kleine Kanonen, ob ich eine Oeffnung in der Mauer machen könnte, aber vergebens. Hierauf fing ich zwölfpfündige Granaten aus 8 kleine Einhörner in der Stadt zu werfen. Die machten wohl den Effect, daß es an vielen Orten der Stadt zu brennen anfang, aber es ward sogleich wieder gelöscht. Es blieb vor mir weiter nichts übrig, als daß den Posten bloquiert hielte und sowohl von dem Herrn Generalen Rumänzow als von dem Herrn Generalen Berg, denen das vorgegangene raportirt hatte, größeres Geschütz erwartete. Die folgende Nacht rückte noch näher an denen Thoren, damit verhindern möchte, daß der Feind

sich nicht aus der Stadt zöge und mich, da er wohl 5 Mal stärker war, überrumpeln könnte.

Den andern Tag um Mittage kam der Herr General Rumänjow auf der Kolbergischen Seite der Rega an, hatte ein Grenadier-Regiment und etliche große Kanonen mitgebracht. Meine Kosaken hatten zwei kleine Bööte herbeigeschaft, womit der Herr General sich mit denen bei sich habenden fremden Voluntaires nach meinen Ufer transportiren ließ. Nachdem ihm die ganze Position der Sache vorgestellt, so glaubte er doch, daß ich mit meine Grenadiers mit Reitern stürmen sollte. Dieses wäre wohl eine sehr verwegene Unternehmung gewesen. Ich sagte hierauf, daß ich garantierte, wohlbehalten auf der Mauer zu kommen, wie aber die Grenadiers von der hohen Mauer hinunter in der Stadt kommen sollten, wüßte nicht anzugeben. Endlich ließ er sich meine Vorstellung gefallen und am gegenseitigen Ufer des Flusses eine Batterie von 8 große Kanonen errichten, die auch vor der eintretenden Nacht eine ziemliche Bresche in der Mauer gemacht.

Unterdessen ließ der Herr General an einer Communication in der Nacht arbeiten, damit auch von seine Detachementes zum Sturm herüber könnten gesand werden. Da ich vermuthete, daß der Feind sich in der Nacht aus der Stadt ziehen möchte, so hatte, um von allen sicherer avertiret zu sein, von meine Fronte an bis ganz nahe am Thore Posten von Officiers gesezet, die durch Pfeifen einer den andern avertiren sollten, wann der Feind sich aus der Stadt zöge. Wann sie ein Mal pffifen, bedeutete, daß das Thor geöffnet wurde, pffifen sie zwei Mal nach einander, so wäre es ein Zeichen, daß schon Leute hervor kämen, käme aber der Feind continuirlich mehr heraus, so sollten sie drei Mal nach einander pfeifen und sich zu der Fronte retiriren. Meine Grenadiers hatte das letzte Signal auch eingeschärft und die Disposition gemacht, daß, da in der Dunkelheit der Nacht keine anderen Anordnungen zu machen sind, sie sogleich auf das dreifache Signal mit gepflanzten Bajonettes auf das Thor zufahren sollten und also zugleich mit dem Feinde sich in der Stadt eindringen, alles, so auf der Gassen sich bewegte, niederstoßen und in keine Häuser zulaufen, bis alles gestillet.

Fast in der Mitte der Nacht geschah von denen ausgesetzten Herrn Officiers gedoppelte Signale und da solche von dem einen

zum andern gingen und alle in der Fronte zu hören waren, sprengten die Grenadiers zum Thore. Ich hatte viele Mühe, sie aufzuhalten, indem sie mich antworteten, die Posten hätten öfters als drei Male gepfiffen. Der Leutnant von Ungern, der den ersten Posten nahe am Thore hatte, schickte seinen bei sich habenden Soldaten sogleich an mir mit dem Raporte, es wäre ein Officier von dem Herrn Generalen Knoblauch aus der Stadt gekommen und verlangte mit den Generalen Rumänzew zu sprechen, Nachdem den Herrn Generalen davon avertirte, ließ selbiger den feindlichen Officier zur Antwort geben, daß, wann er mit der Proposition käme, daß der Herr General Knoblauch sich mit seinem ganzen Detachement wollte zu Kriegsgefangenen ergeben, so sollte den Officier zu ihm führen lassen. Zu einer solchen Duverte, sagte der Officier, hätte er keinen Befehl und ging zurück in der Stadt.

Es dauerte aber keine zwei Stunden, so präsentirte er sich wieder vors Thor und ich ließ ihm zu dem Herrn Generalen Rumänzew führen, da denn die Capitulation geschlossen wurde und der Herr General Knoblauch mit seinem Corps von mehr als 4000 Mann blieben unsere Kriegsgefangenen, und mir wurde sogleich ein Thor eingeräumt, so mit der Grenadier-Compagnie des Capitäns Gersdorf besetzte.

Den andern Tag, als den 14. Oktober, schickte der Graf Rumänzew die Gefangenen ab und ich erwartete den Generalen Berg, so auch denselben Morgen ankam. Wir blieben noch zwei Tage da und nachdem der General in Treptow einen Posten nachgelassen, marschirten wir wieder nach Greifenberg.

Nachdem die Armee noch einige Zeit in Pommern ausgeruhet hatte, so näherte sich solche denen Winterquartieren nach der Weichsel. Der Herr Graf Rumänzew blieb in seinem Lager vor Kolberg gegenüber des Herzogs von Würtembergs Corps stehen und da der General Rumänzew von den Feldmarschall mehrere Truppes verlangt hatte, so wurde der Herr General Berg mit denen leichten Truppes und zwei Cavallerie-Regimentern, wie auch der Generalmajor Jakowlew mit seiner Brigade Infanterie, das rasanische und mein Regiment, beordert, uns bei Rumänzew zu melden. Der General Jakowlew bekam vom neuen Chef den Befehl, mit seiner Brigade den Posten von Greifenberg zu be-

haupten, der Herr General Berg aber placirte sich gegen Stettin. Endlich zog sich der Herzog von Württemberg von Kolberg weg und diese Retirade zu decken, kam der General Platen von Stettin zurück und gerade auf Greifenberg zu. Der Herr General Berg, so uns zeitig hiervon avertiret, conjugirte sich mit uns. Wir hatten unsern Posten vor der Stadt sehr vortheilhaft genommen, auch die Cavallerie des Herrn Generalen Bergs war sehr wohl und ganz verdeckt postiret. Der General Platen kam an und ließ gegen unsern rechten Flügel eine Batterie aufführen.

Es war schon des Nachmittages und folglich zu vermuthen, daß an dem Tage es wohl zu keiner Action kommen würde und in eben dem Augenblicke erhielten beide Generals den Befehl, nichts gegen den Feind zu risciren, sondern sollten sich über der Rega ziehen und zur Armee stoßen. Die Brücke war wohl im Stande und unsere Equipagen hatten wir zu aller Sicherheit schon des Morgens über den Fluß gesandt, dennoch war die Retirade im Angesichte des Feindes gefährlich. Da wir durch die Stadt defiliren mußten, so zog sich zuerst unsere Cavallerie hinter der Anhöhe, wo die Infanterie postiret war, nach der Stadt und defilirte durch selbiges, die leichten Truppes aber mußten beständig den Feind amüsiren, der schon anfang, sich in Ordre de bataille zu formiren. Wie die Cavallerie die Brücke passirt hatten, so ließen wir vors erste unser grobes Geschütz abgehen und hierauf brach die Infanterie ab. Wie der Feind solches sahe, daß unser gemachtes Retranchement von Leuten entblößet wurde, kamen sie wohl auf unsere Arriergarde los, aber zu späte. Selbige war schon über der Brücke und hatte solche angezündet und unser ganzes Corps stand auf der andern Seite en ordre, unsere leichte Truppes aber hatten sich Passages durch den Fluß oberhalb schon gesucht und wir verloren keinen Mann.

Wie wir den andern Tag zur Armee des Grafen Rumänzow anlangten, so beschloß selbiger die Belagerung von Kolberg vorzunehmen. Die Brigade des General-Majors Jakowlews wurde auch dazu bestimmt. Die Belagerung war wegen denen theils nassen, theils sehr kalten Witterungen sehr beschwerlich, jedoch, da der Commandant wenige Ausfälle aus der Festung machte, so verloren wir eben nicht viele Leute. Endlich waren wir in Anfange des Decembris mit unsere Laufgräben auf den

verdeckten Wege. Der Commandant, der Obriste Heide, hatte durch Versperrung derer Schleusen das Wasser in denen Gräben sehr hoch getrieben, auch, da der Graben von der sehr großen Kälte zugefren, so ließ er die Mitte des Grabens allezeit aufeisen. Wie wir aber auf dem verdeckten Wege eine Batterie gemacht hatten, so konnte er den Graben nicht mehr aufeisen. Alles wurde zum Stürmen der Festung, da der Hauptwall nur von Erde war, präpariret, wie der General Rumänzow die Nachricht erhielt, daß der Herzog von Württemberg, der General Platen, der General Taden und noch andere Generals mit ihrem Corps der Festung zum Entsaß herbeieilten. Der Graf Rumänzow ließ nur 2 Regimenter, die Laufgraben zu bedecken, den Generalen Jakowlew detachirte er mit 4 Infanterie-Regimentern, worunter auch meines, nach Kolberg-Diep an den Seeufer, damit der Feind längst der See nicht zu der Festung kommen konnte und mit seiner übrigen Armee rückte er den Feind auf dem Wege nach Treptow entgegen, postirte sich sehr vortheilhaftig und hatte einen kleinen Morast vor sich und über selbigen auf seinen rechten Flügel eine Redoute, in welcher er den Majoren Stackelberg mit 4 Kanonen und 1 Bataillon Grenadier gesetzt. Es war den 8. December eine sehr scharfe Kälte. Der Feind kam anmarschiret. Eine Colonne von ihnen unter Commando des Generalen Taden kam auf uns bei Kolberg-Diep, da er aber die Unmöglichkeit sahe, hier durchzukommen, schloß er an die andern Colonnes, so oberwärts marschirten. Ungefähr um 10 Uhr Vormittage attackirte der Feind die Redoute, so der Herr Major Stackelberg bis Nachmittages um 4 Uhr tapfer verteidigte und da er keinen Schuß Pulver mehr übrig hatte, eroberte der Feind die Redoute mit stürmender Hand, da es doch noch 60 Grenadiers gelang, sich durch den Feind durchzuschlagen und über den Morast zu retiriren. Die Uebrigen kamen meistentheils ums Leben und der Herr von Stackelberg ward gefangen. Der Feind hatte dabei auch sehr viel verloren. Die Nacht kam heran und die excessive Kälte zwungen ihme, sich zurückzuziehen.

Wie wir auf unsere Posten bei Kolberg-Diep die Nachricht davon erhielten, eilte der General Jakowlew mit dreien Regimentern über einen großen Morast und einer stehenden See, so aber sehr stark zugefren waren, um den Feinde in den Rücken

zu fallen, kamen auch um Mitternacht an einen großen Dorfe, wo wir in denen Gärten und allendhalben kaum viel aufgemachtes Feuer sahen, auch von etlichen Deserteurs versichert wurden, daß der General Platen mit seinem Corps sich da ausruheten, daß die Leute so sehr erfroren, daß fast keiner das Gewehr halten könnte. Mein Rath war, an freien Orten mit unsere Grenadiers einzubringen und mit der Artillerie und Musquetiers bis ganz an dem Dorfe anzurücken und wann es denen Grenadiers gelingen würde, den Feind einen Schrecken einzujagen, alsdann mit allen zuzufallen. Denn ich glaubte gewiß, daß die sehr erfrorene und nun unvermuthet überrumpelte keine Lust, sich zu wehren, haben würden. Der Herr General Jakowlew folgte aber nicht meinem Rath, sondern ließ aus etlichen Haubitzen Brandflugels im Dorfe werfen. Da ich ihme vorstellte, daß er hierdurch den Feind aufmerksam machte und daß selbiger nicht unterlassen würde, zu recognosciren, wer ihm störete, auch alsdann unsern so kleinen Trupp gewiß attackiren würde, so resolvirte er sich, geschwinde zurück zu gehen.

Obgleich wir also gar keinen Vortheil von dieser Entreprise hatten, so erfuhren wir doch von Deserteurs, so in der Nacht mehr als 400 kamen, daß unsere Brandflugels solch eine Bestürzung bei dem Feinde verursacht, daß der General Platen sich resolviren müssen, noch vor Tage seinen Marsch nach Treptow fortzusetzen. Unsere leichte Truppes, so den Feind verfolgten, fanden sehr viele auf dem Wege und sehr vielen waren Hände und Füße verfroren.

Da der Feind also sich gänzlich entfernete und die Festung in großen Nöthen wegen Mangel an Brod war, resolvirte der Herr Commandant, der Obriste Heide, zu capituliren und die ganze Garnison wurde Kriegsgefangene.

Den 5. December marschirte auf Befehl des Herrn Grafen Rumänzow mit meinen und das räsansche Infanterie-Regimenter als Commandant in der Festung und der Herr Brigadier Verbell von die Ingenieurs wurde Ober-Commandant. Zu der Garnison erhielt noch 800 Kanoniers und das Pionier-Regiment. Die erste und nothwendigste Beschäftigung war die Häuser und Wohnungen, so in der Belagerung fast unbrauchbar geworden, zurecht zu bringen, damit die Garnison nothdürftig unter Dach

bringen konnte. Die Bürger und Einwohner der Stadt hatten nicht ein Stückchen Brod, daß sie leben konnten, und ich war gezwungen von dem Proviante, so vor die Regimenter auch nur vor ein Monat hin Vorrath hatte, denen Einwohnern bei wenigen auszuthellen, sandte aber sogleich unterschiedene Officiers nach der polschen Grenze mit Geld, die auch nach 14 Tagen genugsame Divers anführten, bis aus Königsberg zu Schiffe mit allen versehen wurden. Eine epidemische Krankheit raffte fast  $\frac{2}{3}$  derer Einwohner der Stadt in denen ersten zwei Monaten weg und im Frühjahr starben auch sehr viele von der Garnison.

1762 gleich im Anfange des Jahres erhielten wir bei der Armee die Nachricht, daß unsere allergnädigste Kaiserin Elisabeth I. noch gegen Ende des verwichenen Jahres gestorben, der Kaiser Peter III. den Thron bestiegen und der Friede mit Preußen geschlossen worden.



## An die Leser der Baltischen Monatschrift.



Seit einem vollen halben Jahrhundert schon besteht die „Baltische Monatschrift“. Trotz Wechsels der Herausgeber und der Ungunst der Verhältnisse ist sie bemüht gewesen, im Rahmen ihrer Tradition ein Spiegel deutscher Kulturbestrebungen in den baltischen Provinzen zu sein.

Die letzten Jahre seit der Revolution haben ihr jedoch so übel mitgespielt, daß ihre Weiterexistenz in der Tat ernstlich gefährdet erschien.

Indessen — wir brauchen doch notwendig ein Organ, wie es die „Baltische Monatschrift“ ist, und ihr Eingehen würde für unsre geistigen und Kulturbestrebungen eine bedauerliche Einbuße bedeuten. In dieser Erkenntnis haben sich nun eine Anzahl Herren zusammengetan, um der alten Zeitschrift mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und sie zugleich gewissermaßen auf eine breitere Basis zu stellen. Gilt es doch dem Sinken des Bildungsniveaus, das wir dem Rückgang der Universität Dorpat und unsres Schulwesens verdanken, mit aller Energie zu steuern. Und dazu bedarf es der Mitwirkung aller verfügbaren Kräfte.

Es soll daher der Versuch gemacht werden, mehr als es bisher der Fall war, in der Monatschrift über die neuzeitlichen geistigen Strömungen auf wissenschaftlichem und künstlerischem wie praktischem Gebiet zu orientieren.

Aber dieser Versuch kann freilich nur Erfolg haben bei regster Teilnahme der dazu berufenen und befähigten Kräfte in Stadt und Land. An sie ergeht daher die Bitte, die Zeitschrift durch Beiträge und Ratschläge zu stützen, an unsre Leser aber die Bitte, dem alten Blatte nicht untreu zu werden, sondern vielmehr ihr neue Freunde zu werben, alte wiederzugewinnen. Denn nur so wird es möglich sein, die redaktionellen wie äußeren Schwierigkeiten der „Baltischen Monatschrift“, in die auch sie durch die revolutionären Unruhen geraten mußte, zu überwinden, ihrer Wirksamkeit wiederum ein vielseitigeres und farbenreicheres Gepräge zu verleihen.

Die Red. der B. M.

